Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...

PGerm 147.1

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL.

(Class of 1815).

This fund is $20,000, and of its income three quarters shall be spent for books and one quarter be added to the principal.

Digitized by Google

Deutsche Revue

560 27

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Sechzehnter Jahrgang. — Erster Band.

(Januar bis März 1891.)

Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

Digitized by Google

~~L R X C I~~
P Germ 147.1

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XVI.

(Januar bis März 1891.)

Seite

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XX. XXI. XXII. 1. 129. 257

F. Winckel: Nervöse Frauen 15

Ferdinand Cohn: Ein Brief über Koch 30

A. Gottstein: Der Kampf gegen die Feinde der Menschheit. I. II. III. 32. 186. 318

Max Brehna-Firdusy: Zu spät! Novelle 49

O. Moldenhauer: Begegnungen mit David Fr. Strauß 65

Wilhelm Förster: Die Ausbreitung der astronomischen Thätigkeit auf der Erde 68

Die französische Revolution und ihre Bedeutung für den modernen Staat. IV. V. VI. 83. 202. 337

M. Semmola: Professor Koch und die Behandlung der Lungenschwindsucht. 111

Sulaimân Hamy-Bey: Das verlorene Armband. Eine Erzählung aus dem morgenländischen Altertum 147

Robert Biewend: Aus der Familienchronik von Robert Koch. Biographische Mitteilungen. I. II. 179. 296

Karl Böttticher: Die Verehrung heiliger Bäume bei den Alten 219

John Bigelow: Der jüngste politische Umschwung in Amerika 230

Ludwig Büchner: Antwort an Herrn M. Carriere 245

Judith Trachtenberg von Karl Emil Franzos 250

L. Westkirch: Die große Klippe. Erzählung. I. 274

Digitized by Google

Seite

A. Gottstein: Semmola's Gutachten über die Koch'sche Behandlung der Lungenschwindsucht. Eine Entgegnung 350

St. Petersburger Brief 353

Kleine Revuen:

Theodor von Sosnosky: Litterarische Revue 120

Naturwissenschaftliche Revue 368

Litterarische Berichte 125. 253. 374

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Digitized by Google

Sechzehnter Jahrgang — Preis vierteljährlich 6 Mark

JAN 5 1891

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

1891. Januar

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und halbjährlich ein Kunstheft

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau — Berlin

Expedition: Tauentzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Digitized by Google

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Januar 1891.

Seite

I. **Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.** XX. . . . 1

II. **F. Winckel: Nervöse Frauen** 15

III. **Ferdinand Cohn: Ein Brief über Koch** 30

IV. **A. Gottstein: Der Kampf gegen die Feinde der Menschheit.** I. . . 32

V. **Max Brehna-Firdusy: Zu spät!** Novelle 49

VI. **O. Moldenhauer: Begegnungen mit David Fr. Strauß** 65

VII. **Wilhelm Förster: Die Ausbreitung der astronomischen Thätigkeit auf der Erde** 68

VIII. **Die französische Revolution und ihre Bedeutung für den modernen Staat.** IV. 83

IX. **M. Semmola: Professor Koch und die Behandlung der Lungenschwindsucht** 111

X. **Theodor von Sosnosky: Litterarische Revue** 120

O du mein Oesterreich. Von Ossip Schubin. — Juliane. Von Richard Voß. — Die Ölmühle im Spreewald. Von Gerhard von Amyntor. — Carmela Spadaro. Von Ludwig Doczi. — Lustige Geschichten. Von Hans Arnold. — Aus der Bahn. Von Doris Freiin von Spättgen. — Zal Mawet. Von Erich Fließ. — Die neue Bizarde. Von Heinrich Steinhausen. — Ragni. Von Björnstjerne Björnson. — Dr. Heidenhoff's Kur. Von Edward Bellamy. — Phantasien und Märchen. Von Isolde Kurz. — Herr Gervin. Von Paul Albers. — Im Windesrauschen. Von Helene Engelhardt. — Vevi. Von Gustav Schollwöck. — Hartwig und Else. Von Johann von Wildenradt. — Numantias. Von G. A. Salchow. — Gesammelte Dichtungen. Von Ludwig Eichrodt. — Buntes Land. Von Maria Nowack. — Zum Licht. Von Hermann Hango. — Von der Lebensstraße. Von Georg Egestorff. —

XI. **Litterarische Berichte** 125

Der eiserne Rittmeister. Von Hans Hoffmann. — Schiller. Von J. Minor. — Ich will dem Kaiser Rede stehen. — Geschichte Spaniens. Von Fr. Wilh. Schirrmacher. — Vor der Entscheidung. Von Gustav Weck. — Dilettantentum, Lehrerschaft und Verwaltung im höheren Schulwesen. Von C. Conradt.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

HARD COLLEGE
JAN 5 1901

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XX.

Roon's persönliche Erlebnisse und unmittelbare Eindrücke während des Feldzuges ergeben sich aus seinen Briefen an seine Gemahlin:

Schloß Sichrow, 1. 7. 66.

„Bis hieher hat uns Gott gebracht durch Seine große Güte — . . . Bis zur Sächsischen Grenze unmäßiger Jubel auf allen Bahnhöfen. Dann wurde es stille. Gegen 5 Uhr kamen wir in Reichenberg an. Der erste Blick fiel auf c. 1100 Oesterreichische Kriegsgefangene, die auf dem Bahnhofe bewacht wurden, darunter 400 Italiäner. Einquartiert war ich, neben dem Könige und vielen andern Personen, im Schloß des Grafen Clam Gallas, dessen Corps nun schon zwei oder dreimal tüchtig gezaust worden ist. Magnifique Einrichtung, schöner Park, leidliches Bett. Mein Hauptkummer gestern war das Ausbleiben Kutscher Friedrichs mit Wagen und Pferden, der erst um 1 Uhr Nachts eintraf. Dabei des Königs Eile, der andern Morgens (heute) bis Gitschin vorspritzen wollte. Er war unbezwinglich, als Abends eine Meldung des Prinzen Fr. Karl einlief, wonach am 29. Abends ein heftiges, blutiges und siegreiches Gefecht — wieder gegen den mehrfach gewichsten Clam-Gallas und die Sachsen — stattgefunden mit einem Verluste feindlicher Seits von 3—4000 M. einschließlich 1000 Gefangene, unsrerseits von ca. 2500 M. Verwundeter und Todter. Unter Ersteren General Tümpling mit einer Fleischwunde in der Hüfte. Mit dieser traf er gestern Abend noch in Reichenberg ein. Durch ihn erfuhr ich, daß Helm[1]) gesund geblieben, obwohl sein Regiment auch tüchtig dran gewesen ist. — Das Warten auf die Königlichen Entschließungen u. unsere Wagen, namentlich letzteres, kostete mir die halbe Nacht. Um 1/2 6 Uhr wurde ich schon durch Depeschen gestört. Um 10 Uhr fuhren wir von Reichenberg ab, und langten hier auf einem schönen, herrlich gelegenen Schlosse des Fürsten Rohan an, mit dem der König in Gastein Gemsen, ich im vorigen Jahre in Ibenhorst den Elch gejagt. Natürlich ist er nicht hier, aber die Dienerschaft willig. Ich wohne in seinem Schlaf-

[1]) Roon's vierter Sohn Wilhelm, damals Leutenant im 18. Infanterie-Regiment.

Digitized by Google

zimmer zwischen seinen Schlafröcken und Jagdhüten, beschauet von Ahnenbildern. Es sieht aus, als wäre er vor wenig Tagen abgereist, ohne Gedanken an langes Ausbleiben. Ich hoffe, der König wird heut hier bleiben, um dem Hauptquartier Gelegenheit zu geben sich zu concentriren und zu formiren. Morgen denke ich nach Gitschin zu gehen, aber noch fehlen gewisse Nachrichten, die vor der Entschlußfassung abgewartet werden müssen, und der Telegraph spielt nur einstimmig. — Ueberhaupt aber wird unserer rapiden Kriegführung, die uns seit dem 27. bis 30. jeden Tag verschiedene Schlachten gewinnen ließ, ein gemäßigteres Tempo gegeben werden müssen, sonst sterben uns die Leute vor Erschöpfung. Die Vereinigung der beiden Armee'n ist bewirkt, wie es scheint; wir können nun die Ereignisse kommen lassen, wir haben alle Chancen für uns . . .

Gott segne Euch! Betet fleißig und herzlich für den König und sein treues Heer, auf das wir stolz sein können . . ."

Gitschin, 2. Juli.

„Gestern Abend bin ich todtmüde um 9 Uhr in Rohan's Bett gestiegen und habe bis 1/2 6 vortrefflich geschlafen. Um 7 Uhr bestiegen wir die Wagen und langten gegen 1 Uhr hier an. Unterwegs begegneten uns lange Wagenreihen mit Verwundeten. 1 Meile von hier, in Ober-Lubin besichtigten wir das dort etablirte Lazareth, in dem, wie im hiesigen, Preußen, Oestreicher, Sachsen in erheblicher Zahl und lauter schwere Fälle, die erste Pflege seit dem Treffen am 29. bei Gitschin empfangen. Hier liegen beiläufig etwa 750 Oesterreicher und 3 bis 400 Preußen. Es war nicht ohne Interesse heute das Schlachtfeld zu passiren, auf welchem noch heute viele todte Pferde, selbst noch unbeerdigte Streiter, neben großen Mengen von allerlei Waffen und Material umherlagen. 1/2 Meile vor der Stadt kam Prinz Fr. Karl mit Voigts-Rhetz und Stülpnagel entgegengefahren. Am Thore war der Magistrat aufmarschirt in schwarzem Frack und weißer Cravatte, wurde aber ignorirt. Unterkommen leidlich bei einem Kaufmann, dessen Familie entflohen. Ueberhaupt sieht man fast nur militärische Einwohner. Die bürgerlichen kehren erst allmählig wieder heim. Die Schlacht am 29. wird noch viel besprochen und gewährt viele interessante Einzelheiten, über die man sich freuen muß.

Waldemar[1]) ist 3 Meilen von hier in Horicz und — wie mir heute gesagt wurde — ganz munter. Wo Helm ist, weiß ich nicht genau. Verwundet ist er nicht, wie mir heute von einem seiner verwundeten Regiments-Kameraden versichert wurde. Ich werde morgen Einiges thun, um mit Beiden in Verbindung zu kommen. Von Arnold[2]) weiß ich nichts, außer daß sein Regiment noch nicht gefochten hat. Letzteres steht weit rechts. Eugen[3]) ist, so sagte mir Prinz Albrecht, der auch besuchsweise hier war, noch nicht im Gefecht gewesen, jetzt aber mit seinem Regiment auf Vorposten auf dem linken Flügel.

[1]) Roon's ältester Sohn, war Hauptmann im Generalstabe des II. Armeekorps.

[2]) Der dritte Sohn, war der Garde-Landwehr zugeteilt.

[3]) Roon's Schwiegersohn, Eugen von Witzmann, der als Leutenant beim 1. Garde-Dragoner-Regiment mitfocht.

Digitized by Google

Das Regiment (1. Garde-Dragoner) hat vorgestern einen munteren Ritt quer durch das Böhmer-Land gemacht, um den Kronprinzen aufzusuchen und ist nach ausgerichteter Sache wohl behalten und unangefochten zurückgekehrt. Dieser Zug wird ihm hoch angerechnet.

Die Oesterreicher scheinen über die Elbe mit allen Hauptkräften zurückgewichen zu sein in der Gegend von Königgrätz. Einige Tage werden wir ihnen Ruhe lassen müssen, um selbst nach so viel Fatiguen etwas zu verschnaufen und unsere Verpflegung zu sichern und zu organisiren; denn das Land bietet so gut als nichts. Es ist ausgesogen von den eigenen Truppen. Morgen wird das Hauptquartier daher hier bleiben, der König nur einen Ausflug nach Miletin machen, um mit dem Kronprinzen zusammen zu treffen. — . . . . ."

Daß und aus welchen Gründen es dennoch schon am folgenden Tage zur Schlacht kam, ist bekannt. Mit frohem Herzen konnte Roon am Nachmittage auf dem Schlachtfelde dem langjährigen Kampfgenossen zurufen: „Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen!" [1])

Horitz, 4. Juli 66.

„Mein theures Weib! nur wenig Worte. Waldemar sitzt bei mir, frisch und gesund, hat Helm gestern n a c h der Schlacht gleichfalls gesund gesprochen. Unsern kleinen blauen Dragoner habe ich gestern unmittelbar nach einer glücklichen Attacke, voll Glanz und strahlender Freude auf dem lieben Gesicht gesehen — einen Augenblick nur. Zwar war das Geschäft noch nicht ganz beendet, aber der Feind war schon auf der Flucht; es fielen nur noch einzelne Granaten von drüben. [2])

Die Schlacht war im großartigsten Styl, ca. 200 000 M. auf jeder Seite, 1500—1600 Geschütze musizirten. Blutige Verluste auf beiden Seiten, lassen sich der Zahl nach noch nicht angeben. General Hiller ist todt, Rittmeister v. Bodelschwingh vom 1. Garde Dragoner Regt., die Obersten v. Obernitz und v. Wietersheim schwer blessirt, neben vielen, vielen Anderen. Manche Bataillone haben die Mehrzahl ihrer Offiziere verloren. In dieser Beziehung des Entsetzens genug! — Aber Gott hat uns einen glänzenden Sieg gegeben. Der Feind ist aus einer außerordentlich starken Stellung nach 12stündigem, hartem Kampfe herausgeschlagen mit schweren Verlusten, c. 10000 Gefangene sind in unsern Händen, 40 Geschütze, die ihm abgenommen, habe ich selbst gesehen, andere werden noch aufgefunden werden, mehrere Fahnen, ein ungeheures Material an andern Waffen und Fuhrwerk liegen auf dem meilenweiten Schlachtfelde zerstreut [3]).

[1]) Fast 20 Jahre später, an seinem 70. Geburtstage — als Roon schon längst heimgegangen war — erinnerte Fürst Bismarck (bei dem Empfange der die Glückwünsche der Armee darbringenden Generale) an diesen Zuruf seines Freundes und diesen wichtigsten Wendepunkt ihres Lebens. Was wäre aus beiden geworden, wenn die Schlacht v e r l o r e n ward!?

[2]) Die „historischen" Granaten von Königgrätz, aus deren Bereich der König (auf Bismarck's Drängen) nur schwer zu entfernen war.

[3]) Auch im großen Hauptquartier konnte die Größe des Sieges am 4. Juli noch nicht übersehen werden; in Wirklichkeit wurden bekanntlich 19800 Gefangene gemacht und 161 Geschütze, 5 Fahnen, viele tausend Gewehre ꝛc. erbeutet.

Digitized by Google

— Die Verwundeten! das Herz blutet, wenn man diese Armee auf dem Felde in Massen liegen sieht und die Unmöglichkeit nicht überwinden kann, die darin liegt, daß man nicht allen sogleich helfen kann. Als ich gestern Abend recht müde hierher ritt, waren unsere Verwundeten meist schon aufgelesen, aber Österreicher und Sachsen lagen noch zu Tausenden. Jetzt wird die Thätigkeit unserer Ambulancen wohl auch für sie gesorgt haben. Alle Ortschaften umher sind voll improvisirter Lazarethe, die Johanniter in Verzweiflung, weil sie sich diesen Verhältnissen gegenüber zu schwach fühlen. Gott helfe!

Unsere Truppen haben sich glänzend geschlagen und erwiesen sich als unwiderstehlich. Ueberall, wo sich der König zeigte, jubelndes Hurrah! das nicht enden wollte. Alle Schmerzen und Anstrengungen schienen vergessen. Mit Trommelschlag und Musik ging es brausend weiter. Aber Gott allein sei die Ehre! Dein treuer A.

Hauptquartier Horic, 5/7. 66.

„Gestern nach Schluß meines Briefes bekam das Hauptquartier unerwarteten Besuch von — General Gablenz, der als Parlamentair um Waffenstillstand bat für die augenblicklich keines Widerstandes fähige österreichische Armee; natürlich unter unannehmbaren Bedingungen und daher — wie es sich gebührt — abgelehnt. Die Österreicher sind in vollem Rückzuge auf Olmütz, und dieser „Gang nach Olmütz" ist wohl demüthigender als der vor 16 Jahren. Wir kennen erst seit gestern die Größe ihrer Verluste und unserer Trophäen etwas genauer . . . Die Verluste an Todten und Verwundeten sind auf ihrer Seite sehr erheblich, auf der unserigen leider nicht gering. Aber den verwegenen Versuch, Zahlen für die Verluste anzugeben, will ich nicht machen, bis sie festgestellt sein werden, was allerdings erst in einigen Tagen der Fall sein wird. Denn bisher konnte noch keine Ruhe gegeben werden. Die Armeen sind vielmehr in Bewegung geblieben, um den Österreichern immer von Neuem zuzusetzen. Leider wurde die Verfolgung am 3. durch den hereinbrechenden Abend nicht allein, sondern noch, mehr durch die Elbe, die im Schutze der Feste Königgrätz von den Feinden passirt wurde, aufgehalten. Hätten wir ihnen ungehindert an den Leib gekonnt, so wäre ihre Niederlage noch entscheidender gewesen. Aber es bleibt dem Kaiser auch ohnedies kaum etwas anderes übrig, als um Frieden zu bitten. Er wird ihn zu erkaufen suchen durch die Abtretung Venetiens, um es mit uns allein zu thun zu haben, aber ich hoffe, wir werden ihn schlagen, auch wenn er seine italiänische Armee nach Norden ruft. Gott möge ferner Alles gnädig lenken! Ihm die Ehre! Nicht uns! — Der König ist in einer sehr gerührten und gehobenen Stimmung. Als ich gestern früh zu ihm kam, umarmte und küßte er mich. Hiller's Tod hat ihn sehr afficirt. Täglich hört man noch von verwundeten Offizieren. Der arme Prinz Hohenzollern, der jüngste, ist zweimal durch beide Beine geschossen, General Graf Gröben durch die Hüfte; von anderen schrieb ich dir schon. Die Österreicher haben viele Generale verloren oder schwer verwundet, darunter zwei kommandirende Generale (Festetics und Gr. Thun),

Digitized by Google

zwei Erzherzoge (Joseph u. Ernst). Andere hat der Kaiser abgesetzt, wie Feldmarschall Lt. Hennickstein, den Chef des Generalstabes der Armee, Graf Clam-Gallas, den commandirenden General des 1. Armee-Corps — wie er denn in ähnlicher Weise auch nach den Schlachten von Magenta u. Solferino verfuhr, ohne den Schaden gut zu machen. — Genug für heute, ich muß schließen, um zum König zum Thee zu gehen . . ."

Pardubitz, 7. 7. 66.

„Dir und der lieben E. meinen herzlichen Dank für die erquicklichen Zeilen vom 5ten. d. — Wie sind gestern hier, nach einem Besuch unserer Truppen im Lager vor Königgrätz (Division Zastrow) Abends nach 8 Uhr eingetroffen. Leidliche Unterkunft bei Baron Schuster. Heute früh viel gearbeitet und gesorgt, namentlich in Betreff der Verwundeten, deren Lage zum Theil noch immer eine sehr üble ist. Waren wir auch hinlänglich auf unsere 5—6000 eingerichtet, so doch nicht auf die c. 10000, die der Feind in unseren Händen zurückgelassen hat. Ich rufe und schreibe nach Berlin, aber es nutzt nichts, und unterdeß verkommen die armen Leute. Dazu kommt die Piepmeierei vieler sog. „freiwilliger Krankenpfleger," die hier vor ungleich schwierigeren Aufgaben stehen als im Schleswig'schen Kriege . . . Die hierher gelangten französischen Vermittelungs-Vorschläge werden unsern Lauf nicht aufhalten. Wir marschiren dennoch nach Wien oder — wenn der Feind sich entgegen zu stellen noch einmal wagt — zu einer zweiten Schlacht. Der Entschluß ist zweifellos richtig; Gott wird ihn segnen. — Der König ist sehr ruhig und sicher. Er erzählte mir heute, der Italiänische Minister habe das schamlose Anerbieten der Abtretung Venetiens eine „cochonerie" genannt. — Morgen rücken wir, d. h. die Gardelandwehr-Division (bei der Arnold steht) in Prag ein. Wir, d. h. das Hauptquartier, werden morgen vielleicht noch hier bleiben, dann der Armee nach Süden folgen. Eine Gelegenheit den Söhnen Lebensmittel zukommen zu lassen habe ich noch nicht finden können . . .

Deine Unterredung mit ** soll wohl nur eine Annäherung an dies verhaßte Ministerium bedeuten; ich glaube, es war hohe Zeit, denn es wird nächstens das populärste in Europa sein! „Blut ist ein ganz besonderer Saft" sagt der Teufel, und auch gute Christen wissen, daß rühmliche Thaten die blinde Menge blenden, die geneigt ist, die Menschen nicht nach ihren Motiven, sondern nach ihren Erfolgen zu beurtheilen. Aber — der Feldjäger will augenblicklich fort. Seid herzlich umarmt von Eurem alten Vater."

Pardubitz, 8. 7. 66.

„Das Ereigniß des heutigen Tages ist das Wiedererscheinen von General Gablenz mit neuen Waffenstillstandsanträgen, welche natürlich, wie das erste Mal, abgelehnt worden sind, obgleich man die Uebergabe der Festungen Josephstadt und Königgrätz angeboten hat. Graf Mensdorff hat die Bedingungen, die vorgeschlagen, von Zwittau datirt, welches nur 8 Meilen von hier und jetzt wohl schon von unsern Vortruppen besetzt worden sein wird. Der König hat Gablenz diesmal gar nicht gesehen, sondern durch Moltke bescheiden lassen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Unterhandlungen von Österreichischer Seite werden wieder auf-

Digitized by Google

genommen werden, da schicklicherweise die Geneigtheit zu einem ehrenvollen Friedensschlusse von uns ausgedrückt worden ist. Mensdorf's Nähe deutet darauf hin, daß man unterhandeln und die Gelegenheit zu einer Conferenz mit Bismarck anschaulich machen will. Wir aber sind sehr spröde und thun, als merkten wir es nicht. Die französische Vermittelungswolke für eine wetterschwangere zu halten überlassen wir Liebhabern ängstlicher Vorstellungen aus dem Geschlecht derer v. Piepmeier. Ich rechne, daß wir in 14 Tagen mit 130000 Mann vor den Thoren von Wien stehen werden. General Steinmetz hat gestern die nach Olmütz fliehende Kaiserliche Armee einen Augenblick eingeholt, aber sie haben nicht Stand gehalten. Wenn Einer à tout prix, selbst auf Kosten der nötigen Ordnung fortlaufen will, so holt ihn der in Ordnung bleibende Verfolger nicht leicht ein . . . — Wir leben jetzt von der Hand in den Mund, d. h. die regelmäßigen Nachschübe an Lebensmitteln sind nicht mehr möglich, da die nächsten Eisenbahnen noch nicht wieder betriebsfähig; wir nehmen also, was wir finden; wir müssen es, oder verhungern. Es wird daher, um der Willkühr der Einzelnen zu steuern, ordnungsmäßig requirirt von den Bewohnern, was wir brauchen. Das würde Benedeck auch gethan haben, wenn er in Preußen eingefallen wäre; du kennst wohl seine schöne Proclamation, die er auf Vorrath gearbeitet hatte und Gottlob so überflüssiger Weise; es sind ganze Ballen davon in unsere Hände gefallen; der arme Mann hat mit seinen schriftstellerischen Versuchen entschiedenes Unglück. —

Aber ich muß zum Könige. Wir gehen morgen 5 Meilen weiter nach Süden, nach Hohenmauth, wo ich einst — im Jahre 1841 — auch gewesen bin. Dort werden wir wohl nur eine Nacht schlafen und dann nach Zwittau gehen. Das Weitere findet sich dann . . . ."

Zwittau, 10. 7. 66.

„So wären wir denn glücklich in Mähren angelangt. Böhmen ist ein überwundener Standtpunkt. Die Oesterr. Vorposten stehen $1\frac{1}{2}$ Meilen von hier; Brünn ist nur 9, Wien nicht mehr als 24 Meilen von Zwittau. Es soll mich doch wundern, ob wir — wie wir können — in 10 Tagen vor der Kaiserstadt stehen werden. Die Demoralisation ist in der Oesterr. Armee wohl größer als glaublich scheinen könnte. Bei'm Eintreffen hier fragte mich meine Wirthin freundlich, ob ich wohl sehr müde sei. Uebermüthig antwortete ich „ja freilich, denn die Kaiserlichen laufen ja so fürchterlich, daß man gar nicht nachkommen kann." Darauf sie: „ach, das ist schrecklich, ach das ist so schrecklich!" und da erfuhr ich denn weiter, daß die Oesterreicher am Sonntag, d. i. am 5ten Tage nach der Schlacht, hier durchgezogen seien in großer Stärke, von den Unsrigen verfolgt. Als diese zwei Kanonenschüsse gethan, da sei eine so wilde Flucht losgegangen, daß 2 Menschen und mehrere Pferde in dem Gedränge erdrückt worden seien. Am 5ten Tage nach der Schlacht! die Nervenerschütterung muß also doch sehr tief gewesen sein. Heute erfuhr ich, daß sie 2 Meilen von hier einige frische Bataillone von Wien her per Eisenbahn bekommen haben. In derselben Weise denken sie sich aus Italien her durch 100000 Mann zu verstärken. Darum müssen wir vorher

Digitized by Google

soviel zerreiben, als wir können. Gestern habe ich Dir nicht geschrieben, weil ich die freie Stunde dazu benutzte, unseren Söhnen zu schreiben. . . . .

Ich habe nichts dagegen, daß Du verwundete Offiziere in Pflege nimmst, am liebsten näher stehende. — Daß die arme Frau v. Bodelschwingh noch in Zweifel ist über den leider zweifellosen Tod ihres Erstgebornen! Er ist am 3ten d. M. an der Spitze seiner Schwadron mit Ehren gefallen. Eine feindliche Granate, so sagte man mir, tödtete ihn auf der Stelle; soviel ich weiß der einzige Offizier seines Regiments. Was sagt Eugenie zu ihrem Helden?[1]) Eine leichte Wunde an der Hand. Kann man glücklicher und ehrlicher davon kommen? . . . . ."

H.-Qu. Zwittau 11. 7. 66.

„Gestern Abend einige Aufregung: man fürchtete einen Oesterr. Ueberfall auf das Hauptquartier Sr. Majestät, natürlich ohne Grund. Morgen in aller Frühe gehts nach Czernahora, 3 Meilen von Brünn, das morgen früh um 10 Uhr von unserer Avantgarde besetzt werden wird. Gott wird dann weiter helfen. Der König leidet noch immer an einem schmerzhaften Hexenschuß, ist aber ohne Fieber, schläft gut, hat Appetit. Ich hoffe, daß es bei warmem, trockenem Wetter (die Tage vorher regnete es stets) bald wieder gut gehen wird. —

Die Leute sind gesund, von meinen Pferden (von denen ich schon zwei verlor) ist aber nicht dasselbe zu rühmen. — Auch hier werden noch fortwährend Rüststücke der fliehenden Oesterreicher eingebracht: gefüllte Munitionswagen, Bataillonswagen, Infanterie- u. Artilleriefahrzeuge der verschiedensten Art, die die Fliehenden wahrscheinlich aus Anlaß irgend eines panischen Schreckens haben stehen lassen, um mit den Pferden sich leichter zu retten. —

Daß ich gesund bin, sage ich nicht erst, weil es sich, wenn ich nicht klage, von selbst versteht. Die in Berlin grassirende Cholera aber beunruhigt mich Euretwegen. Gott helfe! Unsere Truppen sind am 8. früh in Prag eingerückt und unterwürfig empfangen worden. Die gute Stadt wird uns täglich 100 000 Brode, Hafer, Gemüse, Schuhe u. Stiefeln u. s. w. liefern, was wir brauchen. Die Eisenbahn von dort hierher ist in unserer Gewalt und von morgen ab im Gebrauch. Die Sache macht sich. Wenn ich nur erst hörte, daß Falckenstein die Reichsarmee geschlagen hätte! — Es ist doch ein schweres Stück Arbeit, so ein Krieg mit ganz Oesterreich und halb Deutschland; der alte Fritz freilich hatte es schwerer, aber wir haben nur junge Fritzen, denen die Schwingen noch wachsen werden. . . ."

H.-Qu. Czernahora, 13. 7. 66.

„Nur wenige Worte, Geliebte, denn in einer Stunde geht's nach Brünn, das seit gestern früh von unserer Avantgarde besetzt ist. Wir sind gestern hier auf dem Schloß des Grafen Prieß 3 Meilen vor Brünn, sehr spät angekommen. Benedetti war in Zwittau angekommen, will Waffenstillstand unterhandeln, wird uns heute nach Brünn begleiten, wohin ein Oesterreichischer Bevollmächtigter

[1]) Gerhard von Thadden, während des Krieges gleichfalls beim 1. Garde-Dragoner-Regiment.

Digitized by Google

beschieden ist. Wir haben harte Bedingungen gestellt, aber ich glaube sie werden angenommen werden, denn die Desorganisation der Oesterreichischen Armee dauert nach allen Nachrichten fort. . . . .

Dem König geht es, nach Lauer's Aussage, besser; ich fand ihn gestern angegriffen und beunruhigt durch die französische Einmischung. Bismarck ist dies nicht; er hofft auf einen baldigen ehrenvollen Frieden. Wir müssen freilich nicht zu unbescheiden sein, sonst greift der Brand weiter und wir sind durch die gemachten gewaltigen Anstrengungen in kurzer Zeit auch etwas erschöpft. Die Dinge gingen zu rasch, der Verbrauch der Mittel war zu rapide. Aber in wenigen Wochen können wir uns wieder so stark auf die Beine stellen, als zuvor. Gott helfe zum Besten, sei es Friede, sei es Fortsetzung des Krieges.

Benedetti erinnerte mich an einen Diner-Disput, in dem er Zweifel an unserer Kriegsorganisation geäußert, und nahm sie feierlich zurück . . .

H.-Qu. Brünn, 15. 7. 66.

„Neue Eindrücke müssen verarbeitet werden . . . daher ich gestern nicht schrieb . . Wir langten hier gestern gegen 2 Uhr an. Man hat mich in die verlassenen, schönen Räume des entflohenen Polizei-Direktors einquartirt, etwas weit vom Könige, sonst bin ich damit zufrieden. Die Bevölkerung ist friedlich und äußerlich freundlich. Der Bürgermeister Dr. Giskra, der bekannte Oppositionsmann aus dem Wiener Abgeordenetenhause, ist die Zuvorkommenheit selbst; es ist klug von ihm. Die ihm auferlegte Last ist nicht klein. Die Stadt mit c. 60000 Einw. hatte gestern u. vorgestern c. 45000 M. Einquartirung. Heute sind 2 Divisionen abgerückt auf der Wiener Straße. Benedetti's Unterhandlungsversuche scheitern an dem Widerstande des Kaisers Franz Josef; es scheint, er will seinen Untergang, wenigstens will er das Schicksal der Waffen noch einmal versuchen, und es ist vielleicht am besten so. Gott weiß es! Jedenfalls werden wir nach einer neuen glücklichen Entscheidung keine Rücksichten ferner zu nehmen haben. Fiele sie aber gegen uns aus, was Gott in Gnaden verhüte, so werden wir hoffentlich noch immer günstig genug stehen, um einen unehrenhaften Frieden verhindern zu können. Aber unsere Chancen stehen gut. Unsere Armee hat wenig gelitten und ist in gehobener, trefflicher Stimmung. Und wir verlassen uns auf unseren Herrgott, der uns ferner beistehen und unsere gerechte Sache zu einem glücklichen Ende führen wird. Vor einer Stunde bin ich vom Feldgottesdienst der 5. Division heimgekehrt, dem der König beiwohnte. Er war äußerst erbaulich; ich glaube, Ebert hieß der Geistliche. Die andern beiden Divisionen, die heute marschiren müssen, haben gestern, Sonntag, ihren Gottesdienst gehabt. —

Vorgestern sah ich Böger, der mir gute Nachrichten von Waldemar brachte u. viele Grüße für Euch auftrug. Er war mit seinem kommandirenden General auf ein paar Stunden hereingekommen und fuhr nach Eibenschütz zurück, 3 Meilen von hier. Wenn Waldemar gekonnt hätte, wäre er wohl gestern hereingekommen, aber sie sind auch aufgebrochen. . . . .

Digitized by Google

Unsere Verluste am 3. — das ergeben die nun allmählig eingehenden Verlustlisten — sind zwar erheblich genug, aber viel geringer als früher angenommen wurde; dagegen sind die Verluste, die wir in den vorangegangenen Gefechten erlitten haben, mindestens ebenso hoch zu veranschlagen, als für die Schlacht bei Königgrätz. . . . . ."

Brünn, 17. 7. 66.

„Wie freue ich mich der Befriedigung über Deine mildherzige Thätigkeit![1]) Ja, es ist berechtigt sich dessen zu freuen, was man schafft und leistet, so zu freuen, daß man Gott die Ehre läßt und sich nicht über die Brüder auf ein Piedestal zum Anbeten stellt. Ich bitte und vertraue, daß Gott Dich bei Deinem Mühen und Streben unterstützen und erhalten wolle, wiewohl ich, wegen der heimtückischen Cholera, nicht ganz außer Sorge für Euch bin. . .

Daß das 1. Armeekorps vorgestern bei Tobitschau den verfolgten Oesterreichern wieder 16 Kanonen, mit einem Verlust von nur 5 Verwundeten, genommen — beweist von Neuem die gänzliche Auflösung der feindlichen Armee. Man nimmt hier an, daß sich diese nur theilweise nach Wien zurückgezogen, da wir die Eisenbahn zwischen Olmütz und Lundenburg zerstört und besetzt haben seit vorgestern und damit den ersten Fuß auf ungarischen Boden setzten. Die geschlagene Armee wird sich größtentheils wohl nach Preßburg und Comorn zurückgezogen haben, so daß wir bei Wien nur Theile der geschlagenen Nord-Armee und der italiänischen Armee finden dürften. Diese werden sich in den Verschanzungen von Wien uns gegenüberstellen, und da wird also voraussichtlich noch mancher brave Mann bluten und fallen. —

Seit gestern Nachmittag hat Bismarck plötzlich wieder seinen nervösen Rheumatismus im Bein bekommen, was ich, wenn der Zustand andauerte, für ein Unglück von großer Tragweite halten würde. Ich hatte gehofft, er würde sich während des Feldzuges eine andere Lebensweise angewöhnen, die seinen Nerven aufhülfe; aber er ist unverbesserlich, arbeitet die Nächte, weil er die halben Tage verschläft. — Vom Main haben wir heut früh Nachricht von einem glücklichen Gefecht (bei Laufach) gegen die Darm-Hessen. Falckenstein ist in Aschaffenburg und scheint sich jetzt gegen Frankfurt und das 8te Bundescorps unter Prinz Alexander von Hessen wenden zu wollen. Uebrigens ist er abberufen, zum General-Gouverneur von Böhmen ernannt und durch Manteuffel im Ober-Commando ersetzt worden — zweifle sehr an seiner Freude darüber.[2]) Von der Waffenstillstandsfrage ist es wieder ganz stille. Es wäre, soll etwas daraus werden, hohe Zeit; denn stehen wir einmal vor Wien, so müssen wir auch hinein. —

In Italien geschieht immer nichts; Graf Barral war einige Tage hier, um den Waffenstillstandsabschluß zu verhindern. Er ist heute nach Berlin zurück-

[1]) In den Baracken und Lazaretten in und bei Berlin.

[2]) Wie tief erschüttert General Falckenstein wurde durch diese Abberufung, das brachte er u. A. zum Ausdruck in einem ausführlichen Schreiben (datiert Münster, 21. Juli) an Roon, in welchem er „vertrauungsvoll sein Herz ausschüttete" und sich über Manteuffel sehr bitter äußerte.

Digitized by Google

gekehrt. Benedetti hat uns vorgestern verlassen, um über Wien nach Paris zu gehen. Heute rücken Garde-Truppen hier ein . . ."

H.-Qu. Nikolsburg, 19. 7. 66.

„. . . Gestern Abend sind wir hier auf einem Schlosse des Grafen Mensdorf oder vielmehr seiner Frau angelangt, das zur Hälfte wüst und unbewohnbar, übrigens aber fürstlich angelegt und eingerichtet ist. Ich bin ziemlich bequem und isolirt in einer Verwalter-Wohnung des Vorhauses etablirt, weil das Hofgesinde . . . jeden Vorwand benutzt, um sich breit zu machen. Ich habe übrigens was ein bescheidener Mann braucht und fände es unter mir, gegen solche Anmaßungen zu reklamiren. —

Wie freue ich mich der innerlichen Befriedigung, die Dir und Euch lieben Weibsen allen aus der Ausübung Eures schönen Berufes erwächst! . . .

. . . Benedetti ist wieder hier, direkt aus Paris. Ich glaube aber, daß uns Napoleon's Neutralität nicht verloren gehen wird. Deßwegen rechne ich aber noch keineswegs auf einen schnellen Frieden. Kaiser Franz Josef hat — so scheint es — Venetien verschenkt, aber die französische Alliance nicht damit erkauft. Wollte er, in der Rechnung hierauf, den Krieg fortsetzen, sonst aber nicht: so werden wir Frieden haben, natürlich vorzugsweise auf Kosten der deutschen Alliirten Oesterreichs. Aber die Wiener Verhältnisse sind unberechenbar. Wer weiß, was dort schließlich den Ausschlag geben wird! Wie unbequem, daß Bismarck seit 3 Tagen wieder an seinem nervösen Bein-Rheumatismus leidet. Auch er hat übrigens gestern 1 Reitpferd verloren und das zweite ist stocklahm. Freilich ist das heute eine große Nebensache . . .

. . . Später. Hier sieht's etwas kraus aus infolge der Benedetti'schen Vorschläge, aber es ist Niemand graulich, am wenigsten der König. —" (Roon konnte dem Könige damals mit gutem Grunde melden, daß die Mittel zur Fortsetzung des Krieges vorhanden seien, wenn die Politik es verlange; und zwar nöthigenfalls auf zwei Fronten; „da wir Dank der Reorganisation fast 700 000 Mann unter den Waffen hätten, könnten wir früher als die Franzosen mit 2—300 000 Mann operationsfähig am Rheine stehen." —)

H.-Qu. Nikolsburg, 22/7. 66.

„. . . Die Armee'n sind Wien gegenüber jetzt dicht aufgeschlossen, so daß wir wohl von hier auch noch vorwärts gehen würden, wären die Unterhandlungen nicht im Gange, die Waffenstillstand und Frieden in nahe, wenngleich noch dunkle Aussicht stellen. Davon nachher! — Getrennt von den Haupt-Armee'n steht das 1te Armee-Corps unter Bonin bei Proßnitz zur Beobachtung von Olmütz, und die 8te Division, die heute, unterstützt von der 7ten, eine kühne Unternehmung auf Preßburg versucht. Möchte sie gelingen, aber sie ist gewagt. Gelingt sie aber heute nicht, so wird wohl überhaupt nichts daraus. Ich schrieb Dir schon, daß Benedetti wieder hier ist, um Friedenswege zu eröffnen. Gestern nun, während ich mit dem Könige nach Eisgrub, einem zauberschönen Landsitze des

Digitized by Google

Fürsten Liechtenstein (jetzt Hauptquartier des Kronprinzen) gefahren war, ist eine Depesche des Herzogs von Grammont, französischen Botschafters in Wien, eingegangen, in welcher eine 5 tägige Enthaltung von Feindseligkeiten vorgeschlagen wird, damit die Italiänische Regierung die nöthige Frist gewinne, um sich über den ihr proponirten Abschluß eines förmlichen Waffenstillstandes zu äußern. Da Napoleon zu diesem Zwecke Plonplou zu Victor Emanuel geschickt hat, so zweifeln die Diplomaten kaum, daß die Ital. Regierung ihre Einwilligung geben werde. Dies vorausgesetzt, würde es sich dann freilich immer noch fragen, ob eine Verständigung über die militärischen Vorbedingungen eines Waffenstillstandes und wenn ja, über die demselben zu Grunde zu legenden Friedens-Präliminarien zu Stande kommt. Träfe das Alles zu, woran ich noch einige wohlbegründete Zweifel hege, so würde der König wahrscheinlich in 8 Tagen etwa wieder in Berlin sein können mitsammt seinen Ministern, um die Kammern zu eröffnen — nach nur etwa 4 wöchentlicher Abwesenheit. Man kann seine Geschäfte kaum prompter erledigen, noch dazu mit fast 70 Jahren. Freilich! welche Riesenarbeit liegt noch vor uns, um diesen Geschäften einen befriedigenden Abschluß zu geben! — — — Noch andere gewichtige Sorgen habe ich, vornehmlich über den Gesundheitszustand der Armee, noch mehr über ihre Verpflegung. In der 2ten Armee hat sich leider seit einigen Tagen die Cholera gezeigt. Man sprach gestern von 40 Fällen, worunter 5 tödtliche. Die Beschaffung der Mund-Vorräthe war schon in den letzten Tagen etwas zweifelhaft. Jetzt, wo wir wenigstens wieder über *eine* Eisenbahn vollständig disponiren, werden wir, hoffe ich, über den Berg sein. General Bronsart, der General-Intendant, dem alle diese Dinge obliegen, ist noch immer nicht bei der Armee eingetroffen, und ich weiß gar nicht einmal wo er ist, und muß statt seiner sorgen . . .

Nachmittags. Er ist aufgefunden! Graf Pückler, der heute früh angekommen, ist mit ihm bis Brünn gereiset, wo er Anker geworfen. — Vor Tafel erfuhr ich, daß heute hier ankommen werden aus *Wien*: Graf Karolyi, Graf Degenfeld (der ehemalige Kriegsminister) und Herr v. Brenner, ein Diplomat der ehemaligen Oesterr. Gesandtschaft in Berlin . . . Leider ist der König wieder unwohl und von einer Cholerine, die er sich vielleicht gestern bei der Fahrt nach Eisgrub in stürmischem Regenwetter zugezogen, sehr angegriffen. Ich habe zwar meinen gewöhnlichen Vortrag gehabt, aber zur Tafel ist der Herr nicht erschienen . . ."

H.-Qu. Nikolsburg, 25. 7. 66.

„. . . Leider macht die Cholera auch in der Armee bedenkliche Fortschritte. Gott halte seine Gnadenhand über uns, denn wir können uns gegen *diesen* Feind nicht schützen. Bessere Quartiere und ausreichendere Verpflegung stehen mit den sich mehrenden Friedens-Aussichten wohl zu erwarten; ein absoluter Schutz gegen die Seuche ist aber davon nicht zu hoffen. —

Friedens-Aussichten! Die am 22ten d. Mittags begonnene Waffenruhe läuft am 27ten Mittags ab. Vor Beginn derselben machte General v. Franseki mit 2 Divisionen am 22. früh noch einen Versuch auf Preßburg, der wohl ge-

Digitized by Google

glückt sein würde, wenn nicht Punkt 12 die Einstellung der Feindseligkeiten hätte erfolgen müssen. Der Uebereinkunft ungeachtet überfielen am Nachmittage desselben Tages 2 Sächsische Schwadronen eine Preußische Ulanen-Schwadron. Der Schaden war mäßig durch die Partheinahme der Ungarischen Bauern für uns; die Sachsen hatten wohl von der Waffenruhe nichts gewußt. —

Am 23. war hier eine Conferenz mit Karolyi und Graf Degenfeld, in welcher man sich über sehr günstige Friedensbedingungen verständigte; der König war gleichwohl nicht ganz befriedigt; Niemand wird uns Schwachheit und Neigung für einen „faulen Frieden" Schuld geben mögen; der Herr hat aber, wiewohl keine Passion für die Fortsetzung des Krieges, einen solchen Respekt vor „faulem Frieden", daß er immer noch ein bischen mehr verlangt, als billig und möglich. Gestern waren die Oesterreichischen Bevollmächtigten bei der Königlichen Tafel; ich hätte nicht an ihrer Stelle sein mögen. Der berüchtigte „Gang nach Olmütz" kann als Vergnügungs-Parthie daneben gelten. Der alte Graf Degenfeld — der frühere Kriegsminister — mein Tischnachbar, eine aufrichtige Soldatennatur, hatte starke Ausdrücke über die Veranlasser des Krieges und den Verfall der oesterr. Armee. Bis gestern Abend hatten die Oesterreichischen Herrn noch keine Vollmacht aus Wien zum Abschluß auf unsere Bedingungen erhalten. Als ich von einem Spaziergange heimkehrte, kam mir Moltke mit der Nachricht entgegen: „Pfordten ist hier angekommen und hat sich bei Bismarck, der ausgefahren, melden lassen." Wir waren darin einig, daß dieser ungebetene Friedenssucher abgewiesen werden müßte; erst müßten wir uns mit Oesterreich verständigt haben, bevor wir uns mit den Kleinen abgäben. Ich hoffe Bismarck wird dieselbe Ansicht haben. Es ist ein kritischer, welthistorischer Moment, den wir jetzt durchleben. Gott gebe ferner helle Augen und feste Herzen! Nach meinem Wunsche müßten wir jetzt mit Wien auf unsere Bedingungen schnell zum Abschluß kommen, Pfordten weggeschickt werden, der König nach Berlin eilen, die Kammern in Person eröffnen und dann zur Main-Armee gehen, um auch dort den Dingen einen glorreichen Abschluß zu geben. Aber ach! an unnöthigen Frictionen ist kein Mangel. Die überstandene Arbeitsthätigkeit und die Mannigfaltigkeit der Eindrücke der letzteren haben die maaßgebenden Nervensysteme — wie das meinige — dermaßen überreizt, daß es bald hie, bald da lichterloh zum Dachstübchen hinausbrennt, und jeder Wohlmeinende mit dem Löscheimer herzueilen muß. Das habe ich auch heute wieder mit einigem Erfolg gethan; Gott helfe, daß mein Löschen vorhält! — Ich bin begierig zu erfahren, ob die Oesterr. Commissarien heute endlich Vollmacht zum Abschluß der Präliminarien erhalten haben. Wenn nicht, so würde ich annehmen müssen, daß man uns nur hinhalten und Zeit gewinnen will, daß wir also übermorgen von Neuem losschlagen müssen. —

Nachmittags. Wenn man einander nicht traut, dann ist die Verständigung schwer. Wer weiß also, ob der Friede zu Stande kommt. Und übermorgen sollen die Feindseligkeiten wieder angehen, wenn bis dahin keine Basis gewonnen. Hier ist Alles auf's äußerste gespannt. Es heißt Geduld und Ergebung in Gottes Willen.

Digitized by Google

Aber ich will ein wenig hinaus in's Freie und umarme Dich und die liebe Elisabeth[1]) eiligst, doch zärtlichst!

Dein alter A.

H.-Qu. Nikolsburg 26. 7. 60.

„Der Horizont klärt sich weiter auf. Die Oesterr. Bevollmächtigten haben so eben die von uns diktirten Friedenspräliminarien unterzeichnet. Der Krieg ist daher hier wohl zu Ende. Ich hoffe, wir kehren nun unmittelbar nach Berlin zurück, wo freilich ungeheure Arbeiten meiner warten. Gott sei gepriesen, der Alles so über Hoffen und Erwarten gnädig hinausführt! Die Kriegskosten werden unsere Gegner solidarisch bezahlen. Mit Oesterreichs Einfluß in Deutschland ist's zu Ende. Preußen wird mit einem Zuwachs von $4^1/_4$ Mill. Menschen wirklich eine Großmacht; es wird außerdem über die gesammten Militair-Kräfte von ganz Norddeutschland verfügen. Wer das einen „faulen Frieden" nennt, muß selbst faul im Kopfe oder im Herzen sein. Und das Alles ist erreicht in wenig Tagen.

Gott der Herr hat Großes mit uns vor. Darum wollen wir Sein Volk sein u. immer mehr werden. Dies ist vielleicht der letzte Brief aus diesem Lande. Aber sage Niemand von der nahe bevorstehenden Ankunft, denn alle Ovationen sind mir verhaßt, und entsprechen meinen Gefühlen durchaus nicht. Ueberdies kann sich die Abreise auch noch verzögern, denn wer weiß was noch dazwischen kommt . . .

Ja, auch ich träume von einem ruhigen Lebens-Abend, auf den ich wohl gerechten Anspruch machen könnte, doch wie Gott will! —

Grüß' mir meine E. und den alten Bernhard[2]). Sein gerechter Schmerz wird jetzt wohl gemildert werden, da auch das 2te Reserve-Corps wohl schwerlich noch zum Lorbeern-Sammeln gelangen wird."

H.-Qu. Nikolsburg, 28/7. 66.

„. . . Die Rückkunft nach Berlin wird sich wohl noch bis zum 4. k. M. verzögern. Der König will erst nach dem 3. dort eintreffen, um nicht am Geburtstage seines seligen Herrn Vaters in das Empfangs- und Residenz-Geräusch verwickelt zu werden. Es war ihm auch nicht genehm, daß ich vorher zurückginge, so sehr meine Arbeiten es auch wünschen lassen. Die Friedens-Präliminarien sind indeß heute unterzeichnet[3]) worden in unserer Gegenwart. Als er dies vollbracht, sprang der Herr auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke, indem er diesem und mir den Schwarzen Adler-Orden, Bismarck das Großkreuz des Hohen-

[1]) Roon's ältere Tochter.

[2]) Roon's zweiter Sohn, der bei der Garde-Artillerie stand, aber, bei der Ersatz-Abteilung geblieben, den Krieg nicht hatte mitmachen können.

[3]) Austausch der Ratifikationen.

Digitized by Google

zollern verlieh. Alle Welt gratulirt und bückt sich tiefer, und ich — ich kann mich — Dir sei es gestanden aber nur Dir — gar nicht so recht darüber freuen. Denn in diesem „siebentägigen" Feldzuge habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich vorher kein fauler Knecht gewesen. Uebrigens ist dieses ganze, auf die menschliche Eitelkeit berechnete Ordenswesen ein großes, wiewohl — sowie die Welt ist — unvermeidliches Uebel. Was in diesem Kriege geleistet, das ist geschehen durch Gottes gnädige, unmittelbare Fügung. Da hat Niemand Dank verdient, als der Herr des Himmels, der Alles gethan hat. Das ist auch des Königs innerlichstes Empfinden, dem er heute wieder Worte zu geben sich bemühte, aber sein überwallendes Herz nöthigt ihn zu Dankbezeugungen; er kann nicht anders! — Was mich freute, das war des heute hier anwesenden Kronprinzen herzliche, wirklich sehr herzliche Gratulation, als er quer über den Saal schreitend (vor Tafel) auf mich zueilte und händeschüttelnd versicherte, wie herzlich er sich über die Verleihung gefreut habe. Nachher bei Tafel trank er mir nochmals gratulirend zu . . .

. . . Der König geht morgen und die nächsten Tage mit ganz kleinem Gefolge zur Elb-Armee und zur Ersten Armee, um Truppen zu sehen, die er bisher zu begrüßen noch keine Gelegenheit gefunden. Leider ist dies Dankes-Opfer nicht zu bringen, ohne die Truppen für einige Tage noch in ihren engen und ausfouragirten, unbequemen Quartieren zu belassen. Ich bin noch unschlüssig, ob ich mich anschließen oder nach Prag vorausgehen soll; ich neige zu letzterem, vorzüglich weil ich weiß, wie schwierig unsere Unterbringung in Ladendorf sein wird, wo der König 3 Nächte schlafen wird; am 1. August erfolgt die Rückkehr nach hier und am 2. 3. u. 4. die Reise nach Berlin, wo Se. Majestät am 6. den Landtag in Person eröffnen will. —

Jetzt kommen die Büßenden alle. Bayern hat seinen Premier-Minister, der Herzog v. Meiningen seinen ersten Adjutanten hergesandt; ebenso der König von Hannover, und der Württembergische Minister v. Varnbüler ist zu Bismarcks Aerger angekündigt. Natürlich wird sie der König nicht empfangen; Herr v. d. Pfordten hat indeß nach langem Bitten einen Waffenstillstand erlangt. — Aber ich muß zum Thee zu Sr. Majestät u. daher schließen. —

Dein A.

Wie beabsichtigt, traf Roon im Gefolge des Königs am 4. August (über Prag und Görlitz) wieder in Berlin ein. — R. v. D.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nervöse Frauen.

Skizzen

von

F. Winckel.

Tout comprendre
c'est tout pardonner.

Es sind nun bald 25 Jahre her, da saß ich einmal abends mit meiner Frau in meinem Studierzimmer und las ein medizinisches Werk, während sie die Romanzeitung durchblätterte. Ich war damals noch ein junger Arzt, hatte an jenem Tage keine besonderen Anstrengungen gehabt, war über Land gewesen und nach der Rückkehr noch bei einer Kranken, der ich einige blutige Schröpfköpfe verordnet hatte. Mit Appetit hatte ich zu Abend gegessen, fühlte mich vollkommen wohl und folgte den Schilderungen des mir vorliegenden Werkes mit Interesse — da wurde plötzlich die Thür aufgerissen, eine Wärterin stürzte herein mit den Worten: „Bitte, kommen Sie rasch mit, ich glaube, die Kranke — es handelte sich um die Patientin, welcher ich eine Stunde vorher die Schröpfköpfe verordnet hatte — stirbt." Ich folgte ihr sofort, war in wenigen Minuten in dem Zimmer der Genannten, fand aber schon — eine Leiche. Um das Bett herum lief die einzige Schwester die Hände ringend mit den Worten: „O Gott, o Gott, hätte ich ihr doch nicht die Schröpfköpfe setzen lassen; sie hat mir gleich gesagt, wenn das geschähe, müßte sie sterben." Tief erschüttert ging ich langsam in meine Wohnung zurück, setzte mich an dieselbe Stelle, nahm dasselbe Buch zur Hand, war aber nicht imstande zu lesen. Währenddes schlug meine Frau ein Blatt ihres Buches nach dem andern um; als das einige Mal geschehen war, bat ich sie, damit aufzuhören oder ein anderes Buch zu nehmen, ich könne das Umschlagen der großen Blätter nicht mehr hören, es mache mir effektiv Schmerzen.

Man sagt manchmal, es sei ganz gut, wenn der Arzt nicht zu gesund sei, sondern auch zuweilen Schmerzen habe und Krankheiten durchmache, nicht bloß damit er den Zustand eines Kranken besser zu beurteilen vermöge, sondern auch damit er zarter und rücksichtsvoller mit denselben umgehe. Diese Annahme ist nicht ganz ungegründet; der aufmerksame Arzt wird jeden normalen und pathologischen Vorgang an sich selbst am besten studieren können und namentlich die Anfangsstadien so mancher Leiden, welche er bei seinen Patienten nie zu sehen bekommt, an sich selbst beobachten können.

Der Zustand, welchen ich soeben geschildert habe, stellte ein solches Anfangsstadium dar, und wir wollen denselben jetzt einmal analysieren: Ein vollständig gesunder, nichts weniger als nervöser junger Arzt hört plötzlich eine ihn erschreckende Botschaft, eilt möglichst rasch zu Hilfe, kommt aber zu spät und erfährt am Totenbette eine zweite Einwirkung auf seine Gehörnerven, von kurzer Dauer, keineswegs grell und intensiv, und empfindet bereits wenige Minuten später beim Eintritt ganz gewöhnlicher Geräusche so starkes Unbehagen, ja fast Schmerzen, daß

Digitized by Google

er nicht im stande ist, diese geringen Geräusche zu ertragen. Seine Gehörnerven waren weder vor noch nachher krank; nur das, was sie zum Gehirn geleitet hatten, hatte die Psyche so affiziert, eine so heftige Erregung derselben hervorgerufen, daß jede neue Zufuhr von Schallwellen, gleich der unsanften Berührung einer ganz frischen Wunde, den Affizierten fast zum Stöhnen brachte. Hier haben wir also eine ganz akut entstandene „Nervosität" des Gehörs bei gesunden peripheren Nerven, aber abnormem Zustande des Zentralorgans für die Innervation

Nun nehmen wir ein anderes Beispiel, eines, welches die meisten Menschen wohl an sich selbst erlebt haben. Wenn jemand an einem sonst gesunden Zahn eine ganz kleine kariöse Stelle hat und durch einen unglücklichen Biß in diese nachgiebigere Partie ein Stückchen der Speisen einkeilt, so tritt plötzlich ein heftiger Schmerz ein, welcher die ganze Backe ergreift; aber von demselben Augenblick an ist die Gesichtsoberfläche dieser Seite, ja des ganzen Kopfes, so in ihren Wahrnehmungszuständen verändert worden, daß die Bewegung eines andern an dem Patienten vorbei diesem durch den dabei entstehenden Luftzug fühlbar und schmerzhaft wird. Und doch ist hierbei der bloßliegende Zahnnerv gar nicht getroffen worden, und wenige Minuten vorher war der Kranke, als er noch keinen Zahnschmerz hatte, jene Luftbewegung durchaus nicht gewahr geworden. Außerdem empfindet der Patient jetzt auch Schmerzen im Halse, z. B. beim Schlucken, ferner bei Bewegungen desselben und sogar nicht selten in dem Oberarm der betreffenden Seite, ja sogar bis zu den Fingern herab, so daß er im Bett auf dieser Seite nicht zu liegen vermag. Nun ist sich aber oft der Kranke jenes schadhaften Zahnes nicht bewußt, er denkt natürlich an einen solchen, da er Schmerz zuerst beim Essen bekommen hat, und läßt sich zuerst einen Zahnarzt kommen, der findet aber trotz sorgsamer Untersuchung keinen Fehler, bis — ich spreche auch hier nur von Selbsterlebtem — eine erneute Exploration aller Zähne endlich zur Entdeckung des Übelthäters und dessen Beseitigung auch sofort zum Verschwinden jener abnormen Hautempfindlichkeit und jener irradiierten Schmerzen führt. An heftigen Zahnschmerzen Leidende sind oft im höchsten Grade nervös, aber kein Mensch nennt sie so, weil jeder die Intensität ihres Schmerzes einmal mehr oder minder durchgemacht hat. Hier haben wir also eine ganz umschriebene periphere Erkrankung eines einzigen Nerven, durch welche infolge der Vermittelung der Zentralorgane eine ganze Reihe von andern Nerven in Mitleidenschaft gezogen werden, so daß auch diese auf die gewöhnlichen Eindrücke in ungemein „nervöser" Weise reagieren. Dieses Beispiel des Zahnschmerzes ist auch insofern von Bedeutung, als es lehrt, wie schwierig oft die Feststellung des eigentlichen Sitzes der Schmerzen ist, eine Thatsache, die der Laie sehr oft an sich beobachten kann, deren Verwertung für Erkrankung anderer Stellen ihm aber oft Kopfschütteln erregt.

Gehen wir weiter im Studium der abnormen Nerventhätigkeit und beobachten einmal einen an irgend einem Infektionsfieber Daniederliegenden. Wir fragen ihn, ob er irgend eine Erquickung wünsche, er ist bei vollem Bewußtsein,

Digitized by Google

hat nur Kopfschmerzen und Fieber und ersucht uns, ihm einen recht sauern Apfel zu verschaffen. Das geschieht, der Kranke beißt hinein und nimmt das abgebissene sofort wieder aus dem Munde, weil — es ja zuckersüß sei. Wohlgemerkt, es handelt sich durchaus nicht um einen Geisteskranken, sondern um einen Patienten, dessen Blut, sagen wir durch Typhus- oder ein anderes Gift, infiziert ist und infolgedessen die Nerven nicht in gehöriger Weise ernährt, so daß dieselben in abnormer Weise gegen die gewöhnlichen Eindrücke reagieren und demzufolge ihre Thätigkeit mit Unbehagen, Schmerzen und Ärger für den Kranken verbunden ist. Der Kranke glaubt auch, so lange er krank ist, durchaus nicht, daß jener Apfel sauer ist, erst wenn er genesen ihn auf's neue kostet, so wird er den sauren Geschmack desselben anerkennen. Bei solchen Zuständen sprechen wir auch nicht von Nervosität, sondern von Halluzinationen des Geschmacks, Geruchs, Gesichts, Gehörs und Gefühls. Dieselben kommen aber in geringeren Graden auch ohne schwere Infektionskrankheiten vor, und dann erkennt wenigstens der so Halluzinierende die Eindrücke als abnorme und vorübergehende und in seinem eigenen körperlichen Zustand begründete, während der bei solchen Infektionsfiebern Halluzinierende unter dem Eindruck jener Halluzinationen sich zu allerhand dem Gesunden scheinbar unmotivierten Handlungen verleiten läßt.

Diejenige Gehirnverfassung, welche jugendliche Individuen so häufig an sich studieren können, ich meine einen gewissen Grad von Alkoholismus, entspricht ebenfalls einem hohen Stadium von Nervosität: denn was ist in solchen Zuständen wohl unangenehmer als starke Gerüche, sogar solche, die sonst zu den Wohlgerüchen zählen; was widerwärtiger als manche Bewegungen; was ekelhafter als das bloße Ansehen mancher Speisen, von dem Geschmacke noch gar nicht zu sprechen? Aber auch hier müssen wir wieder hinzusetzen, daß schon viel unschuldigere Ursachen denselben Reizungszustand des Gehirns hervorrufen können, welcher leider Gottes nur zu oft durch den Alkohol zu einem chronischen gemacht wird. Schicken wir beispielsweise einen Kleinstädter nach Leipzig in das Gewühl der vollen Messe, so wird er von dem Leben und Treiben in der Stadt und auf den Märkten schwindlig, taumelig, ja es kann ihm übel werden. Hat er sich nach einigen Tagen daran gewöhnt, so versetzen wir ihn mitten in das Pariser oder gar Londoner Treiben und wir können sicher sein, daß die äußerst unbehaglichen Empfindungen, lediglich bewirkt durch die massenhaften, keineswegs im einzelnen zu abnormen Eindrücke auf seine Sinnorgane, sich aufs neue und in erhöhtem Grade bei ihm einstellen. Und wie es Menschen giebt, die bei jeder Seefahrt seekrank werden, ja sogar Kapitäne, welche, trotzdem sie den größten Teil ihres Lebens auf der See zugebracht haben, jede neue Seereise oder wenigstens stürmische Seereise mit einer neuen Seekrankheit beginnen, so giebt es auch Individuen, und deren Zahl ist viel größer, als allgemein angenommen wird, die eine gewisse Reihe von Eindrücken jahrelang ausgezeichnet ertragen, bis sie mit einem Male ganz anders darauf reagieren, ja durch dieselben zum Erkranken gebracht werden; die z. B. jahrelang selbst bei unruhiger See gefahren sind ohne je seekrank geworden zu sein, bis auch ihre Stunde endlich schlägt und sie dem erzürnten Neptun nach Kräften opfern.

Digitized by Google

In manchen Fällen ähnlicher Art, wo z. B. gewisse, sonst sehr gern genossene Speisen mit einem Male widerwärtig geworden sind, ist ein Übermaß des Genusses derselben zu beschuldigen; dafür kann gar mancher aus seiner Jugend Beispiele anführen.

In andern dagegen ist eine allmähliche oder plötzliche Veränderung der Ernährung, eine überstandene Krankheit die Ursache für solche Variationen. Ein paar Beispiele werden dies genügend illustrieren. Bei starken, plötzlichen Blutverlusten wird auch der Gesündeste sehr nervös, d. h. wenn die Blutung vorüber ist, hat er noch längere Zeit eine größere Empfindlichkeit gegen Licht, Geräusche und Temperaturwechsel, seine Gehirnorgane sind noch abgestumpft, seine Muskeln unsicherer und die Bewegungen in mancher Beziehung ängstlicher. Solche Zustände kann man namentlich im Kriege studieren.

Abnorme geistige Anstrengungen, Hunger, plötzlicher Schreck, können jene Zustände ebensogut herbeiführen.

Wenn ein Musiker bei den Milliarden von Schwingungen, in welche sein Trommelfell durch eine Symphonie versetzt wird, jeden einzelnen Ton jedes Instruments auf die Richtigkeit der Zahl seiner Schwingungen zu prüfen versteht, so sagen wir, derselbe habe ein sehr gutes Gehör. Wenn aber ein junges Mädchen bei demselben Unterricht hat und, einige Mal denselben Fehler machend, über seinen lebhaften Tadel empört ihn nervös nennt, so ahnt sie nicht, welche Schmerzen seinem Ohre durch ihre Mißklänge bewirkt werden. Dem feiner besaiteten Individuum wird schon eine geringe Dissonanz schmerzlich sein, an der der gewöhnliche Sterbliche ungerührt vorbei geht. So macht das immer zunehmende Dilettantentum Künstler und Dilettanten nur nervöser.

Bei alledem haben wir nun eine Seite des Nervenlebens noch gar nicht berührt, welche ebenfalls keine kleine Rolle spielt, wenn wir sie auch noch sehr wenig kennen und daher nur mit Worten uns aushelfen können. Ich meine das große Gebiet der Idiosynkrasien. Bekannt ist, daß eine große Reihe von Menschen auf gewisse Speisen mit ganz bestimmten Krankheiten reagieren: so namentlich beim Genuß von Krebsen, Hummern und Erdbeeren die sogenannte Nesselsucht, das Nesselfieber bekommen. Ob hier der Geruch oder der Geschmack dieser Speisen oder deren Einwirkung auf die Magenschleimhaut jene Hautschwellungen und das mit ihnen verbundene Jucken hervorruft, das wissen wir noch nicht. So giebt es eine Menge von Idiosynkrasien gegen Arzneimittel, z. B. vor allen gegen das Opium, durch welche Kranke, die daran leiden, wenn sie auch durchaus nicht wissen können, daß dieses Medikament ihrer Medizin beigesetzt worden ist, doch sofort an der Wirkung auf ihren Kopf oder Magen auch die kleinsten Dosen solcher Medikamente zu erkennen vermögen.

Daß die Zentralorgane hierbei eine große Rolle spielen, daß speziell die Nervenzellen der Großhirnrinde hieran in erster Linie beteiligt sein müssen, haben wir ja neuerdings durch zahlreiche hypnotische Versuche kennen gelernt. Allen gesunden Menschen sind Leberthran, Maschinenöl und Paraffin doch gewiß äußerst an Geruch und Geschmack widerwärtige Flüssigkeiten, und doch kann sich jeder Laie bei

Digitized by Google

den im Londoner Aquarium von Mr. Kennedy fast täglich angestellten Experimenten mit Hypnotisierten persönlich überzeugen, daß die letzteren eine Mischung aus diesen drei Ölen in einer Menge von circa 150 Gramm unter der Suggestion, daß dieselbe aus Whisky bestehe, mit sichtlichem Behagen langsamer oder rascher trinken, ohne auch nur das Gesicht zu verziehen oder nach ihrer Erweckung die mindesten Unbequemlichkeiten des Magens zu empfinden! Hier sind also nicht bloß die Thürhüter, welche sonst dem Eindringen von Schädlichkeiten Widerstand entgegensetzen, nämlich Geruch und Geschmack, beseitigt, sondern die Suggestion hat es zu Wege gebracht, Zentralorgane und periphere Nerven in einen Zustand zu versetzen, der auch das scheußlichste Getränk als duftenden Johannisberger oder kräftigen Whisky erscheinen läßt. Wie oft wird nun nicht umgekehrt bei erhöhten Reizzuständen des Gehirns der köstlichste Trank fade, die süßeste Birne bitter, die duftendste Blume übelriechend erscheinen können, auch ohne daß wir dem Individuum, welches solche uns frappierende Urteile fällt, irgend etwas Ungewöhnliches ansehen oder anmerken können? Noch unendlich viele Leiden unsrer Nerventhätigkeit liegen im Dunkeln und werden uns noch lange, lange dunkel bleiben.

Aber in all' dem Bisherigen ist ja, so höre ich sagen, noch kein Wort von „nervösen Frauen" geredet, mit keiner Sylbe unser Thema berührt! Gemach, lieber Leser, um nicht einseitig und parteiisch zu werden, schien es mir zweckmäßig, zuerst einmal zu untersuchen, wie und wodurch auch der kräftigste Mann nervös werden kann, wie viel mehr erst die schwächere Frau. Wir werden ja dann später zu prüfen haben, ob nicht die letztere sehr oft erst durch jenen nervös gemacht wird.

Vielleicht interessiert sich mancher meiner Leser auch für die Frage, ob denn die nervösen Frauen so viel häufiger heutzutage sich finden als früher. Allein ich bin überzeugt, daß die meisten jungen und alten Männer, ohne besondere statistische Untersuchungen in dieser Beziehung gemacht zu haben, mit der größten Bestimmtheit diese Frage bejahen werden, weil sie ja längst in allen Blättern, politischen und sozialen, wissenschaftlichen und humoristischen so beantwortet ist und zur Erheiterung griesgrämiger Junggesellen auch gern und vielfach illustriert wird. Da sind dann als Beweise die zahlreichen Badekuren, die enorme Menge der Frauendoktoren, die wachsende Zahl der Ammenbüreaus und die noch stets zunehmende Menge der alten Junggesellen überall beliebt. Leider müssen wir auch zugeben, daß jedes dieser Argumente eine gewisse Beweiskraft besitzt und daß sich jene Thatsache durchaus nicht bestreiten läßt, wenn auch die Ursachen dieser Ursachen keineswegs so einfach sind, als das auf den ersten Blick erscheinen könnte. Wer sich aber dafür interessiert, dem empfehle ich die Lektüre der vor ca. 4—5 Jahren in der „Deutschen Rundschau" über die Zunahme der Geisteskrankheiten von dem berühmten Göttinger Psychiater Ludwig Meyer erschienenen Aufsätze. Alle die Momente, welche von ihm in ursächlicher Beziehung betont worden sind, gelten in noch erhöhtem Maße als Prädispositionen für die Nervosität und deren Zunahme gegen früher. Sie liegen zum Teil schon in der fehlerhaften Erziehung unserer Mädchen in der allerfrühesten Jugendzeit, welche ich bereits in

Digitized by Google

einem früheren Artikel in diesen Blättern besprochen habe; namentlich auch in der unzweckmäßigen Ernährung derselben; ferner in den abnormen Anstrengungen und Erregungen, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse für so viele derselben mit sich bringen. Hier möchte ich einmal einem Schriftsteller der neuesten Zeit das Wort geben; denn wenn auch die Schilderungen desselben übertrieben sind, so enthalten sie, nicht bloß für Rußland, auch für andere Nationen manches Körnchen Wahrheit. Graf Leo Tolstoi sagt in seiner berüchtigten Kreutzer Sonate: „Die weibliche Erziehung, welcher Art sie sein mag, hat nur zum Zweck, den Mann zu fesseln. Die einen fesseln ihn durch Musik und Locken, die anderen durch ihre Kenntnisse und durch Auszeichnung im bürgerlichen Leben. So darf man sich nicht über die Sittenlosigkeit, welche unter dem weiblichen Teile unserer bevorzugten Klassen herrscht, wundern, sondern im Gegenteil darüber, daß die Sittenlosigkeit nicht noch größer ist. Bedenken Sie nur, von früher Jugend an handelt es sich nur um Kleider, Putz, Reinlichkeit, Grazie, Tanz, Musik, Gedichte und Romane, Lieder, Theater und Konzerte, zum äußerlichen und innerlichen Gebrauch, das heißt als Zuhörerinnen und Mitwirkende. Dazu ein vollständiger physischer Müßiggang und Verweichlichung des Körpers und eine süße, üppige Ernährung. Wir wissen es nur nicht, weil es verschleiert wird, was diese unglücklichen Mädchen durch die Erregung der Sinnlichkeit leiden. Von zehn erleiden neun in der ersten Zeit ihrer Reife und dann, wenn sie mit zwanzig Jahren nicht heiraten" u. s. w.

Mit noch viel grelleren Farben schildert er an anderen Stellen desselben Werks die schrecklichen Folgen dieser Erziehung. Man könnte, ja man müßte verzweifeln an der Zukunft des weiblichen Geschlechts, wenn wirklich $^9/_{10}$ aller Mädchen der bevorzugten Stände so wären, und selbst der Arzt, welcher wohl mehr wie andere Menschen einen Einblick in die menschlichen Gebrechen zu thun Gelegenheit hat, weil sie ihm bewußt und unbewußt meist in ihrer ganzen Nacktheit entgegentreten, muß derartige Behauptungen für Ausgeburt eines kranken Geistes halten. Glücklicherweise ist ja auch nicht jede Natur in dieser Beziehung der anderen gleich. Die einfacheren Verhältnisse unserer deutschen Familien haben die Häufigkeit jener Entartungen beschränkt, und mit wirklichem Vergnügen wird man das Urteil über deutsche Mädchen lesen, welches Lady Blennerhasset vor kurzem gefällt hat. Sie sagte: die Mädchen in Deutschland sind einfach in ihrem Geschmack und in ihren Lebensgewohnheiten, außerordentlich thätig, eher ernst gestimmt. Frivolität unter ihnen gehört zu den Ausnahmen, womit nicht gesagt sein soll, daß keine solche existiert. Koketterie und der Wunsch zu gefallen, ist kein hervorragender Zug derselben, einmal weil sie zurückhaltend, oft schüchtern sind, dann deswegen, weil die erworbenen Gewohnheiten der Selbstbeherrschung und der Entsagung die rein gesellschaftlichen Gaben besonders zu einer Zeit nicht fördern, die überhaupt keinen großen Wert mehr auf die einst so sorgsam gepflegte Kunst des menschlichen Umgangs legt. — — Alles jedoch, was das deutsche Mädchen dem nationalen Leben an intellektuellen Gaben gebracht hat, mag gering angeschlagen werden im Vergleich zu dem, was es ihm an

Digitized by Google

ethischem Wert, an opferwilliger Entsagung, an stiller, freudiger Hingebung täglich und stündlich entgegenbringt."

Aber auch Lady Bleunerhasset macht auf manche Fehler in der Erziehung der Mädchen in Deutschland aufmerksam und sie ist wiederum sehr im Recht, wenn sie sagt: „Eins der unentbehrlichsten, wichtigsten Elemente im Staatshaushalt ist die erfahrene Leiterin des Hausstandes auf der einen, die treue Dienerin auf der anderen Seite. In dieser Beziehung ist nicht selten das schlichte, arbeitsame, von früher Jugend für seinen Beruf erzogene deutsche Bauernmädchen besser auf die seiner wartende Zukunft vorbereitet als die Tochter der wohlhabenden Mittelklassen, die nicht gelernt hat, gegebenenfalls dem Luxus und den kostspieligen Gewohnheiten zu entsagen und dann in veränderten Verhältnissen das Gelernte nicht anwenden kann und das Notwendige nicht gelernt hat." Ich muß es mir versagen, noch mehr aus dem Essay der trefflichen Schriftstellerin hier anzuführen, und will mich damit begnügen zu bemerken, daß mit der letzterwähnten, durchaus richtigen Thatsache einer der wundesten Punkte in unserer Erziehung berührt ist, welcher kurz so ausgedrückt werden kann, daß sehr häufig deutsche Mädchen entsprechend dem Vermögenszustande der ganzen Familie, nicht aber dem viel kleineren Teil, welcher ihnen später zufallen muß, erzogen werden. So sind sie denn häufig schon beim Eintritt in ihre Ehe verarmt, ohne doch pekuniäre Verluste gehabt zu haben. Vielen hilft die Liebe, die in der That in Deutschland noch kein leerer Wahn ist, über diese ersten Jahre der Entbehrung hinweg, aber viele, recht viele, die das Entsagen nicht gelernt haben, machen sich und ihrem Manne doch das Leben unnötig schwer, indem sie in ihren Anforderungen immer nur nach den Genüssen besser Situierter sehen und nicht auf diejenigen Klassen der Bevölkerung achten, welche noch bei weitem mehr entbehren müssen. Aus der Unzufriedenheit entsteht Zank, aus dem Zank Ungerechtigkeit, die letztere vermindert die Liebe, der Egoismus wächst, die Rücksicht auf den Gatten läßt nach, und wenn nun gar Familienzuwachs erscheint, so verschlimmert sich das alles, und die Trennung macht weitere Fortschritte: Phrasen und Lamentationen, Kopfschmerzen und Migräneanfälle, anfangs noch selten, kommen schon häufiger vor, die Ernährung leidet, und Zustände, welche mit einiger Energie anfangs noch unterdrückt werden konnten, nisten sich bald so fest ein, daß ihre Beseitigung äußerst schwer und langwierig ist. Da erwartet man dann Hilfe vom Arzt, und mit Pulvern und Pillen soll beseitigt werden, was doch mal nicht zu ändern ist. Und doch kann der rechte Arzt auch hierbei oft vorzüglich wirken, besonders dann, wenn er als Hausarzt der Eltern die junge Frau schon lange kennt, oder ihr Vertrauen gewonnen hat; freilich nicht durch Rezepte und Badekuren, sondern durch Klärung der Verhältnisse, durch Zurückweisung ungerechter und unnötiger Ansprüche, durch Regelung der Ernährung, Beschäftigung und Bewegung und durch energische Bekämpfung unzeitgemäßen Sichgehenlassens. Mit der immer mehr zunehmenden Abnahme der Hausärzte wird leider auch diese nicht zu unterschätzende prophylaktische Thätigkeit des Arztes mehr und mehr eingeschränkt. Der Arzt, ohne allen Konnex mit der Familie und ohne eine Idee von den Ur-

Digitized by Google

sachen, wird nur wegen eines Anfalls von Migräne gerufen, er soll nur möglichst rasch mildernde Mittel verordnen, das Übrige wird sich dann schon finden — so denkt die Kranke und ihre Umgebung, und doch ist häufig das Gegenteil der Fall, d. h. der eine Anfall prädisponiert nur den folgenden, und die Medikamente, ohne Berücksichtigung der vorhandenen Ursachen gegeben, verschlimmern den Zustand.

Vielleicht zu sehr sind wir auf diese Entwickelung der Nervosität auf Grund einer unrichtigen Erziehung eingegangen, aber nur wegen ihrer Häufigkeit, ja Alltäglichkeit. Wir haben aber noch viele Unterlassungssünden der Eltern zur Zeit der Entwickelung der jungen Mädchen als Ärzte für die häufige Nervosität junger Frauen zu beschuldigen. Dahin gehört in erster Linie auch die nicht genügende sexuelle Überwachung derselben, die zum Teil aus übertriebener Abhärtungssucht, zum Teil endlich aus unverzeihlicher Prüderie zu erklären sind. Junge Mädchen von 15—20 Jahren sind von ihren Müttern und Hausärzten ohne ihr Wissen zu beobachten, aber nicht etwa bloß im Ballkleide, nein besonders zuhause und bei der Arbeit. Von Zeit zu Zeit bedürfen dieselben der Ruhe, und sie sollen von ihren Müttern, die sich in dieser Beziehung ja mit dem Arzte beraten können, über manche Vorkommnisse aufgeklärt werden. Regelmäßige Schmerzen bei gewissen Funktionen sind nie gleichgiltig; und eine Beseitigung derselben durch allerhand Haus- und Quacksalbermittel gelingt für gewöhnlich nicht. Manche Mutter hat recht, wenn sie sagt, ach ein junges Mädchen darf nicht über jede Kleinigkeit klagen, aber wirklich vorhandene Leiden in dieser Beziehung zu verbergen, bloß um eine etwaige Verlobung zu befördern — das ist entschieden ein sehr großes Unrecht, und der Gedanke, daß sich so manche Leiden nach der Verheiratung schon verlieren würden, ist ein völlig unbegründeter. Was soll man denn dazu sagen, daß so viele Mädchen immer noch heiraten, denen mit Bestimmtheit eine Heirat untersagt werden müßte, weil sie nicht in der Lage sind, Frauen und Mütter zu werden. Und die Schlüsse, welche aus solchen Thatsachen sich ergeben, liegen zu sehr auf der Hand, um hier noch weiter besprochen zu werden.

Kommen nun schon sehr viele junge Mädchen heutigen Tages krank in die Ehe, so verschuldet eine noch viel größere Menge ihre Erkrankung durch eigene Unvorsichtigkeit in der ersten Zeit der Ehe; namentlich sind es junge Mütter, die, zum Teil mangelhaft beraten und unbekannt mit den Gefahren, welchen sie sich aussetzen, zum Teil aus übertriebenem Pflichtgefühl, wieder andere weil sie sich vor ihren Bekannten genieren, oder aus Vergnügungssucht, ja sogar endlich aus Gewinnsucht den gesundheitsgemäßen Verlauf von Vorgängen stören und unterbrechen und ihre Gesundheit für immer aufs Spiel setzen. Dieser Leichtfertigkeit folgt ungemein häufig die Strafe auf dem Fuße, eine Strafe, welche am allerhäufigsten in einer äußerst gesteigerten Empfindlichkeit aller Sinnesorgane, in einer ganz akuten Nervosität besteht, die sie für jede Arbeit ebenso unfähig wie unzugänglich für ihre Familie und jede gesellige Vereinigung macht. Ich beobachtete einen Fall dieser Art bei einer jungen, blühenden, durchaus nicht nervösen Dame, welche durch eigene Unvorsichtigkeit zu früh Mutter geworden war und

Digitized by Google

unmittelbar nachher an den heftigsten hysterischen Krämpfen erkrankte, welche ich je erlebt habe, deren Beseitigung Monate in Anspruch nahm. Das, was wir Gynäkologen ein unterschlagenes Wochenbett nennen, bildet eine fruchtbare Quelle für alle möglichen Frauenkrankheiten und muß um so notwendiger zu einer prononcierten Nervosität der Frauen führen, als sie gerade in der Zeit ihren Sinnesorganen die wenigste Ruhe gönnen, wo diese eine solche für längere Zeit am meisten nötig haben. Daß auch Gewinnsucht oder sagen wir übertriebenes Pflichtgefühl zu solchen Thorheiten führen kann, möge ein anderes Beispiel aus meiner Erfahrung beweisen. Mir ist bekannt geworden, daß eine Hebamme, welche ohne Hilfe einer anderen eines Kindes genesen war, schon Tags darauf dem Rufe einer Hilfsbedürftigen folgte, deren Wohnung stundenweit von der ihrigen entfernt war. Wenn sie selbst in bedrängten Verhältnissen lebte und für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte, so müßte man dieses Verhalten als ein übertriebenes Pflichtgefühl bezeichnen; war das nicht der Fall und hätte sie eine andere Kollegin zu jener schicken können, so mußten andere, niedere Beweggründe sie davon abgehalten haben. Jedenfalls hatte der Bezirksarzt, welcher diese Thatsache erfuhr, vollkommen Recht, indem er ihr einen sehr energischen Verweis erteilte, nicht bloß weil sie gegen die eigene Gesundheit so gefrevelt, sondern auch weil sie allen Wöchnerinnen ihres Bezirks ein so schlechtes Beispiel gegeben hatte.

Wir können alle die Gründe, welche hier für die zunehmende Nervosität der Frauenwelt anzuführen wären, nicht in der Ausführlichkeit besprechen, wie sie es verdienten. Wir können manche nur andeuten, und da genügt es, in dieser Beziehung auf einen Punkt bloß hinzuweisen, nämlich auf die Abnahme der Bevölkerung in Frankreich und auf das sogenannte Zweikindersystem daselbst. Es ist einfach absurd, wenn bekannte französische Gelehrte die Gründe der erstern in der großen Kindersterblichkeit französischer Großstädte in letzter Zeit gefunden zu haben glauben. Leider können deutsche Städte wie Berlin und Chemnitz, ja ganze Provinzen wie Oberbayern in dieser Beziehung sehr gut mit Frankreich konkurrieren, und doch nimmt ihre Bevölkerung rapide zu, weil die Geburten bei weitem zahlreicher sind als dort.

In Betreff eines andern Punktes möchte ich wieder dem unerbittlichen Naturalisten, dem Grafen Tolstoi, das Wort erteilen, weil er sich nicht scheut von allen Beobachtungen „russischer" Zustände den undurchsichtigen Schleier zu entfernen. „Die Frau, sagt er, soll bei uns zu gleicher Zeit Mutter, Geliebte und Amme sein. Aber ihre Kräfte reichen nicht aus, daher rühren in unserem Stand hysterische und Nervenleiden und im Bauernstand die Epilepsie. Sie werden wohl bemerkt haben, daß bei Mädchen Epilepsie nicht vorkommt (?), nur bei Bauerfrauen, welche mit ihren Männern leben (?). Der Grund ist klar, und daher rührt der Fall der sittsamen Frau und ihre Erniedrigung. Man braucht nur daran zu denken, welches Wunder in einer Frau vorgeht, welche Mutter wird und nährt. Es ist das Heranwachsen der künftigen Generation, die unsern Platz einnehmen soll, und dieser geheiligte Vorgang wird gestört . . . wodurch?

Digitized by Google

Es ist schwer, daran zu denken! Und dabei spricht man von den Rechten der Frau! Es ist ganz dasselbe, als wenn Menschenfresser ihre Gefangenen füttern, ehe sie sie auffressen, und dabei behaupten, sie sorgen für ihre Rechte und für ihre Freiheit." Leider Gottes haben wir Ärzte auch in Deutschland manchmal Veranlassung, zum Schutze der Frauen in dieser Beziehung einzutreten.

Daß die kleineren Familiensorgen, z. B. ungenügendes Vorwärtskommen der Kinder, schlechte Zeugnisse, welche die Knaben aus der Schule nachhause bringen, durch ihre lange Dauer, stete Wiederkehr und ungewisse Beseitigung, die mehr mit und in den Kindern lebende Mutter viel mehr irritieren als den Vater, weiß jeder. Kinderkrankheiten, Nachtwachen, während der Vater seine Hälfte schreien läßt, wirken noch rascher und schädlicher.

Niemand wird ferner daran zweifeln, daß die Leidenschaft, welche „mit Eifer sucht, was Leiden schafft," Frauen in einen Zustand zu versetzen vermag, welcher allen Anforderungen einer äußersten Nervosität vollkommen entspricht. Dagegen dürfte es manchen unbekannt sein, daß auch die Putzsucht dieselben Folgen haben kann. Von der französischen Akademie ist in neuester Zeit ein Roman eines bis dahin unbekannten Schriftstellers mit einem Preise gekrönt worden, welcher den Titel hat: Zu schön! In demselben wird eine junge Frau geschildert, die, von einer bildschönen Mutter geboren, der letztern durch ihre Geburt ihre Schönheit gekostet hatte. Sie selbst, von dieser traurigen Thatsache unterrichtet, wird nun von dem Gedanken verfolgt, daß ihr eines Tages dasselbe passieren könne. Mit einem Grafen vermählt, welcher sie glühend liebt, bekommt sie trotz aller Sorgen glücklich eine Tochter, ohne entstellt zu werden. Trotzdem verläßt jene Sorge sie nicht, sie will kein zweites Kind, will ferner in der Gesellschaft glänzen, knüpft ohne jedes innere Interesse ein Verhältnis mit einem Freunde ihres Gatten an, offenbar nur in der Idee, eine schöne Frau müsse in der Gesellschaft auch solch einen Beweis ihrer Schönheitserfolge besitzen, und als sie daher von ihrem Manne mit der Tochter zu ihrer Mutter aufs Land gebracht wird, wo sie keine Toiletten machen, nicht glänzen kann und ohne Bewunderer ist, da geht sie schließlich geisteskrank an der täglichen ängstlichen Pflege ihrer körperlichen Schönheiten zu Grunde. — Mit Achselzucken, mit einem mitleidigen Lächeln wird vielleicht manche deutsche Leserin diesen Roman aus der Hand gelegt haben. So was kommt bei uns nicht vor.

Leider ist dieses Urteil falsch; es geht damit wie mit den Pariser Moden, sie werden importiert und beherrschen die Sinne der Frauenwelt mehr, als man glaubt. Der Arzt ist manchmal machtlos dabei; ja er wird mit bitteren Vorwürfen behaftet, weil die Taille nicht mehr so schlank, die Körperform weniger schön geworden ist und der Teint gelitten hat. Und wie oft wird nicht der Spiegel über Tags und Abends konsultiert, um immer wieder enttäuscht und mit Groll im Herzen beiseite gelegt zu werden. Die Südländerin will stark, die Frau aus dem Norden schlank sein, jene will bleich, diese frischrot aussehen, von all' den andern Wünschen, deren Erfüllung dem Arzt zugemutet wird, nicht zu sprechen. Und wir möchten warnen, die Bedeutung derartiger psychischer Zu-

Digitized by Google

stände zu unterschätzen. Treten sie auch dem Laien nicht immer so leicht entgegen als dem Arzte, so kann doch auch der erstere bei genauer, längerer Beobachtung die schädlichen Folgen derselben von Schritt zu Schritt beobachten. Wer kennte z. B. nicht Fälle, in denen Frauen, um ja nicht zu stark zu werden, hungerten und dürsteten, die Banting'sche-, Epstein'sche und Ortel'sche Kur gebrauchten und nur vorübergehend magerer, aber immer nervöser und reizbarer wurden? Und was ist denn meistens das einzige Motiv für solche Selbstquälereien? — Nur die Angst vor dem Verluste der Schönheit.

Doch seien wir gerecht und bekennen wir, daß manchmal die Ursache eines Übels an ganz anderer Stelle gesucht wird als an derjenigen, wo sie wirklich ist. Wie viele Frauenkrankheiten sind nicht, ehe ihr eigentlicher Sitz genauer bekannt war, als Magenaffektionen maltraitiert worden. Und wie viele Sexualanomalien giebt es nicht, bei denen die Patientinnen so wohl und frisch, ja blühend aussehen, daß sie von Bekannten darob beglückwünscht werden, bei denen gleichwohl der Zustand derselben quallvoller als derjenige an heftigen Zahnschmerzen Leidender sein kann, und auch der erfahrene Arzt die noch im verborgenen wirkende Quelle der Erkrankung nicht immer sofort festzustellen vermag. Solche Patientinnen werden dann, wenn sie klagen und oft klagen und trotz aller ihnen gewidmeter ärztlicher Sorgfalt mit Klagen nicht aufhören, von den Ärzten selbst als exquisit Hysterische bezeichnet, und dieses an ihnen begangene Unrecht wird oft erst dann erkannt, wenn das wirklich vorhandene Leiden endlich fühl- oder gar sichtbar geworden ist. Ich habe lange Zeit hindurch zwei Schwestern behandelt, welche an kolossalen Geschwülsten litten. Schon in den Jahren der Entwickelung hatten beide sehr heftige, zeitweise wiederkehrende Schmerzen gehabt, so daß die eine, wie sie mir manchmal versicherte, während derselben sich einschloß und am Boden wälzte, weil ihre äußerst energische Mutter, vom Hausarzt unterstützt, ihnen immer vorhielt, daß junge Mädchen nicht ohne Not klagen dürften! Ja, wenn sie über heftige Zahnschmerzen zu klagen gehabt hätten, würde der Arzt wohl eine genauere Untersuchung vorgenommen und die Mutter mehr Mitleid gehabt haben. Der Schmerz über die erduldete Ungerechtigkeit in diesen Jahren verließ jene Unglücklichen ihr ganzes Leben nicht.

Auch hier wollen wir uns mit diesen Andeutungen begnügen, denn unerschöpflich sind die Beispiele, in denen Frauen für hysterisch gehalten werden, denen jede unwahre Nervosität in der Seele zuwider ist und die in der That schwere Leiden tragen.

Sehen wir uns lieber einmal den Mann als Ursache der Nervosität der Frau an, so wird es uns in vielen Fällen leicht sein, seinen Mangel an Verständnis für die Zustände in den verschiedenen Phasen des weiblichen Lebens zu beschuldigen. Graf Tolstoi hat ja in dem oben zitierten Beispiel zur Genüge darauf hingewiesen.

Die mangelnde Kenntnis führt zur mangelnden Rücksicht, ja zur Vernachlässigung. Aber es kann auch umgekehrt sein, eine zu große Verzärtelung der Frau, mangelnde Energie, unzeitiges Nachgeben schaden oft ebensoviel. Der

Digitized by Google

Mann soll seiner Frau nicht bloß körperlich, er soll ihr auch geistig überlegen sein; er soll ihr Führer sein, sie soll zu ihm aufschauen und Interesse an seinen geistigen Interessen gewinnen und Fortschritte mit seinen Fortschritten machen. Dann ist die Ehe nicht bloß eine körperliche Gemeinschaft, sondern vielmehr ein geistiges Band, welches von Jahr zu Jahr fester wird. Sehen wir uns aber einen großen Teil der jungen Männer, welche heutigen Tages in die Ehe treten, darauf hin an, ja hart schildert Tolstoi die Russen, aber leider paßt seine Schilderung auch wieder für viele andere Nationen: „Unsere aufregende, zu reichliche Nahrung bei gänzlichem physischen Müßiggange ist nichts Anderes — so sagt er — als eine systematische Aufreizung zur Lüsternheit. Alle unsere Liebschaften und Heiraten werden zum größten Teil durch die üppige Ernährung abgeschlossen. Wir speisen zwei Pfund Fleisch täglich, außer dem Wildpret, und erhitzende Leckerbissen und Getränke aller Art. Wozu führt das? Zu sinnlichen Exzessen. Und ferner: Die Verlobung und Hochzeit ist nur eine Art Handel, wo ein unschuldiges Mädchen an einen Wüstling verkauft wird, und dieser Handel wird nur unter den gefälligsten Formen abgeschlossen. Und endlich: Wenn wir dreißigjährige Wüstlinge in einem Salon oder auf einem Ball erscheinen, rein gewaschen, frisch rasiert, parfümiert, in blendend weißer Wäsche, in Frack oder Uniform, was sind wir dann für entzückende Vorbilder der Reinheit! Aber es kommt die Zeit, wo alle diese Schändlichkeit und Lüge offenbart wird." Wer überall auf der Welt hätte nicht genügend Gelegenheit gehabt, in vielen Fällen diese Schilderung als vollkommen zutreffend anzuerkennen? Und setzen wir aus unserer Erfahrung noch hinzu, welcher Gynäkologe, ja welcher Arzt hätte noch keinen Fall erlebt, daß eine junge Frau, weil sie vergeblich Mutterfreuden erwartete, von Arzt zu Arzt, von Kur zu Kur zog und immer nervöser wurde, während die Spatzen auf dem Dache es sich zuzwitscherten, daß die Ursache nur an dem früheren Leben ihres Gatten gelegen sei? Wir müssen uns auch hier viele Beschränkungen in der Exemplifizierung auferlegen; wir könnten sonst mit Beispielen aufwarten, die den Herrn der Schöpfung in seinem Benehmen dem schwachen, schutzlosen Weibe gegenüber doch gar zu erbärmlich erscheinen ließen. Wer sich aber dafür interessiert, wie erschreckend häufig diese Ursache der Nervosität der Frauen in neuerer Zeit geworden ist, dem wollen wir doch die Lektüre der „Beiträge" des Gynäkologen Kehrer in Heidelberg bestens empfehlen.

Und nun noch zu den Ärzten. Jeder soll eben vor seiner Thür kehren. Es ist nicht zu leugnen, daß die Erkenntnis so vieler Frauenkrankheiten ebenso wie die Heilung derselben besonders durch operative Eingriffe in neuerer Zeit ganz enorme Fortschritte gemacht hat, aber ebensowenig ist zu bezweifeln, daß mit den modernen Operationen dieser Art sehr viel Mißbrauch getrieben wird, und nicht bloß von jüngeren Ärzten, die noch den unwiderstehlichen Drang haben, sich bekannt zu machen. Zu häufige Explorationen, unnötige, auch kleinere Operationen, häufiger Wechsel von Instrumenten, zu oft wiederholte Ätzungen unbedeutender Wunden sind aber gar zu geeignet, Patientinnen in der That nervös zu machen. Wenn dann noch zahlreiche zuhause vorzunehmende Manipulationen

Digitized by Google

hinzukommen, welche die Patientin zwingen, sich einen großen Teil des Tages mit sich selbst zu beschäftigen, während sie durch die Arbeiten in ihrer Haushaltung von ihren Beschwerden mehr abgezogen würde, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Männer schließlich Einspruch erheben und klagen, daß die Frau immer reizbarer, aber keineswegs besser werde. Der Arzt soll nicht bloß durch Medikamente und Messer, er soll auch durch seine Persönlichkeit wirken. Ein Engländer, der sich mit mir einmal über dieses Thema unterhielt, ohne zu wissen, daß ich selber Arzt sei, illustrierte das mit ein paar Worten, die ich seit dem nicht wieder vergessen habe: Er erzählte mir, daß sein Vater vor nicht langer Zeit sehr schwer krank gewesen; sie hätten sich, obwohl nicht vermögend, weither einen Arzt kommen lassen, und das sei sehr teuer gewesen, aber derselbe habe auch, wenn er ins Zimmer getreten sei, eine solche Atmosphäre von Beruhigung um sich verbreitet, daß die Kosten dadurch vollständig aufgewogen worden seien. — Es ist nicht gleichgiltig, daß manche Ärzte umgekehrt gerade die Neigung haben, ihre Kranken immer sehr ängstlich zu machen; Frauen werden dadurch oft in unverantwortlicher Weise auf die Folter gespannt. Der Arzt soll individualisieren, aber nicht nach einem Schema verfahren; er soll auch bei seinen therapeutischen Maßnahmen die Lage seiner Kranken berücksichtigen, denn die Verordnung zu teurer Medikamente werden ihn ebenso diskreditieren wie die Empfehlung zu kostspieliger Badekuren. Aber was hat das, so fragt man, mit der Nervosität der Frauen zu thun? Nun, lieber Leser, der Zusammenhang ist leicht zu finden; Badekuren sind ja noch immer die beliebtesten Mittel gegen solche Leiden, und der Mann, dessen Frau der Arzt ein solches Bad angeraten hat, wird, falls er nicht in der Lage ist, jenem Rat zu folgen, rasch mit dem Vorwurf bei der Hand sein, daß das Bad nicht nötig, ein anderes eben so gut sei, wenn er nicht gar mit dem Vorwurf herausrückt, der Arzt habe den Zustand seiner Frau überhaupt nicht richtig erkannt, sie habe ihn getäuscht, um überhaupt ins Bad zu kommen. Derartige Vorschläge dienen also nicht dazu, die Stellung des Arztes zu verbessern, sondern bewirken leicht Beschämung und Unzufriedenheit, welche wieder zur Nervosität disponiert.

Man braucht nicht auf das bekannte Beispiel des Professor Herold in Kopenhagen hinzuweisen, um zu demonstrieren, wie sehr der Arzt von verschmitzten Patientinnen wissentlich getäuscht werden kann; beliebt sind ja in Lustspielen die Rollen nervöser Damen, welche ihren Arzt zu allen möglichen, ihnen erwünschten Kuren bringen. Weit weniger bekannt ist aber, daß weibliche Individuen, auch der nicht bemittelten Stände, in Krankenhäusern alle möglichen Symptome nach und nach zeigen, von denen sie wissen, daß ihr Aufenthalt dadurch verlängert, oder sogar eine Operation notwendig gemacht wird. Ja man kann sagen, daß, seitdem eine Reihe sehr wichtiger Operationen bei Frauenkrankheiten im Publikum mehr und mehr durch ihre großartigen Erfolge bekannt geworden sind, nicht bloß manche Ärzte, auch solche nervöse Frauen, namentlich auch jugendliche Individuen geradezu an einer Operationssucht, d. h. an Sehnsucht nach Operation leiden, auch wenn eine solche durchaus nicht nötig, sondern schädlich, ja ver-

Digitized by Google

stümmelnd wirken würde. Einzelne solcher Individuen ziehen von Hospital zu Hospital, bis sie endlich den Arzt gefunden haben, der ihren Willen thut, und leider muß man sagen, finden sich oft noch solche, die dann als einzige Entschädigung anführen: Ja wenn wir sie nicht operieren, so würde doch ein anderer es thun. Daß dieses Verfahren unter Umständen strafbar ist, wissen manche nicht. Volenti non fit injuria, so denken sie. In England aber ist es vorgekommen, daß ein Arzt, welcher eine verstümmelnde Operation an einer Frau vorgenommen hatte, und zwar mit ihrer Einwilligung, zu schwerer Strafe verurteilt wurde, weil er ihr alle Folgen dieser Operation vorher nicht ausdrücklich erklärt hatte. Das Publikum kennt auch die Ärzte, welche in dieser Beziehung nicht ganz gewissenhaft sind, sehr genau und weiß recht gut die nicht immer reinen Motive derselben zu beurteilen. Wenn man erfahren will, wie diese Urteile oft lauten, dann nehme man wieder einmal Tolstoi's Kreuzersonate zur Hand und lese die Äußerungen, die er jenem unglücklichen Eifersüchtigen in den Mund legt, der schließlich zum Mörder seines Weibes wurde. Die Anführung derselben würde hier zu weit gehen; sie verrateu aber eine Bitterkeit, einen Haß, ja eine Verachtung, daß man sagen muß, der Verfasser selbst müsse furchtbare Erfahrungen mit seinen Ärzten gemacht haben, um den ganzen Stand in dieser Weise zu schmähen. Überall ist ein Körnchen Wahrheit, aber die Thatsachen sind furchtbar übertrieben, entstellt und verzerrt; das Schimpfen ist das eines Wahnsinnigen, der sich selbst körperlich und geistig ruiniert hat. Als ich das Werk Tolstoi's studiert hatte und noch unter dem Eindruck seiner grausigen Behauptungen stand, kam mir zufällig das englische Blatt ‚The Referee' in die Hand. In diesem fand ich von dem geistreichen, pseudonymen Reporter Dagonet ein Urteil über derartige Bücher, welches so treffend und schön ist, daß ich es hier folgen lasse: The influence of a good book is not so potent, as the influence of a bad book. But it is always pleasant and refreshing to find oneself in the society of brave and noble spirits. J had been reading Zola's „La Bête Humaine" when J took up „For the Right" [1]). J felt like a man, who had suddendly been transported from a hospital dissecting room to the summit of a green and sunbathed mountain. Einen Arzt selbst kann es nervös machen, wenn er zu sehr an die Räume erinnert wird, in denen er doch Jahre ernsten Studiums und gewissenhafter Arbeit verbracht hat und gottlob ohne alle seine Ideale eingebüßt zu haben. Warum auch in dem Übelriechenden wühlen, während uns Veilchen und Rosen blühen und die wunderbar schöne Welt uns täglich ihre Wunder zeigt? Nicht jede Situation braucht uns deswegen zu gefallen. Während ich dieses schreibe, läßt die gegenüberliegende Kirche von ihren kleinen Glocken alle 5 Sekunden 4 hohe Töne erschallen. Dieses Gebimmel mengt sich mit den unzähligen Pfiffen und dem Sausen des losgelassenen Dampfes der Lokomotiven der underground Railway; neben meinem Zimmer wird gesprochen und gegangen, unter mir gehämmert und an der Thür, die hinter meinem Schreibtisch steht, wird

[1]) Von K. E. Franzos, übersetzt von J. Simmer mit Vorrede von Gladstone.

Digitized by Google

von einem Anstreicher mit seinem Pinsel ein gleichmäßiges Geräusch gemacht; aber all diese Töne werden noch übertroffen durch das alle Augenblicke wiederkehrende Knirschen der gehemmten Eisenbahnräder. Und in diesem Tohuwabohu, bei diesen zahlreichen Einflüsterungen und Einblasungen, die alle mein Ohr auf das kräftigste treffen, gedenke ich der Leiden nervöser Frauen und ebenso nervöser Männer und wundere mich, daß nicht noch vielmehr Menschen unter solchen Injurien nervöser werden, da doch bei weitem die wenigsten, welche solchen Schädlichkeiten fast täglich ausgesetzt sind, sich derselben auf längere Zeit jedes Jahr zu entziehen vermögen und nur ein Teil derselben außerdem in der Lage ist, durch massenhafte Beefsteaks und Pale Ale und Ham und Eggs sich vor dem baldigen Ausbruch dieses Leidens zu schützen. Aber wer noch nicht wissen sollte, warum der Engländer ein so fanatischer Anhänger aller möglichen Sports und Spiele, der Jagd, des Rennens, des Boxens, des Ruderns u. s. w. und ein so warmer Verteidiger der absoluten Sonntagsruhe ist, der gehe einmal in die City, studiere ihr Leben und Treiben und arbeite eine Zeitlang in ihr und er wird an deren Notwendigkeit für den enorm hart Arbeitenden ebensowenig mehr zweifeln wie an dem Bedürfnis nach einem reichlichen Fleischgenuß.

Nun ist es zwar eine bekannte Thatsache, daß sich der Mensch schließlich fast an alles gewöhnen kann, daß er die grellsten Töne und Farben nicht mehr unangenehm oder schmerzhaft empfindet, den schlechtesten Kräzer sogar mit Behagen trinkt. Man sucht sogar den Menschen an alle solche Dinge methodisch zu gewöhnen und läßt ihn mit nassen Füßen durch das kalte Gras laufen, man nennt das abhärten. Und so meint man auch, es gehöre vor allem zur Beseitigung der Nervosität der Frauen, ihnen gegenüber nur fest aufzutreten, sich nichts gefallen zu lassen, ferner ein Glas recht kaltes Wasser zur Hand zu haben, wenn Krämpfe auftreten, oder sich wenigstens möglichst bald aus dem Staube zu machen. Allerdings müssen wir Ärzte manchmal diese Mittel anraten, aber leider helfen sie nur in den wenigsten Fällen, und solche Kranke überlassen wir mit Vergnügen den göttlichen Kuren hochbegnadeter Natur- und Wasserheilkünstler. Von sonstigen Heilmitteln zu scherzen wie einem schönen neuen Hut, einem neuen Kleid, einer weiten Reise, einem eleganten Gefährt oder kostbaren Brillanten, das überlassen wir dem unerschöpflichen Witz der fliegenden Blätter. Wir meinen aber, daß man für die Männer, welche auf diese Weise die Nervosität ihrer Frauen zu heilen bemüht sind, eher auf Heilmittel sinnen solle als für die angebliche Krankheit ihrer Frau; aber leider wird bei ihnen wohl alles Kurieren vergeblich und der Charakterfehler nicht mehr zu beseitigen sein.

Sehe jeder, wie er's treibe, sehe jeder, wo er bleibe, aber glaube niemand, daß der Arzt allein die Nervosität unserer Zeit zu verhüten und zu beseitigen vermöge; Eltern, Lehrer, Freunde und Prediger, ein jeder an seinem Platze, soll dazu mitwirken; der Arzt aber möge stets des alten Wortes eingedenk sein: Wer gut unterscheidet, der heilt auch gut.

Digitized by Google

Ein Brief über Koch.

Von

Ferdinand Cohn.

Nachstehendes Schreiben eines Freundes R. Koch's wird für weitere Kreise von Interesse sein, weil dasselbe einen Einblick in den Entwickelungsgang des großen Forschers und Entdeckers bietet. — Wenn es auch jetzt Herrn Geh. Rat Cohn nicht möglich ist, Erinnerungen oder weiteres über R. Koch mitzuteilen, so können wir doch von demselben einen späteren Artikel über die Entwickelung der Ideen und Entdeckungen, welche in Koch gipfelten, in Aussicht stellen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

Breslau, den 24. Nov. 1890.

Hochgeehrter Herr Redakteur.

Ich habe mich am gestrigen Sonntag hingesetzt, um zu versuchen, ob ich Ihrem Wunsche „Erinnerungen und Gespräche mit Koch" für die „Deutsche Revue" niederzuschreiben, genügen könne. Aber es ging nicht; ich habe Ihren Lesern nichts mitzuteilen. Wenn die Zeitungen berichtet haben, Koch sei mein Schüler gewesen, habe in meinem Laboratorium gearbeitet, so ist dies nicht richtig. Als ich Koch kennen lernte, war er bereits der große Forscher, den jetzt die ganze Welt kennt und bewundert. Am 22. April 1875 erhielt ich von dem Kreisphysikus Dr. Robert Koch in Wollstein, Kreis Bomst, Großherzogtum Posen, die briefliche Anfrage, ob ich ihm gestatten wolle, zu mir nach Breslau zu kommen und vor meinen Augen die notwendigsten Experimente über Milzbrand und die denselben charakterisierenden Bacillen anzustellen, deren Entwickelungsgeschichte er nach längeren Untersuchungen nunmehr ermittelt, und dadurch auch die Ätiologie jener verderblichen Krankheit klar gelegt zu haben glaube. Ich hatte mich damals schon seit einer Reihe von Jahren mit bakteriologischen Untersuchungen beschäftigt und erhielt infolgedessen nicht selten Ankündigungen von Dilettanten über ihre angeblichen Entdeckungen auf diesem damals noch wenig exakt bearbeiteten Gebiete; ich hegte daher auch sehr geringe Erwartungen von jener Zuschrift eines völlig unbekannten Arztes aus einer polnischen Landstadt. Indessen schrieb ich natürlich, daß es mich sehr freuen würde, wenn Herr Koch seinen Besuch ausführen und mir seine Sachen zeigen wolle. Koch kam am 30. April in mein Institut, und ich kann mich wohl rühmen, daß ich in der ersten Stunde in ihm den unerreichten Meister wissenschaftlicher Forschung erkannt habe; die mit eiserner Konsequenz vorwärts schreitende Methode, die Eleganz und Sicherheit jener Experimente, die unwiderlegliche Logik seiner Schlußfolgerungen, die klassische Klarheit seiner Darstellung hatte Koch bereits in seiner ersten, damals schon abgeschlossenen Arbeit über Milzbrand in eben solcher Vollkommenheit bewährt wie in allen seinen späteren Untersuchungen. Denn das unterscheidet eben die Arbeiten Koch's von denen der meisten übrigen Forscher, daß er mit ihnen nicht eher vor die

Digitized by Google

Öffentlichkeit tritt, als bis sie auf den letzten Feilstrich vollendet sind. Andere Forscher fahren Bausteine auf zum Fortbau der Wissenschaft, oder sie zeichnen einen neuen Entwurf, oder sie setzen einen neuen Flügel an, oder ein neues Stockwerk, ein neues Dach auf: aber sie stellen nur den Rohbau fertig und überlassen es andern, den Bau zu vollenden und wohnlich zu machen. Die wissenschaftlichen Gebäude, die Koch aufgeführt hat, giebt er nicht eher aus seinen Händen, als bis er sie im Ganzen und im Einzelnen, für und fertig zur Benutzung der anderen, hergestellt, die dann nichts weiter zu thun haben, als in der neuen Einrichtung dieses oder jenes kleine Gerät hinzuzufügen. So vollendet in Form und Inhalt sind alle Arbeiten Koch's gewesen, daß den Nachfolgenden nichts übrig blieb, als sie zu bestätigen, da es nicht möglich war, etwas Wesentliches hinzuzuthun; so war schon die erste Arbeit von 1875 über Milzbrand, so die über Wundinfektion, die zahlreichen Abhandlungen in den Mitteilungen des Reichsgesundheitsamtes, so die großartigen Forschungen über Tuberkel- und Cholerabacillen, und so wird sich ohne Zweifel auch seine neueste Entdeckung bewähren.

Koch blieb bei seinem ersten Besuch im Mai 1875 nur kurze Zeit in Breslau; ich benutzte sie, um meine Breslauer Kollegen mit Koch und seinen Forschungen persönlich bekannt zu machen. Ich bin dann noch jahrelang mit Koch in angelegentlichem Briefwechsel geblieben. Koch's Briefe füllten gewöhnlich mehrere Bogen; auch wiederholte er seine Besuche in Breslau, und als im Sommer 1879 die Stelle eines Gerichtsphysikus in Breslau frei wurde, gelang uns Koch's Berufung in dieses Amt; eine außerordentliche Universitätsprofessur war für später in Aussicht genommen. Aber die gerichtsärztliche Thätigkeit konnte Koch weder wissenschaftlich noch materiell befriedigen; nach wenigen Monaten kehrte derselbe wieder nach Wollstein zurück, wo für ihn das Kreisphysikat offen gehalten worden war. Daß er hier nicht lange blieb, sondern schon im Jahre 1880 an das neu gegründete Reichsgesundheitsamt nach Berlin berufen wurde, gereichte der deutschen Reichsregierung zur hohen Ehre und der Wissenschaft, ja der ganzen Menschheit zum Segen. Aber wenn Sie von mir Erinnerungen an Gespräche mit Koch verlangen, so kann ich nur sagen, daß Koch im persönlichen Verkehr denselben überwältigenden Eindruck durch die Klarheit, die Tiefe, die Neuheit seiner Gedanken macht wie in seinen Schriften — nur daß dieser Eindruck durch die Einfachheit und Liebenswürdigkeit seines Wesens, durch den Blick seiner aus der Tiefe herausschauenden Augen, durch das feine Lächeln, durch den Wohlklang seines Organs noch außerordentlich gesteigert wird. Oft wird der Zuhörer im Gespräch mit Koch geradezu geblendet durch gelegentliche Bemerkungen oder kurze Fragen, die auf langjährige, noch unbekannte Forschungen hinweisen und neue wissenschaftliche Horizonte aufschließen. Aber von Einzelheiten aus den Gesprächen, welche Koch mit mir und meinem damaligen Assistenten Dr. Eidam führte, und die sich manchmal bis tief in die Nacht verlängerten, sind mir keine Erinnerungen zurückgeblieben.

Hochachtungsvoll ergebenst

Ferdinand Cohn.

Digitized by Google

Der Kampf gegen die Feinde der Menschheit.

Von

A. Gottstein.

Der Name Robert Koch's ist gegenwärtig in aller Munde, die Erregung ob seiner Entdeckung der Heilung der Tuberkulose hat die ganze Welt ergriffen, und es ist ganz überflüssig die Berechtigung dieser Erregung besonders begründen zu wollen. Man hat die That Koch's mit derjenigen anderer Wohlthäter der Menschheit in Vergleich gebracht, so z. B. wiederholt mit der Entdeckung von Jenner, und dies mag in bezug auf die praktischen Folgen berechtigt erscheinen; die Art des Zustandekommens beider Entdeckungen läßt aber eine derartige Parallele durchaus nicht zu; denn was im letzten Falle das Ergebnis zufälliger Beobachtung war, ist bei derjenigen von Koch das Resultat zielbewußter, durch Jahre fortgesetzter Forschung und unerreichter Methodik. Es giebt in der ganzen Geschichte der Medizin kaum ein Beispiel eines in gleicher Weise durch die Arbeit eines einzigen Mannes erreichten Fortschritts. Und nicht genug an der einen Errungenschaft, die es uns ermöglicht einen Angriffskampf gegen den mächtigsten Feind der Menschheit, die Tuberkulose, mit der Aussicht auf Erfolg zu beginnen, es werden uns auch Hoffnungen erweckt, daß der von Koch gefundene Weg eine Verallgemeinerung zuläßt. Mit solchen Erwartungen schließen wir ein Jahrzehnt medizinischer Forschung ab, welches mit Recht als dasjenige der bakteriologischen Ära bezeichnet worden ist; wir beginnen ein neues in der begründeten Erwartung von Fortschritten, mit denen noch vor kurzem selbst eine kühne Phantasie kaum rechnete; und dennoch sind dieselben in folgerichtigem Vorgehen aufgebaut auf der Arbeit des soeben abgeschlossenen Dezenniums. Ein Rückblick auf die Ergebnisse desselben, von denen ein jedes mit dem Namen Koch's eng verknüpft ist, erscheint daher gerade auf dem augenblicklichen Wendepunkt angebracht, um so mehr als dies Jahrzehnt zugleich einen ganzen Systemwechsel in der medizinischen Anschauung herbeiführte.

Bis kurz vor dem Zeitpunkt, zu dem Koch mit seiner Entdeckung der pathogenen Bakterien, speziell des Tuberkelbacillus, hervortrat, war das herrschende System das pathologisch-anatomische, dasjenige, welches die in den Geweben des Organismus durch die Krankheitsprozesse hervorgerufenen anatomischen Abweichungen vom Normalen zur Grundlage medizinischen Forschens, Denkens und demgemäß therapeutischen Handelns machte. Es ist ja selbstverständlich, daß die pathologische Anatomie als ein Zweig, eine Methode der Forschung für alle Zeit unentbehrlich bleiben muß, daß ohne die grundlegenden Lehren auf diesem Gebiete, namentlich ohne die Leistungen eines Mannes wie Virchow, alle die späteren Errungenschaften, auf die wir jetzt stolz sind, unmöglich gewesen wären. Aber es gab doch der Forscher nicht wenige, welche um den Beginn dieses Jahrzehntes zu der Ansicht sich bekannten, daß diese Forschungsrichtung als Grundlage der gesamten Anschauung mehr ein künstliches

Digitized by Google

als ein natürliches Einteilungssystem abgäbe, und daß die Zeit gekommen sei, dasselbe durch ein anderes zu ersetzen, welches die Krankheitsvorgänge nicht mehr unter dem Gesichtspunkt der von ihnen geschaffenen anatomischen Veränderungen, sondern der Ursachen, welche für dieselben in betracht kämen, zusammenfaßte und trennte.

Die thatsächlichen Unterlagen für das Obsiegen des ätiologischen Prinzips über das anatomische lieferte die soeben mit Hilfe neuer Methoden glänzende Entdeckung über die Ursachen der infektiöse Krankheiten zeitigenden Bakteriologie. Und gerade der Triumph bakteriologischer Forschung, die Auffindung des Tuberkelbacillus im Jahre 1881 durch Koch, wurde auch für die ätiologische Schule der Triumph ihrer Bestrebungen. Wie wenig es sich hierbei um theoretische Schulmeinungen, wie sehr aber um Dinge von durchaus praktischer Bedeutung handelt, mag ein Beispiel beweisen. Der auf anatomischem Standpunkt stehende Forscher und Arzt faßt eine jede Bildung kleiner Knötchen innerhalb des erkrankten Organs von bestimmtem mikroskopischem Bau als zusammengehörige Gebilde auf, er betrachtet derartige Befunde als eine einheitliche Krankheitsform, mag er als deren Ursache den Tuberkelbacillus oder einen im Zentrum desselben befindlichen mineralischen Fremdkörper oder das unbekannte Gift des Krebses oder die eigentümlichen Wucherungen des sogenannten Strahlenpilzes gefunden haben. Dagegen trennt er als durchaus verschiedene Krankheitsvorgänge, wei! anatomisch verschieden gestaltet und verschieden entwickelt, das Geschwür, das der Tuberkelbacillus auf der Schleimhaut erzeugt, von der eigentümlichen Form der Lungenentzündung, die derselbe Bacillus in den von ihm befallenen Lungen zu erzeugen vermag. Ihm ist die diphtheritisartige Einlagerung in die Darmschleimhaut eine einheitliche Krankheit, sei sie durch die Ruhrerkrankung oder durch Quecksilbervergiftung erzeugt, während die Kalkablagerungen, welche dasselbe Gift, das Quecksilber, in den Nieren hervorruft, in ein anderes Kapitel der Krankheitslehre gehören. Für die Vertreter der ätiologischen Schule hingegen sind alle Vorgänge, die z. B. der Tuberkelbacillus im Körper hervorruft, eine einzige Krankheit, die Tuberkulose; es ist nur seine weitere Aufgabe, durch experimentelle wie anatomische Studien festzustellen, wie in jedem Gewebe des Körpers durch die Wechselwirkung des Bacillus und der Organbestandteile die jedesmal verschiedenen Krankheitsformen, die alle ursächlich zusammengehören, sich entwickeln. Die Konsequenzen dieser grundverschiedenen Auffassungen für das praktische Handeln des Arztes sind klar; für den auf rein anatomischem Standpunkt stehenden Arzt fehlt jede Brücke zwischen Krankheitswesen und Krankheitsbehandlung: dem ätiologischen Forscher ergiebt sie sich als unmittelbarste Folge. „Die echte Forschung verfolgt ihre Wege unbeirrt durch die Erwägung, ob ihre Arbeit unmittelbaren Nutzen schafft oder nicht," sagt Koch in seinem jüngst auf dem X. internationalen Kongreß zu Berlin gehaltenen Vortrage „Über bakteriologische Forschung." Aber für die Beurteilung des Wertes einer Forschungsrichtung oder eines Systems fällt doch wesentlich ins Gewicht, ob dasselbe durch seine Resultate mittelbar oder unmittelbar unser Wissen und Können zu fördern vermag oder nicht. Und

Digitized by Google

so muß es als besonders bedeutungsvoll für die Beurteilung des ätiologischen Prinzips ins Gewicht fallen, daß noch jede wesentliche neue Entdeckung auf dem augenblicklich blühendsten Zweige derselben, der Bakteriologie, ihre sofortige und unmittelbare Übertragung in die Praxis erfahren und Verwendung zum Wohle der leidenden Menschheit gefunden hat.

Aus diesem Grunde vorzugsweise, zu dem sich ferner noch die fast mathematisch sichere, alles subjektive Ermessen ausschließende und auf die schwierigsten biologischen Probleme anwendbare Methode der Bakteriologie hinzugesellt, erklärt sich der Eifer, mit dem sich so zahlreiche Forscher diesem Gebiete zuwandten. Aus diesem Grunde aber erwuchs auch die außerordentliche Anteilnahme, mit welcher das Publikum gerade diesen Zweig medizinischer Forschung von Anbeginn verfolgte. Ist schon an sich das Interesse an medizinischen Fragen groß genug, wie viel mehr im vorliegenden Falle, wo das Publikum sah, daß die praktischen Ergebnisse unmittelbar dem eigenen Wohl galten und daß die Ausführung derselben ihre thätige Mitwirkung beanspruchte. Dazu kam, daß, nachdem einmal allgemeines Verständnis über die neuen Methoden und das Ziel, dem dieselben zusteuerten, erreicht war, das Publikum ebenso wie die beteiligten Forscher selbst in der Lage war, die Probleme zu formulieren, deren Lösung erreichbar und anzustreben war.

Keine Aufgabe aber erschien in den ersten Jahren, als ein Bacillus nach dem andern entdeckt wurde, leichter, als nunmehr die Heilung der durch denselben erzeugten Krankheit selbst zu finden. Kannte man die Ursachen einer Erkrankung, die Lebensbedingungen, die Eigenschaften ihres Bacillus außerhalb wie innerhalb des Organismus aufs genauste, die Mittel physikalischer und chemischer Natur, durch welche er vernichtet oder in seiner Entwickelung gehindert wurde, so war anzunehmen, daß es auch an Methoden zur Vernichtung oder Hemmung desselben im Körper und damit zur Hebung der Krankheit wohl nicht fehlen konnte. Aber die Jahre vergingen, die Zahl der bakteriologischen Forscher wuchs, der Aufgaben, deren Lösung erforderlich war, wurden immer neue und schwierigere, doch diesem Ziel kam man anscheinend nicht um einen Schritt näher. Es galt bald nicht mehr neue Bacillen zu entdecken, es galt die innigen Wechselbeziehungen zwischen den Krankheitserzeugern und den Geweben des befallenen Körpers zu ermitteln, man fand hierbei die Zeichen eines Kampfes zwischen Bakterien und Körperzellen, bei welchem bald diese, bald jene Sieger blieben, aber man blieb im Unklaren, in welcher Weise es möglich wäre, diesen Kampf durch äußere Eingriffe zu gunsten der Zellen zu beeinflussen. Man entdeckte eine Reihe chemischer Körper, welche von den krankheitserregenden, den sogenannten pathogenen Mikroorganismen außerhalb wie innerhalb des Körpers gebildet werden und welche als tierische Gifte einen Teil der Krankheit verschuldeten, aber auch hier erwies sich die Hoffnung, zugleich mit der Entdeckung des Giftes auch das Gegengift aufzufinden, als bisher trügerisch. Man machte die Entdeckung, daß das Blut, daß unsere Säfte selbst bakterientötende Kräfte entwickeln, doch auch diese Entdeckung blieb bisher ohne praktische Konsequenzen. So kam es, daß nach Verlauf von zehn

Digitized by Google

Jahren mühevoller Forschung das ursprüngliche Problem viel verwickelter war als im Beginn der Periode, daß man von jenem Ziel viel weiter entfernt schien als anfangs, ja daß sogar die Zweifel an der Möglichkeit, dasselbe jemals zu erreichen, mächtig werden konnten. Man hielt nur noch eine indirekte Bekämpfung der Bakterienkrankheit durch Stärkung des Widerstandes der Organzellen, nicht aber eine direkte Heilung durch Abtötung der Bakterien innerhalb der Gewebe ohne Schädigung des Körpers selbst für möglich.

Die Anschauungen zu Beginn des zehnjährigen Zeitraumes standen also in einem auffallenden Gegensatze zu denen des Ablaufs. Im Anfang waren Forscher wie Publikum einig, daß eine direkte Vernichtung der Bacillen im Körper durch Mittel, die den Geweben selbst nicht schadeten, ins Bereich der Möglichkeit gehöre und daß die Auffindung solcher Mittel nicht schwierig sein könne. Am Ende des Zeitraumes stand das Publikum gespannt wartend und erstaunt ob der geringen Ergebnisse einer mit so viel Aussicht auf Erfolg begonnenen Forschung auf dem alten Standpunkt hoffnungsvoller Erwartung. Unter den Mitarbeitern aber wuchs die Zahl derer stetig, welche sich zu dem Satze bekannten, daß eine „direkte bakteriale Therapie" ein unlösliches Problem sei, daß unsere Aufgabe sich darauf zu beschränken habe den Widerstand des befallenen Organismus zu steigern und durch Vorbeugung das Erkranken des menschlichen Körpers möglichst zu beschränken. Man bezeichnet jede Maßregel, welche die Bakterien völlig vernichtet, als eine desinfizierende; eine Einwirkung auf Bakterien, welche die Entwickelung derselben auf einem bestimmten Nährboden zu verhindern vermag, als eine antiseptische; beide Vorgänge müssen streng auseinander gehalten werden. Für die Heilung einer Bakterienkrankheit oder einer Infektionskrankheit war es nicht erforderlich, daß ein Mittel gefunden würde, welches die Gewebe des Körpers desinfizierte, die in ihnen befindlichen Bacillen tötete; es kam nur darauf an, daß das Mittel die Weiterentwickelung der Bacillen in den Geweben verhinderte, antiseptisch wirkte; danach bezeichnet man das Problem als das der direkten innerlichen Antisepsis im Gegensatz zu der in der Chirurgie lange bewährten äußerlichen antiseptischen Methode. Es lautete somit das resignierende Bekenntnis, zu welchem die Mehrheit gelangt war, daß eine direkte interne Antisepsis ins Bereich der Unmöglichkeit gehöre und daß unsere Bestrebungen der Heilung bakterieller Erkrankungen sich auf die indirekte innerliche Antisepsis zu beschränken hätten. Nur gering war im Gegensatz zur Siegeshoffnung im Anfang des Zeitraumes noch die Zahl derjenigen Forscher, welche immer wieder unermüdlich und anscheinend aussichtslos neue Versuche auf dem Gebiete der direkten Antisepsis anstellten.

Um so größer und plötzlicher war daher die Überraschung, als auf dem jüngsten Berliner-Kongreß Koch die Mitteilung machte, daß es ihm gelungen sei, für die Tuberkulose ein Mittel zu finden, welches bei Meerschweinchen den Ausbruch der Krankheit verhinderte und schon weit vorgeschrittene Grade der Erkrankung zum Stillstand brächte, ohne daß der Körper von dem Mittel etwa anderweitig nachteilig beeinflußt wird. Schon die Auffindung eines Mittels gegen den Ba-

Digitized by Google

cillus der Tuberkulose, den größten Feind der Menschheit, ist eine Entdeckung von unermeßlicher Tragweite, aber es ist nicht diese praktische Seite der Frage allein, welche die Bedeutung der Koch'schen Mitteilung ausmacht; die letztere liegt vielmehr in dem ersten Beispiel der gelungenen internen Antisepsis einer bakteriellen Erkrankung auf Grund eines planmäßigen Untersuchungsganges. Koch fügte der Mitteilung seiner Entdeckung die folgenden Worte hinzu: „Aus diesen Versuchen möchte ich vorläufig keine weiteren Schlüsse ziehen, als daß die bisher mit Recht bezweifelte Möglichkeit, pathogene Bakterien im lebenden Körper ohne Benachteiligung des letzteren unschädlich zu machen, damit erwiesen ist. Sollten aber die im weiteren an diese Versuche sich knüpfenden Hoffnungen in Erfüllung gehen und sollte es gelingen, zunächst bei einer bakteriellen Infektionskrankheit des mikroskopischen, aber bis dahin übermächtigen Feindes im menschlichen Körper selbst Herr zu werden, dann wird man auch, wie ich nicht zweifle, sehr bald bei anderen Krankheiten das gleiche erreichen." Diese Worte in ihrer mehr als schlichten Fassung ließen kaum den Fernerstehenden erraten, daß, wenn sie sich bestätigten, sie die Ankündigung einer der bedeutungsvollsten Entdeckungen unseres an solchen gewiß nicht armen Jahrhunderts enthielten. Und jedem anderen Forscher gegenüber wären vielleicht Bedenken am Platz gewesen; bei der Eigenheit eines Mannes wie Koch und der Art seines Arbeitens aber blieb thatsächlich nichts übrig als vorläufig zu glauben, daß ihm das große Problem gelungen, und geduldig abzuwarten, bis weitere Untersuchungen von ihm vorlägen. Schon wenige Wochen später, am 13. November, erschien die Mitteilung von Koch „Über ein Heilmittel gegen Tuberkulose", welche jene Erregung der ganzen Welt hervorrief, in der wir uns noch jetzt mitten darin befinden, welche ein Arbeitsfeld für lange Jahre eröffnete, dessen allererste Beackerung erst jetzt begonnen hat, welche sich aber trotzdem schon heute als Entdeckung von weitgehendster Tragweite herausgestellt hat.

Die Frage der Bekämpfung unserer bakteriellen Feinde im lebenden Organismus selbst hat durch diese Mitteilungen mit einem Schlage eine andere Wendung genommen; es gewinnt dadurch an Interesse in zusammenhängender historischer Darstellung jetzt, wo Hoffnungen erwachsen, daß wir vom Verteidigungszustand in den des Angriffes übergehen vermögen, die Waffen zu mustern, die uns frühere Forschungen und namentlich diejenigen der bakteriologischen Ära im Streit gegen die Bakterien in die Hand gegeben haben.

Zuvor aber ist es unentbehrlich, auch den Gegner und dessen Waffen zu schildern, eine kurze Übersicht der krankheitserzeugenden oder pathogenen Bakterien und der verschiedenen Vorgänge zu geben, durch welche sie für den menschlichen und tierischen Organismus verhängnisvoll werden.

Die bakteriologische Forschung hat uns eine außerordentlich große Zahl von verschiedenen Arten kennen gelehrt, für welche das Grundgesetz der Konstanz der Art gilt; das heißt, die Vertreter der einzelnen Gattung können zwar von einander mannigfache geringere Abweichungen in bezug auf Form, Wachstum, Giftigkeit unter verschiedenen äußeren Einflüssen oder ohne daß solche erkennbar wären,

Digitized by Google

zeigen; niemals aber geht eine Art in eine andere von anderen Eigenschaften über, niemals bildet sich ein unschädlicher Bacillus in einen solchen von bestimmten krankheitserzeugenden Eigenschaften um. Die bakteriologische Forschung hat also mit der alten Hypothese aufgeräumt, als ob ein harmloser Pilz durch äußere Einflüsse plötzlich krankheitszeugende Eigenschaften erlangen, als ob z. B. harmlose Darmbewohner, die als Fäulnispilze unschädlich daselbst still ihr Dasein fristen, durch äußere Einwirkungen, wie die der Witterung, des Genusses verdorbener Speisen, auf einmal sich in gefährliche Formen umwandeln und nun den Typhus oder die Cholera erzeugen könnten. Es giebt eine außerordentlich große Zahl unschädlicher Bakterienarten, welche Fäulnis, Gärungen bestimmter Art hervorrufen und somit eine große Rolle im Haushalte der Natur spielen, welche aber niemals Krankheiten erregen; diesen Formen gegenüber ist die Zahl der echten pathogenen Bakterienarten gering. Der sichere wissenschaftliche Nachweis, daß wir eine bestimmte Bakterienform als die wirkliche Ursache und nicht als den gelegentlichen Begleiter einer Erkrankung aufzufassen haben, wird durch die Erfüllung dreier Bedingungen gegeben: Die betreffenden Bakterien müssen als stete wesentliche Begleiter der betreffenden Erkrankung aufgefunden sein, sie dürfen bei anderen Erkrankungen nicht vorhanden sein und müssen, außerhalb des Tierkörpers durch mehrere Generationen in Reinkultur fortgezüchtet, bei der Übertragung auf den Tierkörper die ursprüngliche Erkrankung wieder erzeugen; bei einigen Erkrankungen, von welchen Tiere nicht befallen werden, bei denen also Tierversuche ausgeschlossen sind, ist man genötigt, auf die Erfüllung der letzten Bedingung zu verzichten. Für eine große Zahl menschlicher und tierischer Infektionskrankheiten ist diese Aufgabe gelöst, die bakterielle Ursache sichergestellt; es sind dies von menschlichen Leiden die Tuberkulose, der Aussatz, die Cholera, der Unterleibstyphus, der Rückfalltyphus, die Diphtherie, die Lungenentzündung, der Wundstarrkrampf, die Wundrose, und die Wundkrankheiten des Menschen, speziell die äußeren und inneren Eiterungen, sowie einige seltenere Erkrankungen; von Krankheiten, die Menschen und Tieren gemeinsam sind, aber häufiger bei letzteren vorkommen, der Milzbrand, die Rotzkrankheit, von reinen Tierkrankheiten vorzugsweise der Rauschbrand, die Hühnercholera, der Schweinerotlauf. Außerdem kennt man die Erreger zweier Krankheiten, welche nicht direkt Bakterien, sondern andere Mikroorganismen sind, nämlich die der Malaria und der Strahlenpilzerkrankung oder Actinomykose. Gänzlich unbekannt sind die Erreger der folgenden Krankheiten, deren infektiöser Charakter dennoch zweifellos ist: Masern, Scharlach, Pocken, Flecktyphus, Gelbfieber, Keuchhusten, Hundswut. Da bei diesen Erkrankungen die bisherigen bewährten Methoden im Stich gelassen haben, so ist es sehr möglich, daß ihre Erreger in einer ganz anderen Klasse niederster Lebewesen, vielleicht unter den Protozoen zu suchen sind, zu denen auch diejenigen schon bekannten der Malaria gehören.

Die pathogenen Bakterien gehören vom botanischen Standpunkte drei verschiedenen Klassen an, es sind entweder Bacillen oder Coccen oder Spirillen, je nachdem die Einzelzelle ein Stäbchen oder eine Kugel oder ein Schraubenfaden

Digitized by Google

ist; diese botanische Verschiedenheit ist aber ohne jede Beziehung zu dem verschiedenen Verhalten im befallenen Organismus. Hier unterscheiden sich die verschiedenen Arten, ganz unabhängig von ihrer Form, ganz außerordentlich durch die Art ihres Eindringens in den Körper, ihre Verbreitungsweise, die Schnelligkeit oder Langsamkeit ihrer Vermehrung und die Mannigfaltigkeit ihrer Wirkungen.

Nach ihrem Verhalten gegenüber dem befallenen Organismus kann man die pathogenen Bakterien in vier Gruppen einteilen. Den höchsten Grad der Gefährlichkeit für den Organismus oder, wie der Fachausdruck hierfür lautet, die höchste Virulenz, besitzen diejenigen Bakterien, welche, sobald sie einmal durch irgend welche, wenn auch noch so kleine Eingangspforte den Eintritt in den Körper gefunden haben, sich ungehindert innerhalb des Blutgefäßsystems des befallenen Organismus bis ins Unendliche zu vermehren vermögen. Sie sind die Erreger desjenigen Zustandes, welchen man als Septikämie, d. h. Blutfäulnis, bezeichnet; in der vorbakteriologischen Zeit verstand man darunter jede durch äußere Schädlichkeiten, namentlich parasitärer Natur, hervorgerufene Zersetzung des Blutes, für deren genaueres Verständnis die thatsächliche Grundlage fehlte, eine Zersetzung, die sowohl parasitären wie chemischen Charakters sein konnte und die sich ungefähr mit dem deckt, was der Laie unter dem vagen Begriff der „Blutvergiftung" zusammenfaßt. Gegenwärtig gilt als Septikämie in strenger Definition der Zustand der ungehinderten und bis ins Unendliche gehenden Vermehrung einer einheitlichen, bestimmt charakterisierten Bakterienart innerhalb der Blutbahn einer bestimmten Tierart, und die verschiedenen Formen der Septikämie gehören zu den genauest studierten und best bekannten bakteriellen Erkrankungen. Die Hauptvertreter der Septikämieerzeuger sind der Bacillus des Milzbrandes, der Hühnercholera, des Schweinerotlaufs, der Kaninchenseptikämie, der Mäuseseptikämie. Die Erreger der Septikämie für eine bestimmte Tierklasse sind nun durchaus nicht im stande, ein für alle mal auch bei jedem anderen Tiere eine solche hervorzurufen; es kommen im Gegenteil die mannigfachsten Verschiedenheiten vor, die besonders dann auffällig werden, wenn sie nahe verwandte Tierarten betreffen. So ist der Bacillus der Mäuseseptikämie ein absolutes Gift für Hausmäuse und weiße Mäuse, d. h. es genügt die Einbringung auch nur weniger Bacillen in die kleinste Wunde einer solchen Maus, um das geimpfte Tier in zwei bis längstens drei Tagen zu töten; im Blute findet sich dann eine unendliche Menge von Septikämiebacillen, für Feldmäuse dagegen ist dieser selbe Bacillus merkwürdigerweise ganz unschädlich. Der Bacillus der Hühnercholera und der sehr verwandte der Kaninchenseptikämie tötet Kaninchen, Mäuse und Geflügel, wie Hühner, Tauben und kleinere Vögel meist schon vor Ablauf von 24 Stunden septikämisch, während er im Blute der Meerschweinchen für gewöhnlich nicht zur Entwickelung kommt und diese daher verschont. Im Speichel tuberkulöser Menschen und sogar in dem von ganz Gesunden findet sich zuweilen ein Coccus von eigentümlichem Aussehen, der sogenannte Mikrococcus tetragenus, so benannt, weil er immer in Gestalt von vier quadratisch gelagerten und in eine Schleimhülle gebetteten Kugeln vorkommt; derselbe ist für den Menschen durchaus harmlos, höchstens daß er zuweilen

Digitized by Google

an lokaler Eitererregung sich mit beteiligt; auf Mäuse und Meerschweinchen übertragen, bewirkt er deren Tod durch Septikämie, Kaninchen verschont er durchaus. Der Milzbrandbacillus ist schon in kleinsten Mengen für Mäuse und Meerschwein absolut tödlich, Kaninchen tötet er fast stets, aber nicht mit dieser selben Sicherheit. Weiße Ratten überleben fast immer die Milzbrandimpfung und tragen höchstens lokale Entzündungen davon; für Herdentiere ist wiederum derselbe Bacillus die größte Geißel. Auch der Mensch ist seiner Wirkung ausgesetzt, aber je nach der Eingangspforte, d. h. je nachdem der Bacillus in eine Hautwunde dringt oder durch Einatmung in die Luftwege oder mit den Speisen in den Darmkanal gelangt, ist die entstehende Krankheit eine verschiedene. Auch bei Hautwunden, die durch Milzbrand vergiftet sind, wie dies Gerbern, Fleischern, Hirten widerfährt, oder durch Insektenstiche kommt es meist nur zu einer lokalen Erkrankung, dem Milzbrandkarbunkel, der allerdings oft genug an sich schon tödlich ist, seltener entsteht eine wirkliche Septikämie.

Aus diesem verschiedenen Verhalten läßt sich schon jetzt zweierlei schließen. Zunächst drängen diese Abweichungen zur Aufstellung der auch für das Problem der Heilung so wichtigen Begriffe der Immunität und der Disposition, unter denen man die Eigenschaft einer bestimmten Tierart versteht, der Entwickelung einer bestimmten Bakterienart in ihren Geweben Widerstand oder Vorschub zu leisten; Feldmäuse sind demnach gegen Mäuseseptikämie, Meerschweinchen gegen Hühnercholera, weiße Ratten gegen Milzbrand immun; Mäuse und Meerschweinchen für Milzbrand aber außerordentlich disponiert; es sind jedoch diese Begriffe nicht absolute, sondern immer nur relative, für eine bestimmte Tierart und einen bestimmten Erreger geltende. Ferner ergiebt sich aber, daß die Septikämie der Ausdruck der größten Disposition, der geringsten Widerstandskraft der Gewebe gegen einen bestimmten pathogenen Mikroorganismus ist, während die lokale Erkrankung einen geringeren Grad der Disposition, einen höheren Grad der Widerstandskraft kennzeichnet.

Der Typus eines Septikämieerzeugers ist der Milzbrandbacillus, zunächst weil er der best bekannte, der erste Bacillus ist, dessen Eigenschaft als Krankheitserreger bewiesen wurde, an dem verschiedene Fragen, wie die der Sporenbildung, der Immunität, der Schutzimpfung und des Verhaltens außerhalb des tierischen Organismus zuerst studiert wurden; dann aber auch wegen seiner leichten Erkennbarkeit.

Die Milzbrandbacillen sind sehr große, breite, unbewegliche Stäbchen von außerordentlich charakteristischem Aussehen, die größten aller pathogenen Bacillen. Die Impfung eines disponierten Thieres mit der kleinsten Menge von Bacillen oder mit dem Blute eines milzbrandigen Tieres genügt zur Erzeugung der Krankheit, welche je nach der Tierart in verschieden langer Zeit, bei Mäusen vor Ablauf von 24 Stunden, bei Meerschweinchen in 40 Stunden, bei Kaninchen in etwa drei Tagen zum Tode führt. Bei der Sektion des Tieres findet man dann mit bloßem Auge außer einer Vergrößerung der Milz, von der die Krankheit den Namen führt, kaum etwas Besonderes. Das Mikroskop zeigt aber schon

Digitized by Google

bei mittleren Vergrößerungen ein ganz auffallendes Bild. Sämtliche Kapillarröhren, d. h. jene kleinsten und feinsten Aderverzweigungen, welche die Verbindung zwischen Schlagadern und Blutadern bilden und welche alle Zwischenräume zwischen den einzelnen Zellen der Organe selbst ausfüllen, sind aufs engste vollgestopft von einer Unzahl kleiner, lockenartig verschlungener Fäden, deren jeder aus kleinen Stäbchen zusammengesetzt ist; diese Bacillenfäden füllen die einzelnen Kapillaren dermaßen aus, daß dieselben an Orten, wo sie einer Ausdehnung fähig sind, wie in den Hohlräumen der Lunge, oft Vorwölbungen, wie ein fest gestopfter elastischer Schlauch zeigen. Ein jeder mikroskopischer Schnitt aus dem Organe eines milzbrandigen Tieres zeigt sämtliche Lücken zwischen den Zellen durch die Bacillen ausgefüllt, deren Zahl auch nur in diesem einen kaum einen Quadratzentimeter großen Schnitt schätzen zu wollen, vermessen wäre. Und alle diese Bacillen im ganzen Körper haben sich im Verlaufe weniger Stunden aus den vielleicht nur zehn Stäbchen entwickelt, die bei der Impfung in die Hautwunde gebracht waren, haben den Körper des Tieres so vollständig durchwachsen, daß ein einziger Blick ins Mikroskop es verständlich macht, warum eine solche Invasion den Tod des Tieres zur notwendigen Folge hatte. Niemals aber findet sich auch nur ein einziger Milzbrandbacillus im Gewebe selbst außerhalb der Kapillaren, die Milzbranderkrankung bleibt einzig und allein auf die Blutbahn beschränkt.

Im auffälligsten Gegensatz hierzu steht das Verhalten derselben Bacillenart, wenn sie einem von Natur oder durch Schutzimpfung *immunen* Tierkörper einverleibt wird. Hier kommt es in der Umgebung der Wunde zu mehr oder weniger stürmischen Entzündungserscheinungen, mikroskopisch findet sich eine spärliche Vermehrung der durch Impfung übertragenen Bacillen, die durch einen Wall ausgewanderter weißer Blutkörperchen von den übrigen Organen abgehalten werden, gar keine Neigung zeigen sich über den Körper zu verbreiten und bald zu Grunde gehen.

Der Milzbrandbacillus findet sich *innerhalb* des Tierkörpers nur in der Form der Stäbchen; außerhalb des Körpers gewachsen oder gezüchtet zeigt er noch eine andere Form, die der sogenannten Sporen oder Dauerformen, gewissermaßen die Frucht des Bacillus; es sind dies große, hellglänzende Kugeln, deren je eine sich in jedem Einzelgliede des Milzbrandfadens bildet. Die Sporen können unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen verharren und doch die Eigenschaft bewahren bei günstigen Ernährungsbedingungen wieder zu Fäden auszuwachsen, so wenn sie in Berührung mit dem Tierkörper gelangen; sie sind durch chemische und physikalische Eingriffe ungleich viel schwerer zu vernichten als die Fäden. Nicht alle Bacillen besitzen die Eigenschaften der Sporenbildung, welche epidemiologisch von äußerster Bedeutung ist, weil sie die Erhaltung des Krankheitsgiftes auch unter ungünstigen äußeren Bedingungen für beliebig lange Zeit gewährleistet.

Der Milzbrandbacillus läßt sich durch verschiedene Eingriffe, welche seine Lebenskraft herabsetzen, aber nicht vernichten, in seiner Virulenz abschwächen; zu

Digitized by Google

diesen Eingriffen gehört z. B. die Erhitzung der Kultur auf eine bestimmte nicht zu hohe Temperatur, etwa für 10 Minuten auf 55° C. oder eine längere Kultivierung bei einer Temperatur zwischen 42 und 43° C. Je nach dem Grade der Abschwächung kann man Bacillen erhalten, welche Meerschweinchen nicht mehr, wohl aber noch Mäuse töten, oder solche, welche auch für Mäuse nicht mehr verhängnisvoll sind. Die Impfung mit einer solchen abgeschwächten Kultur hat nun die Eigenschaft, daß sie ein Tier, welches dieselben durchgemacht, nunmehr auch gegen die Impfung mit stärkerem, schließlich mit dem stärksten Gifte immun macht. Auf diesem Verhalten abgeschwächter Kulturen, welches zuerst von Pasteur für die Hühnercholera entdeckt, später auch für den Milzbrandbacillus und andere Bakterien gefunden wurde, beruht das Prinzip der Schutzimpfung. Ein genaueres Verständnis für die Ursachen desselben ist noch nicht gegeben, doch neigt man sich gegenwärtig der Ansicht zu, daß die Erklärung in chemischen Vorgängen im Organismus zu suchen sei.

Genau wie der Milzbrandbacillus verhalten sich im geeigneten Tierkörper die Erreger der anderen Septikämien, nur daß nicht stets der Nachweis des Bacillus so leicht möglich ist. Auch hier bildet sich aus einigen wenigen in eine Hautwunde verimpften Keimen gar bald eine ins Unberechenbare gehende Vermehrung derselben, die sich nur auf das Blutgefäßsystem beschränkt und mit Sicherheit zum Tode des Tieres führt. Eine Schutzimpfung ist für einzelne dieser Septikämien gefunden worden, für andere steht der Nachweis noch aus, oder es hat sich ergeben, daß eine künstliche Immunisierung nicht möglich ist. Die Entdeckung der Schutzimpfung gerade bei den echten Septikämien ist eine weitere Stütze für die Auffassung der Septikämie als des höchsten Grades der Disposition und des höchstes Grades der Schädigung eines Organismus durch Bakterien.

In durchaus anderer Weise pathogen, d. h. krankheitserregend, wirkt eine zweite Klasse von Bakterien, eine Klasse, die wiederum nicht vermöge ihrer botanischen Eigenschaften, sondern nach ihrer krankheitserzeugenden Wirkung einheitlich ist. Es sind dies diejenigen Bakterien, die in einem bestimmten Organe des Körpers sich ansiedeln und daselbst nur lokale Veränderungen hervorrufen, die aber an diesem Orte einen chemischen Giftstoff produzieren, welcher, in die Säfte eingesogen, eine lebensgefährliche oder tödliche Allgemeinerkrankung erzeugt. Sie sind Krankheitserreger, welche durch lokale „Infektion“ und allgemeine „Intoxikation,“ d. h. chemische Vergiftung im Gegensatz zu „Virulenz,“ der biologischen Vergiftung, wirken. Die Hauptvertreter dieser Klasse sind die Bakterien der Cholera, des Unterleibstyphus, der Diphtherie, des Wundstarrkrampfs, wahrscheinlich auch der Sommerdiarrhoe der Kinder, sowie auch diejenigen der Fäulnis, soweit sie gelegentlich in die Lage kommen, die Rolle von Krankheitserregern zu spielen.

Der Cholerabacillus siedelt sich nur im Darmkanal des Menschen an, er vermehrt sich ins Unendliche im Darminhalt selbst, dringt aber höchstens in die oberflächlichsten Schichten der Darmschleimhaut ein; niemals und unter keinerlei Um-

Digitized by Google

ständen findet er sich in den inneren Schichten des Darmes oder in anderen Organen, auch vermag er nicht sich im Blute zu vermehren. Er produziert sowohl in der künstlichen Kultur wie in dem Darmkanal selbst durch seinen Stoffwechsel aus den ihm zur Nahrung dienenden eiweißhaltigen Stoffen ein bisher nicht analysiertes Gift oder „Toxin," wie der Sammelname für die giftigen Bakterienprodukte lautet, welches den Menschen in wenigen Stunden oder Tagen zu töten vermag.

Der Typusbacillus lokalisiert sich vorzugsweise im Darm und in der Milz, wo er zellige Anhäufungen hervorruft, die sich im Darm später unter dem Einfluß von Darmbakterien in Geschwüre verwandeln; nur selten siedelt er sich in anderen Organen, wie Lunge, Leber, Knochenmark an; im Blute kommt er gelegentlich durch Zufall in vereinzelten Exemplaren vor, ohne sich daselbst halten zu können. Auch er bildet giftige Substanzen, auf deren Rechnung ein Teil der Krankheitserscheinungen, namentlich die Benommenheit, der sogenannte „typhöse Zustand" kommen.

Der erst jüngst zweifellos nachgewiesene Klebs-Löffler'sche Bacillus der Diphtherie erzeugt für sich selbst nur lokale Erkrankungen, die bekannten und verhängnisvollen Membranen auf den Schleimhäuten, besonders des Schlundes; die Begrenzung der Haut und Schleimhaut überschreitet er nie. Er bildet aber im Körper, wie in den Kulturen, ein starkes Gift, einen eigentümlichen eiweißartigen Körper, welcher die charakteristischen Muskellähmungen, unter anderen die gefürchtete Lähmung des Herzmuskels, bewirkt. Der Zusammenhang dieser Lähmungen mit der Vergiftung durch Produkte des Diphtheriebacillus ist dadurch so sicher erwiesen, daß es gelungen ist, dieses Gift aus künstlichen Kulturen des Diphteriebacillus darzustellen und mit ihm bei Tieren die Narkeistischen Lähmungen hervorzurufen.

Der sogenannte bürstenförmige Bacillus des Wundstarrkrampfes oder Tetanus birgt seine Sporen in den oberflächlichen Schichten der Erde, von wo sie leicht in verunreinigte Wunden einzudringen vermögen. In der Wunde bleibt er am Orte des Eintritts und geht nicht nennenswert über denselben hinaus. Das von ihm produzierte Gift ist das bestbekannte aller Bakteriengifte, es ist aus Kulturen wie aus dem Muskelsaft eines an Tetanus verstorbenen Menschen gewonnen worden und führt, Tieren in Lösung eingespritzt, deren sicheren Tod unter strychninähnlichem Starrkrampf herbei.

Bei dem Brechdurchfall oder der Sommercholera der Kinder handelt es sich um Vergiftung mit einfachen Körpern, welche die normalen Bewohner des Darmkanals unter der abnorm erhöhten Temperatur aus der eingebrachten, durch Gärung vielleicht schon vorbereiteten Milchnahrung abspalten. Und daß die Einverleibung größerer Mengen von Produkten der Fäulnis in die Säfte des Körpers, auch wenn sie bakterienfrei gemacht worden sind, Vergiftungen erzeugen kann, die unter Umständen sogar tödlich sind, wußte man schon in vorbakteriologischer Zeit. Beispiele hierfür sind das Wurst- und Fischgift.

Digitized by Google

Im Gegensatz zu diesen zwei ersten Gruppen, deren Vertreter ziemlich schnell Krankheitserscheinungen oder den Tod hervorrufen, steht eine dritte Klasse von Bakterien, die zu ihrer Entwickelung und Vermehrung im lebenden Körper Wochen, Monate, ja selbst Jahre in Anspruch nehmen. Dieselben sind durch ihr außerordentlich langsames Wachstum charakterisiert; ein Teil derselben sind echte Parasiten, d. h. sie sind zu ihrem Fortkommen unbedingt auf den menschlichen oder tierischen Organismus angewiesen. Zu dieser Klasse gehören der Bacillus des Aussatzes, der Rotzkrankheit, soweit sie den Menschen trifft, der Strahlenpilz und vor allem der Bacillus der Tuberkulose. Von der Betrachtung der drei ersten Erkrankungen kann abgesehen werden, weil sie verhältnismäßig seltener sind; die Tuberkulose erfordert hingegen eine etwas eingehendere Besprechung, teils weil an den Tuberkelbacillus die jüngste Mitteilung von Koch über die Heilung bacillärer Krankheiten anschließt, teils weil die Abwehrmaßregeln gegen dieses Leiden durch die neuen Untersuchungen von Cornet mit besonderem Nachdruck hervorgehoben worden sind, teils und vor allem deshalb, weil der Tuberkelbacillus derjenige Bacillus ist, welcher die meisten Opfer Jahr aus Jahr ein vor allen anderen Bacillen fordert. Es ist zwar bekannt, daß die Tuberkulose die Menschheit mehr dezimiert als selbst die schlimmste Epidemie; in welcher Ausdehnung dies aber geschieht, so daß man von einem sozialen Mißstand ersten Grades sprechen darf, das wird nur aus der Betrachtung von Zahlen klar. Es sterben in Berlin an Lungenschwindsucht, also der häufigsten Form der Tuberkulose, jetzt jährlich über 4000 Menschen. In derselben Stadt sind an der Cholera überhaupt in fünfzehn Epidemieen von 1831 bis 1873 im ganzen ca. 19000 Menschen gestorben, also ungefähr so viel, wie daselbst in nicht ganz fünf Jahren regelmäßig der Lungentuberkulose erliegen. In Kalkutta, welches im endemischen Gebiete der Cholera liegt, starben im Jahre 1884, demjenigen der größten Sterblichkeit seit der im Jahre 1869 erfolgten Eröffnung der Wasserleitung, wenig über 2000 Menschen, im Durchschnitt aber aus dem Zeitraum von 1870—1884 nicht ganz 1500, d. h. etwa 20 auf 10000 Lebende, also eine Zahl, welche erheblich hinter der von Berlin zurückbleibt (30 auf 10000). Berlin verliert demnach jährlich absolut und relativ mehr Menschen an der Lungenschwindsucht als Kalkutta an der Cholera. Viel größer als in Berlin ist aber die Sterblichkeit in den Industriestätten von Westdeutschland. Die jährliche Sterblichkeit an Tuberkulose in Deutschland beträgt 147000, in Europa über eine Million, es erliegt also etwa der siebente Teil der Menschen diesem Leiden und zwar im Gegensatz zu den epidemischen Krankheiten nach langem Siechtum.

Der Tuberkelbacillus gedeiht nur bei Blutwärme und erweist sich hierdurch als ein echter Parasit, der außerhalb des Warmblutkörpers nur für eine beschränkte Zeit infektionsfähig bleibt, niemals aber sich vermehrt. In den Körper kann er durch alle Eingangspforten eindringen, am seltensten kommt dies vor durch Infektion von Hautwunden, und diese Möglichkeit gehört mehr ins Bereich des Zufalls, die auf diese Art zu stande gekommenen Fälle von Infektion haben mehr den Wert der Kuriosität; viel häufiger wird er mittelst der Nahrung (bacillen-

Digitized by Google

haltige Kuhmilch) in den Verdauungskanal hineingetragen; von dort aus ins Blut aufgenommen, wird er in die verschiedensten Organe, besonders Drüsen, Knochen, Gelenke, Hirn verschleppt und verursacht, daselbst angesiedelt, diejenigen Formen der Tuberkulose, welche für das Kindesalter besonders charakteristisch sind. Die häufigste Ursache ist die Einatmung bacillenhaltigen Staubes, welcher durch Eintrocknung tuberkulösen Auswurfs der Luft sich beigemengt hat. Die Hauptquelle der Verbreitung des Leidens haben wir demnach in dem Auswurf anderer Tuberkulöser und in der Milch tuberkulöser Kühe zu suchen. Es ist augenblicklich noch Gegenstand lebhafter Diskussion, ob das Eindringen des Bacillus ein für alle Mal genügt, um die Krankheit hervorzurufen, oder ob hierzu noch eine besondere Disposition des Körpers, bedingt durch bestimmte vererbte oder erworbene Schädigungen seiner Widerstandskraft, erforderlich ist. Kinder scheinen gleichmäßig disponiert zu sein, für Erwachsene scheinen schlechte Ernährungsverhältnisse, mangelnde Luft und Bewegung, Einatmung anderen Staubes die Infektion zu begünstigen. Aber selbst wenn eine zweite Ursache, eine Disposition des Körpers, für das Zustandekommen der Krankheit noch angenommen werden muß, jedenfalls erkrankt auch der disponierte Organismus niemals ohne den Bacillus. Ist derselbe einmal an einem ruhigen Orte des Körpers, etwa der Lungen, eingenistet, so vermehrt er sich so langsam, daß Wochen und Monate vergehen können, ehe die ersten Erscheinungen bemerklich werden; es entstehen um die Bacillen zunächst kleine Knötchen als Ausdruck der Reaktion des Organismus gegen die Einwanderung; dieselben bestehen aus einer blutgefäßlosen Zellenansammlung um den Bacillus, der in ihrer Mitte bald abstirbt; mit ihm zugleich stirbt aber auch die Zellkugel, der Tuberkel, an dessen Peripherie immer neue Bacillen und neue Knötchen sich ansetzen, bis eine größere Partie des Organs tot ist; hat zu einem solchen toten Gewebe die äußere Luft Zutritt, wie in den Lungen, so dringen mit ihr bald Eiterungsbacillen ein, die für das gesunde Gewebe unschädlich sind, tragen die Zersetzung in die erkrankte Partie, und die Lungenhöhle ist geschaffen, von deren Wandungen aus der Tuberkelbacillus seine Zerstörung langsam weiter fortsetzt. Der Blutstrom schwemmt gelegentlich erweichte Partieen in andere Organe, und so werden auch diese befallen, und die Generalisierung des Leidens auf den ganzen Körper beschließt das Krankheitsbild.

Die vierte und letzte Gruppe der krankheitserregenden Bacillen kann man als diejenige der fakultativ pathogenen bezeichnen; sie gedeihen auf den Oberflächen des Körpers und deren Umgebung, ohne je zu schaden, bis sie auf einmal durch besondere Umstände zu Krankheitserzeugern werden. Zu dieser Gruppe gehören vor allem diejenigen Bakterien, welche als die Ursachen der Wundinfektionskrankheiten für den Chirurgen von Bedeutung sind. Sie besitzen an sich nur mittelmäßige krankheitserzeugende Wirkung, sie erfreuen sich einer ungeheuren Verbreitung in unserer Umgebung, ja wir beherbergen sie sogar in nicht geringen Mengen auf unserer Oberhaut und unseren Schleimhäuten. Wenn sie aber, was bei ihrer Verbreitung kaum zu vermeiden ist, in Verletzungen der Oberhaut gelangen, so erzeugen sie in den tieferen Schichten Eiterung. Es scheint, daß sie

Digitized by Google

keine besonders intensive Kraft haben, im gesunden Gewebe des Menschen, in das sie gelangt sind, sich weiter zu verbreiten; wenn aber gleichzeitig mit der Durchtrennung der Haut irgend eine Schädigung der Gewebe selbst sich verbindet, oder wenn diese selbst an sich durch andere Ursachen allgemeiner Natur gelitten haben, dann vermögen diese selben Coccen sich im Gewebe unter heftigen Zerstörungen weiter zu verbreiten oder sogar auf die Blutbahn als Erreger echter Septikämie überzugehen. Solche Mitwirkung kann geliefert werden durch Quetschungen, Ätzungen, lokale und allgemeine Giftwirkungen; auch die Gifte anderer Bakterienkrankheiten, speziell die der Fäulnis, können derart prädisponierend wirken. Von den Chirurgen und Frauenärzten wird besonders die eine Form dieser Wundbakterien gefürchtet, die sogenannten Streptococcen, kleine, in zierlichen Reihen an einander gereihte Kugeln, welche die gefährlichsten Formen von Wundfieber und Eitervergiftung zu erzeugen vermögen und zu deren Fernhaltung von der Wunde die Summe aller der Maßregeln getroffen ist, die man als antiseptisches Verfahren bezeichnet.

Ein eigentümliches Verhalten zeigt auch der Coccus der Lungenentzündung. Derselbe ist für Mäuse und Kaninchen absoluter Septikämieerzeuger; bei Menschen aber findet er sich fast regelmäßig in der Mundhöhle, ohne daß es ihm für gewöhnlich beifällt tiefer zu wandern und in der Lunge Störungen zu verursachen. Unter Mitwirkung von andern uns bisher unbekannten Ursachen, zu denen wohl auch die sogenannte Erkältung gehört, vermag er nunmehr den Lungen verhängnisvoll zu werden und die Entzündung derselben hervorzurufen; er findet sich dann in derselben in ganz ungeheurer Menge. Er kann weiter aus den Lungen durch Vermittelung des Blutkreislaufs in andere Organe übergehen und in den großen Körperhöhlen, dem Brustfell- und Bauchfellraum, der Hirnhaut schwere Eiterungen hervorrufen, die allein auf ihn zurückzuführen sind, und dies selbst dann, wenn gar keine Lungenentzündung vorausgegangen ist.

Bei diesen Bakterien sind wir also genötigt für das Zustandekommen der Krankheit außer ihnen noch eine zweite Ursache, eine zeitweilige Disposition, anzunehmen. Dies eigentümliche Verhalten, das als dasjenige der fakultativen Pathogenität bezeichnet wurde, leitet über zu komplizierteren, erst in neuerer Zeit genügend gewürdigten Vorgängen, welche lehren, daß eine ganze Reihe an sich für den Körper unschädlicher Bakterien durch andere Störungen, welche außer dem Bereich bakterieller Wirkung liegen, auf einmal pathogene Eigenschaften erwerben. Es sind dies ziemlich komplizierte Verhältnisse, welche aber den Vorzug haben, daß sie älteren und schon als veraltet geltenden Anschauungen und Beobachtungen über Krankheitsentstehung wieder Geltung verschaffen, wie z. B. der schon erwähnten Erkältung, der Vorstellung von „gesunden und kranken Säften" des Körpers. Schon Flügge hat im Jahre 1886 erwähnt, daß man durch hohe Außentemperaturen, die der des Körpers gleich kommen, durch mineralische und organische Gifte, zu denen besonders diejenigen der Bakterien selbst gehören, Tiere in ihrem Gleichgewicht derart stören kann, daß sie ihrer Immunität gegen selbst ganz ungefährliche Bakterien verlustig gehen. Bouchard hat auf dem

Digitized by Google

X. internationalen Kongreß in Berlin mitgeteilt, daß er das Blut von Tieren, welche er äußeren Schädigungen, wie Erhitzung, Abkühlung aussetzte, bakterienhaltig machen konnte. Es bedeuten diese Versuche, daß Bakterien, welche in den normalen Tierkörper nicht einzudringen vermögen, Zugang und Vermehrungsbedingungen finden, wenn der Gesamtwiderstand des Organismus gebrochen oder gemindert wird. Über Versuche auf ähnlichem Gebiete hat auch der Verfasser dieses Aufsatzes jüngst berichtet. Von der Thatsache ausgehend, daß das normale Blut bakterienvernichtende Eigenschaften auch außerhalb des Körpers besitzt, folgerte ich, daß das krankhaft veränderte Blut desselben verlustig gehen könne; ich spritzte daher Tieren verschiedene chemische Substanzen in nicht tödlicher Dosis ein, welche das eine gemeinsam hatten, daß sie die Blutbeschaffenheit verschlechterten. Wurden nun diese Tiere mit einer Bakterienart in geringer Menge geimpft, für welche sie sonst durchaus immun waren, so gewann dieselbe jetzt die Übermacht, vermehrte sich in der Blutbahn ins Unendliche und führte den Tod des Tieres durch echte Septikämie herbei. Was hier im Experiment geschah, zeigt sich auch in der Praxis; in zahlreichen Fällen, in denen eine andere Krankheit bakteriellen oder nicht bakteriellen Charakters den Körper geschädigt, seine Widerstandskraft gebrochen hat, vermögen nun andere Bakterien, vor allem die schon genannten Streptococcen, in dieselben einzudringen und dann Nachkrankheiten zu erzeugen, die oft gefährlicher sind als das ursprüngliche Leiden. So werden die sekundären Anhäufungen der Streptococcen die Ursache der meisten Folgekrankheiten nach Unterleibstyphus, die hier meist in Genesung übergehen, so dringen sie nach Scharlach und Diphtherie in die Blutgefäße ein und erzeugen die jenen Krankheiten so oft folgende Blutvergiftung; so waren es diese selben Streptococcen, welche bei der jüngsten Influenza-Epidemie zwar durchaus nicht die Influenza selbst, wohl aber die meisten der Folgekrankheiten verursachten, welche jene Epidemie so gefährlich machten.

Es war erforderlich diese Vorbemerkungen über das ganz verschiedene Verhalten der pathogenen Bakterien im befallenen Körper vorauszuschicken, ehe an die Frage herangetreten werden konnte, welche Mittel uns die Forschung zur Bekämpfung derselben an die Hand giebt. Denn aus der obigen Darstellung wird jeder wohl von selbst den Schluß ziehen, daß jede Krankheitsgruppe ein besonderes Vorgehen erfordert, daß ganz andere Maßregeln am Platz erscheinen gegenüber einer Septikämie, welche in 24 Stunden den ganzen Körper mit Bacillen durchwächst, als gegenüber einem Leiden, wie der Tuberkulose, deren Bacillus Wochen braucht, um seine Zerstörungen einen halben Zentimeter weit vorzuschieben. Wieder andere Maßregeln erfordert eine Krankheit, welche am Ort ihrer Vermehrung ganz nebensächliche Veränderungen hervorruft, aber durch ein lösliches Gift schädlich wirkt, und im Gegensatz hierzu beanspruchen die Bakterien, welche nur bei gebrochenem Widerstand des Körpers gelegentliche Feinde desselben werden, keine direkte Bekämpfung. Und gerade das Verhalten der Bakterien dieser vierten Gruppe regt ja eine Schlußfolgerung von praktischer Bedeutung für Heilungsmethoden an: Wenn irgend welche harmlose Bakterien auf einmal zu Feinden

Digitized by Google

des Körpers werden können, weil durch andere Störungen die sonst vorhandene Widerstandskraft desselben gerade gegen sie gebrochen ist, so wird vielleicht die Rolle der obligatorisch pathogenen Bakterien dadurch verständlich, daß ihnen gegenüber der Widerstand des Organismus gleich Null ist; eine Bekämpfung der Krankheit wird dann auf zwei Wegen möglich, erstens indem man die Bakterien im Körper zu vernichten oder an der Vermehrung zu hindern trachtet, zweitens aber, indem man sich bemüht, die Widerstandskraft des Körpers selber zu heben, die ihm von Natur schon verliehenen Abwehrkräfte im speziellen Falle zu steigern. Die erste Methode ist die der direkten innern Antisepsis, die zweite die der indirekten Antisepsis. Wo beide Methoden fehlschlagen oder keine Aussichten gewähren, da bleiben zur Abwehr gegen die Krankheit noch die Mittel, welche das Eindringen der Krankheitserreger in den Körper überhaupt verhindern sollen; zur Anwendung derselben ist eine genaue Kenntnis der Lebensbedingungen jeder pathogenen Art außerhalb des Körpers und der von ihr bevorzugten Eingangspforten notwendig; diese Methode heißt die Prophylaxis; ein ganz spezieller Fall derselben ist die chirurgische Antiseptik, welche das Eindringen der Krankheitserreger in offene Wunden verhindert.

Die direkte innerliche Antisepsis, die wirkliche ursächliche Heilung der Krankheiten, welche durch die vielerwähnte Koch'sche Mitteilung wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist, entspricht dem Ideal ärztlichen Handelns; ist einmal die Ursache der Krankheit erkannt, so wird sie selbst am schnellsten geheilt durch Beseitigung der Ursache selbst. Aber wie gering ist bisher die Zahl der innerlichen Krankheiten, für welche ein Spezifikum bekannt ist, und gerade bei diesen wenigen steht der Nachweis aus, daß dasselbe durch Vernichtung der Ursache wirkt. Beim Wechselfieber kennen wir mit ziemlicher Gewißheit die Krankheitsursache, das Plasmodium malariae, wir haben ein absolut sicheres Heilmittel in dem Chinin; ob das Chinin durch Tötung der Plasmodien die Krankheit heilt, ist nur wahrscheinlich, aber nicht sicher erwiesen. Den Gelenkrheumatismus, als dessen Ursache wir bakterielle Einflüsse vermuten, aber nicht kennen, heilt mit Sicherheit die Salicylsäure; dieselbe ist ein schwaches Antiseptikum, ob sie aber wegen dieser Eigenschaft heilt, ist uns unbekannt; und gerade die unregelmäßigen Formen des Gelenkrheumatismus, deren Ursache sicher Bakterien sind, widerstehen dem Heilmittel. Immerhin können diese Beispiele als Vorbild dienen, daß nichts Unmögliches erstrebt wird; und was hier zum Teil durch den Zufall entdeckt wurde, das muß, so scheint es, durch zielbewußte Untersuchung auch für andere Krankheiten gelingen.

Nachdem einmal die pathogenen Bakterien als besondere Arten gekannt und gezüchtet waren und man also nicht mehr an Fäulnisgemischen und „Fermenten" zu experimentieren brauchte, galt es zunächst, außerhalb des Tierkörpers festzustellen, welche Mittel wir besitzen, um überhaupt Bakterien abzutöten; es kam darauf an, durch exakte und beweiskräftige Versuchsverfahren diejenigen von unseren chemischen und physikalischen Hilfskräften kennen zu lernen, welche desinfizierende oder antiseptische Eigenschaften besitzen, eine weitere Aufgabe war es dann, ihre Wirkung

Digitized by Google

auch im infizierten Tierkörper zu erproben. Den Grund zu diesen Forschungen legte die im Jahre 1881 erschienene Arbeit von Koch über „Desinfektion", in welcher die Methoden niedergelegt sind, nach denen von nun an alle derartigen Untersuchungen stattzufinden hatten. Diese Methoden sind noch heute maßgebend und in ihrer Grundlage unverändert und sie haben nur in wenigen Punkten unwesentliche Modifikationen erlitten.

Der Gang der Untersuchung war hierbei der folgende höchst einfache. Für jeden Stoff, der zur Prüfung gelangte, war zuerst diejenige Konzentration festzustellen, in welcher er desinfizierend wirkte, d. h. die in ihn eingebrachten Bakterien tötete; zweitens diejenige Konzentration, in der er antiseptisch wirkte, d. h. einem bestimmten Nährboden beigemengt die Entwickelung der auf diesen übertragenen Bakterien hinderte und den Nährboden steril, d. h. frei von Bakterienkolonien erhielt. Die erste Wirkung ist offenbar die stärkere und beansprucht größere Konzentrationen. Drittens war noch die Zeit zu berücksichtigen, die für eine vollendete Desinfektion nötig war. Diese Methode war erst durchführbar durch die vorherige Einführung des sogenannten festen Nährbodens durch Koch in die bakteriologische Praxis. Vor derselben diente zu bakteriologischen Zwecken als Züchtungsmittel der flüssige Nährboden, meist Bouillon, in welchem alle eingeimpften Keime verschiedenster Art beliebig ihren Ort wechseln konnten, es war daher eine Trennung der verschiedenen Arten von einander und eine Beobachtung der einzelnen Kolonie nicht möglich; erst der feste, durchsichtige Nährboden, den Koch einführte, gestattete die Entwickelung eines jeden Keimes für sich, die Beobachtung des Wachstums und die Trennung verschiedener Arten. Benutzte man als solchen noch eine Substanz, wie die mit Bouillon gemischte Gelatine, welche, bei höherer Temperatur schmelzend, die Vorteile des flüssigen Nährbodens gewährte, die eingeimpften Keime gehörig in der Flüssigkeit zu verteilen, bei Zimmertemperatur erstarrt aber sie getrennt zur Entwickelung zu bringen, so verschaffte man sich Versuchsbedingungen, mit denen allein es gelang, Aufgaben zu lösen, wie die Auffindung des Cholerabacillus. Mit Zuhilfenahme des festen und durchsichtigen Nährbodens gestaltet sich nun die Untersuchung der desinfizierenden und antiseptischen Kraft eines Stoffes, wie z. B. der Karbolsäure, in folgender Weise. Zunächst werden Lösungen verschiedener Stärke hergestellt, also solche von 1%, 2% u. s. w. und in Schälchen gegossen. In diese Schälchen bringt man kleine Mengen einer Reinkultur eines Bacillus, der sich durch besondere Eigenschaften von anderen Arten unterscheidet, also z. B. den Bacillus prodigiosus, der einen roten Farbstoff erzeugt, denselben, der im Mittelalter Anlaß zum Märchen von der blutenden Hostie gab. Nach verschieden langer Zeit werden die Proben aus der Karbolsäurelösung entnommen, mit keimfreiem Wasser abgespült und auf Nährgelatine gebracht. Geht auf dieser die rote Kultur auf, so war Zeit und Konzentration ungenügend; erst wenn die Gelatine keimfrei blieb, so war dies das Maß der Desinfektion. Es genügt aber nicht die Desinfektion für die Bacillen allein festzustellen, es ist noch die Kenntnis derjenigen Konzentration erforderlich, welche auch die Bacillensporen vernichtet, denn diese

Digitized by Google

sind, wie schon angeführt, ungleich widerstandsfähiger als die Bacillen. Zu diesem Zwecke werden die künstlich gezüchteten Bacillensporen an Seidenfäden angetrocknet, und zwar bedient man sich vorzugsweise der Milzbrandsporen, weil diese die widerstandsfähigsten sind; sie sind daher ein für alle Mal als Maßstab für die desinfizierende Kraft eines Stoffes angenommen worden; denn ein solcher, der Milzbrandsporen vernichtet, tötet auch alle anderen Bakterien. Solche Seidenfäden mit Milzbrandsporen werden also in die Schälchen mit Karbolsäure verschiedener Konzentrationsstufen gebracht, dann nach verschieden langer Zeit herausgenommen, abgespült und auf Nährgelatine übertragen; keimen sie daselbst zu Bacillen aus, so ist der Desinfektionsversuch negativ, im umgekehrten Falle positiv. Aus solchen Versuchen ergiebt sich, daß die Karbolsäure in 1prozentiger Lösung Milzbrandbacillen schon in 2 Minuten tötet; gegen die Sporen ist sie aber lange nicht so leistungsfähig; denn eine Lösung von 2% tötet Sporen überhaupt nicht, eine von 3% erst nach 7 Tagen, eine von 5% nach 24 Stunden. Die Karbolsäure ist demach für solche Bacillen, welche keine Sporen bilden, schon in schwacher Lösung ein ausgezeichnetes Desinfektionsmittel, nicht aber für die Sporen. Im Gegensatz hierzu ist sie ein ausgezeichnetes entwickelungshemmendes antiseptisches Mittel. Zur Prüfung dieser Eigenschaft setzt man gleichen Mengen der Nährgelatine in Reagensgläschen steigende Mengen der zu prüfenden Substanz zu und impft dann die Gelatine mit Bakterien. Dasjenige Gläschen, in welchem die zugesetzte Menge der Karbolsäure gerade genügt, um die Entwickelung zu verhindern, giebt das Maß für ihre antiseptische Kraft an. Schon ein Zusatz von Karbolsäure im Verhältnis von 1: 1200 ist zu diesem Zwecke ausreichend.

(Fortsetzung folgt.)

Zu spät!

Novelle

von

Max Brehna-Firdusy.

„Geloben Sie mir bei unserer Freundschaft, daß Sie mich nicht vergessen werden!“

Die hohe Gestalt des Mannes schien zu beben, als er diese Worte zu der Frau an seiner Seite sprach, und seine dunkeln Augen blickten dabei wie flehend in die ihren . . .

Sie standen auf der Digue von Ostende.

Drinnen im Kursaale flutete und wogte der Menschenschwarm auf und nieder, strahlten schöne Augen, funkelten die Brillanten, ertönten aus dem Tanzsaal herüber die verlockenden Klänge des ersten Walzers; hier draußen aber glühte, wie mit tausend Kerzen angezündet, das Meer, zischte die Brandung, brauste die Flut.

Digitized by Google

„Vergessen Sie mich nicht, Lola," wiederholte er jetzt; „geben Sie mir Ihre Hand darauf," und sie legte die schlanken, kühlen Finger in die heiße Hand des Mannes, der sie leise küßte und dann mit leidenschaftlichem Drucke umschloß. Sie ließ die Hand ruhig in der seinen und starrte traumverloren in das Meer hinaus.

Der Mond beleuchtete in seiner stillen Pracht die glitzernden, schäumenden Wogen und die in ihre Betrachtung versunkene Frauengestalt.

Er beschien das feine, bleiche Gesicht mit den blauen, rätselhaften Augen, die graziöse Gestalt, über die aller Liebreiz der Jugend ausgegossen war, und seine Strahlen flimmerten in den goldenlockigen Haaren, die der Nachtwind schmeichelnd küßte.

„Ich werde Sie nie vergessen," antwortete sie mit leiser, klangvoller Stimme, „Sie sind und bleiben für immer mein einziger, treuester Freund! Lassen Sie uns," fuhr sie nach einer Pause fort, „noch einmal zusammen hinabsteigen an das Meer, noch einmal gemeinsam dem Spiele der Wellen zuschauen."

Sie gingen die Stufen hinunter, die von dem Kurhause direkt auf den Wellenbrecher führen. Er bot ihr seinen Arm, doch sie, kaum sich darauf lehnend, schwebte die Stufen hinab; nur als sie über das von den Wellen befeuchtete Moos schritten, stützte sie sich fester auf ihn.

Die Flut, die schon die äußerste Spitze des Wellenbrechers bespülte, kam jetzt schnell näher und nötigte sie mit jeder Welle, weiter zurückzuweichen. Aber sie rührten sich nicht eher, als bis das Wasser ihre Füße umspülte und sie so zum Rückzuge zwang. Dann lachten sie laut auf und freuten sich des neckischen Spieles des Glücks, des Zusammenseins und der Großartigkeit der Natur.

„Lola", rief da plötzlich die Stimme eines die Treppe hinabkommenden Herrn, „komm herauf, du wirst dich erkälten."

Sie wandte sich zusammenzuckend um, an der Stimme hatte sie ihren Gatten erkannt.

Langsam ging sie ihm entgegen und nahm den ihr dargebotenen Arm an und schwer mußte sie sich darauf lehnen, um die Stufen, die sie vorhin tändelnden Schrittes herabgeschwebt, wieder heraufzuklimmen.

Die Elastizität ihres Ganges schien gebrochen, der Glanz ihrer Augen war erloschen. Neben ihr ging der Freund.

Das Konzert im Kursaale war gerade zu Ende. Der große Konversationssaal, der im stande ist, mehrere Tausende von Menschen zu fassen, sah jetzt fast leer, unwirtlich genug aus. Die Stühle standen in bunter Unordnung durcheinander, hier und da lag eine halb verwelkte Blume, ein vergessenes Spitzentuch, das war alles.

Dafür ging es in den Nebensälen um so lebhafter her; in dem Restaurationssaal vermischte sich das Lachen fröhlicher Menschen mit dem Klirren der Gläser, dem Knallen der Champagnerpfropfen, und aus dem Spielsaal, zu dem jetzt ein großer Teil der Gesellschaft drängte, tönte das Klappern des Goldes und die heisere Stimme des Croupiers, die unaufhörlich schrie: „faites votre jeu, messieurs!"

Digitized by Google

Sie waren bei ihrem Rundgang bis vor den Tanzsaal gekommen; hier staute sich die Menge, hier bot sich dem Beobachter das bunte Bild des auf der Höhe der Saison stehenden Ostender Badelebens dar. Paare kamen und gingen, Blicke suchten und fanden sich, exotische Pflanzen dufteten, und fremde Sprachen durchschwirrten die Luft. Dieser Raum, auf dem sich Fürsten und Abenteurer im bunten Durcheinander tummelten, schien so recht dazu geschaffen, der Sammelplatz einer Vergnügen suchenden und findenden Menge zu sein.

Mit naiver Neugierde schaute Lola dem Treiben drinnen zu; obwohl schon längere Zeit in Ostende, war sie doch das erste Mal in einem Weltbade, und das Leben desselben übte immer von neuem einen mächtigen Zauber auf sie aus.

„Ich möchte tanzen", bat sie plötzlich ihren Gatten.

„Dann muß ich Sie, Herr Baron, bitten, meine Frau für die nächste Zeit unter Ihren Schutz zu nehmen" sagte Professor Berger. „Mir ist die Hitze im Saale unerträglich; auch habe ich mich mit einem soeben wiedergetroffenen Jugendfreunde zu einer Partie Ecarté verabredet, darum auf Wiedersehen — und noch eins, Lola, tanze nicht zuviel, Du weißt, daß es Dir schadet."

Die junge Frau schien die letzten Worte überhört zu haben, denn sie antwortete nicht darauf; sie nahm den Arm ihres Begleiters und schritt mit einem lächelndeln „auf Wiedersehen" an ihrem Gatten vorüber in den Tanzsaal.

Es war gerade Pause; ihr Erscheinen wurde sogleich bemerkt und Lola von einer Anzahl eleganter Herren umringt.

Man kannte das schöne Paar, über dessen Zusammengehörigkeit man sich erst genügend den Kopf zerbrochen hatte, jetzt gut genug, man wußte, daß sie weder Mann und Frau, noch Bruder und Schwester, sondern einfache Badebekanntschaften waren, die sich gefunden, um sich trennen. Aber trotzdem hörte das Interesse, das die Gesellschaft an ihm nahm, nicht auf. Wurde doch Lola von den Herren als die Schönheit der Saison betrachtet — ein tausendfacher Grund für die Frauen, um sie nicht aus den Augen zu lassen; waren doch die eleganten Damen alle darüber einig, daß kein schönerer Mann auf der Digue zu treffen sei als Baron Oskar von Lilienkron, und seine Exklusivität, sich nur einer Dame zu widmen, ließ ihn in ihren Augen doppelt interessant erscheinen. Die wirklich gute Tanzmusik machte jetzt durch ihre Aufmunterung zum Contre-Danse diesen und noch vielen andern Beabachtungen ein Ende; man stellte sich in Reih und Glied. Lola und Oskar standen sich gegenüber und ihre Augen suchten und fanden sich.

Stunde auf Stunde verging, und sie in seligem Bewußtsein von des andern Nähe achteten es nicht. Der Professor, der beim guten Glase Wein und dem traulichen Gespräch mit dem Freunde seine Frau ganz vergessen zu haben schien, ließ noch immer nichts von sich hören, und sie gingen, nachdem sie den letzten Kehraus getanzt, hinaus auf die Digue, ihn zu suchen.

Beschützte sie heute eine gütige Fee, die sie das Beisammensein voll und ganz genießen lassen wollte? Sie gingen auf und nieder, den Gatten, den sie nicht fanden, zu suchen, und auf und nieder und von ihren eigenen Plänen und Hoffnungen erfüllt.

Digitized by Google

„Sie wissen, Lola, daß ich Sie aufrichtig liebe, daß ich Sie anbete," sprach Baron Oskar zu ihr; „kommen Sie mit mir, ich werde Ihnen, da ich Ihr Gatte noch nicht sein kann, Ihr Freund, Ihre Stütze bleiben und Sie am Herzen meiner Mutter sanft und sicher betten, kommen Sie mit," bat er leise.

Ein trauriges Lächeln umspielte ihren Mund. „Kennen Sie, mein Freund," fragte sie, „die große böse Welt, in der Sie so lange gelebt haben, so schlecht? Wissen Sie nicht, daß eine Frau, die ihren Mann verläßt, um einem andern zu folgen, sich selbst, nicht den von ihr geliebten Mann ins Verderben stürzt? Haben Sie nie beobachtet, wie böse Menschen die Unglückliche verleumden, verhöhnen, mit Füßen treten wollen?

Ich habe es gesehen — und habe die schönen Frauen in den stillen Dulderinnen kaum wieder erkannt. Aber sie liebten noch immer, und diese Liebe half ihnen alles tragen, den Hohn und die Bosheit der Menschen überwinden; doch verstehen Sie mich recht, mein Freund, dazu bedarf es einer großen, starken Liebe, und ob ich einer solchen fähig bin, das weiß ich noch nicht, das muß mich die Trennung von Ihnen erst lehren. Ich habe jetzt," fuhr sie lebhafter fort, „drei Wochen voll reinster Poesie, voll ungetrübter Heiterkeit an Ihrer Seite verlebt, ihre Erinnerung wird der Lichtblick in meinem traurigen Leben sein, aber das war nur Frühling und Sonnenschein, wie wird es werden, wenn Regen, Gewitter und Schnee kommt?

Und Sie, teurer Freund, der Sie mich jetzt aufrichtig lieben, überlegen Sie es wohl, ob es Ihnen nützlich und für Ihre Stellung passend sein kann, die entführte Frau eines anderen zu Ihrer eigenen zu machen, überlegen Sie es, überlegen wir es beide; denn noch ist es nicht zu spät."

Er empfand die tiefe Wahrheit, die in ihren Worten lag, und wußte nichts darauf zu erwidern; er bewunderte nur die Klarheit und Reife ihrer Ansichten im Vergleich zu ihrer Jugend. Sie gingen heute nicht ihrer sonstigen Gewohnheit und dem Gebote der Badegesellschaft zufolge in die Konditorei des berühmten Neppeney, sondern die Digue auf und nieder, bis der Morgen graute. Es war neun Uhr, als Lola am folgenden Tage aus einem traumlosen Schlummer erwachte. Von ihrer Zofe erfuhr sie, daß ihr Mann bereits vor längerer Zeit mit dem Freunde ausgegangen und die gnädige Frau bitten lasse, mit dem Frühstück nicht auf ihn zu warten. Sie befahl ihr, sie so schnell wie möglich anzukleiden, und während das Mädchen, ihr viel zu langsam, dem Befehl nachkam, fragte sie sich, ob sie Oskar liebe, ob sie ihn wirklich liebe, als sie unter ihren zahlreichen Toiletten für diesen Abschiedsmorgen das Kleid wählte, in welchem er sie zuerst gesehen.

Der Baron hatte ihr soeben einen Strauß weißer Rosen, ihrer Lieblingsblumen, gesandt, und sie hielt ihn freudig blickend in der Hand, als er eintrat.

Sie war ihm nie liebreizender erschienen als heut mit dem schwermütigen Ausdruck in ihren Augen und dem Strauß weißer Rosen in der Hand, nie begehrenswerter als jetzt, in der Stunde, da er von ihr Abschied zu nehmen kam

Digitized by Google

„Muß es denn sein, müssen wir uns trennen, giebt es keinen anderen Ausweg?" Die Worte klangen so traurig und müde, daß sie ihn betroffen ansah. Dann schüttelte sie leise den Kopf.

„Ich weiß keinen," seufzte sie, „keinen wenigstens, der ehrenvoll für Sie und nicht verhängnislos für uns beide sein könnte. Sie müssen gehen; denn Pflicht und Ehre gebieten es so, und ich muß bleiben, um mich zu prüfen," fügte sie leise hinzu.

„So verfüße mir, Geliebte, wenigstens die Abschiedsstunde, sage mir, daß du mich liebst wie ich dich," bat er leidenschaftlich und, von ihrer wunderbaren Schönheit hingerissen und von dem Weh der Trennung übermannt, schloß er sie in seine Arme.

Sie wehrte sich nicht, sie widerstrebte nicht. Wie ein hilfloses Kind, das nicht weiß, wie ihm geschieht, lag sie an seiner Brust, nur große Thränen standen in ihren Augen. Ihr Freund jedoch war mit diesem unausgesprochenen Geständnis vollauf zufrieden, er küßte sie wieder und wieder und flüsterte ihr süße, zärtliche Worte zu . . .

Plötzlich schien er sich zu besinnen, daß er fort müsse, gewaltsam riß er sich los, und seine Stimme klang rauh, als er bat:

„Sage: behüt dich Gott, Oskar, und auf Wiedersehen."

Sie murmelte die Worte wie ihr geheißen, mit bebenden, zuckenden Lippen, er küßte sie noch einmal und mit einem letzten: „Auf Wiedersehen!" war er gegangen.

Sie breitete die Arme nach ihm aus, sie wollte ihn zurückrufen: „Bleib, bleib, ich liebe dich, nimm mich mit!" doch sie hatte das Gefühl, als ob ihre Zunge gelähmt sei, weil die toten Augen ihres geliebten Vaters sie so traurig angeblickt und sein bleicher Mund deutlich zu ihr gesprochen: „Du sollst nicht Ehe brechen."

Er war gegangen, und die Sonne schien noch! Die Kurkapelle spielte wie stets ihre lustigen Weisen, wie immer ging die geputzte Menschenmenge vor ihrem Fenster auf ab, und wie sonst freute sich jeder seines Lebens.

„Alles ist dasselbe geblieben," sagte sich Lola, als sie aus ihrer Erstarrung erwachte, „nur ich bin tief unglücklich geworden, denn ich liebe ihn."

Der Strand von Ostende bietet um die Badezeit jenes bunte Bild, wie es uns Skarbina einst in der Berliner Kunstausstellung so trefflich vergegenwärtigte.

Da sind die reizenden, graziösen Kinder, die sich mit ausgelassener Freude im Sande tummeln, die eleganten Frauen mit den tadellosen Formen und die stutzerhaften Herren, die die Damen so eifrig mit dem Lorgnon studieren, als gäbe es für sie keine wichtigere Beschäftigung auf Erden; hier tauchen die originellen Gestalten der Badefrauen und der employés des bains nebst allen anderen Strandfiguren auf. Das ist Leben! Man lacht und plaudert, man amüsiert sich und kritisiert die Vorübergehenden, man streitet um die Kabinen und freut sich endlich, eine solche erobert zu haben.

Digitized by Google

Was das auch für Mühe gekostet hat, das ist ja eine förmliche Arbeit gewesen! Und wenn nicht das Meer einmal tüchtig dazwischen brauste, könnte man bei all dem Geplapper sein eigenes Wort kaum verstehen.

Mit vielem Vergnügen hatte Lola sonst an ihres Freundes Seite dem tollen Treiben zugesehen. Heute jedoch schien es allen Reiz für sie verloren zu haben, sie wandte sich traurig von dem fröhlichen Bilde ab und schritt ihrem Zelte zu, um in ihrer schmerzlichen Stimmung allein zu sein. Die bunten Bilder ihres Lebens zogen an ihr vorüber. Sie erblickte ihre glückliche, sonnige Kindheit wieder, die liebende Eltern beschützten. Dann sah sie die schöne Mutter, die immer so heiter mit dem einzigen Kinde gespielt, plötzlich sterben; sie erinnerte sich der Trauer des trostlosen Vaters und ihres eigenen verständnislosen Schmerzes. Sie war ja noch so jung gewesen, erst sechs Jahre alt. Später kam die fröhliche Schul- und Pensionszeit und dann der erste Ball.

Welche Freude sie damals darüber empfunden hatte, schön und jung zu sein! Und dieser erster Ball war doch nur der aufgehende Morgen eines langen, glänzendes Tages gewesen, denn wohin sie auch kam, wurde sie gefeiert und bewundert. Auch an ernsten Bewerbern um ihre Hand hatte es nicht gefehlt, aber sie wies alle lachend mit dem Bescheide ab, sie wolle nicht heiraten, um ihr Väterchen nie zu verlassen, und der gütige Vater hatte nicht daran gedacht, die Wahl seines einzigen Kindes zu beeinflussen. Er war kein reicher Mann, aber er lebte in Verhältnissen, die es ihm gestatteten, seine Tochter die Freuden ihrer Jugend genießen zu lassen und mit ruhigem Blick in die Zukunft schauen zu können.

Jahre kamen und gingen. Da trat das Leiden, „das Kind mit den traurigen Augen," das man nie ansehen kann ohne zu weinen, auch an ihre Thür, es warf den teuren Vater auf das Krankenlager, von dem er nie wieder aufstehen sollte. Dann als der Professor zu dem todkranken Mann gerufen wurde, war es schon zu spät ihn zu retten; er konnte nur lindern, nur das Verhängnis aufschieben.

Hier hatte Lola zum ersten Male ihren Gatten gesehen, und ihre siegreiche Schönheit hatte den Weiberfeind sofort in ihren Bann gethan; ein einziger Blick ihrer dunklen Augen hatte genügt, den sonst gegen alle Leiden so gleichgiltigen, berühmten Arzt zu bewegen, dieses Leiden mit menschlicher Schonung zu betrachten, und so hatte die Tochter, ohne es zu wissen, die letzten Stunden des geliebten Vaters erleichtert. —

Als der Professor sie, die nicht von seiner Seite gewichen, am Totenbett des Vaters stehen fand, sah sie ihn mit einem bangen und vorwurfsvollen Blicke an, rief mit von Thränen erstickter Stimme: „Warum haben Sie ihn nicht gerettet?"

Dieser Blick hatte ihn früh und spät verfolgt, er hatte einen gewaltigen Kampf in seiner Brust entfesselt. War es denn möglich, daß er, der vierzigjährige Hagestolz, der Spötter, der geglaubt schon längst über alle Liebesthorheiten hinweg zu sein, sich hier ernstlich verliebt hatte, daß er sogar mit der Idee umging, diesen Backfisch zu heiraten?

Digitized by Google

Und dann ließ er sich wirklich von seinen Freunden bestimmen, ihr seine Hand anzubieten, und war denn das denkbar? Sie schlug dieselbe aus.

Und das noch dazu jetzt, wo sie doch mittellos war, weil ein nichtswürdiger Vormund das in ihn gesetzte Vertrauen ihres Vaters gemißbraucht und das Vermögen seiner Mündel bei waghalsigen geschäftlichen Spekulationen, die ein Fallissement zur Folge gehabt, mitangegriffen hatte, sodaß Lola nur noch weniges aus dem Schiffbruch retten konne.

Dem Professor, der das alles wußte, imponierte ihre abschlägige Antwort, sie reizte ihn nur noch mehr die Widerstrebende zu besitzen. —

„Ich habe," schrieb er ihr damals, „in den Aufregungen meines Berufes, in Vergnügungen aller Art versucht Sie zu vergessen, aber Ihr Blick hat mich die Meilenweite, die ich gereift, um ihm zu entgehen, verfolgt. Ich liebe Sie stärker denn je und fühle, daß ich nicht mehr ohne Sie leben kann. Und Ihren Besitz zu erringen, soll jetzt die Aufgabe meines Lebens sein."

„Ich habe schon so vieles erreicht, ich werde auch dies erreichen," hatte er sich selbst gelobt. Und er hatte es erreicht.

Das arme Mädchenherz führte den ohnmächtigen Kampf um seine Freiheit vergebens. Der böse Feind, die Versuchung, hatte es schon umgarnt und ihr das Gefängnis, in das er es führen wollte, im rosigsten Lichte gezeigt. Und Lola war ein verwöhntes Prinzeßchen, die das Vergnügen liebte, die, wenn sie ihre kleinen, weißen Hände besah und dachte, daß sie mit diesen Händen um das tägliche Brot arbeiten müsse, ein Schauer durchrieselte.

Sie fühlte sich so allein, so verlassen in der großen weiten Welt, sie werde wenigstens einen Freund, eine Stütze finden, hatte sie sich getröstet, als sie das dritte Mal dem Drängen ihrer Freunde nachgegeben und sein Weib geworden war. Sie erinnerte sich des Tages noch ganz genau, der goldigen Maiensonne, der knospenden Natur und der Winterkälte ihres eigenen Herzens. Aber der Frühling war auch später nicht darin zurückgekehrt, noch hatte die Sonne in der jungen Ehe geschienen.

Es war das alte Lied, und zu spät erkannte der ernste Gelehrte, daß die leichtsinnige, flatternde Jugend in ihren Lebensanschauungen und Gewohnheiten nicht zu der reifen Überlegenheit seiner Jahre paßte. Es gab heftige Szenen, und beide waren tief unglücklich gewesen, dann kam das gleichgiltige Nebeneinandergehen der Konvenienzehe, und so hatte es sich leidlich gemacht bis zu dem Tage, wo die junge Frau den Baron zum ersten Male gesehen.

Da waren „Winterstürme dem Wonnemond" gewichen, da war die Eiskruste, die sich um ihr junges Herz gelegt, geschmolzen, da war sie, ohne es zu ahnen, aufgeblüht in ihrer ersten jungen Liebe. Sie hatte ihn geliebt, vom ersten Tage an, da sie sich sahen; sie wußte es nun und hatte es ihm nicht sagen können. Sie liebte ihn mit der ganzen Glut ihrer Seele, ihres liebesbedürftigen Seins, und es war zu spät ihm angehören zu können, weil sie die goldenen Ketten einer verhaßten Ehe trug.

Digitized by Google

„O warum mußte ich ihn jetzt lieben lernen, da es zu spät ist," stöhnte sie; „warum konnte nicht auch ich des höchsten Glückes teilhaftig werden, dem Mann meiner Liebe angehören zu dürfen?"

Schritte scheuchten sie in ihren trüben Gedanken auf, ihr Gatte kam auf sie zu.

„Was fehlt dir?" fragte er, erschreckt auf ihre verstörten Züge blickend?

„Es ist nichts, die Hitze, ein wenig Kopfschmerz. . ."

Er sah sie scharf an, „du verbirgst mir etwas, Lola."

„Ich verberge dir nichts."

Es war die erste Lüge, die über ihre Lippen kam, und sie stockte vor dem letzten Worte.

Der Professor war heute, wahrscheinlich durch den mit dem Freunde genossenen Frühschoppen, in der besten Laune, er wollte die Verstimmung seiner Frau nicht weiter bemerken und schlug, um sie zu zerstreuen, einen Spazierritt vor. Sie war dazu bereit, und wenige Minuten später saßen sie im Sattel. Lola war stets eine kühne Reiterin, heute indes schienen alle Dämonen in ihr entfesselt, in rasendstem Galopp sauste sie dahin, so daß ihr Begleiter kaum mit ihr Stand zu halten vermochte.

„O, käme ich so zu dir, Oskar, wie wollte ich jagen Tag und Nacht!" rief sie leidenschaftlich aus, dem Pferde die Sporen in die Seite drückend, daß es sich wild aufbäumte. Doch als ihr Gatte, der sie jetzt eingeholt, zu größerer Vorsicht mahnte, folgte sie schweigend seinem Gebot und ritt langsam neben ihm her. Sie war jetzt wieder ganz die elegante Weltdame, die die Zeit anmutig zu verplaudern versteht, und etwas von dem bestrickenden Zauber ihres Wesens nahm auch bei diesem Zusammensein wieder ihren Mann gefangen.

Er gedachte ihr eine Freude zu bereiten, indem er es ihr überließ, den Aufenthalt in Ostende nach Belieben zu bestimmen. Ein Schatten flog über ihr bleiches Gesicht; sie zuckte schmerzlich zusammen und sagte kurz: „So lange du willst."

„Dann fahren wir übermorgen."

Der Professor fing an, sich allmählich über die Laune seiner Frau zu wundern, sie aber war es zufrieden, das bis heute morgen so schöne Ostende zu fliehen. Noch hoffte sie in der Heimat, im Kreise ihrer Freunde, in ihren Vergnügungen ihre unselige Liebe unterdrücken zu können, sie hatte noch nie geliebt und wußte nicht, daß es zum Vergessen zu spät war!

Der Kourierzug eilte inzwischen auf dem Wege nach Paris zu. In seinem gemieteten Koupee saß Baron von Lilienkron in tiefen Gedanken. Er mußte sich selbst bestätigen, daß die geliebte Frau Recht gehabt hatte, daß die Trennung das einzige Richtige war. Was hätte er auch in aller Welt mit ihr anfangen, wohin sie bringen sollen?

Er hatte ihr von einem Aufenthalt bei seiner Mutter gesprochen — aber was würde wohl der stolze, von den Vorurteilen seines Standes nur zu sehr befangene Vater dazu gesagt haben? Er, der die Heirat seines Sohnes mit der Tochter eines ihm befreundeten Grafenhauses sehnlichst wünschte, sollte seinen Segen zu einer solchen Mißehe geben!

Digitized by Google

Und wenn man sich auch ohne seine Zustimmung behelfe, was würde die Welt dazu sagen? Denn daß es eine Mißehe sei, konnte er sich selbst nicht mehr verhehlen, das hatte ihm Lola selbst vor Augen gehalten! Sie war dabei im Recht gewesen, man mußte sich prüfen und sehen, ob nicht die Trennung ein Gefühl der Freundschaft herbeiführen könne.

So dachte der gewiegte Diplomat, der wenige Stunden vorher das schöne Weib in seinen Armen beschworen hatte ihm zu folgen! Leichtsinnige Männer! Brechen die Herzen der Frauen und das feste Gebäude ihrer Ehre, um das Luftschloß des Glückes, des Sichangehörens vor ihnen aufzubauen . . . aber Sie, mein Herr, haben sich denn doch für dieses Mal verrechnet, der Pfeil steckt zu tief in Ihrem Herzen!

* * *

Es ist Mitte Dezember. Ein scharfer Wind rötet die Gesichter der Fußgänger, und der erste Schnee bedeckt die Straßen der großen Stadt; Winter, Weihnachten, welch' fröhliche Worte für jung und alt, für arm und reich! Alles ist freudig, eilig, geschäftig. Das ist ein Treiben und Drängen, ein Laufen und Stoßen in den stets belebten Hauptstraßen, wie selbst an den schönsten Sommerabenden nicht, niemand der Dahineilenden scheint die zunehmende Kälte zu empfinden, es gilt ja Weihnachtseinkäufe zu machen. Und da sollte man frieren? O, nicht doch! Man freut sich ja schon im voraus auf die fröhlichen Gesichter all' der Lieben, die man zu beschenken gedenkt. Was die für Augen machen werden!

Und während solcher Weihnachtsgedanken der Menge rasseln die Omnibusse und Droschken, klingeln die dichtbesetzten Pferdebahnwagen, fahren die eleganten Equipagen auf und ab, um vor den glänzenden Geschäften zu halten. Da wirft man dann auch wohl einen Blick auf die prachtvollen Schaufenster, die alle für das Weihnachtsfest eine äußerst glänzende Toilette gemacht haben, und bewundert die tausende von unnützen und nützlichen Dingen, die der Weihnachtsmann im Sacke hat.

Auch die „Saison" zieht um diese Zeit ein in die weitgeöffneten Thore der Residenz. Sie geht durch die vornehmen Straßen, wo die Reichen wohnen, und klopft an ihre Thüren, und überall wird ihr freudig aufgethan, wird sie glänzend willkommen geheißen. Nur in einem Hause der Tiergartenstraße, in das sie heute einkehrt, wird ihr ein seltsam kalter Empfang bereitet. Hier ist nirgends etwas von der lärmenden Geschäftigkeit, die überall einer großen Gesellschaft voraufgeht, zu spüren — alles ist still und kalt. Es ist ein Haus, das in jeder Beziehung mit dem raffiniertesten Luxus der Neuzeit ausgestattet ist, und mit dieser kostbaren äußeren Ausstattung wetteiferte die innere der Gemächer. Wir schreiten über die lauschigen, mit dicken Teppichen belegten Gänge in das Toilettenzimmer der Herrin, ein Gemach, das so recht dazu geschaffen ist, der Aufenthaltsort einer schönen Frau zu sein.

Schwere rosaseidene Vorhänge verhüllen Fenster und Thüren, rosaseidene Tapeten bekleiden die Wände, und reizende kleine Möbel von gleichem Stoff und

Digitized by Google

Farbe stehen auf dem kostbaren Teppich. Auf den zierlichen Nippes-Tischchen schäkerten die verliebten Meißner Schäfer mit ihren Schäferinnen, und in den großen Sevres-Vasen blühten frische, weiße Rosen. Aus einem Blumentisch, der in der Mitte des Zimmers steht, quillt ein Springbrunnen, in dessen Bassin sich muntere Goldfischchen tummelten, ein Vöglein trällert in dem Grün. Die kokette Ausstattung des Gemaches wirkte, verbunden mit dem Vogelgesang, dem Blumenduft und dem plätschernden Wasser, wie ein harmonisches Ganzes, in dessen Rahmen die jugendliche Schöne, die Bewohnerin dieses kleinen Paradieses, voll und ganz hineinpaßt. Sie sitzt vor dem in Silber gefaßten Toilettenspiegel und kämmt ihr langes, goldblondes Haar. Die brennenden Kerzen werfen ihren Schein auf ihr Antlitz, es ist bleich, und dunkle Schatten lagern unter den großen Augen. Die sprechen von durchwachten Nächten, von Seelen-Kämpfen, von vergossenen Thränen. Gleichgiltig schweift ihr Blick über die sie umgebende Pracht hin, während die Erinnerung ihr ein anderes Bild malt.

Sie sieht sich an der Seite eines hohen, schlanken Mannes, der seinen starken Arm um sie geschlungen hat. An seine Wange die ihre lehnend, lauscht sie atemlos seinen liebedurchglühten Worten und fühlt die heißen Küsse auf ihrem brennenden Munde . . . zu ihren Füßen braust die Flut . . .

Der plötzliche Eintritt des Kammermädchens, dessen wiederholtes Klopfen sie überhört, schreckte Lola in ihren Träumen auf; sie kam, den Friseur zu melden, und sein Eintritt brachte die junge Frau wieder zum Bewußtsein, daß sie ja heute ein großes Diner gebe und viele Gäste zu empfangen habe, ihren Schmerz jedoch verschließen müsse in ihr innerstes blutendes Herz.

Es war eine auserlesene Gesellschaft, die sich gegen sechs Uhr in den festlich erhellten Räumen der Tiergartenstraße bewegte; erfreute sich der Professor doch in den Kreisen der Geistes-, Geburts- und Geldaristokratie allgemeiner Beliebtheit und Hochachtung, seine Frau der ungeteilten Bewunderung. Alles, was in Berlin von Ruf ist, war herbeigeeilt, das erste Vergnügen in dieser Saison mitzumachen.

Man hatte für diesen Abend besonders ganz sorgfältigste Toilette gemacht, wozu Lola unbewußt alle diese Gemüter beeinflußte. Die Herren wollten keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, um von der schönen Frau, deren Zurückhaltung sie noch mehr reizte, aufmerksam betrachtet zu werden. Jede einzelne Dame aber rüstete sich, die schon zu oft Bewunderte heute am Anfange der Saison durch die Pracht ihrer neuesten Toilette, durch den Glanz ihrer kostbaren Geschmeide zu verdunkeln. Man sah diesem Feste also mit besonderer Spannung entgegen; alles schien gleichsam für das erste Treffen gerüstet. Man begrüßte sich im Vorzimmer mit den Bekannten aus der vorjährigen Kampagne, man musterte neugierig das Kleid der anderen und schritt in der rosigsten Laune dem Empfangszimmer zu. Hier wurde schon ein dichter Kreis von Künstlern, Gelehrten und Offizieren um die reizende Wirtin gebildet, und ein jeder, der eintrat, mußte sich gestehen, daß Lola nie schöner ausgesehen als diesen Abend. Ein Kleid von elfenbeinweißem Plüsch umfloß in graziösen Falten die edle Ge-

Digitized by Google

stalt, der volle Hals und die runden Schultern erschienen weißer durch den dunkelen Pelzrand mit den darin funkelnden Brillanten, in ihrem goldglänzenden Haar glühten rote Rosenknospen.

Die steife Eleganz ihrer Toilette war nur dazu angethan, ihre blühende Jugend mehr hervortreten zu lassen, und der schwermütige Ausdruck ihrer Augen ließ dieselben noch bestrickender erscheinen. Sie empfing ihre Gäste mit der ihr eigenen Grazie, für jeden hatte sie ein freundliches Wort, ein liebenswürdiges Lächeln bereit, und niemand sah diesem rosigen Antlitz die schweren Seelenkämpfe kurz vergangener Stunden an.

Erst als sie glaubte, ihrer Pflicht vollauf genügt zu haben, schlich sie sich während des Tanzes, der sich an das Diner schloß, hinaus in den matt erleuchteten Wintergarten, um mit ihren Gedanken allein zu sein. Sie legte die Hand auf das lautklopfende Herz und stöhnte:

„Nein ich ertrage den Kampf nicht länger, er reibt mich auf, mein Herz dürstet nach Freiheit, nach ihm, während mein Leib hier geschmückt einhergeht unter gleichgiltigen, falschen Menschen und die verhaßten Fesseln eines unseligen Betruges trägt."

Sie hatte geglaubt in ihrem Schmerze allein zu sein und nicht bemerkt, wie die Thüre sich leise öffnete und schloß, wie Schritte über den Kiesweg auf sie zukamen.

Erst als der Eingetretene ihre Hand ergriff, blickte sie erschreckt auf und zuckte zusammen, als ihr Gatte vor ihr stand. Er sah ihr prüfend in das erhitzte Gesicht, und sie senkte beschattend die seidenen Wimpern über die verweinten Augen.

„Was fehlt dir, Lola, warum bist du so allein?"

Nur ein Thränenstrom war die Antwort.

„Kind, komme zu dir, bist du krank?"

Ein leichtes Verneinen des Kopfes, dann ein krampfhaftes Aufschluchzen und dann eine Regung, ihm alles zu sagen, — aber der Augenblick verging — es war zu spät.

„So laß die Kindereien und kehre zu den Gästen zurück."

Die Stimme des Professors schwoll bei diesen Worten ärgerlich an.

Ein trotziger Zug lagerte sich bei seinen Worten um ihren Mund.

„Ich bin nicht kindisch," sagte sie langsam, „weil ich nicht zu den albernen Menschen da drinnen zurückkehren mag, und dann, ich will es jetzt nicht, höre, daß ich es nicht will und verlasse mich."

Die Falte auf der Stirn des Mannes vertiefte sich, nichts war ihm so verhaßt als Trotz und Widerspruch.

„So werde ich mit dir wie mit einem ungezogenen Kinde verfahren, das man zu seinen Pflichten zwingt." Seine Hand umklammerte ihre zarte Rechte so fest, daß sie vor Schmerz laut aufschrie. Ein Blitz sprühenden Hasses schoß unter den gesenkten Wimpern hervor und streifte ihn, während sie höhnisch auflachte.

Digitized by Google

„So, Gewalt willst du brauchen, das sieht dir ähnlich, nun messen wir uns!“

Sie hatte sich von ihm losgerissen und stand hochaufgerichtet vor ihm, ihr Busen hob und senkte sich. Wie ein Strom glühender Lava entstiegen ihrem Munde die bösen Worte, die den Gatten bis ins Herz trafen. Sich selbst vergessend, rief sie: „Du bist brutal, und deshalb verachte ich dich.“

Das war zuviel für den verhaltenen Groll des Mannes, seiner selbst nicht mehr mächtig stürzte er wie ein Rasender auf sie zu, schüttelte sie heftig und ließ sie dann schwer auf den Teppich fallen.

Die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung der Frau des Hauses verbreitete sich mit Windesschnelle unter den ahnungslosen Gästen. Die Musik verstummte — das Fest hatte ein jähes Ende erreicht. Während die Herren der Gesellschaft sich noch lange über die möglichen Ursachen eines solchen Unfalles in ihrem Café besprachen, lag Lola bleich und angegriffen in ihrem Schlafgemach, über das soeben Geschehene nachdenkend.

Doch was gab es da noch länger zu bedenken? Hatte ihr Gemahl nicht selbst in maßloser Wut die Kette zwischen ihnen zerrissen, hatte er sie nicht thätlich beleidigt? Und da sollte sie noch bei ihm bleiben, ihn vielleicht sogar um Verzeihung bitten, wie er es sicher erwartete. Nein nimmermehr! —

Sie wird Oskar rufen, damit er komme, sie vor dem Verhaßten zu schützen. Und dann werden sie sich heiraten und glücklich sein. Wird sie es auch wirklich sein? Ein Zweifel steigt in ihrem aufgeregten Gemüt auf.

Ihre eigenen in Ostende gesprochenen Worte fallen ihr wieder ein; doch dann schilt sie sich selbst eine Thörin, die an ihrer eigenen Liebe gezweifelt. Hat sie denn auch damals in Ostende gewußt, daß sie Oskar liebt, wie sie es jetzt weiß, daß sie ihn anbetet, daß sie sich in Sehnsucht nach ihm verzehrt?

Nein, nein, es ist klar, sie kann nicht mehr ohne ihn leben, nicht mehr mit ihrem Manne, dem sie am Altar Liebe und Treue geschworen, der sie aber thätlich beleidigt und somit jedes Band zwischen ihnen zerrissen hat. Und wenn dieser Mann sie dennoch liebte, wenn er sie vielleicht nicht freigeben würde? Was dann? Wer konnte ihr raten, wer ihr in ihrer Not helfen? Sie war eine einsame Waise, und das Gefühl der Verlassenheit hatte sie damals einem Manne in die Arme geführt, den sie nicht liebte, den sie, das fühlte sie, nie lieben würde. Da schien's ihr, als ob im Dunkel der Nacht die geliebten Züge des teuren Toten vor ihr auftauchten, als ob er ihr liebreich zuflüsterte: „Komm zu mir, ich werde dir beistehen in deiner Not,“ und zu ihm wollte sie gehen, von ihm Rat und Hilfe haben.

Es mußte ein schwerer Kampf sein, den das junge Weib, das dort zu Füßen der beiden wohlgepflegten Gräber in dem kalten Schnee kniete, auszukämpfen hatte; denn er dauerte viele Stunden, aber sie mußte einen glücklichen Sieg davon getragen haben, denn es leuchtete auf ihrem Antlitz wie lauter Sonnenschein, als sie sich jetzt erhob. Sie hatte endlich Klarheit gefunden, die Liebe hatte gesiegt.

Digitized by Google

Einige Stunden später finden wir Lola in ihrem Zimmer wieder. Sie sitzt an ihrem Schreibtisch. Ein Sonnenstrahl, der erste, der es seit langen Tagen wagte, sich durch das dichte Grau der Dezemberwolken durchzudrängen, stahl sich an dem indischen Store, der das Fenster verhüllte, vorbei, in das Zimmer hinein. Er huschte an den kostbaren Gemälden, die die Wand bekleideten und das Auge jedes Kenners entzückten, vorbei, vorbei an den vergoldeten Rokokomöbeln und schien die tausend geschmackvollen Kleinigkeiten, die das Zimmer einer reichen Frau auszeichnen, gar nicht zu bemerken. Der Sonnenstrahl mußte neugierig sein, denn er sah der Schreiberin über die Schulter in den offenen Brief hinein und las:

„Mein theurer Freund!

Monate lang habe ich gezweifelt, ob ich Ihnen das sagen kann, was mein Herz bewegte, seit jener Stunde, da wir in Ostende von einander Abschied genommen, Monate lang versuchte ich das Gefühl zu unterdrücken, das sich meiner bemächtigt, doch vorgebens.

Ihr Bild stand für immer vor meinem geistigen Auge, Ihr Kuß brannte auf meiner Stirn.

Ich liebte Sie, ohne es zu wissen, seit dem Tage, an dem wir uns zuerst gesehen. Damals nur vermochte ich mir noch nicht über die widerstreitenden Gefühle in meiner Brust Aufschluß zu geben; denn ich hatte noch nie geliebt. Als sich aber die Thür in Ostende hinter Ihnen geschlossen, da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, ich rief Sie zurück, als es zu spät war.

Eine innere Unruhe ergriff mich seitdem, mit wahrer Leidenschaft stürzte ich mich in das Getümmel des Vergnügens, jagte ich von Genuß zu Genuß, ließ mich bewundern, hoffieren, lieben, um Sie ganz vergessen zu können.

Vergebens, mein Herz verlangte stürmischer, täglich, stündlich nach Ihnen, denn ich liebe Sie! . . .“

Der Sonnenstrahl wollte wohl nicht indiskret sein, er huschte hier, leise wie er gekommen war, zum Fenster hinaus, und jetzt war es ganz dunkel in dem großen Gemach, die junge Frau aber, die den Brief geschrieben, trat an das Fenster und blickte gen Himmel, sie schien zu beten. Sie zauderte einen Augenblick, dann schrieb sie mit festen Zügen die Adresse:

Herrn Baron Oskar Lilienkron
Attaché bei der . . . Gesandtschaft.

Paris.

versiegelte ihn und kleidete sich an, um ihn selbst in den Kasten zu stecken.

* * *

Baron Oskar kehrte soeben von einem Spazierritt aus dem Bois de Boulogne zurück; es hatte unterwegs angefangen stark zu regnen, aber der junge Mann bemerkt es erst jetzt, als er vor seinem Hause vom Pferde steigt, lachend die Wassertropfen abschüttelnd.

Digitized by Google

Wo sind nur seine Gedanken so lange gewesen? Er braucht sich nicht zu fragen, denn er weiß es, daß sie, wie stets während der letztvergangenen Monate, bei einer schönen Frau geweilt, deren dunkle Augen ihn strahlend anblicken und deren rosige Lippen zärtlich murmeln: „Ich liebe dich!" „Unsinn," spricht der Baron vor sich hin, die Treppen zu seiner hell erleuchteten Wohnung hinaufsteigend, wo ihm sein Neufundländer fröhlich bellend entgegenspringt, während ihm der Diener die soeben eingegangenen Postsachen überreicht. Er sieht sie nach einander aufmerksam durch und wählt unter den vielen einen Brief, dessen Adresse eine Damenhand bekundet; es ist der, den ihm Lola geschrieben.

Nachdem er ihn gelesen, blickte er traurig auf ihr Bild, das ein berühmter italienischer Künstler nach der Photographie gemalt, die sie ihm damals in Ostende gegeben, und in seiner Stimme klang nichts von der Freude des endlich erhörten Liebhabers, als er zu sich selbst sagte: „Ich wußte es, mein Leben, daß du mich lieben mußtest, es ist unser Verhängnis . . .

„Aber wie kannst du nur fragen," schrieb er ihr später, „ob ich dich unverändert liebe, wo mein ganzes Sein und Trachten nur dir allein gehört. Mein Leben will ich jetzt ganz dem Deinigen weihen, gebe ein gütiges Geschick, daß es zu unserem Glück sei! In zwei Tagen bin ich bei dir, dein ergebenster Diener, dein dich aufrichtigst liebender und verehrender Freund! . . ."

Und es war die Wahrheit, die Oskar seiner Freundin schrieb. Er liebte sie mit der ganzen leidenschaftlichen Glut seines Herzens, er liebte sie, wie er noch kein Weib vorher geliebt. Viele Frauen hatten sich um die Gunst des schönen, hochstehenden Mannes beworben, viele hatte er gesucht um seiner Laune willen, aber sie waren ihm alle nicht gewesen, was diese eine ihm war, die „Frau seiner Seele!"

Und er gedachte in seinem einsamen Zimmer ihres Liebreizes, des unschuldsvollen, rätselhaften Zaubers ihrer großen Kinderaugen, und seine Pulse schlugen höher in dem Gedanken: sie wird dein sein.

Alle Zweifel schienen plötzlich von ihm gewichen, er kleidete sich an, um kurz entschlossen in das Gesandtschaftshotel zu fahren, wo er sich von seinem Chef wichtiger Familienangelegenheiten einen Urlaub auf einige Wochen geben lassen wollte.

Zwei Tage später finden wir Lola in ihrem traulichen Empfangszimmer. Draußen fegte der scharfe Wind den frisch gefallenen Schnee wieder auf und trieb mit ihm sein tolles Spiel, daß er den schnellen Schrittes Dahineilenden ins Gesicht flog. Da sputete sich ein jeder unter Dach zu kommen, wer ist auch gern bei solchem Wetter draußen? Das Thermometer wies auf zehn Grad Kälte, und die Eiszapfen glitzerten im Scheine des Vollmondes.

Hier drinnen im Zimmer aber war nichts von der eisigen Luft zu spüren, es war gründlich durchheizt, und ein Feuer brannte in dem Kamin, das das große Gemach wohnlich erscheinen ließ. Vor dem Kamin saß die junge Frau. Ein offener Brief lag auf ihren Knieen, und glückselig lächelnd durchlas sie ihn wieder von neuem. Sie hatte seit den letzten 24 Stunden kaum etwas Anderes gethan,

Digitized by Google

als diesen Brief gelesen, doch wieder und wieder heftet sich ihr Blick auf die geliebten Schriftzüge. Er wollte kommen, um, sobald den Formalitäten des Gesetzes genügt wäre, mit ihr eins zu sein. Welch ein Glück! Sie ahnte in ihrem Kindessinn freilich nicht, daß darüber manch' ein langes, langes Jahr vergehen könne; sie bedachte oder wußte nicht, daß ihr Mann sie liebte. Was kümmerte sie ihr Mann? Er war zu einem fürstlichen Patienten nach auswärts berufen worden und abgereist, ohne ihr Adieu zu sagen. Wenn er wieder käme, war ja Oskar schon da und konnte ihm sagen, daß sie ihn nicht liebe.

Lola scheuchte alles das von sich und gab sich ganz den Gedanken an ihren Geliebten hin, bald blickte sie nach der Uhr, bald in den Spiegel, um sich zu überzeugen, daß sie auch schön genug aussehe, um ihren Freund würdig zu empfangen. Und dann lächelte sie ihrem Bilde befriedigt zu; so hatte sie ihm ja gefallen, als sie sich zuerst gesehen, so mußte sie ihm auch heute gefallen. Die Uhr schlug, horch! sechs — sieben — acht, wie langsam die Zeit vergeht, seufzte die junge Frau, es ist erst acht, und vor $^1/_2 9$ kann er nicht hier sein.

Sie ging an das Fenster, um wie ein erwartungsvolles Kind ihn von dort eher zu sehen, sie trommelte mit den Fingern an die Scheiben und fuhr bei jedem Geräusch, das das Kommen eines Wagens ankündigte, zusammen.

Jetzt öffnete sie das Fenster, um so früher ein blondes Haupt entdecken zu können, das sie unter tausenden erkannt hätte.

Wer die Qual des Wartens kennt, der weiß, wie die Ungeduld den Menschen martert, wie die Minuten ihm zu Stunden werden. Der kalte Schnee flog Lola in das glühende Gesicht, allein sie achtete es nicht; sie sah nur, daß Wagen auf Wagen an ihrem Hause vorbeifuhr, daß keiner vor ihrer Thür hielt, daß sich aus keinem der Erwartete herausbog.

Eine schreckliche Unruhe bemächtigte sich ihrer, sie suchte sie zu verscheuchen, indem sie jetzt unermüdlich die Möglichkeiten berechnete, die diese Verzögerung herbei führen konnten. Er muß in das Hotel gehen, sich umkleiden, das Pferd kann stürzen, der Zug sich verspäten, malte sich ihre unerschöpfliche Phantasie aus.

Als es jedoch zehn Uhr schlug, konnte sie ihre Ungeduld nicht mehr bemeistern; eine furchtbare Ahnung stieg in ihr auf.

Sie klingelte nach ihrer Zofe, einer ihr unbedingt ergebenen Person, und befahl ihr so schnell wie möglich nach dem Bahnhof „Friedrichstraße" zu fahren, um Erkundigungen einzuziehen, ob der Schnellzug aus Paris angekommen.

„Von da gehst Du," fuhr sie fort, „in das Central-Hotel und fragst, ob Baron von Lilienkron aus Paris Zimmer bestellt habe. Nimm Dir eine Droschke I. Klasse, versprich ihr soviel Trinkgeld Du willst, aber eile, eile." Das Mädchen entfernte sich schweigend, und Lola nahm wieder ihren Beobachtungsposten am Fenster ein. Die Wagen folgten sich jetzt der späten Stunde halber spärlicher in der stillen Straße und vermochten in dem dichten Schnee nur mit Mühe vorwärts zu kommen, der einsamen Lauscherin erschien es, als kröchen sie wie die Schnecken vorwärts. Sie fand es schließlich unerträglich, so am Fenster zu harren, ließ sich am Kamine nieder und blickte sinnend in die verglimmenden Kohlen.

Digitized by Google

Nach einer guten Stunde kam die Botin zurück. Sie berichtete, daß der Herr Baron allerdings Zimmer bestellt habe, der Zug aus Paris aber ausgeblieben sei; wahrscheinlich der furchtbaren Schneegestöber halber, hatte der Schaffner gemeint. Sie bat die gnädige Frau, doch etwas zum Abendbrot essen zu wollen, und verließ, als diese ihr dankte, geräuschlos das Zimmer.

Auch nachdem die Dienerin gegangen, entschlüpfte kein Laut Lolas bleichen Lippen, sie starrte nur wie geistesabwesend unverwandt auf das Häufchen Asche, die einzige Spur des vorhin so lustigen Feuers. Müde und fröstelnd lehnte sie auf dem Platze, auf dem sie vorhin mit jubelnder Freude gesessen, den Brief drückte sie an das zuckende Herz.

So saß sie die ganze Nacht hindurch in banger Erwartung dumpf dahinbrütend. Gegen Morgen schleppte sie sich mühsam in ihr Zimmer, um das Aufsehen vor der Dienerschaft zu vermeiden. Ein inneres Feuer brannte in allen ihren Gliedern, und ihr Kopf schien ihr zentnerschwer. Der Hahn krähte, das Haus erwachte, und er war nicht gekommen! Man brachte ihr wie gewöhnlich den Morgenkaffee und die Zeitungen; sie berührte den Kaffee nicht und wollte die Zeitungen gleichgiltig bei Seite legen, als ihr Blick zufällig auf eine großgedruckte Notiz fiel.

Sie lautete:

„Nach Schluß der Redaktion eingetroffen: Gestern Abend entgleiste in Folge eines heftigen Schneesturmes unweit Hannover der Expreßzug Paris—Berlin und sind mehrere Menschenleben bei dem Verluste zu beklagen, unter andern verliert die . . . Gesandtschaft in Paris einen ihrer tüchtigsten Mitarbeiter, den Attaché Baron Oskar von Lilienkron, der sich in Familienangelegenheiten auf einer Urlaubsreise nach Berlin befand und somit ein Opfer der Katastrophe geworden. . . ." Es ward ihr schwarz vor den Augen, ohnmächtig sank sie zu Boden.

So fand sie kurze Zeit darauf ihre Zofe und brachte die Bewußtlose ins Bett.

Als der Professor von der Reise zurückkehrte, fand er seine Frau im heftigsten Nervenfieber wieder, und in ihren Fieberphantasien gestand sie ihm alles. Aber seine große, tiefe Liebe verzieh ihr, er wich nicht von ihrem Lager und verteidigte in mancher bangen Nacht ihr teures Leben gegen den Tod, der schon seine Hand nach ihr ausstreckte.

Endlich als der Frühling ins Land zog, genas sie; langsam kehrte sie zum Leben zurück, zu ihrem Gatten — zu ihrer Pflicht! —

Digitized by Google

Begegnungen mit David Fr. Strauß.

Von

O. Moldenhauer.

Es war ungefähr um die Mitte der sechziger Jahre, als ich David Strauß persönlich kennen lernte. Wie viel hatte ich bereits von dem berühmten Manne gehört! Ich erinnerte mich des Aufsehens, das Ende der dreißiger Jahre sein „Leben Jesu" gemacht, das wie eine Bombe in das rationalistische System des bekannten Theologen Dr. Paulus in Heidelberg hineinplatzte.

Ich wußte, daß die Universität Zürich Strauß zum Professor der „Christlichen Dogmatik" berufen hatte und daß die orthodoxen Geistlichen gegen die Berufung des freidenkenden Professors einen wahren Sturm im ganzen Kanton erregt hatten. Stadt und Land waren in hohem Grade aufgehetzt, es bildete sich ein Glaubens-Komitee, um sich gegen die Gefahr, die der Religion drohte, zu wahren, der Fanatismus war überall in höchster Blüte. Strauß wurde u. a. mit dem Namen „Antichrist", Kind des Teufels bezeichnet, ja eine Karrikatur wurde rings im Lande verbreitet, in welcher der Teufel dargestellt war, wie er auf einem Vogel Strauß seinen Einzug in Zürich hielt. Augenzeugen versicherten, daß, wenn Strauß sich damals in den Kanton begeben hätte, er seines Lebens nicht sicher gewesen wäre. Ja, der Bestand der noch jungen Universität selbst soll in Gefahr geschwebt haben!

Unter diesen Verhältnissen fand es der große Rat von Zürich für geraten den berufenen Professor wieder zu entlassen, und die Universität mußte ihm zeit lebens eine Pension auszahlen.

Von da an lebte Strauß als Privatmann, ausschließlich wegen seiner Studien und seiner Schriftstellerei. Während der sechziger Jahre hatte er seinen Wohnsitz in Darmstadt genommen, wo ihn die geistreiche, hochgebildete Prinzeß Alice kennen lernte und an ihren Hof und in ihre kleineren intimeren Kreise zog. Vor dieser Prinzessin, der späteren Großherzogin, hat er auch Vorträge über Voltaire gehalten, welche er später in Buchform herausgab. Ich hatte mir nun über den Mann, der so viel Aufsehen erregte, für und gegen den so viel gesprochen und geschrieben, soviel gestritten worden war, der gewissermaßen der damaligen gesamten Theologie den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, meine eigenen Vorstellungen gemacht und ihn mir unwillkürlich so anders, so ganz anders gedacht! Ich hatte geglaubt, den streitenden Gelehrten müsse man ihm sofort ansehen. Sagt er doch selbst in seinem Essay „An meine Tochter zu ihrem Konfirmationstage", welcher Aufsatz gewissermaßen seine eigene Biographie enthält und sich unter seinen kleinen vermischten Schriften befindet: „Ich habe meiner Mutter die Gartenbeete abgetreten, als ich bereits mit der halben Welt im Streit lag."

In diesen wenigen Worten liegt die Charakteristik von Strauß, der streitende Gelehrte und zugleich der einfache gemütliche Mann. So war ich denn nach

Digitized by Google

meinen oben erwähnten Vorstellungen sehr erstaunt, einen mild und würdevoll aussehenden älteren Herrn zu finden, von einnehmendem Äußern, in gewählter Toilette, an dem auch gar nichts Streitbares zu bemerken war. Strauß war Aristokrat vom Scheitel bis zur Fußzehe; das geht auch aus seinem letzten Buch hervor, „Der alte und der neue Glaube", in welchem er sich nur an die obern Zehntausend wendet.

Der berühmte Professor der Theologie war zugleich ein großer Musikfreund; er ging viel ins Theater, er hörte hauptsächlich Opern und mit Vorliebe die Mozart'schen und hat auch eine Reihe stimmungsvoller Gedichte auf die Tonschöpfungen des Meisters gemacht und eine kleine geistreiche Abhandlung über seine Lieblingsoper, die Zauberflöte, geschrieben. Die Musik war denn auch die Veranlassung zu seiner unglücklichen Ehe mit der Sängerin Agnese Schebest, die, wie bekannt, nach fünf Jahren wieder auseinanderging. Sein Gedicht über diese Trennung ist eins seiner schönsten und erinnert an Lord Byrons „fare thee well", welches bei einer ähnlichen Veranlassung gedichtet worden ist. Sehr bescheiden sagt Strauß von sich:

„Verse machen konnt' ich,
Doch ein Dichter bin ich nicht."

Dennoch sprach er trotz des Schmerzes, welcher in dem erwähnten Gedicht ausgedrückt ist, niemals von seiner Frau, und niemand konnte ihrer erwähnen, ohne sich seine höchste Ungnade zuzuziehen. Sonst verkehrte es sich sehr angenehm und leicht mit ihm, er unterhielt sich so liebenswürdig über die einfachsten Dinge, und wenn auch seine Denkerstirne tiefe Gedanken vermuten ließ, so konnte man schon mitunter länger mit ihm bekannt sein, bis dieselben sich äußerten. Eines Tages traf er mich im Garten und nahm so viel Interesse an meinen Blumen und Gewächsen, als ob Gärtnerei seine Hauptbeschäftigung sei. Bei folgender Gelegenheit sah ich den Professor sehr erregt. Ein junger Theologe, der liberalen Richtung angehörend, war mit orthodoxen Amtsbrüdern in lebhaften Streit geraten, der in der Presse ausgefochten wurde. Er vertrat die Richtung von Dr. Paulus, Strauß gehörte bekanntlich nicht dieser Richtung an, hielt diese für einen überwundenen Standpunkt, in seinem „Leben Jesu" erklärte er alles Wunderbare einfach für Mythen und Sagen.

„Der junge Mann ist um hundert Jahre zurück", sagte der Professor ordentlich entrüstet, „man sollte ihm Geld geben, damit er noch einmal auf Universität gehen und studieren kann!"

Professor Schenkel von Heidelberg hatte einen Vortrag gehalten über „Versöhnung zwischen Christentum und Wissenschaft". Der Vortrag enthielt des Interessanten viel, der Saal war zum Erdrücken voll. Zufällig besuchte uns andern Tages Strauß. Nun stand er mit Schenkel nicht auf dem besten Fuß, von Heidelberg her, wo Strauß früher gewohnt hatte, er pflegte Schenkel und Gesinnungsgenossen als „die Halben" zu bezeichnen. „Herr Professor", fragte ich, „haben Sie gestern Abend den Vortrag von Schenkel gehört?" „Liebe Freun-

Digitized by Google

din," antwortete der Gelehrte, „lassen Sie die Toten ihre Toten begraben. . . . . Das Christentum ist eine alte Baracke, gebt sie Wind und Wetter preis. . . . Das Christentum predigt die Armut, — Armut begreift Unwissenheit in sich — Bildung, Kenntnisse kann man sich nur durch Geld erwerben. — Wenn mich jemand auf den rechten Backen schlägt, soll ich ihm noch den linken hinhalten?" —

Er sprach in diesem Sinne weiter, bis ich ihn fragte:

„Was wird nachher? Glauben Sie, daß etwas Besseres nachkommen wird? — — — Glauben Sie überhaupt, daß die Menschen eine positive Religion entbehren können?"

Strauß zuckte die Achseln und nach minutenlangem Schweigen stieß er die Worte hervor: „Ja, das weiß ich nicht!"

Das Gespräch kam in andere Bahnen.

Ein Bekannter hatte den Professor öfters an der Tafel im Hotel gesehen, wo Strauß für gewöhnlich zu Mittag aß, ohne mit ihm in Berührung gekommen zu sein. Dieser wünschte nun sehr den berühmten Gelehrten näher kennen zu lernen und bat mich, ihn mit Strauß zusammen einzuladen. Das hatte nun seine Schwierigkeiten, die ich dem betreffenden Herrn nicht verhehlte, denn der Professor lebte sehr zurückgezogen, machte wohl Besuche, wenn es ihm gerade paßte, hatte sich aber alle Einladungen verbeten. So ging er auch stets allein spazieren und bemerkte niemanden, der ihm begegnete.

Da der Herr mich aber wiederholt immer dringender bat, ihm zu der Bekanntschaft zu verhelfen, gab ich endlich nach und war so glücklich, eine Zusage zu einem kleinen Abendessen zu erhalten. —

Ich weiß nicht, wie es zuging, so unbefangen ich mich sonst mit dem Professor unterhielt, an diesem Abend konnte ich mich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren. Der betreffende Herr — ein noch ziemlich junger Mann — saß da in Erwartung all' der Weisheit und Gelehrsamkeit, die er zu hören bekommen würde, er dachte womöglich nichts Geringeres, als daß der Professor sein ganzes Religionssystem auskramen würde.

Nichts von alledem.

Der Gelehrte mochte vielleicht seinerseits argwöhnen, daß er gewissermaßen als Paradepferd vorgeführt werden sollte, und — schwieg.

Das konnte er nun nicht den ganzen Abend, dazu war er zu sehr Weltmann, aber einsilbig blieb er und ob absichtlich oder nicht — er sprach nur über ganz gleichgültige, alltägliche Dinge. Diese Schweigsamkeit teilte sich auch der übrigen kleinen Tischgesellschaft mit, und diese, sonst gut unterhaltende Persönlichkeiten, konnten das Gespräch nicht in Fluß erhalten, es lag etwas wie ein Bann auf uns allen. Ich erinnere mich kaum jemals einen so peinlichen Gesellschaftsabend verbracht zu haben. Niemals versuchte ich es wieder, Professor Strauß mit jemandem bekannt zu machen.

Im Sommer 1870 ging Strauß in die Schweiz an den Bodensee zu seiner Erholung, wie er alljährlich that. Unterdeß brach der Krieg aus; er kehrte zurück, weil er, wie er mir sagte, die Partei-Ergreifung der Schweizer gegen die

Digitized by Google

Deutschen nicht ertragen könnte. Seine offenen Briefe an Renan aus jener Zeit sind bekannt. Es war sein letzter Besuch nach seiner Rückkehr aus der Schweiz, ich sah ihn nicht wieder; er zog nach Ludwigsburg zu seinem Sohne, wo er nach wenigen Jahren starb.

Die Ausbreitung der astronomischen Thätigkeit auf der Erde.

Von

Wilhelm Förster.

Die astronomische Forschung ist, wie es scheint, zuerst in solchen Gegenden der Erde erwacht, in welchen eine fast ununterbrochene Reinheit des Himmels von den Gebilden des Wasserdunstes für die Beobachtung der Veränderungen der Himmels-Erscheinungen und der Erfassung der Gesetze ihrer Wiederkehr die günstigsten Bedingungen und die mächtigsten Anregungen gewährte. Hätten die ersten Astronomen in einem Klima, wie das unsrige ist, beobachten müssen, so würden sie zu ihren bedeutsamen, von der Stetigkeit der himmlischen Erscheinungen fast unmittelbar als Geschenke dargereichten Entdeckungen, z. B. des Rhythmus der periodischen Wiederkehr der Finsternisse, schwerlich schon in sehr frühen Stufen der geistigen Entwickelung gelangt sein; denn viele dieser Erscheinungen würden ihnen fast gänzlich durch Wolken verloren gegangen sein, und damit wäre gerade das einfach Gesetzliche in deren Wiederkehr in der verwirrendsten Weise getrübt worden.

Nachdem aber durch die hohe Gunst der klimatischen Verhältnisse der sogenannten suptropischen, nämlich der an die Tropen grenzenden Zonen, in denen überhaupt das erste Erblühen von Geisteskultur und Wohlstand stattfand, die Astronomie schon eine erfolgreiche und hochgepriesene prophetische Wissenschaft geworden war, wanderte sie natürlich mit ihren so große Macht über die Gemüter der jugendlichen Menschheit sichernden Vorausbestimmungen und mit ihren Apparaten auch in solche Länder hinüber, in welchen die natürlichen Bedingungen für ihre Pflege nicht so günstig waren. Und mit jeder weiteren Entwickelungsstufe mathematischen Denkens wurde die Astronomie auch immer unabhängiger von der absoluten Gunst des Wetters, wurde ihr Fortschritt in höherem Grade von der Klarheit der Köpfe als von derjenigen des Firmaments abhängig.

Schon mehrere Jahrtausende vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung haben zweifellos in China sowie in Assyrien, Babylonien und Ägypten anhaltende und systematische Himmelsbeobachtungen stattgefunden.

Als die erste Sternwarte aber, von deren Einrichtungen wir bis jetzt ausführlichere und verbürgte Berichte besitzen, ist die von Alexandria zu nennen. Bald nach dem Tode Alexanders des Großen gegründet durch Fürsten griechischen Ursprungs, nicht fern von alten Sitzen priesterlicher Gelehrsamkeit, in der Nähe

Digitized by Google

zweier Meere gelegen, welche die Hauptverbindungen zwischen der westlichen und der östlichen Welt bildeten, und wahrscheinlich bereichert durch den Besitz der auf den Zügen Alexanders in die Hände der Griechen gelangten Schätze altbabylonischen oder sogenannten chaldäischen Beobachtungsfleißes, wurden die astronomischen Einrichtungen des Museums zu Alexandria fast für sechs Jahrhunderte, nämlich etwa von 300 vor bis 300 nach Christo, der Schauplatz der Thätigkeit einer Folge von höchst verdienstvollen, zum Teil außerordentlich genialen Astronomen und Mathematikern.

Von den Meßinstrumenten, die sämtlich nur mit unbewaffnetem Auge angewandt wurden, besitzen wir noch genaue Beschreibungen. In die Genauigkeit ihrer Leistungen und in die Beobachtungsresultate haben wir einen deutlichen Einblick durch die fast vollständig auf uns gekommenen astronomischen Schriften des Ptolemäus (um 140 nach Christo), eines der größten in der Reihenfolge der alexandrinischen Astronomen. Er teilt uns von der Behandlungsweise der Hauptinstrumente soviel mit, daß wir den Eindruck eines sehr gut ausgerüsteten Messungsdienstes zur fortgesetzten Ermittelung der Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten erhalten.

Die Einrichtungen in Alexandria wurden zwar im 7. Jahrhundert von den Arabern zerstört, aber die Astronomie des Ptolemäus erhob sich wie ein Phönix aus der Asche dieser Zerstörung und fand bald eine begeisterte Pflege und Förderung gerade bei diesen Verwüstern griechischer Kultur. Um das Jahr 900 nach Christo blühten schon in Syrien und Ägypten, später auch in den maurischen Ländern des südlichen Spanien astronomische Warten, deren Messungsresultate in der Folgezeit wesentliches zu der Entwickelung der kopernikanischen Lehre beitrugen. In Asien selbst wanderten alsdann mit dem zunehmenden Verfall der Macht und Kultur des Kalifen-Reiches die nach alexandrinischem Vorbilde eingerichteten Sternwarten weiter nach Osten, zunächst nach Persien, dann bis nach Samarkand, wo wir um die Mitte des 15. Jahrhunderts die reich ausgestattete Warte des Ulugh-Beig finden, auf welcher unter anderem in reinster Wissenschaftlichkeit eine sehr bedeutsame Arbeit des griechischen Astronomen Hipparch, nämlich die systematische Orts- und Helligkeitsbestimmung von über 1000 Fixsternen, sorgfältigst wiederholt wurde.

Um dieselbe Zeit beginnt es endlich auch im mittelalterlichen Europa für die Astronomie zu tagen, nachdem, zunächst im Anschluß an die im südlichen Spanien nach dem Lehrbuch des Ptolemäus wirkenden maurischen und jüdischen Astronomen, König Alfons schon im 13. Jahrhundert eine kurze Blüte astronomischer Beobachtung und Rechnung in Spanien gezeitigt hatte.

An die Spitze der im 15. Jahrhundert beginnenden allgemeineren astronomischen Bewegung im Abendlande stellte sich die Warte des Nürnberger Patriziers Bernhard Walter, welche sein Freund, der geniale Johannes Müller, genannt Regiomontanus, durch bedeutende Arbeiten als Beobachter und Rechner verherrlichte.

Digitized by Google

Regiomontan hatte in Italien, wohin um die Mitte des 15. Jahrhunderts die vor den Türken fliehenden letzten Träger griechischer Kultur auch viele Schätze der astronomischen Litteratur geflüchtet hatten, und wo bereits seit den Kreuzzügen, unter anderem direkt gefördert durch Kaiser Friedrich II., die Kenntnis der arabischen Astronomie sich verbreitet hatte, in umfassendster Weise Besitz ergriffen von allem, was bisher von der Menschheit in Beobachtung und Berechnung der Himmelserscheinungen geleistet worden war, und der damals auf seiner Höhe stehende Reichtum großer Mäcene der Wissenschaft in Nürnberg ermöglichte ihm die Herstellung einer Sternwarte ersten Ranges, welche, wie die Warte zu Alexandria im Altertum, zu den Merkwürdigkeiten ihrer Zeit gerechnet wurde, und auf welcher sich eine eigentümliche Nachblüte griechisch-arabischer Astronomie entfaltete.

Nürnberg war damals bekanntlich für den Binnenhandel wie für den Seehandel ein wichtiger Mittelpunkt. In Nürnberg wurden die besten Land- und Seekarten, wurden die sinnreichsten Instrumente verfertigt, mit denen der Reisende nach griechisch-arabischer Methode zu Lande oder zur See seinen Ort zu bestimmen suchte; in Nürnberg entstanden bekanntlich auch die ersten Anfänge einer durch tragbare Uhren, die sogenannten Nürnberger Eier, zu ermöglichenden Zeitmessung. Durch den Verkehr mit allen Ländern der Erde war ein hochsinniger Mut in der Nürnberger Jugend erweckt worden, welcher viele hinaustrieb zu Entdeckungsreisen und manche, wie den Seefahrer und Kartographen Martin Behaim, mit an die Spitze der Scharen kühner Entdecker stellte, die damals von Portugal, Spanien und Italien aus begannen, neue Seewege und neue Länder zu suchen.

Regimontanus hob den Ruf von Nürnberg auf den Gipfel, indem er mit einer Vollständigkeit und Ausführlichkeit, wie sie auf diesem Gebiete neu war und wie sie bei dem damaligen schwerfälligen Zustande der Rechnungen nur durch eine ganz außerordentliche Geisteskraft erreicht werden konnte, zum ersten Male in kalenderartigen Ephemeriden auf längere Zeit im voraus für jeden Tag Vorausberechnungen der jeweiligen Stellungen des Mondes, der Sonne und der helleren Planeten am Fixsternhimmel gab. Diese Berechnungen wurden übrigens schon wesentlich erleichert durch die von den Arabern in die Astronomie eingeführte und dann im 13. bis 15. Jahrhundert allmählich auch in weitere Kreise des Abendlandes eingedrungene Anwendung des aus Indien stammenden Rechnens nach der Stellung und dem Stellenwerte der Ziffern. Durch Regimontan's Vorausberechnungen wurde die erste Vermessung der Küsten Amerikas und die erste richtige Bestimmung seiner Lage auf der Erdoberfläche ermöglicht. Man kann sogar sagen, daß eigentlich erst mit Hilfe dieser Berechnungen der Nürnberger Sternwarte die Entdeckung Amerikas in dem Sinne erfolgte, daß man es von der Ostküste Asiens, welche sich bekanntlich Kolumbus als Reiseziel gestellt hatte und welche er lange Zeit hindurch erreicht zu haben glaubte, loslöste und als selbständigen Erdteil hinstellte.

Von dieser Zeit ab hat nun überhaupt die Organisation und die Thätigkeit der Sternwarten einen wesentlichen Impuls und bedeutsame, unmittelbar praktische Aufgaben durch die schnell entwickelte Schiffahrt erhalten.

Digitized by Google

Sehr bald stellte sich die nicht genügende Sicherheit jener ersten, noch auf den griechischen Theorien fußenden Vorausberechnungen bei ihren häufigeren und genaueren Anwendungen auf der See zahlreichen kundigen Männern als eine Gefahr für Leib und Leben entgegen, während bis dahin jene an sich höchst geistvoll durchgebildeten Lehren überwiegend als Geheimlehren mit aller Geduld und Resignation der Wissenschaft gehandhabt worden waren. Das 16. und 17. Jahrhundert brachten in dieser Beziehung die entscheidenden Verbesserungen auf dem Gebiete der Theorie durch das Zusammenwirken von Kopernikus, Tycho Brahe, Keppler, Galilei und Newton.

Nürnberg blieb auch noch bei Lebzeiten des Kopernikus bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter den Nachfolgern des Regiomontan ein Hauptsitz der beobachtenden Astronomie; denn die kleine Warte des Kopernikus selbst, unter dem besonders ungünstigen, von den Nebeln der Flußniederungen vielfach getrübten Himmel zu Frauenburg, ist nur mit wenigen Instrumenten ausgerüstet gewesen, und es zeigt sich in dem großen Werk des Kopernikus überhaupt, daß er weniger ein Beobachter als ein Denker gewesen ist, welcher es verstand, die Resultate der Messungen des alexandrinischen Museums, der arabischen Sternwarten und der Nürnberger Warte in umfassender Klarheit zu einem neuen, auf den Grundpfeilern altgriechischen Philosophierens ruhenden Gedankenbau zu verbinden.

Während um diese Zeit die arabische und maurische Astronomie gänzlich in Verfall geriet, die nautischen und astronomischen Bemühungen in Italien, Spanien und Portugal, sowie in Frankreich und England nur in vereinzelten Leistungen ihren Ausdruck fanden, aber noch zu keiner Gründung größerer astronomischer Organisationen führten, fand das Beispiel Nürnbergs in Deutschland, wo bekanntlich eine besondere Höhe auch des Wohlstandes und der geistigen Intensität im 16. Jahrhundert erreicht war, lebhafte Nachfolge. Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts war eine sehr große Anzahl von kleineren Sternwarten in Deutschland entstanden. Fast jeder der größeren Reichsfürsten weltlicher oder geistlicher Art hatte seinen Astronomen und ließ Vorausberechnungen der Stellungen der Himmelskörper nach dem Nürnberger Schema für den Meridian seiner Residenz bewerkstelligen.

Besonders ausgezeichnet unter diesen Warten tritt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Sternwarte des Landgrafen Wilhelm IV. zu Kassel hervor, an welcher neben dem Landgrafen, der selbst ein kenntnis- und sinnreicher Astronom war, mehrere bedeutende mechanische und mathematische Talente thätig waren.

Das Wunderwerk der Zeit aber wurde die Warte, welche unter dem Einfluß dieser Blüte der deutschen Astronomie der dänische Edelmann Tycho Brahe, von seinem König mit reichen Mitteln versehen, auf der kleinen Insel Hven im Sunde, nicht fern von Kopenhagen, errichtete. Nahezu 20 Jahre lang wurde hier trotz der wahrlich nicht großen Gunst des Klimas ein astronomisches Beobachtungssystem von sinnreichster Betriebsamkeit, mit mechanischen Einrichtungen,

Digitized by Google

welche das Vollkommenste ihrer Zeit vereinigten, von einer großen Schar eifriger Männer durchgeführt, welche unter dem Kommando des großen Tycho erfolgreiche Feldzüge, wie er selbst schreibt, gegen die Geheimnisse des Himmels in allen hellen Momenten, welche der nebelreiche Himmel nur irgend gewährte, vollbrachten.

Wir kennen das anziehende Leben und die Organisation der Arbeit auf dieser Sternwarte „der Uranienburg" und auf der mit ihr verbundenen „Sternenburg" aus zahlreichen Beschreibungen und Abbildungen, welche uns Tycho Brahe darüber hinterlassen hat.

Die Uranienburg wurde durch Tycho's Geist und Eifer auch der Ausgangspunkt einer großen Menge von Anregungen, welche zum Teil durch einen lebhaften Briefwechsel, zum Teil durch zahlreiche Besuche, welche diese Sternwarte anzog, in sämtliche Kulturländer Europas verbreitet wurden.

Die instrumentalen Einrichtungen der Uranienburg gewährten das Äußerste, was die Genauigkeit menschlicher Messungen ohne Bewaffnung des Auges erreichen konnte, und es ist merkwürdig zu sehen, wie weit diese Genauigkeit wenige Jahrzehnte vor der Erfindung des Fernrohrs entwickelt war, soweit, daß sie noch über ein halbes Jahrhundert lang mit den Leistungen des Fernrohrs als Meßinstrument streiten und noch den Keppler'schen Gesetzen das Leben geben konnte.

Als nach dem Tode des Königs, welcher dem Tycho freigebig die Mittel zur Begründung seiner Warten gewährt hatte, der dänische Hof sein Budget durch die Astronomie übermäßig belastet fand, ging Tycho nach Deutschland hinüber, und Uranienburg und Sternenburg wurden nach wenigen Jahrzehnten durch den Haß und Neid, vielleicht auch den Aberglauben, welcher sich gegen den Wundermann angehäuft hatte, so vollständig von der Erde vertilgt, daß es schon gegen das Ende des 17. Jahrhunderts fast unmöglich war, auf der kleinen Insel noch den Platz zu ermitteln, an welchem diese Pracht gestanden hatte.

Tycho ging nach Prag, wohin ihn Kaiser Rudolf II. geladen hatte, und wo nun unter der Ägide dieses Monarchen eine neue bedeutende Sternwarte entstand. An dieser Warte übernahm nach Tycho's Tode Keppler die Fortführung seiner Arbeiten, und die Sternwarte zu Prag wurde so der unmittelbare Ausgangspunkt von Keppler's hochwichtigen Entdeckungen.

In Nürnberg und im übrigen Deutschland war inzwischen die Blüte des astronomischen Interesses und der entsprechenden Einrichtungen unter den Wirkungen des Verfalles, welchen die neuen Seewege dem deutschen Handel zu bereiten begannen, und unter dem versengenden Hauch religiöser Erbitterungen und verheerender Kämpfe dahingesunken, und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war es, während Cartesius und andere Mathematiker in Frankreich und Holland die mathematischen Hilfsmittel und Methoden für den ferneren astronomischen Fortschritt zeitigten, in der Astronomie selber eigentlich nur Keppler, der damals auf seinen Schultern die ganze Entwickelung der Himmelskunde trug.

Schon wenige Jahrzehnte nach seinen großen theoretischen Entdeckungen und mit Anwendung derjenigen zweckmäßigen Veränderung, welche sein Scharfblick

Digitized by Google

dem in den Niederlanden erfundenen und von Galilei zuerst nach dem Himmel gerichteten Fernrohr gab, begann jedoch für die Astronomie nun auch im Sinne der räumlichen Ausbreitung ihrer Arbeitsstätten und ihrer Wohlthaten über die ganze Erde die große aufsteigende Entwickelung, deren gegenwärtigen Stand ich etwas näher darlegen will.

Frankreich und England nahmen endlich um die Mitte des 17. Jahrhunderts, während die bis dahin in der Seefahrt leitenden Mächte Portugal und Spanien unter den Wirkungen der kirchlichen Reaktion zu sinken begannen, die astronomischen Interessen der Schiffahrt kräftig in die Hand.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunders wurden in Paris und in Greenwich die beiden großen Sternwarten gegründet, welche von jener Zeit an, und zwar die Pariser Sternwarte auch als Ausgangs- und Stützpunkt von astronomischen, nautischen und Gradmessungs-Expeditionen, die Greenwicher Sternwarte durch die anhaltende und sorgfältige Beobachtung der Ortsveränderungen des Mondes unter den Sternen, sowie der Lage der helleren Sterne gegen einander und gegen gewisse Fixpunkte des Himmels, die Kenntnis der Erde, die Schiffahrt und die astronomischen Theorien selbst in hohem Grade förderten.

Greenwich, an einer großen Wasserstraße gelegen, blieb bis jetzt der Mittelpunkt der nautischen Astronomie, welche die Wohlthaten, die sie dem Schiffer spendet, wesentlich auf unabläßige Messungen der Ortsveränderung des Mondes am Himmel begründet, aus denen sich allmählich eine zur Vorausberechnung des jeweiligen Ortes des Mondes am Himmel auf mehrere Jahre im voraus ausreichende Theorie hat entwickeln lassen.

England trat auch noch in anderer Weise damals an die Spitze der astronomischen Entwickelung, indem es durch seinen unvergleichlichen Newton die Arbeiten des Kopernikus und des Keppler vielleicht für viele Jahrhunderte zu einem gewissen formalen Abschluß brachte, nämlich in der Lehre von der allgemeinen Massenanziehung als der nachgewiesenen Regiererin der sämtlichen bis dahin beobachteten himmlischen Bewegungen und Erscheinungen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts treten dann neben den Sternwarten zu Paris und zu Greenwich in Frankreich und England nur vereinzelte Institutionen geringeren Umfangs und geringerer Bedeutung auf. In Deutschland ist aber um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die glänzende astronomische Thätigkeit des Danziger Bürgermeisters Hevelke (latinisiert Hevelius) hervorzuheben, des würdigen Seitenstückes zu dem Magdeburger Bürgermeister Otto von Guerike, dem die Physik und die ganze Technik, unter anderem durch seine Erfindung der Luftpumpe, so Bedeutendes verdankt. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts hob sich der allgemeinere Kultus der beobachtenden Astronomie in Frankreich durch das Entstehen zahlreicher kleiner Warten, in Italien hauptsächlich durch die Begründung der bedeutenderen Sternwarten zu Mailand und Palermo, in Portugal durch die Errichtung einer ansehnlichen Sternwarte zu Coimbra, welche leider in der Folge nicht viel zu stande brachte, in Deutschland durch die Errichtung oder neue Ausstattung und Belebung von kleineren

Digitized by Google

Warten in Wien, Göttingen, Mannheim und Berlin und endlich gegen Ende des Jahrhunderts durch die große, eine Zeitlang zu einer gewissen zentralen Stellung in der Astronomie gelangte Warte auf dem Seeberge bei Gotha.

Es war Herzog Ernst II. zu Sachsen-Gotha, welcher sich, beraten von dem ihm befreundeten Astronomen Baron von Zach, und im Wetteifer mit dem, was Karl August in Weimar für die schöne Litteratur that, um das Jahr 1787 entschlossen hatte, auf dem Seeberge bei Gotha eine Sternwarte mit den besten damals vorhandenen Instrumenten zu errichten und Deutschland eine astronomische Institution zu geben, welche sich mit den Sternwarten zu Paris und Greenwich messen könnte.

Auf dem Seeberge fand im Jahre 1798 auch der erste astronomische Kongreß statt, in welchem sich sternkundige Männer mehrerer Nationen — auch der Pariser Astronom Lalande erschien dort — zum erstenmal zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten in der richtigen Erwägung vereinigten, daß, wenn etwas international betrieben werden muß, es die Wissenschaft ist, welche die Beziehungen der ganzen Erde zum Himmelsraume zu erforschen hat, und für welche die ganze Erdoberfläche nur ein einziger, im Vergleich zum Himmelsraum schon eng genug begrenzter Beobachtungsplatz ist.

Auf dem Seeberg wirkten noch Zach, Bernhard von Lindenau und Encke. Nach der Übersiedelung des letzteren auf die Berliner Sternwarte wurde sodann der Seeberg und Gotha der Sitz der großartigen Arbeiten, mit denen Hansen aus den mehr als hundertjährigen unablässigen Beobachtungen der Greenwicher Sternwarte den Mondlauf näher ergründete und die Tafeln des Mondes schuf, die gegenwärtig die Schiffe auf hoher See mit bedeutend vermehrter Sicherheit leiten. Dieses Werk des deutschen Astronomen wurde auf Kosten der englischen Admiralität gedruckt und in französischer Sprache herausgegeben.

Eine so hervorragende und zentrale Stellung, wie die Sternwarte auf dem Seeberge eine Zeitlang eingenommen hatte, besitzt gegenwärtig keine Sternwarte in Deutschland, vielmehr zeigt sich die in vieler Hinsicht glückliche Eigentümlichkeit der deutschen Geisteskultur, daß sie der Zentralisierung widerstrebt, gegenwärtig auch in einem fast *gleich* geordneten Zusammenwirken zahlreicher bedeutender astronomischer Institute.

Während der Pariser Sternwarte keine der kleineren, mit Staatsmitteln unterhaltenen Warten Frankreichs auch nur entfernt ebenbürtig ist, und während die sehr bedeutenden, über das Zwanzigfache des Jahresetats der Berliner Sternwarte betragenden Unterhaltungskosten der Pariser Sternwarte für die Provinzen wenig übrig gelassen hatten, bestehen in Deutschland neben der Berliner Sternwarte noch acht ansehnliche Sternwarten, nämlich zu Leipzig, München, Bonn, Göttingen, Hamburg, Kiel, Königsberg und Gotha. Außerdem aber besitzt Deutschland noch zwei Sternwarten ersten Ranges, deren Einrichtungen durch ihre Neuheit und Eigenartigkeit diejenigen der Berliner Sternwarte überstrahlen, nämlich das Observatorium zu Potsdam, welches vor etwa 12 Jahren auf günstigster, keineswegs abgelegener Höhe errichtet wurde, um vorzugsweise demjenigen Teile

Digitized by Google

des astronomischen Aufgabenkreises zu dienen, für den die Lage der Berliner Sternwarte nicht mehr hinreichend geeignet ist, ferner die Sternwarte zu Straßburg, welche mit demonstrativem Glanze ausgestattet wurde.

Übrigens erfordert es die Gerechtigkeit, ausdrücklich anzuerkennen, daß auch in Frankreich in neuester Zeit etwas mehr für die Sternwarten in den Provinzen, insbesondere für Lyon, Bordeaux und Toulouse, gethan worden ist, und daß neuerdings in Nizza durch einen reichen Privatmann, den Pariser Bankier Bischoffsheim, eine Sternwarte errichtet worden ist, welche sich der Pariser Sternwarte und den Sternwarten zu Potsdam und zu Straßburg mindestens an die Seite stellen kann.

In England bestehen außer den Sternwarten zu Greenwich eine fast eben so große Zahl öffentlicher astronomischer Institute wie in Deutschland, von nahezu gleicher und sehr vollständiger Einrichtung, nämlich in Edinburg, Dublin, Oxford, Cambridge, Glasgow und Liverpool. Was aber der astronomischen Thätigkeit in England einen ganz besonderen Charakter giebt, ist die ungemeine Blüte, deren sich dort die Pflege der astronomischen Beobachtungen von seiten begüterter Privatleute erfreut. Große Grundbesitzer und reiche Industrielle glauben ihren Landsitzen kaum einen größeren Glanz verleihen zu können als durch Errichtung von Sternwarten, welche meistens so reich ausgestattet sind, daß sie mit den öffentlichen Sternwarten Englands und Deutschlands getrost wetteifern können, und welche sich höchstens dadurch von den öffentlichen Instituten unterscheiden, daß ihre Beobachtungsthätigkeit keinen so regelmäßigen, dafür aber zeitweise einen um so intensiveren und eigenartigeren Charakter hat.

In Deutschland sind wohl auch ähnliche Erscheinungen aufgetaucht, aber in bedeutend geringerer Zahl und selten mit ähnlichem Reichtum der Einrichtungen wie in England. Eine Zeitlang hatte sich die Privatsternwarte des Kammerherrn von Bülow zu Bothkamp bei Kiel besonderen Ruhm erworben durch die Thätigkeit zweier jüngerer Astronomen, der Herren Vogel und Lohse, welche jetzt beide in Potsdam wirken.

Als ein geistvoller Freund der Astronomie, welcher sich auf seinem Landsitz bei Bonn auch eine kleine Sternwarte sinnreich und eigenartig ausgerüstet hatte, ist der frühere Minister-Präsident Herr Ludolf Camphausen zu nennen.

Die ansehnlichste Privatsternwarte Deutschlands ist aber zur Zeit diejenige, welche ein russischer Edelmann, Baron von Engelhard, sich zu Dresden errichtet hat.

Neben England, Frankreich und Deutschland steht überhaupt Rußland in der Pflege der Astronomie in erster Linie, ja man kann behaupten, daß die russische Zentralsternwarte zu Pulkowa bei Petersburg noch immer die bestein-gerichtete und vollständigste Warte der ganzen Erde ist. Sie wurde von einem der geschicktesten Astronomen dieses Jahrhunderts, Wilhelm Struve, unter der besonderen Teilnahme von Kaiser Nikolaus im Jahre 1839 eingerichtet und hat seitdem die Wissenschaft mit großen Reihen sorgfältiger und konsequenter Messungen bereichert.

Digitized by Google

Außerdem hat Rußland größere Warten, welche ungefähr die Dimensionen der größeren deutschen Universitäts-Sternwarten haben, zu Moskau, Kasan, Charkow, Nikolajeff, Kiew, Warschau, Dorpat und zu Helsingfors in Finnland. Und auch an Privatsternwarten fehlt es in Rußland nicht.

In Schweden, Norwegen, Dänemark, den Niederlanden, Belgien, der Schweiz und Spanien sind zu nennen die Sternwarten zu Stockholm, Upsala, Lund, Christiania, Kopenhagen, Leyden, Utrecht, Brüssel, Lüttich, Genf, Zürich, Neuchâtel, Madrid und Lissabon, zum größeren Teile ausgezeichnet durch regelmäßige Beobachtungen mit guten Apparaten von mittleren Dimensionen oder durch treffliche experimentelle oder theoretische Leistungen bedeutenderer Männer.

Österreich hatte bis in die neueste Zeit keine Sternwarte ersten Ranges, da die alten Sternwarten zu Prag und Wien noch in Gebäuden, die aus dem 17. Jahrhundert herrührten, sich befanden und daher mit vielen Mängeln der Einrichtung behaftet waren. Seit einigen Jahren ist aber in Wien auf den Höhen südlich von der Stadt ein großartiger Palast der Astronomie erbaut worden, welcher Wien zu einer astronomischen Beobachtungsstation allerersten Ranges gemacht hat.

In neuester Zeit hat sich auch Ungarn, welches keine einzige nennenswerte Staatsanstalt für Astronomie besitzt, dadurch hervorgethan, daß Bischöfe und Magnaten sich ansehnliche Privatsternwarten errichtet haben und an denselben eifrigst der Astronomie dienen.

Auch die Benediktiner-Abtei zu Kremsmünster in Österreich ist mit einer wohleingerichteten Sternwarte versehen.

In Italien befinden sich Sternwarten zu Mailand, Padua, Turin, Modena, Florenz, Rom, Neapel und Palermo, neuerdings auch in Catania.

Die Einrichtungen dieser Sternwarten sind zum Teil neuester und bester Art, zum Teil durch die älteren Baulichkeiten, in denen sie sich befinden, eingeschränkt. Neuerdings hat Papst Leo XIII., offenbar von besonderer Liebe für die astronomische Forschung erfüllt, in Rom eine eigene Sternwarte, die Specula Vaticana, errichtet.

Griechenland besitzt durch die Munifizenz des verstorbenen aus Griechenland stammenden Wiener Bankiers, Baron von Sina, in Athen eine Sternwarte, an welcher bis vor wenigen Jahren unser jetzt leider dahingeschiedener Landsmann Julius Schmidt das herrliche Klima eifrig und erfolgreich ausnutzte.

Aus der Gesamtheit obiger Aufzählungen dürfte wohl der Eindruck hervorgehen, daß Europa zur Zeit mit Sternwarten recht vollständig und in ziemlich gleichmäßiger Verteilung ausgerüstet ist.

Vergleicht man damit die Verteilung der Sternwarten auf der übrigen Erdoberfläche, so erkennt man sofort, daß diese Verteilung von einer solchen, welche etwa nach rein astronomischen Zweckmäßigkeits-Gesichtspunkten zu erstreben wäre, weit entfernt ist. Zwar finden wir auch in Nordamerika vortreffliche Warten ersten Ranges, zunächst die großartige neue Lick-Sternwarte in Kalifornien auf dem Hamilton-Berge, sodann die Sternwarte in Washington, in Cambridge bei

Digitized by Google

Boston, Chicago, Annarbor, Cincinnati, sowie sehr zahlreiche kleinere Warten an anderen Punkten der Vereinigten Staaten, und auch die tropischen Gegenden und die südliche Halbkugel sind gegenwärtig durch die Sternwarten der englischen Kolonien, nämlich in der Kapstadt und in Natal, ferner in Madras, in Melbourne und in Sidney, außerdem durch die Sternwarten zu Rio-Janeiro, zu San Jago in Chile und zu Cordoba in der Argentinischen Republik, zu denen sich neuerdings die von katholischen Missionen errichteten oder geplanten Sternwarten, z. B. eine in Madagaskar, gesellen, insoweit besetzt, daß für die Beobachtung auch von solchen Phänomenen einige Sicherheit vorhanden ist, die bloß von der südlichen Halbkugel aus gesehen werden können, oder von solchen Phänomenen, welche vor sich gehen, während durch die Drehung der Erde die europäische Seite der Erdkugel nach der entgegengesetzten Seite des Himmelsraums gewendet ist. Indessen ist doch zu bemerken, daß gerade solche Gegenden der Erde, in denen die Gleichmäßigkeit der klimatischen Bedingungen und die damit verbundene Durchsichtigkeit der Atmosphäre die günstigsten optischen Bedingungen für die astronomische Forschung bieten, infolge der Ungleichmäßigkeit der Verteilung der Sternwarten noch lange nicht hinreichend mit Beobachtungsstationen besetzt sind.

Vielleicht wird diese Behauptung den Eindruck erwecken, als ob die astronomischen Wünsche und Anforderungen unersättlich seien. Ein Zweifler, welcher aus Unkenntnis fragen könnte, wozu solche unausgesetzte und ausgebreitete astronomische Thätigkeit überhaupt auf die Dauer noch erforderlich sei, nachdem man doch, wie es scheine, das Wesentlichste in bezug auf die Stellung und Bewegung der Erde, den Kalender, die Schiffahrt u. s. w. geordnet habe, würde vielleicht schon aus den bisherigen Schilderungen den Schluß ziehen, daß die Errichtung von Sternwarten eher eingeschränkt als ausgebreitet werden müsse.

Auf einen solchen nicht fernliegenden Zweifel wäre in Kürze zu erwidern, daß die Aufgaben der Astronomie, weit entfernt, auch nur in sogenannten wesentlichen Dingen erschöpft zu sein, an Tiefe und Umfang noch ganz unermessen sind; denn selbst in unserem Planeten-System sind die wirkenden Kräfte und die Bewegungs-Gesetze auch erst in ihren allgemeinsten Zügen mit Sicherheit erkannt. Es würde z. B. ohne unabläßige Fortsetzung und Verschärfung derjenigen Messungen, welche sich mit den Ortsveränderungen des Mondes an der Himmelsfläche beschäftigen, und ohne weitere und noch tiefere theoretische Durchdringung derselben die Leistung der Astronomie für die Sicherheit der Schiffahrt sehr bald wieder Rückschritte machen, während auch in dieser Hinsicht sogar recht erhebliche Fortschritte noch denkbar und erforderlich sind. Zugleich ist in den Schwankungen der Sonnenzustände und in den Bewegungserscheinungen der Fixsternwelt sowie in den Helligkeitsschwankungen der Sterne eine solche Fülle von Problemen allmählich aufgestiegen, daß wir die bisherigen Leistungen der Astronomie erst als den Anfang der Anfänge betrachten können. Diese Unermessenheit der Aufgaben ist aber keine bedrückende, sondern eine erhebende, weil sie nach der Erfahrung der Jahrhunderte in viel höherem Maße eine Zunahme an geistigem

Digitized by Google

Reichtum und entsprechendem Glücke der Menschheit in Aussicht stellt als an Mühe und Opfern.

Es könnte daher nur die ökonomische Frage gestellt werden, ob innerhalb des gesamten Haushalts der Menschheit nicht etwa infolge der unbestreitbaren Gunst, welche die Höhen des geistigen Lebens von jeher unserer Wissenschaft zugewandt haben (vielleicht auch, weil sie in dieselben Räume hinausstrebt, in welche die idealer gestimmte Seele „Ewigkeit und Freiheit suchend" gern ihren Blick lenkt), ob nicht infolge dieser besonderen Gunst eine einzelne Forschungsrichtung mit unverhältnismäßigen Opfern gefördert wird, welche bei einer völlig gerechten Abwägung als eine Beeinträchtigung anderer Seiten der Geistes- und Forschungsarbeit der Menschheit erscheinen könnten.

Nun, diese letztere Abwägung, sie dürfte in wirklich erschöpfender und gerechter Weise ganz unmöglich sein. Dem Zweifelnden kann daher nur der Trost bleiben, daß alle Ausgaben, welche für reine und konsequente Geistesarbeit überhaupt von der Gesamtheit dargebracht werden, sogar wenn sie direkt und auf den ersten Blick gar nicht produktiv erscheinen — die Statistik beginnt ja erst jetzt, auch sogenannte ideale Wirkungen in ihrer eminenten wirtschaftlichen Bedeutung zu erfassen — daß alle solchen Ausgaben überreiche Zinsen tragen, und daß demnach in Betracht dieser Fülle von Überschüssen, welche jede ernste Geistesarbeit der Menschheit überhaupt einträgt, nicht von einem vergleichsweise zu großen Opfer der Menschheit für die Astronomie, sondern nur von einem vergleichsweise ungewöhnlich hohen Gewinn, welchen die Menschheit für ihren inneren und äußeren Wohlstand durch die eifrige Pflege der Astronomie erwirbt, die Rede sein kann. Man wird es vielleicht einst in Zahlen erweisen können, daß, je weniger direkt in wirtschaftlichem Sinne produktiv eine Wissenschaft erscheint, desto reiner und intensiver diejenigen ihrer Wirkungen sind, welche gerade die tieferen Kräfte der Menschennatur wecken und die köstlichste Förderung jedes wahren Wohlstandes enthalten.

Die astronomischen Institutionen haben aber auch für die gesamte Entwickelung aller anderen exakten Wissenschaften und für die gesamte Theorie und Praxis der Maße und des Messens eine sehr hohe und dauernde Bedeutung formaler Art. Sie vermögen infolge der verhältnismäßigen Einfachheit der astronomischen Probleme und der dadurch ermöglichten strengeren Durchbildung der Methoden zu kritischer Strenge und Unbefangenheit in allem Forschen überhaupt zu erziehen, und sie gewähren auch durch die Maßbestimmungen, die ihr Zusammenwirken am Firmament allmählich immer fester und vollständiger verzeichnet hat, für die ganze Erde die allein gesicherten Kontrolen und Grundmaße zur Prüfung aller, Winkel und Zeit messenden Instrumente und Methoden, wie sie zu zahlreichen irdischen Aufgaben, insbesondere zur Orientierung aller Kräfte und Richtungen im irdischen Raume und zu tieferer Ordnung des ganzen Verkehrslebens immer allgemeiner erfordert werden.

Das Eine nur wird die Gesamtheit der Kultur von der Astronomie bei der ferneren Ausbreitung und Vervollkommnung derselben verlangen dürfen, daß nämlich

Digitized by Google

auch wirklich in hohem Sinne und nicht kleinlich und pedantisch gearbeitet werde, daß also innerhalb der Astronomie immer mehr diejenige Organisation des Zusammenwirkens eintrete, welche auf den einfachsten und sichersten Wegen zu klar erkannten Zielen führt und gerade bei wachsendem Gesamtaufwande alle unproduktiven Arbeitsverluste aufs äußerste meidet.

Die Astronomie hat durch die Besonderheit ihrer Aufgaben und ihrer Institutionen die Aussicht, zu einer solchen Organisation der gemeinsamen Arbeit früher zu gelangen als die anderen Wissenschaften, bei denen sich zwar auch ähnliche Bedürfnisse herauszustellen beginnen, bei denen aber vielleicht die Schwierigkeiten und Übelstände einer direkten und bewußten Gesamt-Organisation zur Zeit noch viel größer sein werden als deren Vorteile.

In der That haben sich bereits Anfänge einer die Erde umfassenden Organisation der astronomischen Arbeit gebildet. Die deutschen Astronomen, denen die fast durchgängige Verbindung forschender Thätigkeit mit akademischer Lehrthätigkeit, bei einer verhältnismäßigen Knappheit der öffentlichen Mittel, verglichen mit den Dotationen der astronomischen Institute anderer Länder, formale Gesichtspunkte der Organisation und Ökonomie der Arbeit von jeher besonders nahe gelegt hat, haben im Jahre 1863 eine astronomische Gesellschaft begründet, welche von Anfang an auf die Beteiligung der Astronomen aller Nationen berechnet war, und welcher es durch diesen internationalen Organisationsplan auch wirklich gelungen ist, die überwiegende Mehrheit der leitenden Astronomen aller Nationen zu einem Beginn bewußten Zusammenwirkens zu vereinigen.

Die Gesellschaft, deren Sitz gegenwärtig in Leipzig ist, umfaßt insbesondere fast sämtliche deutsche, russische, skandinavische und amerikanische Astronomen; auch England ist durch eine Anzahl der namhaftesten Männer vertreten, und nur Frankreich hat bisher, wenigstens in den Spitzen der offiziellen Astronomie, die Beteiligung versagt.

Diese astronomische Gesellschaft stellt sich zum besonderen Ziel, bei allen größeren Messungs- und Berechnungsaufgaben, welche zur Zeit der Wissenschaft obliegen, und welche ohne das Zusammenwirken vieler, in gewissen Fällen sogar mehrerer Generationen von Astronomen, nicht gehörig zu Ende gebracht werden können, eine möglichst zweckmäßige Teilung der Arbeit, verbunden mit größtmöglicher Sicherung derselben, durch geeignete gemeinsame Maßregeln herzustellen.

Die Gesellschaft hat unter anderem die zusammenfassende Leitung eines großen Beobachtungswerkes unternommen, welches sich auf die genaue Ortsbestimmung von mehreren Hunderttausenden lichtschwächerer Sterne bezieht, einer Arbeit, welche für die Zukunft sehr wichtige Anhaltspunkte für fundamentale Fragen z. B. auch für die Drehungsgesetze der Erde und für die Bewegungen der näheren und helleren Sterne verspricht.

Sternwarten in allen Teilen der nördlichen Halbkugel der Erde sind hieran nach einem festen, von dem Vorstand der Gesellschaft aufgestellten Programm beteiligt, Sternwarten der südlichen Halbkugel haben bereits begonnen, in dieser Richtung vorbereitende Arbeiten nach festem Plane auszuführen, und der ganze

Digitized by Google

bisherige Verlauf der Sache kann, obgleich natürlich Irrungen und Hemmungen auch bei allen solchen Organisationen vorkommen, ein überaus hoffnungsreicher genannt werden.

Auch anderweitige Vereinbarungen mehr administrativen Charakters haben begonnen sich zu entwickeln. Es hat sich unter anderem als notwendig herausgestellt, um für die sichere Bestimmung der Bahnen neu entdeckter Himmelskörper möglichst schnell ein geeignetes Zusammenwirken der Sternwarten verschiedener Erdteile zu sichern, was bei der Unsicherheit des Wetters, zumal der winterlichen Jahreshälfte unserer Zone, von großer Bedeutung ist, sowie überhaupt zur Sicherung schleunigen Zusammenwirkens der Sternwarten in besonderen Fällen z. B. bei der Verfolgung ungewöhnlicher Vorgänge auf der Sonne, einen telegraphischen Nachrichtendienst zwischen den astronomischen Mittelpunkten der verschiedenen Länder und Erdteile einzuführen. Eine Zentralstelle hierfür wird auf gemeinsame Kosten, d. h. mit Jahresbeiträgen von Sternwarten aller Länder, in Kiel, dem Sitze der verbreitetsten astronomischen Zeitschrift, unterhalten, und die ganze Organisation wird von den Telegraphenverwaltungen auf's wärmste unterstützt.

Für eine andere Organisation hat neuerdings die Sternwarte zu Paris in sehr dankenswerter Weise die Initiative ergriffen, nämlich für eine nur durch das Zusammenwirken der Sternwarten aller Zonen zu ermöglichende photographische Aufnahme des Inventars der gesamten Himmelsfläche, einschließlich der lichtschwächsten Sterne und Nebelgebilde. In dieses Zusammenwirken hat sich auch die obenerwähnte neue Sternwarte im Vatikan, auf besonderen Wunsch von Leo XIII., eingereiht.

Je bewußter und umfassender dieses ganze Zusammenwirken sich gestalten wird, desto näher wird man alsdann auch der Frage über die zweckmäßigste Verteilung der Sternwarten auf der Erde treten können. Zunächst wird man allerdings in dieser Beziehung das Gewordene möglichst unverändert walten lassen und auch das neue Werden nicht zu peinlich einengen müssen, aber die Zeit wird kommen, in welcher etwa der Vorstand der astronomischen Gesellschaft bei der Anlegung neuer Sternwarten gehört werden wird, um alsdann die Gesichtspunkte zweckmäßigsten Zusammenwirkens geltend zu machen.

Natürlich wird man in solchen Ländern, in denen zahlreiche Sternwarten bereits in Thätigkeit sind, nicht daran denken, dieselben zu vermindern, etwa zu dem Zweck, dafür in menschenleeren Gegenden, in denen nach rein geographischen und meteorologischen Gesichtspunkten Sternwarten wünschenswert wären, solche zu errichten.

Wie schon oben angedeutet wurde, sind es nicht die äußeren klimatischen Bedingungen, welche die höchste Intensität und den höchsten Erfolg der astronomischen Arbeiten bedingen, sondern die günstigsten Bedingungen für die Entwickelung der Intensität menschlichen Denkens und Wollens sind mindestens ebenso wichtig und vermögen sogar, wie die Geschichte der Astronomie erweist, auch bei sehr kurzen und seltenen Zeiten des Durchblicks durch die Wolkenhüllen der

Digitized by Google

Erde zu den herrlichsten Resultaten zu verhelfen. Ich erinnere hierbei nur an Tycho's Uranienburg auf der nebligen Ostsee-Insel und an die großen astronomischen Leistungen des nebelreichen England.

In denjenigen Kulturländern, in welchen die Himmelsaussichten häufigen Trübungen ausgesetzt sind, wird es vielleicht sogar zweckmäßig sein, die Anzahl der kleineren Sternwarten zu vergrößern, um gegenüber den Unsicherheiten des Wetters durch eine zweckmäßigere Vervielfältigung und Verteilung gewisser einfachster Beobachtungsmittel von den einzelnen rein lokalen Wetterstörungen noch unabhängiger zu werden. Hierbei dürfte zugleich die Erwägung mitsprechen, daß durch die größere Verteilung der Arbeit auf einzelne kleinere Warten auch die sittigenden Wirkungen der astronomischen Arbeit innerhalb der Kulturländer an Intensität nur gewinnen können, da alsdann in immer kleineren Kreisen eine unmittelbare Anschauung von dieser den ganzen Menschen fördernden und stärkenden Art der Thätigkeit und von dem hohen Grade von Gesetzmäßigkeit in den Beziehungen zwischen Natur und Menschengeist sich geltend zu machen vermag.

Ein fernerer Gesichspunkt für die Anordnung der räumlichen Verteilung astronomischer Einrichtungen würde sich ergeben durch die bereits vielfach gemachte Wahrnehmung, daß es nicht ratsam ist, zu gewaltige Fernröhre in ungünstigen Klimaten aufzustellen, daß vielmehr sehr große Fernröhre in solchen klimatischen Zuständen, in welchen unregelmäßigere Bedingungen für die Bewegung des Lichtes durch die Atmosphäre obwalten, nur selten und innerhalb kurzer Zeiträume die Leistungen kleinerer Apparate übertreffen, überdies aber die astronomische Arbeit im allgemeinen erschweren und verzögern; denn sie sind komplizierter und langsamer zu handhaben und gestatten daher die Ausnützung auch kürzerer Momente der Aufhellung des Himmels bei weitem nicht in so vollem Maße wie kleinere und handlichere Instrumente. Letztere Gesichtspunkte hatten bisher bei den deutschen Sternwarten überwiegend Geltung.

Die deutschen Astronomen haben sich aber hierbei nicht beruhigt. Bei eingehendster Erwägung ist es richtiger erschienen, die weitere Verstärkung der Leistungen der Fernröhre weniger in der Vergrößerung ihrer Dimensionen als vielmehr in einer vollkommeneren Verwertung des Lichtes, d. h. in einer vollständigeren, genaueren Führung aller in das Fernrohr gelangenden Lichtwirkungen zu suchen. Die schönen Arbeiten, welche von Abbe und Schott zu Jena in diesem Sinne ausgeführt worden sind, eröffnen einige Hoffnung, daß es in Zukunft gelingen wird, mit kleineren und handlicheren Fernröhren von vollkommenerer Ausführung und mit Verwendung neuer, durch systematische Experimente zu gewinnender Glassorten dasselbe und mehr zu erreichen, als anderwärts mit den kolossalsten Einrichtungen und mit unverhältnismäßig großem Aufwande gewonnen worden ist. Inzwischen wird jedoch daran gearbeitet, wenigstens eine der günstigst gelegenen deutschen Sternwarten schon in naher Zukunft mit einem möglichst vollkommenen und lichtstarken Fernrohr von mächtigen Dimensionen auszustatten, welches im stande sein soll, auch mit Anwendung des bisherigen Glasmaterials und der bisherigen Herstellungsmethoden Leistungen darzubieten, die in allen

Digitized by Google

wesentlichen Punkten den Leistungen der kolossalen Fernröhre des Auslandes ebenbürtig sind und für die weitere Entwickelung der optischen Kunst in Deutschland selber Ziel- und Stützpunkte gewähren.

Die mächtigsten Fernröhre wird man späterhin entweder in der tropischen oder subtropischen Zone, z. B. an den Ufern des mittelländischen Meeres oder auf den Plateaus höherer Gebirge der tropischen Zone, etwa auf den Abhängen des Himalaya-Gebirges und auf den Hochflächen der Anden Südamerikas zur Anwendung bringen.

Erfahrungen über den außerordentlichen Gewinn, welchen man durch Aufstellung von Fernröhren sehr starker optischer Kraft auf hohen Bergen der subtropischen Zonen erlangen kann, sind schon im Jahre 1856 durch eine von der englischen Admiralität angeregte und unterstützte astronomische Expedition gesammelt worden, welche sich viele Monate in 3000 Meter Höhe auf dem Pic von Teneriffa mit besonderen Untersuchungen über diese Frage beschäftigt hat.

Die äußerst günstigen Eindrücke, welche von dieser Expedition mitgebracht wurden, sind seitdem durch gelegentliche Erfahrungen von Astronomen, welche bei Sonnenfinsternis-Expeditionen oder im Anschluß an die Expeditionen zur Beobachtung des Venus-Durchgangs in den verschiedenen Gegenden der Erde verweilten, bestätigt worden, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß diese Erfahrungen über kurz oder lang zu einem entsprechenden Zusammenwirken der Astronomen aller Nationen im Sinne der Vereinigung von materiellen Mitteln und Arbeitskräften führen werden, damit allmählich die Vorteile, welche gewisse Gegenden der Erdoberfläche in jener Beziehung zu bieten vermögen, durch wohlbedachte Errichtung dauernder oder zeitweiliger Beobachtungs-Stationen in denselben systematisch ausgenützt werden können.

Auch die astronomischen Expeditionen in ferne Länder, vermöge deren möglichst gleichzeitige Beobachtungen gewisser Phänomene von sehr entlegenen Punkten der Erde aus gesichert werden sollen, werden dazu beitragen, eine festere Organisation des Zusammenwirkens der Astronomen aller Nationen herbeizuführen.

Einleitungen hierzu sind bei den Vorbereitungen der zur Beobachtung des Venusdurchganges in den Jahren 1874 und 1882 unternommenen astronomischen Expeditionen der verschiedenen Nationen und auch hinsichtlich einer gemeinsamen zentralisierten Bearbeitung der Ergebnisse dieser verschiedenen nationalen Expeditionen versucht worden.

Dagegen ist auf einem nahe verwandten Forschungsgebiete, nämlich auf demjenigen der geodätischen, astronomischen und physikalischen Erforschung der Erde, der sog. Erdmessung im weitesten Sinne, ein Aufschwung zu einer etwas festeren und umfassenderen internationalen Organisation mit dem Kernpunkte eines gemeinsamen, durch regelmäßige Geldbeiträge fast aller Kulturstaaten genährten Budgets bereits verwirklicht.

Die gesamte Erd- und Himmelsforschung hat es auch nach Gesichtspunkten vorerwähnter Art freudigst zu begrüßen, daß es endlich auch Deutschland möglich geworden ist, in den andern Erdteilen festen Fuß zu fassen; denn dieses

Digitized by Google

Auftreten Deutschlands bedeutet nicht lediglich das Erscheinen eines neuen Konkurrenten der übrigen Nationen bei der wirtschaftlichen Ausnutzung der unermeßlichen Lebenskräfte, welche die Sonnenstrahlung in den enormen Land- und Seeflächen der äquatorialen Regionen unserer Erde weckt (leider zur Zeit noch allzusehr in einer dem Menschen feindlichen Richtung), sondern dieses Auftreten bedeutet recht eigentlich auch auf diesen Schauplätzen das nunmehrige direkte Mitraten und Mitthaten des ordnenden und verbindenden, echt brüderlichen Geistes und Willens, welcher nicht mehr dem tierischen Kampfe ums Dasein fröhnt, sondern der Vereinigung aller Kräfte der Menschheit zu gemeinsamem Gedeihen, zum Aufstreben nach gemeinsamen Höhen dient.

Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

III.

Die Wirtschaftspolitik der konstituierenden und der gesetzgebenden Versammlung.

In dem Prozeß der Auflösung des französischen Staates, welcher sich von der Erklärung der Menschenrechte bis zum Jahre 1799 abspielt, bildet die Wirtschaftspolitik des Bourgeoisie-Regiments den entscheidendsten Faktor. Die schweren Fehler, deren sich die konstituierende und die gesetzgebende Versammlung auf diesem Gebiete schuldig machten, brachten ein entsetzliches Elend über das Land, und erst dieses Elend hat den vierten Stand in die Arme des Radikalismus getrieben, ihm die Annahme der zersetzenden Konsequenzen aufgenötigt, zu welchen die Dogmen der Gleichheit und der Volkssouveränität in den Händen Marats und Robespierres entwickelt worden waren.

Unter den Aufgaben, deren Lösung der dritte Stand zu übernehmen verbunden war, nachdem er das ancien régime zertrümmert hatte, stand, wie bereits nachgewiesen wurde, in erster Reihe eine tiefgreifende ökonomische Reform. Die Privilegien mußten aufgehoben, insbesondere alle Schranken beseitigt werden, durch welche der Feudalstaat das Individuum in der Entfaltung seiner Kräfte gehemmt hatte. Allein mit dem Augenblick, in dem das Prinzip der Freiheit des Erwerbs Gesetzeskraft erlangte, war auch die Notwendigkeit gegeben, ein Korrektiv gegen die Gefahren einer Ausbeutung des wirtschaftlich Schwachen durch die wirtschaftlich Starken zu beschaffen. Die Nationalversammlung hat die Erwerbsfreiheit durchgeführt; das nicht minder kategorische Postulat des Schutzes der Besitzlosen hat sie vielleicht nie begriffen, jedenfalls aber nie erfüllt.

Nachdem die Gesetzgeber drei Monate lang, wie Mirabeau sich ausdrückte, über „Sylben" diskutiert hatten, sahen sie sich im August durch das rapide Umsich-

Digitized by Google

greifen einer erschreckenden Gesetzlosigkeit im ganzen Lande genötigt, ihre Aufmerksamkeit der traurigen ökonomischen Lage der besitzlosen Klassen zuzuwenden und der Frage der Beschaffung einer Abhilfe näher zu treten. In Folge von Hungersnot waren in allen Teilen Frankreichs bedrohliche Ruhestörungen ausgebrochen. Das Volk hatte die Zahlung der Steuern verweigert, die Zollschranken verbrannt und die Beamten verjagt oder ermordet; die Bauern waren in die Schlösser ihrer Gutsherren eingedrungen und hatten dieselben ausgeraubt, in den Städten hatte das Proletariat die Märkte und Läden der Kaufleute überfallen und ausgeplündert. Am dritten August wurde in der Nationalversammlung ein Bericht verlesen, welcher ein entsetzliches Bild von der Lage in den Provinzen entwarf. „Das Eigentum," heißt es in demselben, „welcher Art es auch immer sei, ist dem schändlichsten Raube preisgegeben, aller Orten werden die Schlösser verbrannt, die Klöster zerstört und die Pachthöfe geplündert; die Steuern und die grundherrlichen Abgaben — alles ist verloren; die Gesetze sind ohne Kraft, die Beamten ohne Ansehen; die Rechtspflege ist nur noch ein Phantom, welches man vergeblich in den Gerichtshöfen sucht." [1]) Seitens der Bourgeoisie sah man in den Bauern und Arbeitern, welche sich an dem fremden Eigentum vergriffen, nur gemeine Diebe und Räuber und suchte sich mit Hilfe des Polizeibüttels gegen dieselben zu decken. Unzweifelhaft hatten die Vertreter des dritten Standes Recht, wenn sie den Antrag stellten, die Bürgermilizen und die Armee zu verpflichten, auf Requisition der städtischen Behörden mit bewaffneter Hand zum Schutz der Personen und des Eigentums Hilfe zu leisten. Der Gewalt, mit welcher das Proletariat seine Vorstellung von der Revolution zu realisieren versuchte, mußte mit Gewalt entgegengetreten werden; der Bauer und der Arbeiter mußten zunächst zum Gehorsam gegen das Gesetz zurückgebracht werden. Allein die Anwendung äußerlichen Zwanges durfte doch nur als der vorbereitende Schritt gelten; die Hauptaufgabe war die Beschaffung einer dauernden Remedur vermittelst einer Reform der bestehenden Rechtsordnung, durch welche dem notleidenden Teile der Bevölkerung die zu ihrer Existenz erforderlichen Bedingungen gesichert wurden. Für diese politische Notwendigkeit fehlte es der Bourgeoisie aber an Verständnis; sie mußte durch den Adel und die Geistlichkeit erst darauf hingewiesen werden.

Letztere begriffen sofort, daß eine gewaltsame Unterdrückung der Krankheitssymptome keine Heilung zu verschaffen vermöchte, daß das Übel in seinen Ursachen bekämpft werden müßte, und also die allgemeine Möglichkeit einer Abhilfe in einer Verbesserung der ökonomischen Lage der arbeitenden Klassen läge. In der berühmten Nachtsitzung vom 4. August treten die vornehmsten Mitglieder des Adels für diesen Gedanken ein. Sie hielten der Nationalversammlung vor, das Volk hätte die Revolution nicht gemacht, um eine Verfassung zu erlangen, sondern in der Hoffnung, daß die drückenden Steuern und gutsherrlichen Abgaben in Fortfall kommen würden. Drei Monate wären vergangen, ohne daß man in

[1]) Moniteur No. 32, p. 135.

Digitized by Google

dieser Richtung etwas gethan hätte. Die Aufstände, obwohl verbrecherisch, könnten doch eine Entschuldigung in den Bedrückungen finden, deren Opfer das Volk wäre. Um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, gäbe es nur den einen Weg, „daß man reellere Gaben auf dem Altare des Vaterlandes niederlegte", daß man mit dem feudalen System vollständig bräche, die Steuern gleich verteilte, die Feudalgefälle, Frohnden und persönlichen Dienste ablöste oder aufhöbe, alle Vorrechte und Exemptionen abschaffte. Dem Beispiele des Adels folgte die Geistlichkeit; der Bischof von Nimes verlangte, daß die Handwerker, welche kein Eigentum besäßen, von allen Abgaben befreit würden. Erst nachdem die privilegierten Stände ihre Opferwilligkeit dokumentiert hatten, entschlossen sich die Vertreter der Bourgeoisie zu der Erklärung, daß sie das ihrige thun würden, um ihre Auftraggeber zum Verzicht auf die Privilegien der Städte und Zünfte zu bewegen[1]). Die Beschlüsse vom 4. August sind dann später dahin formuliert worden, daß „die Nationalversammlung das Feudalregiment vollständig abschaffe", sowie die mit demselben zusammenhängenden Abgaben, Gefälle, Dienstbarkeiten u. s. w. aufhebe, teils ohne teils mit Entschädigung, daß „die Steuern in gleicher Weise von allen Bürgern und von allen Gütern zu erheben seien", und daß alle wirtschaftlichen Beschränkungen der unteren Stände fortfallen, denselben auch der Zutritt zu jedem kirchlichen und staatlichen Amte offen stehe. Schließlich sind diese Grundsätze in die Erklärung der Menschenrechte übernommen worden.

Die Befreiung der Arbeitskraft von allen Fesseln des Feudalsystems repräsentiert unzweifelhaft einen Fortschritt, und soweit die Geschichtsschreibung sich darauf beschränkt, dieselbe als einen solchen zu registrieren, ist sie gegen jeden Widerspruch gesichert. Allein man ist darüber hinaus gegangen und hat die Beschlüsse des vierten August und die sich daran knüpfende Gesetzgebung so hingestellt, als wäre durch dieselbe die wirtschaftliche Aufgabe des modernen Staates endgültig gelöst worden. Diese Einschätzung, welche notwendig das Urteil über die französische Revolution verfälscht, hängt mit einer verkehrten, trotzdem aber noch immer weit verbreiteten Auffassung von dem Wesen des Staates zusammen.

Das staatliche Zusammenleben der Menschen ist nicht Selbstzweck; seine raison d'être kann nur darin liegen, daß die Interessen der Individuen, welche sich miteinander verbinden, eben durch eine solche Verbindung gesichert und gefördert werden. Unter diesen Interessen steht an erster Stelle die Erhaltung des Lebens, die Beschaffung des notwendigen Unterhaltes, und daher muß ein jedes Gemeinwesen es als seine oberste Aufgabe betrachten, einer größtmöglichen Anzahl seiner Angehörigen die Bedingungen für ihre Existenz zu gewährleisten. Er muß dafür

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. II, p. p. 224 etc. Die erste Anregung zu den Beschlüssen des 4. August ging von dem Klub Breton aus; aber auch hier war der intellektuelle Urheber ein Vertreter des Adels, der Herzog von Aiguillon, s. Zinkeisen a. a. O. Bd. 1, S. S. 75 ff. Derselbe stammte von einem Neffen des Kardinals Richelieu ab, welchem Ludwig XIII. sämtliche Regalien der Provinzen Agenois und Condomois geschenkt hatte. Nächst dem Könige der reichste Besitzer an Feudalrechten, büßte er durch die erwähnten Beschlüsse etwa 100 000 Livres jährlicher Renten ein.

Digitized by Google

Vorsorge treffen, daß das nötige Quantum von Lebensmitteln vorhanden sei, und daß dasselbe in einer zweckentsprechenden Weise unter die Individuen zur Reparti-tion gelange. Je reichlicher der Anteil eines jeden ausfällt, um so stärker wird die Kohärenz der staatlichen Verbindung sein.

Wiederholt hat sich in der Geschichte — auch während der französischen Revolution — die Idee geltend zu machen versucht, daß Produktion und Verteilung der Güter der unmittelbaren Regelung und Leitung seitens des Staates zu unterstellen seien, daß letzterer also jedermann eine bestimmte Arbeit zum Zweck der Erzeugung von Werten vorzuschreiben und ihm dann aus dem gewonnenen allgemeinen Vorrat den zu seinem Unterhalt erforderlichen Anteil zuzuweisen habe. Die Vertreter der kommunistischen Wirtschaft erkennen an, daß die staatliche Verbindung auf die Erhaltung einer größtmöglichen Zahl ihrer Angehörigen ausgehe; aber sie bestreiten, daß dieses Ziel sich mit Hilfe des Sondereigentums erreichen lasse. Nach ihrer Theorie ist es unmöglich, das Eigentumsrecht dem entsprechend zu normieren. Wie man auch die Bedingungen des Gütererwerbs feststellen möge, es wird nie gelingen, behaupten sie, der Gefahr vorzubeugen, daß bei einzelnen Individuen ein deren Bedürfnis weit überschreitender Besitz sich ansammle, und dadurch anderen das zum Leben Notwendige entzogen werde. Für die Lösung des dem Staate gestellten Problems bleibt also nur der Weg einer gemeinschaftlichen Wirtschaft übrig.

Alle bisherigen Versuche einer Übertragung dieser Theorie ins Praktische sind elend gescheitert; die betreffenden Gemeinwesen sind entweder in kürzester Zeit zu Grunde gegangen oder in den ersten Anfängen der Kultur stecken geblieben, und ein gleiches Schicksal darf man auch mit mathematischer Bestimmtheit allen zukünftigen kommunistischen Staatenbildungen prognostizieren, weil die Ergebnisse der gemachten Erfahrungen nicht zufällige sind, sondern auf einer psychologischen Notwendigkeit beruhen. Die Natur giebt ihre Schätze nicht freiwillig her; selbst das zur Notdurft des Lebens unumgänglich Erforderliche muß durch Arbeit erworben werden, und was darüber hinaus liegt, läßt sich nur mit gesteigerter Anspannung unserer körperlichen und geistigen Fähigkeiten erringen. In einem Gemeinwesen, welches das Sondereigentum nicht anerkennt, werden die Individuen sich allenfalls zu einem Kampf mit der Natur verstehen, soweit der Hunger sie dazu treibt; sie werden arbeiten, um das nackte Leben zu fristen; jede weitergehende Anstrengung aber weisen sie von sich, weil es an jedem Anreiz dazu für sie fehlt. Die Nächstenliebe ist ein zu schwacher Faktor, als daß sie die treibende Kraft in dem Zusammenleben der Menschen abzugeben vermöchte; soziale und politische Aufgaben lassen sich nur in der Weise lösen, daß sie mit dem Egoismus des Individuums verknüpft werden. Das gilt auch für das hier in Frage stehende Problem. Der Mensch entschließt sich nur dann mehr zu schaffen, als zu seiner Erhaltung erforderlich ist, wenn sein Eigennutz dabei Befriedigung findet, wenn also als Grundsatz anerkannt wird, daß derjenige, welcher mehr leistet, ein Anrecht auf einen größeren Lebensgenuß erhält. Dazu bedarf es aber des Instituts des Eigentums. Die oben erwähnte Theorie ist um deswillen unhaltbar, weil sie

Digitized by Google

nicht mit den Schwächen der menschlichen Natur rechnet. Jeder bedeutende kulturelle Fortschritt ist im letzten Grunde verursacht worden durch das „am Golde Hängen, nach Golde Drängen", welches unserm Geschlecht eigen ist. Wir würden sicherlich uns noch in dem traurigen Stadium eines Volkes von Jägern und Fischern befinden, wenn nicht die auri sacra fames die Menschen zu immer neuem Dichten und Trachten angespornt hätte und in der staatlichen Ordnung Raum dafür gelassen worden wäre.

Nach einer zweiten Theorie soll das wirtschaftliche Leben nach ethischen Grundsätzen geregelt und zu diesem Zwecke das Institut des Eigentums wohl anerkannt, der Anteil eines jeden einzelnen an den produzierten Gütern aber bemessen werden entsprechend seinem Verdienst. Auch in der französischen Revolution begegnet man stellenweise dergleichen hochtrabenden Phrasen. Der bei der Feier des Verbrüderungsfestes im Jahre 1790 auf dem Marsfelde errichtete Altar trug die stolzen Worte:

Les mortels sont Égaux; ce n'est point la naissance.
C'est la seule vertu qui fait leur différence.

Von der Rednertribüne herab und in der Presse suchte man dem Volke aufzubinden, daß nach dem Sturze des ancien régime diese Inschrift zur Wahrheit gemacht werden sollte. Unter den fundamentalen Bestimmungen der Verfassung von 1791 steht der Satz, daß alle Bürger zu allen Stellungen und Ämtern zuzulassen seien ohne irgend einen anderen Unterschied als den, welchen Tugend und Talent bewirken. Man rühmte der Revolution nach, daß sie darauf abzielte, auch auf dem Gebiete des Erwerbslebens das Verdienst als entscheidenden Faktors zur Anerkennung zu bringen. —

Es bedarf nur einer kurzen Erwägung, um sich von der Unmöglichkeit einer Regelung des Eigentumserwerbs lediglich nach ethischen Rücksichten zu überzeugen. Mit den Worten „Tugend", „Verdienst" u. a. dergleichen läßt sich nicht ein Begriff verbinden, welcher bestimmt genug wäre, um als regulatives Prinzip für die Verteilung der Güter zu dienen. Es hat keine Schwierigkeit, gewisse Erwerbsarten als eines jeden Verdienstes entbehrend auszuscheiden und ihnen die Qualität eines Rechtstitels zu versagen. Beispielsweise wird niemand bezweifeln, daß Spiel und Glückszufälle als solche Titel nicht anerkannt werden dürfen. Darüber hinaus aber versagt die Theorie. Wollte man als entscheidendes Merkmal des Verdienstes den Nutzen für die Allgemeinheit aufstellen, so würde auch damit nichts gewonnen sein. Selbst dann würde es noch immer einer Klassifizierung einer jeden Arbeit durch das Gesetz als einer gemeinnützigen oder sterilen bedürfen. Eine solche Klassifizierung würde nun aber — gesetzt, sie wäre ausführbar — notwendig mit der Gefahr einer schweren Verkümmerung des wirtschaftlichen Lebens verbunden sein; denn wenn sie auch für einen gegebenen Zeitpunkt erschöpfend und richtig wäre, bei dem beständigen Wechsel der Dinge müßte sie binnen kurzem zu einem Hemmnis wirklich produktiver Leistungen werden. Es würde ferner unmöglich sein, das Wertverhältnis der verschiedenen nützlichen Arbeiten zu einander gesetzlich festzulegen. Der Denker, welcher eine Maschine erfindet, der Kapitalist,

Digitized by Google

welcher dieselbe anfertigen läßt, und der Arbeiter, welche sie bedient, leisten unstreitig alle etwas Nützliches; jeder von ihnen wirkt mit zu der Schaffung von Werten. Allein, wie sollen die drei Leistungen zu einander abgewogen werden, und wie sind also die Produkte unter sie zu verteilen, welche mit Hilfe der fraglichen Maschine gewonnen werden? Selbst der einfachere Fall, daß es sich nur darum handelte, zwischen der geistigen und der körperlichen Arbeit, durch welche gemeinsam der Natur etwas abgerungen ist, ein bestimmtes Wert-Verhältnis festzustellen, wird unlösbare Schwierigkeiten bieten. Die in Rede stehende Theorie hat den Klang der Phrase für sich; aber bei dem ersten Versuch, sie für die Rechtsordnung zu fruktifizieren, erweist sie sich unbrauchbar. Als Beleg dafür kann auch die französische Revolution gelten; dieselbe ist von dem Ziele, welchem nachgestrebt zu haben sie sich berühmte, weit entfernt geblieben. Niemals hat — es wird darauf an einer anderen Stelle näher eingegangen werden — das Börsenspiel in größerer Blüte gestanden als unter der Schreckensherrschaft und in den derselben folgenden Jahren; durch Spekulationen, zum Teil frivolster Art, sind damals enorme Vermögen gewonnen worden, während die wirklich produktive, die der Allgemeinheit nutzbringende Arbeit selten schlechter gestellt gewesen ist.

Hiernach bleibt als einzige Möglichkeit die Freigebung der Güterproduktion und Aneignung übrig, d. h. die rechtliche Anerkennung eines jeden Erwerbs, welcher nicht mit Hilfe einer gewaltsamen oder betrügerischen Schädigung der Interessen dritter gemacht worden ist. Indem man dem Selbsterhaltungstriebe und der Begehrlichkeit der Menschen eine möglichst schrankenlose Bethätigung gestattet, sichert man am besten eine reichliche Beschaffung von Existenzmitteln und eine dem Staatszweck entsprechende Verteilung derselben. Allein die Entfesselung des wirtschaftlichen Lebens bleibt doch immer nur Mittel zum Zweck, und, soweit sie letzterem nicht dient oder gar in Widerspruch mit ihm tritt, ist der Staat gebunden, ergänzende, beziehungsweise korrigierende Maßregeln zu ergreifen. Im Interesse der Erhaltung einer größtmöglichen Anzahl von Individuen muß er die Lücken, welche das Prinzip der Erwerbsfreiheit läßt, ausfüllen und den Gefahren, die es im Gefolge hat, vorbeugen vermittelst dessen, was man heute sozialpolitische Gesetzgebung nennt. —

In dem vorstaatlichen Zustande war jedenfalls der über die Verteilung der Existenzmittel allein entscheidende Faktor die Überlegenheit des einen Individuums über das andere; der Kampf ums Dasein spielte sich damals unter den Menschen genau so ab wie noch heute in der ganzen Tier- und Pflanzenwelt: als Sieger ging aus demselben derjenige hervor, welcher zweckmäßiger angelegt war als seine Mitbewerber, d. h. welcher sie übertraf an Körperkraft, an Geschicklichkeit, an Mut, an Klugheit oder an einer anderweitigen kriegerisch verwertbaren Eigenschaft. Die besseren Muskeln und der größere Phosphorgehalt oder die feinere Struktur des Gehirns entschieden über die Aneignung der zum Leben erforderlichen Nahrung, und sie bedingten auch den Besitz, die Möglichkeit der Abwehr aller lüsternen Nachbarn. Die Bildung einer Gemeinschaft geschah zu dem Zweck, um ein neues regulatives Prinzip zu schaffen. Sicherlich ist dieselbe nicht von Individuen aus-

Digitized by Google

gegangen, welche zweckmäßig angelegt waren; sie hatten kein Bedürfnis, und es fehlte daher für sie der Anreiz, den Naturzustand zu verlassen. Die Wahrscheinlichkeit spricht vielmehr dafür, daß sich zunächst diejenigen mit einander verbanden, welche unvermögend waren, aus eigener vereinzelter Kraft sich ihre Existenzbedingungen zu sichern. Aber selbst wenn diese Unterstellung nicht zuträfe, jedenfalls hat das Zusammenleben der Menschen sich in der Art entwickelt, daß heute die Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen ein Postulat bildet, dessen Erfüllung der Staat sich nicht entziehen kann, ohne seinen Fortbestand in Frage zu stellen. Gewiß soll er dem Stärkeren, dem Klügeren die Chancen eines besseren Fortkommens einräumen, er soll auch das Kapital, gleichviel ob es aus eigener Kraft erworben oder nur ererbt ist, als einen berechtigten Faktor im Kampfe ums Dasein anerkennen; andernfalls würde eine Stagnation eintreten, weil jede Anregung zu einer gesteigerten Bethätigung der Arbeitskraft fortfiele; allein die individuelle Überlegenheit darf nicht allein den Ausschlag geben. Wenn der Staat es dulden wollte, daß sich der Wettbewerb ums Leben regellos zwischen Individuum und Individuum abspielte, so würde die unabwendbare Folge davon der Krieg aller gegen alle, die Auflösung des Gemeinwesens sein. Es ist unbestritten, daß der Staat, um seiner Aufgabe gerecht zu werden und im Interesse der Selbsterhaltung, der Ausnutzung der größeren Muskel- und Gehirnkraft Grenzen setzen muß, indem er der Vergewaltigung und der Überlistung entgegentritt. Ebenso wenig sollte man in Abrede stellen, daß er berechtigt und verbunden ist, auch noch weiter die Freiheit einzuschränken, insbesondere dem Schwachen in der Weise zu Hilfe zu kommen, daß er denjenigen seiner Angehörigen, welche sich eines über ihre Bedürfnisse hinausgehenden Besitzes erfreuen, Auflagen zu gunsten der Besitzlosen macht, sei es um dieselben unmittelbar zu unterstützen, sei es um ihnen durch Gewährung von Arbeitsgelegenheit die Mittel zum Leben zu verschaffen. Denn auch das liegt in seinem Beruf und bedingt seine Existenz. Allerdings muß dabei eine Grenze gemacht werden; die Belastung verliert ihre politische Berechtigung, wenn sie so hoch wird, daß sie die Ansammlung von Gütern hindert und damit den Trieb zum Erwerb lahm legt. Ein Staat, in welchem die Besitzenden überbürdet werden, müßte in seiner kulturellen Entwickelung ebenso zurück bleiben wie ein Gemeinwesen, das nach kommunistischen Prinzipien geordnet ist.

Die ultra-liberalen Nationalökonomen leugnen die Zulässigkeit der Staatshilfe; ihnen ist der Grundsatz des laissez faire, laissez aller die höchste politische Weisheit, und demgemäß sprechen sie jedermann die Berechtigung des Daseins ab, dem es nicht gelingt, sich aus eigener Kraft, wie Malthus sagt, „ein Gedeck bei dem großen Gastmahl der Natur" zu verschaffen. Es ist indes leicht nachweisbar, daß diese Auffassung in ihrer praktischen Anwendung gerade zur Vernichtung derjenigen Mitglieder des Gemeinwesens ausschlagen würde, auf deren Vorteil sie berechnet ist. Unter der ausschließlichen Herrschaft der freien Konkurrenz müßte „das große Gastmahl der Natur" alsbald in eine wüste Schlägerei ausarten; denn es würde dann die Zahl derer, welche gar kein oder doch nur ein kümmerliches Gedeck fänden und daher über ihre glücklicheren Konkurrenten her-

Digitized by Google

zufallen bereit wären, so wachsen, daß die staatliche Gewalt nicht mehr das Vermögen besäße, letztere zu schützen. Das eigenste Interesse der Besitzenden erfordert es, daß auch die Besitzlosen durch die staatliche Ordnung zufrieden gestellt werden und sich derselben unterwerfen. Das wird aber um so sicherer geschehen, je fester und je klarer sich in das Gehirn eines jeden die Vorstellung eingeprägt hat, daß die Sicherheit seiner Existenz durch den Bestand des Gemeinwesens bedingt sei; es giebt keine stärkere Triebfeder für das Individuum nach der zentripetalen Richtung hin als die Überzeugung, daß das Gemeinwesen ihm im Bedürfnisfalle die zu seinem Unterhalt erforderlichen Mittel verbürgt. — Also auch die liberalen Nationalökonomen sollten es als das erste politische Gebot anerkennen, daß der Staat für die wirtschaftlich Schwachen Vorsorge treffe, indem er organisierend zu deren Gunsten eingreife. —

Wenn man das Reformwerk der französischen Revolution auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik an diesem Maßstabe mißt, so wird man notwendig zu einem Urteile gelangen, welches von dem der liberalen Geschichtsschreibung erheblich abweicht. Es ergiebt sich dann, daß die Bourgeoisie entweder zu wenig Herz oder zu wenig Kopf besaß, um die notwendigen Ergänzungen und Korrekturen an dem von ihr proklamierten Prinzip der Freiheit des Erwerbs vorzunehmen, ein Fehler, welcher für die Entwickelung der sozialen und politischen Verhältnisse nicht nur in Frankreich, sondern in allen europäischen Staaten verhängnisvoll geworden ist.

Zur Exkulpierung des französischen Bourgeoisie-Regiments wird man vielleicht geltend machen wollen, daß die wirtschaftlichen Maßregeln desselben nur aus der damaligen Zeit heraus beurteilt werden dürfen, daß letztere aber von den Aufgaben des Staates eine sehr beschränkte Vorstellung gehabt habe und durch verkehrte volkswirtschaftliche Theorieen irregeleitet worden sei. Indes dieser Einwand ist schon in seiner thatsächlichen Voraussetzung nicht zutreffend.

Die herrschende Rechtsphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts ist allerdings in einer dürftigen Auffassung des Staates befangen. Der contrat social stellt ihn als eine Institution dar, welche lediglich die Bestimmung habe, „die Person und das Eigentum eines jeden Angehörigen mit gemeinsamer Kraft zu verteidigen und zu schützen." Denselben kümmerlichen Standpunkt nimmt Sieyès ein. Die Aufgabe aller Gesetze, sagt er in dem Essai sur les privilèges, ist, zu verhindern, daß Freiheit oder Eigentum verletzt werden. „Diejenigen Gesetze, welche diesem Zweck nicht direkt oder indirekt dienen, sind schlecht; denn sie würden die Freiheit beschränken und den wirklich guten Gesetzen zuwiderlaufen." [1]) Es ist ferner richtig, daß, gleichfalls unter dem Einfluß des Rationalismus, die nationalökonomischen Vorstellungen in Frankreich sich in einer falschen Richtung bewegten. Wie Rousseau's Staatstheorie, so geht auch die Lehre der maßgebenden nationalökonomischen Schule, der Physiokraten, von der Grundanschauung aus, daß in der Natur alles vollkommen eingerichtet sei, und daß der Gesetzgeber also nichts Klügeres thun könne, als die ewigen, unwiderleglichen Gesetze, nach denen das höchste

[1]) S. auch Sieyès, Vues sur les moyens etc.

Digitized by Google

Wesen die Welt geordnet habe, frei walten zu lassen; am wenigsten dürfe er in das Verkehrsleben eingreifen. Die Natur, führt Boisguillebert in seinen verschiedenen Schriften aus, hat für die schwachen Tiere Zufluchtsstätten geschaffen, damit sie nicht die Beute der starken werden; ebenso hat sie auch den Verkehr in solcher Weise geregelt, daß, läßt man sie nur gewähren, der wirtschaftlich Starke nicht in der Möglichkeit ist, zu verhindern, daß, wenn er kauft, dem wirtschaftlich Schwachen daraus ein Vorteil erwachse. Es besteht eben naturgemäß eine gleiche Notwendigkeit zu kaufen und zu verkaufen in allen Zweigen des Handels, und Dank diesem Equilibrium sind Käufer und Verkäufer gezwungen, der Stimme der Vernunft Gehör zu leisten.[1]) Eine nicht minder phantastische Teleologie vertritt das Haupt der Schule Oeusnay in seinem Droit naturel; er behauptet, der Mensch habe, damit er dem ihm vom Schöpfer der Welt bestimmten Zwecke gerecht werden könne, die drei Instinkte des Wohllebens, der Geselligkeit, der Gerechtigkeit erhalten, und es komme nur darauf an, sich dieselben unbehelligt bethätigen zu lassen, um die Existenz eines jeden einzelnen und das friedliche Zusammenleben aller zu sichern. Laissez faire, laissez passer — so lautet das oberste Dogma aller rein theoretischen Physiokraten. Wenn nun aber auch die Engherzigkeit der Rousseau'schen Staatstheorie und die Verkehrtheit der physiokratischen Wirtschaftslehre einen tief greifenden Einfluß auf die französische Denkungsweise des achtzehnten Jahrhunderts ausgeübt haben, es fehlte doch auch nicht an gewichtigen Stimmen, welche auf den richtigen Weg hinweisen.

Schon in dem Esprit des lois wird der Satz verfochten, daß der Staat gebunden sei, „allen seinen Angehörigen eine gesicherte Existenz zu gewähren, Nahrung, Kleidung und eine gesunde Lebensweise;" um dieser Verpflichtung nachzukommen, muß er nach Montesquieu den einen Arbeit verschaffen, die anderen arbeiten lehren und für die infolge von Alter oder Krankheit Arbeitsunfähigen Fürsorge treffen. Der bedeutendste praktische Staatsmann, der aus der physiokratischen Schule hervorgegangen ist, hat in seinen Schriften und Werken die Notwendigkeit organisatorischer Maßregeln behufs Ergänzung des Prinzips der Freiheit des wirtschaftlichen Lebens sehr bestimmt anerkannt. „Indem Gott dem Menschen Bedürfnisse gab, sagt Turgot, welche nur durch Arbeit sich befriedigen lassen, hat er das Recht auf Arbeit zum Eigentum eines jeden gemacht, und dieses Eigentum ist das erste, das heiligste, das unveräußerlichste unter allen Eigentumsarten". Also muß auch der Staat dasselbe respektieren, und daraus erwächst ihm die Verpflichtung für alle diejenigen, welche in der Privatindustrie keine Verwendung finden, in der Weise zu sorgen, daß er ihnen Beschäftigung bei öffentlichen Arbeiten, Straßen-, Kanal-, Hafen- und anderen Bauten verschafft. Die Leitung derselben muß nach Turgot zu einem besonderen, die größte Sorgfalt in Anspruch nehmenden Zweige der Staatsverwaltung erhoben werden. Für die Berechtigung einer Beschränkung der wirtschaftlichen Freiheit des Individuums im Interesse der Allgemeinheit tritt ferner der bekannte Abbé Galiani in seinen Dialogues

[1]) Factum de la France ch. IV, Dissertation sur les Richesses, l'argent et les Tributs ch. IV und ch. V, und Traité des grains ch. X.

Digitized by Google

sur le commerce des blés ein; er befürwortet, daß auf das Malter Getreide eine Einfuhrabgabe von 25 und eine Ausfuhrabgabe von 50 Sous gelegt und die Ausfuhr nur auf französischen Schiffen gestattet werde. Sehr entschieden ist endlich unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution von mehreren hervorragenden Gelehrten und praktischen Politikern der Glaube an die allein selig machende Kraft der freien Konkurrenz bekämpft worden. In der Théorie des lois civiles weist Linguet zunächst darauf hin, daß die liberale Wirtschaftslehre auf die Ausbeutung der besitzlosen Klassen durch die Besitzenden hinauslaufe, weil sie letzteren die Möglichkeit gewähre, den Arbeitslohn nach Belieben herabzudrücken. „Was wird aus dem Freien, ruft er sodann der Gesellschaft zu, wenn es ihm an Arbeit gebricht? Wer kümmert sich um ihn? Wer verliert etwas, wenn er an Hunger und Elend zu Grunde geht? Wem liegt an der Fristung seines Daseins? Der Sklave hat einen Wert für seinen Herrn wegen des Geldes, das er ihn kostet; den freien Arbeiter bezieht der schwelgende Reiche umsonst. Zur Zeit der Sklaverei hatte das Blut des Menschen seinen Preis, es galt die Summe, für welche man es kaufte; seitdem der Kauf aufgehört hat, ist der Wert verloren gegangen. Bei einem Heere schlägt man einen Schanzgräber geringer als ein Trainpferd an, weil das Pferd sehr teuer, der Schanzgräber dagegen umsonst zu haben ist. Mit Aufhebung der Sklaverei sind die Ansichten der Kriegsheere in das bürgerliche Leben übergegangen, und jeder wohlhabende Bourgeois hat die Denkweise der Helden angenommen". In gleichem Sinne plaidiert Necker in seiner Schrift „Sur la législation et le commerce des grains". Der Arbeiter, führt er aus, wird durch die liberale Wirtschaftspolitik in die Hände des Lohnherrn gegeben; sie entzündet einen ungleichen Kampf zwischen Starken und Schwachen. Mit dem Wachsen der Bevölkerung nimmt das Übergewicht der Besitzenden immer mehr zu, weil es den Arbeitslohn immer weiter herabdrückt. „Wie man auch die Steuern verteilen möge, das Volk ist durch die Eigentumsgesetze verdammt, stets nur das Notwendigste für seine Arbeit zu erhalten. Will man also jene Gesetze nicht abschaffen und, was ebenso ungerecht als unausführbar wäre, die bürgerliche Ordnung nicht durch unaufhörliche Teilungen des Bodens stören, so kann man sein Wohlwollen gegen das auf das Notdürftigste beschränkte Volk nur dadurch bethätigen, daß man es vor Angst und Sorge bewahrt.[1])

Eine noch viel eindringlichere Mahnung zu einer staatlichen Intervention auf wirtschaftlichem Gebiete lag in dem Elend, welches beim Ausbruch der Revolution auf den unteren Ständen lastete. Sehr mit Recht wird in der Flugschrift „Jean Pierre Brissot démasqué par Camille Desmoulins der Bourgeoisie vorgehalten, „daß nur der Priester, welcher dem Menschen den Himmel und die Genüsse eines anderen Lebens verspricht, sie zu lehren vermag, die Entbehrungen in dieser Welt zu tragen;" aber man hatte für diese einfache Wahrheit kein Verständnis.

---

[1]) S. auch Jean François Melon, Essai politique sur le commerce sowie, De Montyon Quelle influence ont les diverses espèces d'impôts sur la moralité, l'activité et l'industrie des peuples u. Défense de l'usure.

Digitized by Google

Durch große Dürre und einen furchtbaren Hagelschlag war im Jahre 1789 in weiten Distrikten die Ernte gänzlich vernichtet worden. In dem darauf folgenden Winter hatte ein Frost, wie er seit achtzig Jahren nicht erlebt worden war, die Saaten zerstört, den Viehstand zu Grunde gerichtet und unter den Ölbäumen und Kastanienwaldungen schwere Verheerungen angerichtet. Bereits im Frühling 1781 brach eine Hungersnot aus; nicht nur stieg das Brot im Preise bis auf 4 Sous für das Pfund; der Stoff, den man dafür erhielt, war auch noch gesundheitsgefährlich; man klagte allgemein, daß man nur Hafer oder genäßte Kleie kaufen könnte. Ein erschwerendes Moment bildete der Umstand, daß jede Provinz, jeder Bezirk, jede Gemeinde aus Besorgnis für die Zukunft sich hermetisch abschloß, und dadurch der Ausgleich zwischen dem Überschuß an Lebensmitteln in einzelnen Landesteilen und dem Mangel in anderen unmöglich gemacht wurde. In einem Bericht des Ministers des Innern vom Oktober 1789 heißt es: „Roussillon verweigert den Languedocs, der Ober-Languedoc der übrigen Provinz, Burgund dem Lyonnais jeden Beistand; ein Teil der Normandie hält das Getreide zurück, welches zur Versorgung von Paris angekauft ist; Rouen bemächtigt sich der Schiffe, welche mit Getreide und Mehl für die Hauptstadt befrachtet sind." Nach einem zweiten Berichte „werden alle Maßregeln, welche man ergriffen hat, um den Getreideverkehr im Innern des Landes zu fördern, durch den Widerstand der Provinzen, der Städte und des flachen Landes vereitelt." Ohne den Schutz einer militärischen Eskorte war es unmöglich Korn zu transportieren, „weil dasselbe stets auf dem Wege entweder von den Nationalgarden oder von dem aufrührerischen Volke aufgehalten und mit Beschlag belegt wurde.[1])" Weiter kam hinzu, daß die Industrie zurück ging und infolge davon die Arbeitsgelegenheit abnahm. Einerseits legte die Unsicherheit der politischen Verhältnisse den Unternehmungsgeist lahm, anderseits verringerte sich der Konsum. In früherer Zeit hatten 20000 Arbeiter Beschäftigung gefunden allein in der Anfertigung von Livreeborten und Wappenmalerei; jetzt hörten die Bestellungen auf, weil die Seigneurs, die hohen Prälaten und Beamten auswanderten oder ihres Vermögens beraubt waren. In den Kreisen der besser situierten Roture verloren die Industriellen und Kaufleute gleichfalls an Kundschaft; die Einen waren gezwungen die hohe Belastung ihrer Brot- und Fleisch-Budgets durch Ersparnisse bei andern Dingen auszugleichen; die Anderen hielten es für ratsam ihre Haushaltung einzuschränken, um für alle Eventualitäten einen Reservefonds zurücklegen zu können. Auch der Verkehr mit dem Auslande starb ab. Die Ausfuhr der Kleider und Möbel aus Paris, der Brokate und Goldstickereien von Lyon, der Battiste und Linons aus Valenciennes und Cambrai, der Spitzen, Blonden und Seidenflore von Flandern und der Normandie, der feinen Tücher von Abbeville, Bouviers, Sedan geriet ins Stocken. Wiederholt wurde in der Nationalversammlung darüber Klage geführt, „daß Arbeit und Industrie in erschrecklicher Weise nachließen, daß zahlreiche Fabriken und Werkstätten in mehreren Provinzen verlassen daständen, daß die Bettelei in den Städten und

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. III, p. p. 226, 240, Taine l. c. Tom II, p. p. 299 etc.

Digitized by Google

auf dem Lande fühlbar zunehme.“ In der Vorstadt St. Antoine beispielsweise waren dreißig tausend Arbeiter ohne Erwerb, in der Normandie feierten vierzig tausend, in Versailles allein einundvierzig tausend Leute. Bereits am 10. Oktober 1789 belief sich die Zahl der in Pariser Pfandhäusern versetzten Gegenstände im Werte unter einem Louisdor auf etwa drei Millionen. Vom Juli 1789 bis zum Jahre 1791 wurden von den Gerichten 600000 Schuldverhaftungen verfügt.[1]) Ein erschreckendes Bild von der Lage der Hauptstadt nach dem Ausbruch der Revolution giebt Montjoye in dem Ami du Roi. „Jeder Bäckerladen, erzählt er auf Grund eigener Wahrnehmungen, war von einer Menge umgeben, an welche man das Brot mit ängstlicher Genauigkeit verteilte, und stets war die Verteilung von der Furcht wegen der Verproviantierung am nächsten Tage begleitet. Die Furcht wurde noch vermehrt durch die Klagen derjenigen, welche, obwohl sie den ganzen Tag vor der Thür des Bäckers gestanden hatten, doch leer ausgehen mußten. Oft war der Platz mit Blut bedeckt. Einer aß dem andern das Brot weg; man schlug sich, die Werkstätten waren verlassen; die Arbeiter verloren ihre Zeit damit, sich herumzustreiten und etwas Nahrung zu erobern, und durch diesen Zeitverlust brachten sie sich in die Unmöglichkeit, das Brot für den nächsten Tag zu bezahlen. Dabei war die Nahrung, welche man sich mit so viel Anstrengung verschaffen mußte, keineswegs eine gesunde; in der Regel war das Brot erdig, schwärzlich, bitter; der Genuß desselben verursachte Halsentzündungen und Unterleibsschmerzen.“[2]) Im Lande sah es um nichts besser aus. Zweifeln Sie nicht daran, Majestät, heißt es in einer Eingabe an den König aus der Provinz, daß unser neuerliches Unglück der Teuerung des Brotes zuzuschreiben sei.[3]) Und in der That war ein Zweifel kaum denkbar: das Volk hatte sich empört, weil es hungerte; es wollte Brot haben. Als im Oktober 1789 die Weiber der Vorstädte sich zu dem berüchtigten Zuge nach Versailles versammelten, ertönte von allen Seiten der Ruf: „Wir werden den Bäcker und die Bäckerin zurückbringen.“ Nach Brot schreiend drangen die Weiber in die Nationalversammlung und in das Schloß. Die Mitteilung, daß der König die Verfassung angenommen hätte, beantworteten sie mit der Frage: „Ist das denn auch vorteilhaft? Wird es bewirken, daß die armen Leute in Paris Brot bekommen?“ Als die Beratung der Deputierten sich andern Fragen zuwendete, unterbrachen sie die Redner mit dem Zuruf: „Bringt doch die Schwätzer zur Ruhe; es handelt sich gar nicht darum; wir wollen Brot haben.“ Unter dem Freudengeschrei: „Jetzt werden wir keinen

[1]) Levasseur, Histoire des classes ouvrières en France depuis 1789 jusqu' à nos jours. Paris 1867 Tom. I, p. p. 101, 146, 147, Taine l. c. Tom II, p. p. 3 etc. Edmond et Jules de Goncourt, Histoire de la Société Française pendant la révolution, Paris 1854, p. 218 etc. S. Engländer, a. a O. Bd. 1. S. 45.

[2]) M. Montjoye, L'ami du Roi, des Français, de l'ordre et surtout de la vérité ou Histoire de la Révolution de France et de l'assemblée nationale. Paris 1791 Tom. III, p. p. 38, 39.

[3]) Arthur Young erzählt in seinen Travels during the years 1887 — 89, man habe ihm in Nancy gesagt, das Volk sei halb tot vor Hunger. „Das bestätigt mir, schreibt er, was ich schon oft wahrgenommen habe, daß das Defizit nicht zu einer Revolution geführt haben würde, wenn der Preis des Brotes nicht so hoch gewesen wäre.“

Digitized by Google

Mangel an Brot mehr leiden, wir bringen den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen," wird die königliche Familie nach Paris zurückgeführt.[1]) Ähnlich geht es weiter durch die ganze Revolution hindurch. Wo immer das Volk zur Aussprache kommt, fordert es Brot. —

Arthur Young, dessen Travels during the years 1787—89 eine der wertvollsten Quellen für die Kenntnis der französischen Verhältnisse vor der Revolution bilden, begegnete im Juli 1789 in der Champagne einer Bäuerin, welche zunächst über die schlechten Zeiten klagte und dann erzählte, man hätte ihr gesagt, es gäbe Leute, die für die Unglücklichen der unteren Klassen etwas thun wollten. Eine Hilfe von seiten der Regierung zu erwarten war der vierte Stand um so berechtigter, als bald nach dem Sturze des ancien régime diejenige Körperschaft, welche bis dahin fast ausschließlich die Fürsorge für die Hilfsbedürftigen geleistet hatte, durch den Staat der dazu erforderlichen Mittel beraubt worden war. Indem die Nationalversammlung die geistlichen Güter einzog, mußte sie gleichzeitig der Kirche auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit succedieren. In der That ist denn auch von einzelnen einsichtsvollen Mitgliedern der Nationalversammlung diese moralische und politische Notwendigkeit erkannt worden; sie haben sogar der Volksvertretung detaillierte Vorschläge unterbreitet, in welcher Weise dem Elend gesteuert werden könnte.

Schon in den cahiers finden sich hin und wieder Anträge wegen Verbesserung des Loses der Armen. So verlangt z. B. die Geistlichkeit Gründung von Wohlthätigkeitsanstalten, Arbeiter-Werkstätten, Findelhäusern und Hospitälern, Anstellung von Armenärzten, Befreiung der Armen von der Kopfsteuer, Errichtung öffentlicher Getreidespeicher, Verbot der Agiotage, öffentliche Kontrollierung der Pfandleihhäuser, Fürsorge dafür, daß die Preise der Lebensmittel sich innerhalb gewisser Grenzen halten, und dergl. Gleichzeitig stellt sie ihre Erfahrungen und ihren Geldbeutel zur Verfügung. Ähnliche Forderungen, allerdings in geringerer Zahl, gehen von verschiedenen städtischen Gemeinden aus. In dem Cahier von Riem in der Auvergne wird verlangt, daß allen arbeitsfähigen Armen Beschäftigung, den Invaliden Unterstützung, den Arbeitern und Handwerkern Darlehen zum Ankauf von Utensilien gewährt werden, daß man den vereinigten Reichsständen vorstelle, die Hilfsbedürftigen gehörten ebensowohl der Gesellschaft an wie die Reichen, und es wäre Zeit, daß sie einiger Vorteile des gemeinschaftlichen Lebens teilhaftig würden[2]). Bald nach Beginn der Beratungen der drei Stände richtete der Klerus an die Bourgeoisie das Ersuchen, ihre Aufmerksamkeit der traurigen wirtschaftlichen Lage der arbeitenden Bevölkerung zuzuwenden. Die Vertreter des dritten Standes versicherten zwar in ihrer Erwiderung, sie wären von dem glühendsten Wunsche

[1]) Michelet l. c. Tom. I p. p. 390, 396, 407, 408, 422, Buchez et Roux l. c. Tom III, p. p. 81, 84, 95, 105, 108, 119, 123. Tom. VII, p. 296. Barreau l. c, p. 86.

[2]) Résumé général ou extrait des Cahiers etc. remis par les divers Bailliages, Sénéchaussés etc. à leurs Députés à l'assemblée des Etats Généraux, ouverts à Versailles le 4. Mai 1789, Tom. I., p. p. 176, 180, 181, 183, 184, 186, 188, 206, 271, 278, 301, Tom. III, p. p. 181, 182, 184, 203 etc.

Digitized by Google

beseelt, Abhilfe zu schaffen, thaten aber weiter nichts, als daß sie jenes Ersuchen im Interesse ihrer konstitutionellen Ansprüche fruktifizierten, indem sie in dasselbe das Zugeständnis hineininterpretierten, die privilegierten Stände wären nunmehr bereit, mit ihnen zu einer einheitlichen Körperschaft zusammenzutreten[1]). Bei der Verhandlung über die Grundrechte nahm Malouet das Thema von neuem auf. Leuten, welche mit Entbehrungen kämpfen, ruft er der Nationalversammlung zu, Leuten, welche weder über geistige noch über materielle Mittel verfügen, muß man erst in wahrhaft patriotischer Liebe entgegenkommen, ehe man ihnen in absoluter Weise die Zusicherung geben darf, daß sie rechtlich den Mächtigsten und Reichsten gleich stehen. „Wir haben zu Mitbürgern eine ungeheure Anzahl von Menschen, welche nichts besitzen, welche vor allem erwarten, daß sichere Arbeit, gewissenhafte Polizeiverwaltung und fortwährender Schutz ihnen die Möglichkeit der Existenz verbürgen werden, welche bisweilen nicht ohne Grund sich über den Luxus und die Schwelgerei, die sie vor Augen haben, erregen. . . . Mögen weise Einrichtungen zunächst die glücklichen und unglücklichen Klassen der Gesellschaft einander näher bringen." In einer folgenden Sitzung, in welcher Malouet eingehend den Arbeitsmangel erörterte, welcher durch den Niedergang von Handel und Industrie hervorgerufen wäre, erklärte er die Gesellschaft für gebunden, dafür Sorge zu tragen, daß die Klasse von Bürgern, welche lediglich von ihrem täglichen Lohn lebte, Gelegenheit zur Arbeit fände und sich die für ihren Unterhalt erforderlichen Mittel beschaffen könnte. Er legte der Nationalversammlung einen Plan vor, in welchem die Wege bezeichnet waren, auf denen der Staat seinen Verpflichtungen nachzukommen vermöchte. Danach soll eine Liste aller derjenigen, welch Not leiden, aufgestellt und in jeder Gemeinde ein Büreau zur Nachweisung von Arbeit errichtet werden. Dasselbe hat mit den Unternehmern und Fabrikanten des betreffenden Bezirks Fühlung zu unterhalten. In der Hauptstadt einer jeden Provinz ist eine höhere Instanz einzurichten, welche über die richtige Verteilung der Arbeitsgelegenheiten wacht, und in Paris eine Zentralbehörde zur Ausübung der obersten Leitung. Die erforderlichen Fonds will Malouet durch Taxen und mit Hilfe des Staatskredits aufbringen. Endlich empfiehlt er, daß behufs Vermehrung der Arbeit und Erhöhung der Arbeitslöhne alle Handelskammern und Industrieplätze aufgefordert werden, sich über die Hindernisse gutachtlich zu äußern, welche der Entwickelung des Handels und der Industrie entgegenstehen[2]). Im Oktober 1789, als die Nationalversammlung aus Anlaß einer schändlichen Mordthat über die Notwendigkeit des Erlasses eines Aufruhrgesetzes beriet, erhob Mirabeau warnend seine Stimme. Noch im Juni hatte er an dem kümmerlichen advokatischen Standpunkt festgehalten, man müßte acht geben, daß das Volk nicht verleitet würde, „die Verfassung für Brot zu verkaufen." Durch die Entwickelung der Verhältnisse eines Besseren belehrt, erklärte er nunmehr, wenn das Volk Hunger litte, schwiege alles Andere und müßte schweigen; das dringendste Bedürfnis wäre nicht ein Aufruhrgesetz oder die Errichtung eines Tribunals, sondern

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. I, p. p. 425, 426.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. II, p. p. 201. etc. 218.

Digitized by Google

die Beschaffung der für die Notleidenden erforderlichen Existenzmittel[1]). Umfassende Vorschläge für die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen entwarf im November 1789 Linguet in seiner Schrift: Point de banqueroute. Plus d'enprunt. Er will zunächst die französischen Finanzen durch Gründung einer Nationalbank sanieren, welche hauptsächlich dazu bestimmt ist, Kredit zu gewähren. Dieselbe hat aber auch die weitere Aufgabe, „eine philanthropische Macht" zu werden, indem sie für den Arbeiter und Armen Vorsorge trifft. Zu diesem Zwecke schlägt Linguet vor, daß der Bank die Verpflichtung auferlegt werde, öffentliche Arbeiten auszuschreiben und jedem invalide gewordenen Arbeiter eine Pension zu zahlen. Die Mittel dafür sollen durch einen Gehaltsabzug von zehn Prozent bei allen Anstellungen, sowie durch eine bei Familienfesten, wie Hochzeiten, Taufen u. a., von den Wohlhabenden zu entrichtende Steuer aufgebracht werden[2]). Beachtenswerter ist ein Projekt, welches La Rochefoucauld-Liancourt der Nationalversammlung vortrug. Er befürwortete, daß der gesamte Besitz der Wohlthätigkeitsanstalten auf den Staat überginge, und letzterer sich dagegen verbindlich machte, zur Unterstützung der Notleidenden jährlich fünfzig Millionen aufzuwenden. Behufs Gewährung von Beihilfen soll in jedem Bezirk eine aus Wahlen hervorgegangene Kommission unter der Kontrole Königlicher Beamten errichtet werden. Von der gesamten Summe werden vier Fünftel für die regelmäßige Armenpflege d. h. für die Unterstützung der Kranken, Kinder, Greise und Arbeitsunfähigen, sei es in ihrer Familie, sei es außerhalb derselben in öffentlichen Anstalten, und fünf Millionen — zu denen noch ein von den Gemeinden zu leistender Zuschuß hinzutritt, — zur Beschaffung von Arbeit während der Wintermonate bestimmt. Das letzte Zehntel soll für außerordentliche Notfälle reserviert werden. Am Schlusse seines Berichtes spricht sich La Rochefoucauld für die Gründung von Banken aus, welche einerseits Spareinlagen verzinsen, anderseits für den Fall des Ablebens, der Arbeitsunfähigkeit, Krankheit u. s. w. Versicherungen gewähren[3]).

Die Nationalversammlung hat es nicht gewagt, diese Anregungen im Prinzip zurückzuweisen; im Gegenteil, in verschiedenen ihrer Kundgebungen wird die Notwendigkeit einer Armen- und einer sozialen Gesetzgebung anerkannt. Sie setzte einen „Ausschuß für öffentliche Unterstützungen" ein und erließ im August 1790 an die neu geschaffenen Verwaltungsorgane eine Instruktion, welche in einem besonderen „Bettelei, Hospitäler und Gefängnisse" überschriebenen Kapitel

[1]) Buchez et Roux l. c., Tom. I., p. 447, Tom. III, p. 203.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. III, p. 349. etc.

[3]) Levasseur l. c. Tom I, p. p. 151 etc. S. ferner Suite des idées d'un citoyen sur la réforme de l'administration de la Justice en France et réflexions sur les états-généraux prochains, Octobre 1788, Le Point de ralliement des citoyens français sur les bases d'une constitution nationale et sur les pouvoirs des Députés, Paris 1789 p. p. 98 etc. Bouche, Charte contenant la Constitution Française, Versailles 1789 art VIII etc. Boncerf, de la nécessité et des moyens d'occuper avantageusement tous les gros ouvriers. Paris 1790, B. A. Houard, Moyens et nécessités absolues d'occuper les ouvriers oisifs, ouvrage adressé à l'Assemblée nationale.

Digitized by Google

den Grundsatz aufstellte, „der Vorsorge der Moralisten, der Weisheit des Gesetzgebers“ liege es ob, den Bedürftigen beizustehen; dem, der mittellos sei, müsse geholfen werden, nicht nur wenn er zum Arbeiten zu jung oder durch Alter geschwächt sei, sondern auch so lange ihm, während er seine volle Kraft besitze, die Gelegenheit zum Erwerb fehle. „Die Nationalversammlung“, heißt es eben dort, „will ein System von Unterstützungen aufstellen, welches die Nation, die Moral und die Politik nicht mißbilligen können, und dessen Grundlagen in einer unzerstörbaren Verbindung mit der Verfassung stehen [1].“ In einem von der Kommission zur Verhütung der Bettelei erstatteten Berichte wird aufgeführt, daß „jeder Mensch ein Recht auf Unterhalt habe“, und daß „dieser fundamentalen Wahrheit in der Erklärung der Menschenrechte ein Platz einzuräumen sei.“ Daran schließt sich die Folgerung, daß die Gesellschaft die Pflicht habe, „dem Elend vorzubeugen oder doch ihm abzuhelfen, denjenigen, die für ihr Leben arbeiten müssen, Gelegenheit dazu zu verschaffen, sie zu zwingen, wenn sie sich weigern, und die infolge von Alter oder Gebrechen Arbeitsunfähigen ohne Gegenleistung zu unterstützen.“ Wo eine Klasse von Menschen ohne Existenzmittel sei, da liege eine Verletzung der Rechte der Menschheit vor, da sei das soziale Gleichgewicht zerstört [2]. Der Titel IV. der Verfassung von 1791 enthält denn auch die Zusage, daß eine „allgemeine Anstalt für öffentliche Unterstützungen errichtet und organisiert werden soll, um verlassene Kinder zu erziehen, bedürftige Arbeitsunfähige zu unterhalten und solchen Leuten, welche zu arbeiten im stande sind, aber keine Verwendung finden, eine solche zu verschaffen.“ Nicht minder verheißungsvolle Äußerungen liegen seitens der gesetzgebenden Versammlung vor. Das Décret relatif aux hopitaux, maisons et établissemens de secours vom 19./22. Januar 1792 erkennt an, „daß die Linderung der Armut die heiligste Pflicht einer Verfassung sei, welche auf den unverjährbaren Rechten der Menschheit ruhe und ihren Bestand durch die Zufriedenheit und das Glück aller Individuen sichern wolle“ [3]. In einem an die französische Nation gerichteten Aufruf, dessen Verfasser Condorcet ist, erklärt die Volksvertretung, es sei ihre Aufgabe, „ein brüderliches System öffentlicher Unterstützungsanstalten“ zu organisieren, um den Unglücklichen Trost zu spenden, ohne ihn zu erniedrigen, den Bedürftigen Hilfe zu gewähren, ohne daß dem Müßiggange Vorschub geleistet werde, und verlassene Kinder für das Vaterland zu erziehen. Der Teil der Bürger, welcher zwar mit gleichen Rechten wie die Übrigen geboren, aber der Vorteile des staatlichen Zusammenlebens beraubt sei durch unvorhergesehene Unglücksfälle, durch die Wirkungen der Ungleichheit des Vermögens, durch Mangel an Bildung, der das Elend noch elender mache, durch Roheit der Sitten, welche sich an Unwissenheit anschließe, — alle diese seien zu der Forderung berechtigt, daß die Gesellschaft „die Fehler der Notwendigkeit und Natur“ wieder gut mache, die von dem Schicksal gestörte Gleichheit wieder her-

[1] Duvergier l. c. Tom. I, p. 302.
[2] Levasseur l. c. Tom. I, p. 151.
[3] Duvergier l. c., Tom. IV, p. p. 48, 49.

Digitized by Google

stelle und der kraftlosen Armut die Würde des Menschen, den imposanten und geheiligten Charakter der Freiheit erhalte oder wiedergebe[1]).

Was hat nun das Bourgeoisie-Regiment gethan, um diese schönen Worte einzulösen? Die Antwort darauf enthält ein Spottgedicht aus dem Jahre 1790, betitelt Chanson d'un charbonnier:

„Avec ces dix-huit livres
Je vivrais pendant un mois;
Tandis qu'ils font des livres
Nous sommes tous aux abois."[2])

Unter den zahlreichen Dekreten aus den Jahren 1789—1792 befindet sich eine geringe Zahl solcher, durch welche überschwemmten oder von Feuersbrünsten heimgesuchten Gemeinden und Bezirken Zuwendungen aus Staatsfonds gemacht wurden.[3]) Einige Städte erhielten zum Zweck „der allgemeinen Wohlthätigkeit", „der öffentlichen Unterstützung", des Ankaufs von Getreide und Mehl u. a. Darlehne oder Beihilfen.[4]) Ferner bewilligte die Volksvertretung mehrmals Kredite und Subsidien für verschiedene Hospitäler, Findelhäuser, Taubstummen-Institute, Blindenanstalten, Armenhäuser u. s. w.[5]) Es wurden Kommissare ernannt, welche freiwillige Beiträge zu gunsten der Hilflosen in Empfang zu nehmen hatten; bisweilen veranstalteten die Gesetzgeber auch selbst Sammlungen. Allein mit solchen vereinzelten Almosen wurde wenig erreicht.[6]) Im Vergleich zu den Zeiten des ancien régime deteriorierte sich die Lage der Armen und Hilfsbedürftigen immer weiter, weil die Gaben des Staates beträchtlich hinter dem zurückblieben, was früher die Kirche gethan hatte. Zwar war in dem Dekret vom 2)./22. April 1790 die Zusage erteilt worden, daß die eingezogenen geistlichen Güter zum Teil im Interesse der Armenpflege verwendet werden sollten, und das Dekret vom 5/10 April 1791 hatte den Wohlthätigkeitsanstalten ihre bisherigen Renten zugesichert sowie Ersatz für die aufgehobenen Zehnten, Bannrechte und sonstigen feudalen Bezüge; aber die fiskalischen Kassen lösten diese Versprechungen nicht ein. Im Nord-Departement beispielsweise verblieben den Spitälern und Gemeinden von ihrem Einkommen von 480 000 Livres nur 10 000 Livres. Alle Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten gingen sichtlich zu Grunde, „seitdem

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIII, p. p. 259 etc.

[2]) Lettre de Rabelaix, ci-devant curé de Meudon aux 94 rédacteurs des actes des apôtus. Paris 1790. Die Abgeordneten erhielten 18 Livres Diäten. —

[3]) S. z. B. die Dekrete vom 16., 18., 21., 26. November, 8. Dezember 1790, 22. Dez. 1791, 20. Juni, 8./14. September 1792 bei Duvergier l. c. Tom. II, p. p. 26, 28, 29, 56, 89, Tom. IV, p. p. 31, 223, 433.

[4]) S. z. B. die Dekrete vom 13., 20./29., 26. September, 26./28. Dezember 1791, 19./22. Januar, 9./14. März, 5./12., 20./22. Juli 1792 bei Duvergier l, c. Tom. III, p. p. 267, 330, 367, Tom. IV, p. p. 32, 48, 49, 80, 241, 242, 261, 271.

[5]) S. z. B. die Dekrete vom 18. Juni 1790, 8./25. und 21./29. Juli, 4./12. September, 28. September, 12. Oktober 1791, 19./22. Januar, 10./12. und 26. August, 10./14. September 1792 bei Duvergier l. c. Tom. I, p. 212, Tom. III, p. p. 98, 99, 130, 257, 402, Tom. IV, p. p. 48, 49, 291, 367, 440 etc.

[6]) Buchez et Roux, l. c. Tom. II, p. p. 137, 138.

Digitized by Google

die speziell für ihre Erhaltung bestimmten Mittel von dem nimmer satten Staatssäckel verschlungen wurden."[1])

Den oben erwähnten Anregungen einer systematischen sozialen Gesetzgebung hat das Bourgeoisie-Regiment keine Folge gegeben. In seiner Histoire de la Révolution française bezeichnet Michelet das Malouetsche Projekt als „einen sehr gefährlichen Anschlag" der royalistischen Partei gegen die Revolution; dasselbe habe darauf abgezielt, der Regierung eine bedenkliche Machtbefugnis in die Hand zu geben und dadurch „den König zum Chef aller Armen, vielleicht zum Heerführer aller Bettler gegen die Nationalversammlung zu machen."[2]) Genau ebenso raisonnierte die letztere. „Die Regierung verlangt Brot und Soldaten, um das Volk zu unterdrücken," rief Robespierre aus, und auf die Bourgeois wirkte diese Prognose so überzeugend, daß sie den erwähnten Antrag in eine Kommission verwiesen und dort begraben ließen. Mirabeau's Warnung im Oktober 1789 blieb unbeachtet; anstatt der Frage eines Armengesetzes näher zu treten, votierte man ein Dekret, durch welches der bewaffneten Macht die Befugnis zum Gebrauch der Waffe erteilt wurde, wenn eine Volksmasse der Aufforderung sich zu zerstreuen nicht Gehorsam leistete. Ein ähnliches Schicksal erfuhren alle übrigen Vorschläge, welche an die Volksvertretung herantraten.

Allerdings hat die Bourgeoisie auch nach einer zwiefachen Richtung hin Versuche gemacht, durch einzelne organisatorische Maßregeln den unteren Klassen zu Hilfe zu kommen; allein dieselben sind nicht dazu angethan, um von der moralischen Begabung und dem politischen Verständnis des dritten Standes eine höhere Vorstellung zu erwecken. —

Ende 1789 wurden in Paris öffentliche Werkstätten eingerichtet, in welchen stellungslose Arbeiter gegen einen Tagelohn von 30 Sous Beschäftigung finden sollten. Ein Dekret vom 30. Mai/13. Juni 1790 erweiterte das Unternehmen und überwies einem jeden Bezirk die Summe von 30 000 Livres für nützliche Arbeiten. Weitere Zuwendungen für einzelne Distrikte folgten, und schließlich wurde eine für das ganze Land bestimmte Subvention bewilligt. Im Dezember 1790 waren in der Nationalversammlung die traurigen Verhältnisse in Versailles zur Sprache gebracht worden, wo 41 000 Arbeiter sich vergeblich um Verwendung bemühten. Ihre Spaten in der Hand hatten die Unglücklichen sich zuletzt an die Behörden gewandt; aber ihre Bitte um Arbeit war unerfüllt geblieben. Aus diesem Anlaß wurde in der Nationalversammlung der Antrag gestellt, zur Unterstützung der Arbeitsunfähigen und zur Errichtung von Werkstätten einen Kredit von 125 000 Livres zu gewähren. Von anderer Seite machte man geltend, eine derartige Maßregel wäre unzulänglich; es müßte ein genereller Gesetz-Entwurf über öffentliche Arbeiten vorgelegt werden. Aus diesen Verhandlungen ging dann das Dekret vom 16./19. Dezember 1790 hervor, welches die Summe von 14 Millionen auswarf, um in sämtlichen Bezirken zu gunsten der Beschäftigungslosen

[1]) Duvergier l. c. Tom. I, p. 152 u. Tom. II, p. p. 285, 286. Taine l. c. Tom. II. p. 203.

[2]) Michelet l. c. Tom. I. p. 323.

Digitized by Google

verwendet zu werden. Nach Artikel 2 sollten sich die Bezirke sofort in 6 640 000 Livres gleichmäßig teilen; die Bezirksdirektoren wurden angewiesen, „unverzüglich Arbeiten in Angriff zu nehmen, welche den Bedürfnissen der notleidenden Bevölkerung angepaßt und für den Staat beziehungsweise des Departement von Nutzen oder Interesse wären." Bezüglich des Restes der votierten Summe behielt die Nationalversammlung sich die Bestimmung vor, bis man die Lage der einzelnen Bezirke übersehen könnte.[1] Indes, schon die bewilligte Summe war ungenügend; und zudem ist sie gar nicht einmal voll zur Auszahlung gekommen. Die Pariser Werkstätten gingen an ihrer elenden Organisation zu Grunde. Da es an einer genügenden Aufsicht fehlte, wurden sie alsbald zum Sammelplatz verbummelter Subjekte. Nachdem eine Revolte ausgebrochen war, welche nur mit Mühe von Lafayette niedergeschlagen wurde, richtete der Maire von Paris an die Nationalversammlung das Ersuchen, die „Ateliers" aufzuheben oder „durch ein besseres System zu ersetzen." Die verschiedenen Experimente, die man demnächst anstellte, schlugen sämtlich fehl.[2]

Auch in das Verkehrsleben hat das Bourgeoisie-Regiment reglementierend eingegriffen. Durch das Dekret vom 29. August/21. September 1789, welches den Kornhandel freigab, wurde gleichzeitig jeder Transport von Getreide und Mehl gewissen Kautelen unterworfen und die Ausfuhr untersagt. Um der Gefahr einer übermäßigen Preissteigerung vorzubeugen, hielt die Pariser Munizipalverwaltung während des ersten Revolutionsjahres an der schon zur Zeit des ancien régime eingeführten Taxe von 3 Sous für das Pfund Brot fest; sowohl damals als auch später, nach Aufhebung der Taxe, wurden auf Staatskosten im Auslande große Getreideankäufe gemacht. Endlich bestimmte ein Dekret vom 16./17. September 1792: In anbetracht, „daß alle Besitzer von Korn gegenüber den Gefahren, welche die Freiheit bedrohen, sich nur als einfache Depositäre ansehen dürfen," wird befohlen, daß in jeder Gemeinde und bei allen Händlern der Bestand der Getreidevorräte aufgenommen und sodann unverzüglich „das Quantum Getreide festgesetzt werde, welches eine jede Gemeinde an die öffentlichen Märkte zu bringen hat."[3] Allein diese Maßregeln verfehlten schon um dessentwillen ihren Zweck, weil sie nicht aus der spontanen Entschließung der Bourgeoisie hervorgegangen waren; man taxierte das Brot aus Furcht vor den Fäusten des Pariser Pöbels, die Einschränkungen des Getreidehandels wurden unter dem erschütternden Eindruck des Sturmes auf die Tuilerien und der Septembermorde votiert. Sodann erwies sich alles, was man anordnete, alsbald als unvollkommen oder verkehrt, das Elend nahm nicht nur ab, sondern steigerte sich zusehends. Bereits im Beginn

[1] Buchez et Roux l. c. Tom. VIII, p. p. 210 etc. S. auch die Dekrete vom 30. Mai/13. Juni, 30. August, 4. u. 16./19. Dezember 1790, 18./19. Juni 1791 bei Duvergier l. c. Tom. I, p. p. 195, 196, 350, 351, Tom. II, p. p. 69, 101, 102, Tom. III, p. p. 46, 47.

[2] Levasseur l. c. Tom. I, p. p. 148 etc., Coquelin et Guillaumain, Dictionnaire de l'Economie politique Tom I. p. 93. S. Engländer, a. a. O. Bd. I. S. 6, 42, 43. I. P. de Smith, Eclaircissements adressés au Département sur quelques faits avancés contre moi, dans la dénonciation faits par les administrateurs de la Municipalité aux Travaux publiés.

[3] Duvergier l. c. Tom. I, p. p. 38, 39, Tom. IV, p. p. 455, 459.

Digitized by Google

des Jahres 1793 kostete das Brot, wie an einer späteren Stelle nachgewiesen werden wird, das Doppelte dessen, was im Jahre 1790 bezahlt worden war.

Seitens des Radikalismus beeilte man sich, aus der Lage der Dinge Kapital zu schlagen; in Flugschriften und in der periodischen Presse sucht man die arbeitenden Klassen gegen die Bourgeoisie aufzuhetzen, indem man letztere als verantwortlich für alles Elend hinstellte. Werden denn nicht endlich, heißt es in der Flugschrift Le plus original des cahiers, die Deputierten „das längst versprochene Huhn in den Topf bringen? Wolle Gott, daß das alte Tier nicht gar zu zähe sei, und jeder ein Stückchen abbekomme." „Nächstens, höhnt ein anderes Pamphlet, werden wir uns in unsere neue erhabene Verfassung so eingelebt haben, daß wir Brot und Suppe gar nicht mehr bedürfen." Am schärfsten geht Marat vor. In einer Nummer des Ami du Peuple vom Sommer 1789 belehrt er das Volk, daß es nur ein „Phantom" besitze, daß es dem Glück ferner stehe denn je. „Und wenn du dich nur dem Ende des Elendes näherteft! Aber nein! es wächst immer mehr. Die schönen Sommertage fliehen mit reißender Geschwindigkeit; in kurzem wird die Kälte des Winters den Bedürfnissen, welche dich plagen, neue hinzufügen." Bald darauf erklärt er die Mittellosen aller Pflichten gegen das Vaterland für entbunden, weil dasselbe ihnen nichts biete. „Die Unglücklichen; die durch ihre Entblößung von jedem Amt ausgeschlossen sind, die Unglücklichen, die kein anderes Los zu erwarten haben als Knechtschaft und Kümmernis, sind dem Staate nichts schuldig, nichts, ganz und gar nichts, wenigstens so lange, als der Staat nicht aus Scham über den Zustand der Verwahrlosung, in dem er sie läßt, anfängt, ihnen die Mittel zu gewähren, um sich aus ihrer kläglichen Lage zu befreien."[1])

So klar nun auch die Gefahren, welchen die Wirtschaftspolitik das Bourgeoisie-Regiments entgegentrieb, zu Tage traten, man schenkte denselben keine Beachtung. Im Gegenteil! Dem ersten Fehler, daß man das Prinzip der Erwerbsfreiheit nicht durch die im Interesse der besitzlosen Stände gebotenen Maßregeln korrigierte, fügte man alsbald einen zweiten hinzu, indem man jenes Prinzip in der selbstsüchtigsten Weise interpretierte. Duport hat der Nationalversammlung einmal vorgehalten, ein großer Teil der Franzosen habe eine völlig verkehrte Auffassung von dem Begriff der Freiheit; dieselbe sei ihnen lediglich „der Ausdruck eines persönlichen und absoluten Rechts, ohne irgend welche Beziehung zu ihren Nachbarn und Mitbürgern, eine destruktive Vorstellung, welche sich aber vortrefflich allen gemeinen Leidenschaften der Selbstsucht, des Neides und der Niederträchtigkeit anpasse." Diese Kritik ist insbesondere für die Auffassung der wirtschaftlichen Freiheit, wie sie sich in dem Gehirn des Bourgeois gestaltete, zutreffend.

Durchaus berechtigt war es, wenn ein großer Teil der Bourgeoisie verlangte, daß der Grundsatz der wirtschaftlichen Freiheit dem Auslande gegenüber einge-

[1]) Le plus original des cahiers, Extrait de celui d'un Fou qui a de bons momens. 1789, p. 18, La Papilotte 1790, Marat, Ami du Peuple No. 8, 73, 74. Observations patriotiques. Paris 1789, No. II, p. 27, Le Coup d'Equinoxe, Paris 1789, Qui est-ce donc qui gagne à la révolution. Paris 1790, p. p. 17 etc.

Digitized by Google

schränkt würde. Im September 1786 hatte Frankreich mit Großbritannien einen Handelsvertrag abgeschlossen, durch welchen der Eingangszoll für englische Manufakturen von 30—34 auf 10—15 Prozent ad valorem herabgemindert worden war. Da man auf dem Kontinent damals noch mit dem Spinnrade arbeitete, während jenseits des Kanals bereits der Maschinenbetrieb überwog, so war die notwendige Folge jener Zollermäßigung gewesen, daß die billiger und besser hergestellte englische Ware den französischen Markt überschwemmt hatte. Manche Fabriken waren gezwungen worden zu liquidieren, andere vermochten nur ein kümmerliches Dasein zu fristen. Durch diese Erfahrung belehrt, daß — wie es in einem Cahier heißt — derartige Handelsverträge den französischen Manufakturen „den tödlichsten Streich" versetzten, hatten die Vertreter der Industriebezirke in der Nationalversammlung guten Grund, die Einführung von Prohibitivzöllen zu fordern; im Unrecht waren die Advokaten, welche es durchsetzten, daß durch Gesetz vom 2./15. März 1791 ein Tarif eingeführt wurde, der nur wenige Artikel von der Einfuhr ausschloß, die Rohstoffe freiließ und die Manufakturen mit einen Wertzoll von nur 5—15 Prozent belegte.[1]) Der Schutz der nationalen Arbeit war nicht nur im ökonomischen Interesse der Besitzenden erfordert; auch das Wohl der Allgemeinheit gebot ihn. Allein man unterwarf die wirtschaftliche Freiheit auch noch anderen Restriktionen, welche nicht nur nichts mit dem gemeinen Wohl zu thun hatten, sondern demselben geradezu zuwiderliefen. —

Die Neigung dazu tritt schon in den cahiers des dritten Standes hervor. Es läßt sich nichts dagegen einwenden, daß einzelne derselben die Einfuhr englischer Waren beschränkt oder die einheimische Rhederei bevorzugt wissen wollen. Eine große Zahl Gemeinden stellt aber, obwohl sie sich im Prinzip für Erwerbsfreiheit ausspricht, doch daneben Petita, welche lediglich darauf abzielen, ihre Sonderinteressen auf Kosten des Ganzen zu fördern. Paris z. B. verlangt ein Verbot der Einfuhr fabrizierten Kupfers; La Rochelle wünscht, daß die französischen Kolonien dem Auslande völlig verschlossen werden. Mehrere Städte fordern die Gewährung von Staatsprämien oder sonstigen Unterstützungen für ihren speziellen Handel. Andere protestieren dagegen, daß an ihren alten Steuerbefreiungen oder sonstigen Privilegien gerührt werde. Selbst innerhalb der einzelnen Gemeinden machen sich egoistische Bestrebungen geltend. Die Goldschmiede von Nantes z. B. beanspruchen, daß niemandem außer ihnen gestattet werde, mit inländischen Gold- und Silberwaren zu handeln, altes Gerät aus Edelmetallen in öffentlichen Auktionen zu kaufen, oder dasselbe einzuschmelzen und zu verarbeiten. Die Tuchhändler von Nantes verlangen, daß ihnen die Bevorzugungen weiter gewährt

[1]) Dekrete 2./15. März, 22. Juni/10. Juli, 21./29. Juli, 28. Juli/1. August, 6./22 August 1791, 28. Juli/1. August 1792 bei Duvergier l. c. Tom. II, p. p. 215 etc., Tom. III, p. p. 56, 127 etc., 152 etc., 182 etc., Tom. IV, p. p. 273 etc. Levasseur l. c. Tom. I. p. p. 126 etc. Die Nationalversammlung erließ übrigens Einfuhrverbote und bewilligte Exportprämien. S. z. B. die Dekrete vom 4./24. April, 4. März/13. Mai, 7. März/10. April 1791 bei Duvergier l. c. Tom. II, p. p. 236, 244.

Digitized by Google

werden, welche sie von den alten Herzögen der Bretagne und den Königen von Frankreich erhalten haben. Seitens der Perückenmacher von Nantes wird der Antrag gestellt, daß die Ausstellung neuer Meisterbriefe oder Diplome als Damen-Friseure untersagt werde. Die Schlosser wollen ein Verbot fabrikmäßig gearbeiteter Schlüssel haben u. s. w[1]).

Durch Dekret vom 2./17. März 1791 wurde der Grundsatz zur gesetzlichen Anerkennung gebracht, „daß es jedermann frei stände, nach seinem Belieben ein Geschäft zu betreiben, eine Profession, eine Kunst oder ein Handwerk auszuüben." Ein weiteres Dekret vom 27. September 1791 beseitigte jede staatliche Vormundschaft über die Industrie; dieselbe blieb nur noch den aus allgemein polizeilichen oder hygienischen Rücksichten ergangenen Anordnungen unterworfen. Durch die Verfassung vom 3./14. September 1791 wurde endlich bestimmt: „Es giebt weder Zünfte noch Korporationen zum Zwecke des Betriebes von Professionen, Kunstgewerben oder Handwerken[2])." Thatsächlich war die Handels- und Gewerbefreiheit schon unmittelbar nach den Beschlüssen vom 4. August 1789 in Kraft getreten. Daraus, daß in denselben die Aufhebung aller Gilden und Zünfte ausgesprochen worden war, hatte jedermann die Befugnis herleiten zu dürfen geglaubt, nach freier Neigung einen Erwerbszweig zu wählen. Die Gesellen und Lehrlinge hatten ihren Meistern den Rücken gekehrt und sich selbständig gemacht. Im August schreibt Camille Desmoulins: „Der Schneidermeister, der Schuhmachermeister, der Perückenmachermeister — sie werden Thränen weinen; aber die Lehrlinge werden sich freuen, und in den Mansarden wird man illuminieren. O du reizende Nacht, vere beata nox!" Wie richtig diese Prognose in ihrem ersten Teil war, stellte sich binnen kurzem heraus. Die Folgen des schrankenlosen Wettbewerbs machten sich alsbald in den Taschen der Meister fühlbar, und schon diese erste Probe hält ihre Freiheitsliebe nicht aus. Trotzdem sie hohe Abfindungen erhalten — die Barbiere allein z. B. 22 Millionen Livres — machen sie gegen die neue Ordnung der Dinge sofort Front. Die Perückenmacher richten an die gesetzgebende Gewalt eine Beschwerde, in der es heißt: „Zwischen uns und unseren Lehrlingen ist eine verderbliche Konkurrenz entstanden. Unsere Lehrlinge berauben uns der Kundschaft, welche wir ihnen anvertraut hatten. Unser Gewissen schreibt uns gebieterisch vor, euch zu erklären, daß man bei der Wahl der für unsere Profession bestimmten Personen gar nicht Vorsicht genug treffen kann[3])." Die Pariser Metzger verlangen, daß die Eröffnung neuer Fleischbänke untersagt werde[4]). Die Schauspieler der Theater français widersetzten sich der Aufhebung des Privilegs, durch welches

[1]) Résumé général ou extrait des cahiers etc. Tom. III, p. p. 353, 361, 367, 369, 374, 377, 483, 492, 494, 497, 498, 531, Buchez et Roux l. c. Tom. I, p. p. 334, 335.

[2]) S. insbesondere den Artikel 7 des Dekrets vom 2. 17. März 1791 bei Duvergier l. c. Tom. II, p. p. 230 etc. Durch besondere Gesetze wurden später noch beseitigt die Vorrechte der Bank- und Handels-Agenten, Mäkler u. a. S. die Dekrete vom 21. April/8. Mai und 13. Mai 1791 bei Duvergier l. c. Tom. II, p. p. 324, 360.

[3]) Buchez et Roux, l. c. Tom. VII, p. 198. S. auch die Petition der Perückenmacher von Auxerre bei Levasseur l. c. Tom. I. p. 113.

[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. II, p. 356.

Digitized by Google

ihnen die Aufführung gewisser klassischer Dramen vorbehalten und ein Vorzugsrecht bezüglich neuer Dichtungen eingeräumt worden war[1]). Die Schuhmacher fordern, daß jeder, welcher Schuhwerk unter einem bestimmten Preise verkaufe, des Landes verwiesen werde, die Schneider, daß man ihren Kollegen vom Flickhandwerk die Anfertigung neuer Kleider untersage. Beide, Schuhmacher und Schneider, agitieren für Wiedereinführung der alten „Reglements“[2]). Nur eine einzige Petition für Aufhebung des Zunftwesens ist bei der Nationalversammlung eingegangen, und dieses Unikum erklärt sich aus Gründen, welche mit der Gewerbefreiheit in keinem Zusammenhange stehen[3]). Wie die einzelnen Stände, so treiben es die einzelnen Gemeinden. Mit den Privilegien des ancien régime waren auf die zahlreichen Zölle, die feudalen Marktrechte, die provinziellen und sonstigen den Verkehr lähmenden Vorrechte beseitigt worden. Durch ein besonderes Edikt hatte die Nationalversammlung außerdem noch besonders bestimmt, daß „der freie Umlauf des Getreides in dem Königreich nicht gehindert und die Bauern nicht gezwungen werden dürften, Korn unter dem Marktpreise zu liefern“[4]). Auch dagegen wird seitens der städtischen Gemeinden, welche sich geschädigt glauben, Einspruch erhoben; einige unter ihnen lehnen sich geradezu gegen das Gesetz auf, indem sie die ausdrücklich beseitigten Bestimmungen weiter zur Ausführung bringen[5]). Nicht ganz ohne Grund heißt es in einer Flugschrift aus dem Jahre 1791, die Bourgeois seien der Revolution viel feindlicher geworden als die römischen Patrizier den Plebejern, nachdem sie erkannt, daß die Freiheit keinen Wert mehr habe, wenn die ganze Welt sie genieße[6]).

Weder den Perückenmachern noch den Schustern und Schneidern gelang es, ihre Forderungen durchzusetzen. Sie vertraten immer nur die Interessen einer einzelnen Spezies der Bourgeoisie, und es ist daher leicht erklärlich, daß die Nationalversammlung es ablehnte, ihnen zuliebe die Revolution durch eine Vergewaltigung des Grundsatzes der Freiheit zu kompromittieren, zumal es sich dabei um eine offenkundige Rückkehr zu der alten Privilegienwirtschaft handelte. Darüber hinaus aber versagte das politische Verständnis der Gesetzgeber. Sobald Fragen auftauchten, welche die Gesamt-Interessen des dritten Standes berührten, haben die Vertreter desselben kein Bedenken getragen, unter handgreiflicher Verletzung der Menschenrechte lediglich den Eingebungen ihres Egoismus zu folgen. Nach dieser Richtung hin sind insbesondere die Dekrete charakteristisch, durch welche die Nationalversammlung den Arbeitgeber gegen jede Schädigung durch Koalitionen der Arbeitnehmer zu schützen suchte.

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. VIII, p. 323.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. II, p. 312. Taine l. c. Tom. II, p. 101, Michelet l. c. Tom. I, p. p. 345, 346.

[3]) Levasseur l. c. Tom. I, p. 112.

[4]) S. Dekrete vom 29. April/2. Mai 1790 bei Duvergier l. c. Tom. I, p. 160.

[5]) Levasseur l. c. Tom. I, p. p. 125, 126.

[6]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIV, p. 191.

Digitized by Google

Einen notwendigen Bestandteil einer auf dem Prinzipe der Freiheit gegründeten Organisation bildet die Befugnis der wirtschaftlich Schwachen sich zu verbinden, ihre Kräfte, welche vereinzelt zum Kampf ums Dasein nicht ausreichen, zusammenzulegen und dadurch eine Kollektivkraft zu schaffen, welche sie gegen Ausbeutung durch die wirtschaftlich Starken zu schützen vermag. Die Freigabe des Vereinswesens ist ein notwendiges Korrelat der Freigabe des Erwerbes; in der Grundidee des Staates liegen beide als gleichberechtigte, sich ergänzende Postulate, weil beide gleich notwendig sind zur Erhaltung der größtmöglichen Zahl seiner Angehörigen. Insbesondere muß die Arbeit das Recht besitzen, sich gegen das Kapital zu koalitionieren; andernfalls würden die Besitzlosen bezüglich der Beschaffung ihrer Existenzmittel in eine für den Staat unannehmbare Abhängigkeit von den Besitzenden geraten. Die Frage, in wie weit das Vereinsrecht mit Rücksicht auf die Interessen der Allgemeinheit gewissen Schranken zu unterziehen sei, darf hier unerörtert bleiben. Für die Zwecke der vorliegenden Untersuchung genügt es festzustellen, daß der Staat mit der ihm gesetzten Aufgabe in Widerspruch treten würde, wenn er den Arbeitnehmern allgemein untersagte, zur Wahrnehmung ihrer Interessen gegenüber den Arbeitgebern Verbindungen einzugehen. In der französischen Revolution machte sich die politische Notwendigkeit, das Vereinsrecht zu respektieren, noch besonders dringend geltend. Marat richtete im Juni 1791 im Ami du Peuple an die Nationalversammlung die Warnung, sie möchte doch einen Teil der Zeit, „welche sie mit so vielen leeren Diskussionen, mit so vielen lächerlichen Debatten vertrödelte", der Arbeiterfrage widmen, und führte zur Begründung dafür an, „eine Hand voll Schurken nährte sich mit dem Schweiß der Unglücklichen und raubte denselben in barbarischer Weise die armseligen Früchte ihrer Arbeit[1])." So übertrieben auch die Behauptung vielleicht war, etwas Richtiges lag ihr zu Grunde. Die tiefe Depression, unter welcher Handel und Industrie litten, gefährdete — wie das bei wirtschaftlichen Krisen meist der Fall ist — in erster Reihe den Arbeitnehmer; der Niedergang der Geschäfte hatte eine Zunahme des Angebots von Arbeitskräften und eine Abnahme der Nachfrage zur Folge, so daß die Tendenz des Lohnmarktes sich zu gunsten der Arbeitgeber stellte. In gleicher Richtung wirkte die Aufhebung aller bisherigen gesetzlichen Einschränkungen des Erwerbslebens, weil durch sie ebenfalls die Zahl der Bewerber um Arbeit vermehrt wurde. Um diese Begünstigung des Arbeitgebers durch die Lage der Verhältnisse zu paralysieren, stand den Arbeitnehmern nur das eine Mittel zu Gebote, daß sie sich zu größeren Vereinigungen zusammenschlossen und ihre Forderungen gemeinsam geltend machten.

Die Bourgeoisie beeilte sich, ihnen die Möglichkeit dazu abzuschneiden. Sie glaubte ihre eigenen Interessen besser gewahrt, wenn sich der Gegensatz zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte zu einem Kampfe zwischen Individuum und Individuum gestaltete. In dem richtigen Kalkül, daß dann das Kapital die ausschlaggebende Bundesgenossenschaft des Hungers für sich haben

[1]) No. CDLXXXVII vom 12. Juni 1791.

Digitized by Google

mußte, trug die Nationalversammlung kein Bedenken, das Vereinsrecht in einer Weise zu beschränken, welche dasselbe für die Arbeitnehmer völlig wertlos machte.

Letztere suchten sich gegen die Übermacht der Arbeitgeber zunächst dadurch zu schützen, daß sie Fixierung des Lohnes durch den Staat, beziehungsweise die Gemeinde forderten. Die im Schneiderhandwerk beschäftigten Pariser Arbeiter petitionierten bei der Kommune um Garantierung eines Tagelohns von 40 Sous. Die Zimmergesellen und Druckergehilfen wollten nicht nur die Bestimmung eines Lohnminimums, sondern sie verlangten auch, daß ihre Meister in der Wahl ihrer Arbeitskräfte beschränkt würden. In den Provinzen, insbesondere in Lyon, plaidierte man gleichfalls für eine Tarifierung des Lohnes[1]). Man wünschte, wie es in einem im September 1790 an die Nationalversammlung gerichteten Memoire heißt, ein Dekret zu haben, welches den Arbeitslohn allgemein entsprechend dem Werte von drei Pfund Brot, zwei Pfund Fleisch und zwei Sous normierte[2]). Die Bourgeoisie setzte allen diesen Bestrebungen sofort einen so hartnäckigen Widerstand entgegen, daß die Arbeiter sich genötigt sahen, einen anderen Weg einzuschlagen. Da die Nationalversammlung und der Stadtrat ihnen keine gesetzliche Fixierung des Lohnes konzedieren wollten, so beschlossen sie eine solche durch den Zwang der Thatsachen herbeizuführen. Es bildeten sich Vereine, welche für die verschiedenen Leistungen Minimallöhne feststellten und nicht nur ihren Mitgliedern, sondern jedem, der sich in dem betreffenden Erwerbszweige um Beschäftigung bewarb, die Annahme eines geringeren Lohnes untersagten[3]). Die Stadtverwaltung versuchte es, der Bewegung durch väterliche Ermahnungen Herr zu werden. In einer Proklamation an die Pariser Bevölkerung aus dem April 1791 führte sie aus: Alle Bürger sind vor dem Gesetze gleich; aber sie sind es nicht und werden es nie sein in ihren Fähigkeiten, in ihren Talenten und in ihren Hilfsmitteln; die Natur hat es nicht gewollt, daher darf man sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß es je gelingen könne, allen einen gleichen Gewinn zu sichern. Ein Gesetz, welches die Höhe des Arbeitslohnes festlegte und jedem die Aussicht nähme, mehr zu erwerben als die anderen, wäre ungerecht. In gleichem Sinne sprachen sich die Révolutions de Paris aus; sie bezeichneten es als tyrannisch und absurd, einem dritten die Befugnis einzuräumen, sich zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer einzudrängen und denselben seinen Willen aufzuzwingen[4]). Für solche abstrakte Argumentationen hatte der Arbeiter aber nur taube Ohren. Die erwähnten Vereine fühlten sich durch dieselben so wenig überzeugt, daß sie zur Gewalt schritten. Infolge der Ruhestörungen, die entstanden, sah die städtische Behörde sich zu einem energischen Auftreten genötigt; durch ein Dekret, dessen Motivierung die Ausführungen der April-Proklamation wiederholte, erklärte sie die Beschlüsse der Vereine für „nichtig und verfassungswidrig" und

[1]) Levasseur l. c. Tom. I, p. 135.
[2]) Levasseur l. c. Tom. I, p. 137. Moniteur 17. September 1790.
[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. X, p. p. 102, 103.
[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. IX, p. p. 444, 445 etc. Tom. X, p. 106.

Digitized by Google

ordnete an, daß bei Ansammlungen von Arbeitern die Polizeimannschaften auf die erste Requisition hin einzuschreiten hätten[1]).

Zweifellos hatte die Bourgeoisie recht, wenn sie die Tarifierung des Lohnes bekämpfte. Eine jede solche Maßregel gefährdet die Güterproduktion; sie läuft notwendig auf eine Begünstigung der Trägheit hinaus und schwächt also in dem Menschen den Anreiz, seine geistige und körperliche Thatkraft über das Maß des unbedingt Notwendigen hinaus zu steigern. Auch darin muß man der Bourgeoisie beipflichten, daß sie den Versuchen der Pariser Arbeitervereine entgegentrat, auf diejenigen einen Zwang auszuüben, welche es vorzogen, sich den Bedingungen der Arbeitgeber zu unterwerfen. Der gemeinhin dagegen geltend gemachte Einwand, daß eine so weitgehende Beschränkung der individuellen Freiheit nicht zulässig sei, ist freilich nur eine Phrase. Entscheidend vielmehr ist das Argument, daß ein solcher Zwang vom Standpunkte des Staates aus nicht geduldet werden darf. Entweder führt derselbe zu einer ernsten Bedrohung der öffentlichen Ordnung, wie dies zur Zeit der französischen Revolution der Fall gewesen ist, oder er wirkt — ähnlich der Tarifierung der Löhne, wenn auch in anderer Weise — so hemmend auf die Güterproduktion, daß die kulturelle Entwickelung darunter leidet. Die Bourgeoisie ging aber weiter; im Widerspruch nicht nur mit den Grundsätzen einer gesunden Wirtschaftspolitik, sondern auch mit der Verfassung, entzog sie den arbeitenden Klassen ganz allgemein das Recht, zur Wahrnehmung ihrer ökonomischen Interessen Verbindungen einzugehen.

Die Pariser Zimmergesellen hatten unter sich eine „brüderliche Vereinigung" gebildet, welche an die Meister mit dem Vorschlage herangetreten war, sich mit ihnen in Verhandlungen behufs Festlegung gewisser Bestimmungen einzulassen, durch welche beiden Teilen ein proportioneller Gewinn zugesichert würde. Von den Meistern zurückgewiesen, waren die Gesellen bei der Gemeindebehörde mit der Bitte vorstellig geworden, zwischen ihnen und ihren Brotherren zu vermitteln. Allein die Kommune hatte es vorgezogen, einer Entscheidung auszuweichen. Sie war zwar auf die Forderung der Meister, daß die genannte Verbindung — weil „verfassungswidrig und mit der öffentlichen Ordnung unverträglich" — sofort geschlossen würde, nicht eingegangen und hatte sogar ihren eigenen Arbeitern den von den Zimmerleuten geforderten Lohn bewilligt; aber anderseits waren die Gesellen mit dem nichtssagenden Bescheide abgespeist worden, sie möchten sich der Weisheit der Kommune anvertrauen[2]). Die getäuschten Arbeitnehmer hatten sich darauf zu Ungesetzlichkeiten verleiten lassen; die Werkstätten waren gestürmt, und Arbeiter, welche sich der „brüderlichen Vereinigung" nicht angeschlossen hatten, gemißhandelt worden. So sah die Nationalversammlung sich gezwungen, der Frage der gesetzlichen Zulässigkeit von Arbeiterverbindungen näher zu treten. Sie nahm Partei gegen dieselben.

Am 14. Juni 1791 erstattete der Verfassungsausschuß einen Bericht, in welchem nicht nur etwa die Ausübung eines Zwanges seitens einzelner Arbeiter-

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. X, p. p. 102, 103.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. X, p. p. 103 etc. 113, s. a. Tom. IX, p. 271.

Digitized by Google

vereine auf Nichtmitglieder verworfen, sondern schon das Bestehen solcher Vereine zum Zweck einer gegenseitigen Unterstützung für widerrechtlich, für eine Verletzung der Verfassungsgrundsätze erklärt wurde. „Allerdings — so lautet die höchst charakteristische Motivierung dieses Votums — müssen alle Bürger befugt sein, sich zu versammeln; aber es darf nicht den Mitgliedern einer Profession gestattet werden, sich zu versammeln zum Schutz ihrer vermeintlichen gemeinsamen Interessen. Es giebt keine Korporationen mehr im Staat; es giebt nur das Sonderinteresse eines jeden Individuums und das allgemeine Interesse. Niemand ist befugt, die Bürger für ein dazwischenliegendes Interesse zu begeistern, sie von der öffentlichen Sache durch einen Korporationsgeist abzuwenden. Selbst der Zweck, den Arbeitern ein und desselben Berufs, welche krank oder ohne Beschäftigung sind, Hilfe zu gewähren, vermag nicht die Bildung von Vereinigungen zu rechtfertigen. Es ist Sache der Nation, Sache der öffentlichen Beamten, denjenigen, welchen die notwendigen Existenzmittel fehlen, Arbeit und den Kränklichen Unterstützungen zu verschaffen." Private Hilfe durch Vereine sind nichts Anderes als eine Neubelebung der Korporationen und damit der Privilegien. „Man muß auf den Grundsatz zurückgehen, daß es der freien Vereinbarung von Individuum zu Individuum zu überlassen ist, den Tagelohn für jeden Arbeiter festzustellen." Die Nationalversammlung eignete sich diese Auffassung an. Durch Gesetz vom 14./17. Juni 1791 bestimmte sie, daß „die Aufhebung aller Arten von Korporationen der Bürger desselben Standes oder derselben Profession eine der fundamentalsten Grundlagen der französischen Verfassung wäre, und es den Gesetzen zuwiderliefe, dieselben thatsächlich wiedereinzuführen." Weiter wurde dann den Arbeiterversammlungen verboten, Präsidenten und Sekretäre zu ernennen, Protokolle zu führen, Beratungen zu pflegen oder Anordnungen bezüglich ihrer vermeintlichen gemeinsamen Interessen zu treffen. Die Gemeinde- und Staatsbehörden sollten nicht befugt sein, Adressen oder Petitionen unter der Firma eines Standes oder einer Profession anzunehmen oder zu beantworten. Endlich schrieb das Gesetz vor, daß, „wenn Mitglieder ein und desselben Gewerbes Beschlüsse faßten oder Vereinbarungen machten zu dem Zwecke, um gemeinsam die Arbeit zu verweigern oder nur gegen einen bestimmten Lohn zu leisten, die betreffenden Beschlüsse oder Vereinbarungen verfassungswidrig, der Freiheit und der Erklärung der Menschenrechte zuwiderlaufend und daher nichtig wären." Die Urheber, Chefs und Anstifter wurden mit einer Strafe von 500 Franks bedroht und ihnen die Ausübung der bürgerlichen Rechte für ein Jahr untersagt; die Teilnehmer wurden für immer von der Beschäftigung bei Staats- oder Gemeindearbeiten ausgeschlossen [1]). Bald darauf folgte noch ein spezielles Dekret, durch welches den in der Papierfabrikation beschäftigten Arbeitern — dieselben hatten sich in der Lohnbewegung besonders geräuschvoll benommen — untersagt wurde, ihr Dienstverhältnis ohne vorherige sechswöchentliche Kündigung aufzulösen [2]).

[1]) Duvergier l. c. Tom. III, p. 22.

[2]) S. das Dekret vom 26. Juli 1791 bei Duvergier l. c. Tom. III, p. 141.

Digitized by Google

Bis dahin war die Nationalversammlung jedem Versuch der Verwaltungsbehörden, das Vereinsrecht zu verkümmern, auf das entschiedenste entgegengetreten[1]) Der Verfassungsausschuß hatte einen Bericht entworfen, welcher die Aufnahme einer Bestimmung in die Grundrechte befürwortete, daß die Bürger „in der Freiheit, sich friedlich, ohne Waffen zu versammeln," nicht beschränkt werden dürften, und ein dementsprechender Artikel ist denn auch in die „Dispositions fondamentales garanties par la Constitution" aufgenommen worden. Indem die Nationalversammlung den Arbeitern die Möglichkeit einer Koalition zur Verbesserung ihrer Lage abschneiden wollte, verstieß sie also nicht nur gegen die Billigkeit, sondern auch gegen das klare Recht. Noch bedenklicher als die Unbilligkeit und Rechtswidrigkeit war aber die Kurzsichtigkeit ihres Verfahrens.

Zwei Tage bevor das Gesetz vom 14. Juni angenommen wurde, veröffentlichte Marat in dem Ami du Peuple ein Schreiben, welches 340 an dem Bau der Kirche der heiligen Genoveva beschäftigte Arbeiter an ihn gerichtet hatten. In demselben wird den Meistern vorgehalten, daß sie der Nation niemals einen Dienst geleistet, daß sie insbesondere am 12., 13. und 14. Juli 1789 sich in die Keller verkrochen haben, und dann heißt es weiter: „Als sie gewahr wurden, daß die Klasse der Unglücklichen die Revolution allein gemacht habe, krochen sie aus ihrem Versteck hervor und behandelten uns wie Straßenräuber. Sie suchen den Lohn von 48 Sous, welchen die Verwaltung uns aufgezwungen hat, noch herabzusetzen. Sie wollen nicht berücksichtigen, daß wir bestenfalls nur sechs Monate im Jahre beschäftigt sind, was unseren Tagelohn auf 24 Sous reduziert. Und von diesem jämmerlichen Einkommen müssen wir unsere Wohnung bezahlen, unsere Kleidung, unsere Nahrung und den Unterhalt für unsere Familie. Nachdem wir unsere Kräfte im Dienste des Staates erschöpft haben, bleibt uns, von unseren Arbeitgebern gemißhandelt, durch Hunger entkräftet, von Anstrengungen überwältigt, oft kein anderer Ausweg übrig, als daß wir unsere Tage im Bicêtre beschließen, während unsere Vampyre Paläste bewohnen, die kostbarsten Weine trinken, in weichen Betten schlafen und im Überfluß an Zerstreuungen unser Elend völlig vergessen; oft verweigern sie der Familie eines in der Mittagsstunde verletzten oder getöteten Arbeiters den in der ersten Hälfte des Tages verdienten Lohn[2])." Für die Anschauungen und Gefühle des vierten Standes war diese Kundgebung, wenn sie auch vielleicht eine Fälschung war, symptomatisch. Der Arbeiter glaubte fest daran, daß der Sturz des ancien régime lediglich seinem Mut, seiner Energie und seiner Muskelkraft zu verdanken wäre; er war ferner überzeugt, daß der Gewinn der Revolution ausschließlich dem Bourgeois zugute gekommen sei, daß seine eigene Lage sich nicht nur nicht verbessert, sondern geradezu verschlimmert hätte. Niemand konnte im Zweifel darüber sein, daß die daraus resultierende Unzufriedenheit sich nicht nur in Deklamationen Luft machen, sondern alsbald in Thaten umsetzen würde, und in welcher Weise

[1]) S. z. B. die Dekrete vom 21. Oktober und 13. November 1790 bei Duvergier l. c. Tom. I, p. 422 u. Tom. II, p. 19.

[2]) S. Ami du Peuple vom 12. Juni 1791 No. CDLXXXVII, Buchez X, 118.

Digitized by Google

dieser Prozeß sich vollziehen mußte, ließ sich unschwer daraus erraten, daß die Arbeiterpetition in dem Ami du Peuple erschienen war, jenem Blatte, welches tagtäglich Mord und Totschlag als die einzigen Mittel anpries, um die Revolution zum Abschluß zu bringen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, tritt die Wirtschaftspolitik der Bourgeoisie erst in das richtige Licht; der Eindruck der Selbstsucht wird noch erheblich überwogen durch den der Borniertheit.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Koch und die Behandlung der Lungenschwindsucht.

Ein kritisches Gutachten

Von

M. Semmola [1],

Professor der therapeutischen Klinik an der königlich italienischen Universität zu Neapel, Senator des Königreichs Italien.

Geschrieben Neapel, den 26. November 1890.

Gegenüber der allgemeinen und einmütigen Begeisterung, welche die neueste Entdeckung des berühmten Berliner Bakteriologen in der ganzen Welt hervorgerufen hat, könnte es seltsam und geradezu anmaßend erscheinen, daß ich auf die Anfragen, welche einige Vertreter der Presse hier in Neapel an mich gestellt haben, einige ernsthafte Zweifel an der Wirklichkeit und der Wirksamkeit dieser Entdeckung ausgesprochen habe. Indessen bin ich ein Mann, der sich während der Zeit von fünfunddreißig Jahren langen und eingehenden Studien auf dem Gebiete der therapeutischen Klinik hingegeben hat; ich habe die Beschränkungen kennen gelernt, unter denen es nur möglich ist, die Ergebnisse der Laboratoriumsstudien auf die klinische Therapie anzuwenden, ich kenne die strenge experimentelle Logik, von der sich der Forscher weder in seinem Arbeitszimmer noch am Krankenbette losmachen kann [2], und so leid es mir thut, so habe ich die allgemeine Bewunderung doch nicht teilen können, obgleich ich dies, entsprechend meiner großen Hochachtung vor dem großen Forschergeiste Koch's, sehr gern gethan hätte.

Schon als im Jahre 1880 Pasteur seine ersten Untersuchungen über die Vorbeugung von Krankheiten durch Einflößung von verdünnten Giften ankündigte, habe ich bei aller Achtung, die ich dem Geiste des berühmten Gelehrten zollte, dennoch die Hoffnung, die er hatte, die medizinische Wissenschaft durch Mittel

[1] Auf den vorstehenden Artikel des berühmten italienischen Klinikers Semmola wird in einem der nächsten Hefte der Deutschen Revue von berufener Seite eine Entgegnung erfolgen. Die Redaktion der Deutschen Revue.

[2] Vergl. Vorlesungen über experimentelle Pharmacologie und klinische Therapie von Dr. M. Semmola. Mit einer Vorrede des Hofrats Professor Dr. H. Nothnagel, Wien 1890.

Digitized by Google

gegen alle ansteckenden Krankheiten — selbst die allerschwersten — auf dem Wege der vorbeugenden Impfung bereichern zu können, nur mit sehr großem Zweifel aufgenommen. Ich will die komische Seite dieser Sache auf sich beruhen lassen, denn wir brauchten einen zweiten Molière, um dem Publikum diese neue Art der medizinischen Behandlung gebührend an einem gesunden Menschen vorzuführen, der sich gegen alle von außen kommenden Krankheitskeime schützen und eine unzerstörbare Gesundheit erwerben wollte und zu diesem Zwecke anfinge, sich einer Reihe von künstlichen Krankheiten zu unterwerfen, wie sie durch die geplanten Einspritzungen gegen Diphtheritis, Scharlach u. s. w. hervorgerufen werden. Einen solchen Fortschritt der Medizin kann ich mir offen gestanden überhaupt nicht vorstellen, und es erscheint mir doch erlaubt zu fragen, ob alle diese verdünnten Giftstoffe, (welche überhaupt nur in mente Dei existieren), wenn sie alle nacheinander demselben menschlichen Organismus einverleibt werden, dieselbe vorbeugende Kraft behalten, wie ein einziger von ihnen allenfalls haben würde, wenn er dem Menschen allein eingeimpft würde; ob auf diese Weise wirklich ein vor allen Angriffen geschützter Mensch hergestellt werden kann. Die Wirkungen eines solchen Erfolges wären ja gar nicht abzusehen; der Tod würde nur die Hälfte seiner heutigen Opfer ernten, und dann fort mit Darwin und der Darwinistischen Weltanschauung, fort mit dem Kampfe ums Dasein. Ein großer Teil der kleinen oder unsichtbaren Lebewesen würde keine Existenz-Gelegenheit mehr finden, und dies würde keinem leid thun, denn der Mensch würde weniger von den kleinen, ihm nachstellenden Tierchen gequält werden (obgleich diese in Wahrheit weniger zu fürchten sind); aber dieses Glück würde neues Unheil im Gefolge haben, die Menschen würden zu lange leben, die Erde würde zu stark bevölkert werden, und die soziale Frage, die uns schon heute genug ängstigt, würde ganz schreckliche Formen annehmen; der Mensch würde durch die Fortschritte der Wissenschaft von kleinen, unsichtbaren, ihn aussaugenden Feinden befreit und würde makroskopischen großen Blutsaugern in die Arme geworfen, vor denen er sich durch keine vorbeugende Impfung schützen kann, ein moralischer Kannibalismus mit allen seinen Folgen. Welch' ein Triumph der Wissenschaft!

Ich denke immer wieder und denke auch bei dieser Gelegenheit zurück an eine Abendgesellschaft, welche Lord Granville in London bei Gelegenheit des internationalen medizinischen Kongresses im August 1881 gab, und an welcher ich in meiner Eigenschaft als Abgeordneter und Vertreter Italiens teil nahm. Ich habe gesehen, mit welcher unsagbaren Freude so viele Mütter an den Lippen des großen Pasteur hingen, wie sie begeistert und atemlos zuhörten, als er ihnen versprach, daß man durch die Schutzimpfungen in der nächsten Zukunft eine Zeit erreichen würde, in der die Mütter nicht mehr um das Leben ihrer Kinder zu zittern brauchten, in der Scharlach, Diphtheritis u. s. w unbedenkliche Krankheiten sein würden. Es that mir in der Seele weh, daß ich die hoffnungsvollen Zuhörerinnen schmerzhaft enttäuschen mußte, aber ich konnte mich nicht enthalten, ihnen das frei heraus zu sagen, was ich in meinen Vorlesungen über Therapeutik so oft geschrieben und gesprochen hatte, daß alle diese Versprechungen nur die

Digitized by Google

Träume eines großen Gelehrten seien, daß dieser große Gelehrte aber leider kein Arzt sei und deshalb nicht ermessen konnte, welch' eine tiefe Kluft zwischen den Arbeitsstuben des Biologen und des Klinikers ist; ich hatte damals keinen Zweifel daran, daß Pasteur's Träume nicht zu verwirklichen waren, und die Zeit hat mir vollkommen Recht gegeben, denn alle seine Hoffnungen sind noch heute nichts als Träume geblieben.

Eine große Schar von erlauchten Geistern ist dem Beispiel Pasteur's mit wunderbarem Eifer gefolgt, sie haben in der heutigen Biologie eine Menge von Fortschritten hervorgerufen, welche ohne Zweifel als eine Zeit des Triumphes aufzufassen sind, aber leider sind diese Triumphe für die praktische Anwendung unfruchtbar geblieben und werden es bleiben, sie lassen sich (am Menschen) weder zum Zwecke der Vorbeugung noch zu dem Zwecke der Heilung der ansteckenden Krankheiten verwerten.

Der Grund ist sehr einfach.

Der Ausgangspunkt aller dieser Untersuchungen und Hoffnungen ist ein naturphilosophischer, oder wenn man lieber will, ein logischer Irrtum, und aus irrigen Voraussetzungen entstehen naturgemäß irrige Folgerungen.

Alle diese Naturforscher sind in ihren Untersuchungen von dem Grundgedanken ausgegangen, daß die Jenner'sche Schutzpockenimpfung ein Beispiel für ihre Bestrebungen sei. Die Blatternfreiheit sei erreicht durch Einimpfung des Kuhpockengiftes, und das Kuhpockengift ist nach ihrer Ansicht nichts als ein im Leibe der Rinder verdünntes Blatterngift.

Aber dieser Fall hat in Wahrheit mit den von Pasteur und Genossen vorgenommenen künstlichen Impfungen nichts zu thun.

Ich habe immer geglaubt und glaube noch heute fest, daß Kuhpockengift und Blatterngift zwei ganz verschiedene Dinge sind, und für die, welche anderer Ansicht sind, muß ich hinzufügen, daß schon seit vierzig Jahren Versuche und Erörterungen über diese Fragen angestellt sind, die alle zu den verschiedensten Ergebnissen geführt haben, und daß noch kein endgiltiges Ergebnis erzielt worden ist. Man muß doch fragen, ob es wissenschaftlich zulässig ist, einen Sprung zu machen und vom Unbekannten ausgehend auf gut Glück loszuarbeiten.

Wenn es meine Aufgabe wäre, mich mit der Impfungsfrage zu beschäftigen, so würde ich es jedenfalls anders angefangen haben, das heißt, ich würde zunächst in unwiderleglicher Weise festzustellen gesucht haben, ob das Jenner'sche Schutzpockengift wirklich nichts Anderes ist als eine Verdünnung des Blatterngiftes, und nur dann, wenn ich dies unwiderleglich nachgewiesen hätte, würde ich mich mit der Verdünnung von andern Krankheitsgiften befaßt haben. Ich würde aber niemals das Jenner'sche Verfahren einfach als bewiesenes Beispiel angenommen und meine logischen Bedenken so beschwichtigt haben.

Ferner kann ich es nicht für gleichgiltig halten, ob man die Verdünnung eines Krankheitsgiftes dadurch erreicht, daß man dieses Krankheitsgift durch einen Tierkörper hindurchgehen läßt, oder dadurch, daß man es auf physikalischem oder chemischem Wege herstellt. Der letzte Weg ist aber von allen Forschern seit den

Digitized by Google

letzten zehn Jahren allein eingeschlagen worden. Hierin besteht ein zweiter methodischer Fehler, und bis man mir das Gegenteil nachweist, werde ich glauben, daß die Verdünnung eines Giftes mit Hilfe eines tierischen Körpers etwas Anderes ist als die Verdünnung mit Hilfe von Sauerstoff, durch Einwirkung der Wärme u. s. w. Man wird mir zugeben, was ich seit einer langen Reihe von Jahren meinen Schülern immer und immer wieder betone, daß gerade durch solche Abweichungen von der korrekten Methode die klinische Medizin zu Absurditäten geführt und an ernsthaften und wertvollen Fortschritten gehindert worden ist [1]).

Dies ist aber noch nicht der einzige logische oder naturphilosophische Irrtum, der den Bakteriologen vorzuwerfen ist; ein anderer, der sie gleichfalls trifft, ist nicht geringer. Das Jenner'sche Schutzpockengift, dessen Wesen uns streng genommen noch ganz unbekannt ist, wird dem gesunden Menschen eingeimpft, um ihn widerstandsfähig gegen die Blattern zu machen, oder, in der Sprache der modernen Medizin, um seinen Organismus zu einem unfruchtbaren Nährboden für die blatternerzeugenden Mikrobien zu machen, welche zur Zeit der Impfung in den Körper des Impflings noch nicht eingedrungen sind. Aber diese Widerstandsfähigkeit und Seuchenfestigkeit hat nichts zu thun mit derjenigen, welche die Bakteriologen in einem solchen Körper hervorrufen wollen, dessen Widerstandskraft schon gebrochen ist; denn so kann man wohl einen Menschen bezeichnen, der nach allen Regeln der Kunst von einem tollen Hunde gebissen ist und bei dem sich das Gift der Tollwut bereits im Körper ausgebreitet hat.

Wenn ich mir alle diese vermeintlichen Entdeckungen der letzten Zeit vorstelle, welche einen so einmütigen Beifall hervorgerufen haben, so kommt es mir vor, als wenn ich träume. Das Fieber des Fortschrittes hat so viele tüchtige Menschen berauscht oder, richtiger gesagt, verblendet: sie verleugnen alle gesunden methodischen Grundlagen; sie stellen Versuche an, bei denen sie Dinge durch einander werfen, die so verschieden sind wie schwarz und weiß; sie vertauschen die Existenzbedingungen der einzelnen Erscheinungen mit einander; und im Namen der experimentalen Medizin ziehen sie Schlußfolgerungen, wie sie nicht einmal der alte Empirismus gemacht hat. Mit gefalteten Händen möchte ich diese Herren bitten, einzuhalten; ich möchte auf dem abschüssigen Pfade des sogenannten Fortschrittes, den die Wissenschaft in den letzten zehn Jahren gemacht hat, wieder zurückgehen und einen neuen Weg einschlagen, geleitet durch die helle Fackel der strengsten wissenschaftlichen Logik, durch die so viele große Geister, besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts, zu unsterblichen Wahrheiten und zu den wahren Grundlagen des heutigen Fortschrittes der Medizin geführt worden sind.

Welche Ähnlichkeit, frage ich noch einmal, kann zwischen der ersten Art der Immunität, die ich oben beschrieb, und der zweiten gefunden werden?

Kann man wirklich ehrlich glauben, daß ein Organismus, in den ein Seuchengift bereits eingedrungen ist, mit auf der Brust gekreuzten Armen und

[1]) Vergl. Die wissenschaftliche Medizin und die Bakteriologie gegenüber der Experimentalmethode von M. Semmola, Wien 1888.

Digitized by Google

ruhigen Antlitzes die vorbeugenden und heilenden Wirkungen eines verdünnten Seuchengiftes abwarten sollte. Ich glaube es nicht, und ich behaupte, daß ein Seuchengift, welches einmal von außen in einen Organismus eingedrungen ist, die chemisch-biologische Verfassung desselben jede Minute, jede Stunde, jeden Tag u. s. w. ein wenig verändert und so in langsamer Entwickelung die Stoffwechselverhältnisse dieses Organismus so weit beeinträchtigt, daß zur gegebenen Zeit mit unerbittlicher Sicherheit die diesem Seuchengifte eigene klinische Erscheinung — also, um im gegebenen Beispiele zu bleiben, die Tollwut — hervorgerufen werden muß: eine neue Anwendung der alten Lehre vom Wassertropfen, der zuletzt den Stein durchhöhlt. Diese Auffassung hat den Wert einer unbestreitbaren Wahrheit; sie ist im Namen des wahren wissenschaftlichen Fortschrittes, der Physiologie und der allgemeinen Pathologie erworben.

Ich kann daher nicht begreifen, daß es Kliniker giebt, die im guten Glauben daran denken, daß das Beibringen von verdünnten Seuchengiften zum Zwecke der Vorbeugung oder der Heilung, welches lediglich im Laboratorium versucht worden ist, und welches sich lediglich auf ganz unsichere Grundlagen stützt, in der Anwendung auf den Menschen wirksam und nützlich sein soll.

Ich habe mich bis jetzt an Pasteur gehalten, nicht weil ich die Koch'sche Lymphe für eine Verdünnung des Krankheitsgiftes gehalten hätte und deshalb an das vermeintliche Verfahren zur Heilung der Tollwut erinnert worden wäre, sondern weil ich überzeugt bin, daß die geistreichen Arbeiten Pasteur's den Koch'schen Untersuchungen den Weg gebahnt haben und daß ohne die Thätigkeit des ersteren auch der zweite heute nicht in einem so glänzenden Lichte dastehen würde.

Die geheimnisvolle Koch'sche Lymphe, welche als ein wirksames Mittel gegen die Tuberkelbildungen angesehen wird, ist zwar ein glänzendes Zeugnis für den Geist und die Arbeitsamkeit, die in den heutigen Laboratorien herrscht, aber trotzdem zeigt sie in den Augen des wirklichen Arztes, und zwar vielleicht noch in einem besonders hohen Grade, dieselben Fehler, welche sich immer dann einstellen, wenn eine Treibhauspflanze des Laboratoriums mit leichtem Herzen in die Kliniken verpflanzt wird. Ich will hier nicht im geringsten bestreiten, daß die Koch'sche Lymphe ein gutes Mittel zur Zerstörung tuberkuloser Gewebe ist; ich will mich hier auch nicht in einen Streit darüber einlassen, wie die Wirkungen der Koch'schen Lymphe im Sinne der wissenschaftlichen Medizin zu charakterisieren und zu klassifizieren sind, ob man sie als eine elektive biochemische Aktion oder richtiger als eine nützliche Wirkung der Hyperthermie auffassen soll, welche die Einspritzung des Koch'schen Mittels im Gefolge hat.

Die klinische Wissenschaft lehrt uns von vielen Fällen, in denen krankhafte Erscheinungen, welche an einzelne Körperstellen gebannt waren, dadurch in unerwarteter Weise geheilt sind, daß vorübergehende akute Krankheiten eine Hyperthermie erzeugt haben. Aber solche Heilungen, welche wie die wahren Wunderkuren erscheinen, sind nicht nachhaltig und daher als wirkliche Heilungen nicht zu betrachten. Ich will aber die mit dem Koch'schen Mittel verbundene

Digitized by Google

Fähigkeit, tuberkulöse Neubildungen zu zerstören, als fest und sicher erwiesen annehmen. Aber um die Lungentuberkulose heilen zu können, müßte man auch die vortuberkulose Periode (man gestatte mir diesen neuen Ausdruck) verändern und heilen können; und die Koch'sche Lymphe hat keinen Einfluß auf die eingreifende Störung des Stoffwechsels, welche langsam und häufig erst im Laufe vieler Jahre eingerissen ist, bis sie endlich den Tuberkeln das Eindringen gestattet. Wie konnten sich so viele bedeutende Ärzte bis zur Begeisterung für dieses vermeintliche Tuberkelmittel erwärmen, da die Koch'sche Lymphe im besten Falle nicht mehr erreicht, als daß sie bei den unglücklichen phthisisch Geborenen die letzten anatomischen Wirkungen zerstört? Und das Wunderbarste und Unglaublichste ist, daß diese Begeisterung auch die schroffsten Puritaner ergriffen hat, d. h. diejenige medizinische Partei, welche unbedingt und ohne jede Einschränkung darauf schwört, daß die Tuberkulose nur von den Bacillen kommt; da doch das Koch'sche Mittel den Bacillus gar nicht tötet. Ich kann mich daher auch nicht enthalten, diesen Herren einen lächerlichen Widerspruch vorzuwerfen, wenn sie auch nur die Möglichkeit zugeben, daß die Tuberkulose durch ein Mittel zu heilen sei, welches den Bacillus nicht tötet. Mögen sie dieses Paradoxon selbst aufklären, ich brauche dabei nicht länger zu verweilen. Mir genügt es, daß ich sicher weiß, daß man die Lungenschwindsucht nur dann heilen kann, wenn man vorher den ganzen Körper (soweit es noch Zeit dazu ist) behandelt und heilt, und daß man einen Schwindsüchtigen nicht dadurch gesund machen kann, daß man sich darauf beschränkt, einen oder mehrere Tuberkelknoten in seinen Lungen zu zerstören, zugegeben selbst, daß das Koch'sche Mittel diese Wirkung überhaupt hervorbringen kann. Und von diesem Standpunkte aus muß ich sagen, daß mir die Begeisterung der Kliniker geradezu naiv vorkommt, soweit sie überhaupt ehrlich ist, und wir nicht mit der Möglichkeit zu rechnen haben, daß einzelne Kliniker um ihres Vorteils willen sich begeistert stellen. Und das ist noch nicht das schlimmste Bedenken. Ich würde nichts gegen die Koch'sche Methode einzuwenden haben, wenn seine Lymphe ein unschuldiges Mittel wäre, welches nur auf dem Wege der Blutgefäße in die kranke Körperstelle eindränge und diese zum Absterben brächte, ohne die übrigen Teile des Organismus zu beeinflussen. Aber diese Einspritzungen geschehen in der bloßen Hoffnung, eine Wirkung der Krankheit zu beseitigen, während die Ursache der Krankheit unverändert bleibt und auch der Bacillus nicht getötet wird (ich füge noch dies hinzu, um dem Geschmacke eines jeden gerecht zu werden); und diese bloße Hoffnung, welche nicht einmal eine Gewißheit ist, verleiht uns nicht das Recht, den ganzen Organismus in Unordnung zu bringen, dadurch, daß wir eine neue und tief eingreifende akute Krankheit künstlich erzeugen, welche zwar von kurzer Dauer, aber nicht ohne alle Gefahr ist. Wir brauchen, um uns davon zu überzeugen, nur die Beschreibung der bedenklichen Erscheinungen anzusehen, welche sich bei vielen Personen infolge der Einspritzung gezeigt haben. Ja, man braucht sich nur anzusehen, welche Wirkung die Einspritzung selbst von kleinen Dosen von der Koch'schen Lymphe in einigen Fällen auf das Herz gehabt hat, ein beschleunigter, unregelmäßiger, dikrotischer Puls — der manchmal so matt war daß die Ärzte

Digitized by Google

dringend genötigt waren, der Thätigkeit des Herzmuskels und der Spannung der Gefäße mit Alkohol und anderen Reizmitteln nachzuhelfen. Ich will dabei von Symptomen absehen, welche durch Schwellung der um die tuberkulosen Neubildungen herum liegenden Gewebe entstehen, obwohl diese Anschwellungen in den Fällen, wo es sich um eine Tuberkulose der Lungen oder des Kehlkopfes handelt, zu einer Störung der Atemthätigkeit und somit zu einer Gefährdung des Lebens des Patienten führen können. Ich als Arzt verwerfe eine solche Behandlung, weil sie unlogisch ist und einem von allen tüchtigen Ärzten anerkannten und befolgten Grundsatze der Medizin: „non nocere" zuwiderläuft. Und von diesem verneinenden Standpunkte vermögen mich auch der mit Recht begründete große Ruf des Entdeckers der neuen Methode und die vielen Jahre angestrengter und eifriger Arbeit, die er auf sie verwandt hat, nicht abzubringen.

Wegen dieser seiner angestrengten wissenschaftlichen Arbeit schulde ich dem gelehrten Berliner meine volle Anerkennung und ich gönne sie ihm aus ganzem Herzen; aber ich fühle mich als Arzt nicht verpflichtet, seine Vorschriften ohne eigene Prüfung anzuwenden, und ich hoffe, er wird es mir nicht verargen, wenn ich mein Urteil über ihn und seine vermeintliche Entdeckung eines Mittels zur Heilung der Lungenschwindsucht offen ausspreche.

Was die Erfolge betrifft, die die Koch'sche Behandlung des Lupus gehabt haben soll, so kann und muß ich, da ich nicht Chirurg bin, das Weitere abwarten. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß mit der Koch'schen Entdeckung ein wirkliches Heilmittel gegen den Lupus gefunden sein möge. Indessen ist es nicht überflüssig daran zu erinnern, daß Lupus und Lungentuberkulose nichts mit einander zu thun haben. Dies geht schon aus der verschiedenartigen Virulenz der Bacillen hervor, wie uns Lindgard nachgewiesen hat, aber ich brauche hierauf gar nicht einmal Rücksicht zu nehmen, da die Chirurgie schon in der Methode des Auskratzens, der Skarifikation und chemischer Prozesse ein Mittel gefunden hat, um eine Vernarbung hervorzubringen, welche viele Monate, ja selbst Jahre lang anhält. Aber das ist noch nicht alles. Bis jetzt steht es noch nicht erfahrungsmäßig fest, daß man wahre Heilungen erzielt hat, da dieselben Chirurgen, welche die Koch'sche Behandlung angewendet haben, uns von manchen Rückfällen berichten, und da selbst Bergmann einen Lupuskranken, den er bereits als geheilt entlassen hatte, in seine Behandlung wieder aufnehmen mußte. Wir haben daher später noch Zeit genug uns zu begeistern, und dies ist ein Grundsatz, den ich während fünfunddreißig Jahre klinischer Thätigkeit gegenüber neuen Heilmitteln und gegenüber vielen anderen Dingen immer mit großem Erfolge angewandt habe.

Man gestatte mir eine heitere Erinnerung, die hierauf Bezug hat.

Ich war Abgeordneter im Italienischen Landtage, als der Minister Depretis an der Spitze der Regierung stand; ich dankte meinen Wählern, die mich fragten, ob ich die Politik des Ministeriums billigte; ich antwortete, ich würde erst klatschen, wenn der Vorhang gefallen wäre. So ist für mich bei der Heilung von Kranken

Digitized by Google

der Vorhang erst dann gefallen, wenn das Verfahren sich bewährt hat. Die Abgänge auf offener Bühne sind für mich keine Heilungen.

Es bleibt uns noch die Prüfung der Koch'schen Lymphe als eines Mittels, die Krankheit zu erkennen; hier werde ich sehr kurz sein. Bei den chirurgischen Tuberkulosen und bei der ausgesprochenen Lungentuberkulose ist es leider sehr leicht, die Krankheit zu erkennen. Und wenn dies bei einem Kranken glücklicherweise ein Mal nicht möglich ist, so würde ich nicht das Bedürfnis fühlen, meinen Patienten den schweren Wirkungen der Koch'schen Einspritzungen auszusetzen, um nachher das tröstliche Bewußtsein zu erwerben, daß es sich um die Tuberkulose handelt; denn diese Gewißheit bedeutet für den Patienten ein Todesurteil und für den Arzt die Verurteilung zu einer in Verzweiflung bringenden Ohnmacht. Ich verstehe wohl, daß ein Erkennungsmittel in zweifelhaften Fällen von großem Werte ist, wenn man dadurch das Vorhandensein einer zweifellos heilbaren Krankheit — wie zum Beispiel der Syphilis — feststellen kann. Und wenn es einmal zweifelhaft sein sollte, ob es sich zum Beispiel um die obengenannte Krankheit oder die Tuberkulose handeln sollte, so würde ich es auch vorziehen, meine Patienten nicht mit dem Prüfungsmittel der Koch'schen Lymphe zu strapazieren, sondern ich würde die Jod-Queckfilberbehandlung anordnen, und diese Behandlung würde das Wesen der Krankheit dadurch deutlich genug feststellen, daß sie sie heilt. Denn offen gesagt, glaube ich, daß kein Kliniker in solchen zweifelhaften Fällen auf die Jod-Queckfilberbehandlung verzichten wird, selbst wenn ein Versuch mit der Koch'schen Lymphe diejenigen Erscheinungen hervorbringt, welche nach Koch darauf hinweisen, daß auch Tuberkelbacillen im Körper vorhanden sind.

In Folge dessen muß ich auch diese Art Fortschritt im Erkennen der Krankheit ablehnen, da sie auf keinem richtigen klinischen Grundsatze beruht.

Wenn es sich aber um das Erkennen von Tuberkulosen im Innern des Körpers handelt, wie die Hirnhaut- und die Bauchfell-Tuberkulose, so ist es leicht einzusehen, daß die Anwendung des Koch'schen Mittels den Kranken dem Untergang entgegenführen und seinen Tod beschleunigen würde. Und nach diesen Ausführungen darf ich wohl die Frage aufstellen, ob die Koch'sche Lymphe in dieser Eigenschaft als Hilfsmittel zum Erkennen der Tuberkulose ein solches Aufsehen verdient, wie sie überall hervorgerufen hat. Sollte man, so frage ich, hier nicht wirklich den alten Vers wiederholen müssen: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Und mit dieser Frage glaube ich dem Berliner Gelehrten kein Unrecht zu thun, denn das allgemeine Aufsehen ist lediglich von der Presse hervorgerufen und nicht von Professor Koch.

Ich glaube in weitere Einzelheiten nicht eingehen zu sollen, da ich mir vorgenommen habe, die streitigen Fragen vom Standpunkte der zweckentsprechenden Behandlung am Krankenbette zu betrachten. Die Behandlung am Krankenbette ist aber nicht die Tochter des bakteriologischen oder chemischen Laboratoriums und kann es niemals sein. Ich will auch keine Luftschlösser bauen, wie sich einige darin gefallen haben, indem sie die wahrscheinliche Natur der Koch'schen Lymphe

Digitized by Google

festzustellen versucht haben. Ich lasse es ganz dahingestellt, ob die Wirkung der Lymphe auf die Tuberkelbacillen auf eine Beimischung von Goldcyanür oder auf ein Ptomaïn zurückzuführen ist, welches aus den Bacillen selbst dargestellt ist. Erwägungen über solche Fragen anstellen zu wollen, das ist nichts Anderes, als wenn jemand sich in der Luft betten wollte. Es ist mir hier, wie bei ähnlichen Gelegenheiten, ziemlich einerlei, ob es sich um verdünnte Krankheitsgifte handelt oder um Stoffe, die auf chemischem Wege aus den Elementen unmittelbar zusammengestellt sind, ob es Ptomaïne, Toxalbumine oder irgend etwas Anderes sind. Für mich ist es nur gewiß, daß sowohl das eine wie das andere sehr gefährliche Stoffe und schreckliche Feinde des menschlichen Organismus sind, und daß ein guter Arzt ihnen deshalb mit dem größten Mißtrauen entgegentreten und sich sehr bedenken muß, ehe er sie einem seiner Patienten einspritzt, denn wie ich bereits gesagt habe, die Devise des pflichtgetreuen Arztes lautet vor allen Dingen: „Non nocere, non nocere."

Welcher Arzt kann eine Verantwortung oder eine Bürgschaft dafür übernehmen, daß ein ihm zur Heilung übergebener menschlicher Körper X oder Y, welcher krank ist, und dessen Natur er nicht genau kennt, diesen Einspritzungen Stand hält, welche gefährliche und, wie wir in vielen Fällen gesehen haben, tödliche Wirkungen haben können. Und wenn man auch im allgemeinen ein Anhänger derjenigen wissenschaftlichen Richtung ist, welche — im allgemeinen gesprochen — zur Anwendung von so gefährlichen Mitteln führt, muß man sich nicht auch dennoch fragen, ob ein Giftkeim selbst in großer Verdünnung, welcher in einen gegebenen Organismus X oder Y eindringt, nicht infolge der besonderen, persönlichen physisch-chemischen Beschaffenheit des vorliegenden Körpers hier einen Nährboden findet, in dem er seine ganze ursprüngliche Giftkraft wieder gewinnt, und gegen alle Voraussicht und Erwartung zum Tode des geimpften Körpers führt? Im Laboratorium sind solche Bedenken nicht angebracht und vielmehr unpassend, aber im Hospital und in der Klinik gestaltet sich die Sache ganz anders.

Infolge aller dieser Erwägungen spreche ich zwar mit großem Bedauern, aber ohne jedes Bedenken meine Ansicht aus, daß ich das große Aufsehen, welches seit zwei Monaten durch die vermeintliche Entdeckung eines Heilmittels gegen die Lungenschwindsucht hervorgerufen worden ist, für unbegründet halte. Und ich glaube, daß Koch selbst, der als großer und bedeutender Gelehrter zugleich ein ehrenhafter Mensch sein muß, der Mißbrauch, den viele Ärzte mit seinen Kenntnissen getrieben haben und noch immer treiben, indem sie sie zu ihrem persönlichen Vorteile ausnutzen, ebenso widerlich vorkommen wird wie mir. Im übrigen ist es in den letzten Jahren, so oft eine vorbeugende Impfung aufkam, und insbesondere als die Tollwutimpfung eingeführt wurde, regelmäßig beobachtet worden, daß alle mäßigen Ärzte sich für die Fortschritte der Wissenschaft sehr begeistert anstellten, ohne es zu sein, bloß um Taschenspielerkunststücke im Interesse „der melkenden Kuh" anstellen und um die Leiden ihrer Patienten in gewinnsüchtiger Weise ausnutzen zu können. Dies ist der wirkliche Erfolg, wenn die

Digitized by Google

Entdeckungen des Laboratoriums ohne die nötige Vorsicht auf das Krankenbett übertragen werden: verführende Schlußfolgerungen, wahre Wunder im Reagensgläschen und am Meerschweinchen, aber Enttäuschungen über Enttäuschungen im Krankensaale der Kliniken und Hospitäler.

Ich würde mich aufrichtig freuen, wenn die Koch'sche Entdeckung sich besser bewährte, und wenn sie durch ernsthafte Beobachtungen in der Praxis bestätigt würde, — was übrigens nicht dadurch befördert wird, wenn die politischen Tagesblätter sich einbilden, sie könnten zugleich als klinische Fachschriften dienen. Erst nach langer Zeit wird man aus dem Stadium der Hoffnungen in das der Gewißheit eintreten können, und erst dann wird man darauf vertrauen können, daß es hier nicht ebenso geht wie mit dem Pasteur'schen Mittel gegen die Hundswut, durch welches viele Menschen hingeopfert sind, aber nicht ein einziger geheilt worden ist.

Dieses Mal ist die Begeisterung im Deutschen Reich besonders groß, gerade beschränkt so wie damals in Frankreich. Und bei beiden Nationen, damals bei den Franzosen, wie jetzt bei den Deutschen, ist ein großer Teil der Begeisterung auf die Befriedigung zurückzuführen, welche das nationale Bewußtsein durch die Entdeckung erfahren hat. Diesem nationalen Selbstgefühl, einer Äußerung des Patriotismus, — an der sich mein Vaterland Italien, wenn es die Verdienste seiner Landeskinder zu würdigen hat, ein gutes Beispiel nehmen sollte, — kann aber auch durch geringe Dinge angeregt und zur Begeisterung entfacht werden.

Ich begreife aber nicht, daß diese Begeisterung in Italien ebenso groß ist. Denn wenn unser Vaterland auch nicht so reich an selbständigen wissenschaftlichen Leistungen ist, als man nach der Zahl von bedeutenden Gelehrten, die es auferzogen hat, erwarten sollte — und dies kommt daher, daß unser Budget mit Ausgaben für Panzerschiffe, Bajonette und Kanonen zu sehr überlastet ist, und deshalb für die Wissenschaft nichts gethan werden kann — so hätte es doch seinem uralten Wahlspruche treu bleiben und sich erinnern sollen, daß es die Wiege der experimentellen Methode ist; es hätte der neuen Kunde, die mit den Flügeln der Begeisterung über die Alpen kam, bleierne Schuhe anlegen sollen und niemals eine so zweifelhafte Entdeckung so ungeprüft bejubeln dürfen.

Litterarische Revue

von

Theodor von Sosnosky.

Wenn man Ossip Schubin's litterarische Thätigkeit sorgsam beobachtet, so kann man in deren Wert einen entschiedenen Rückgang bemerken; Schubin's neuere Werke stehen den älteren mehr oder minder nach. Die Erklärung dieser bedauerlichen Erscheinung dürfte wohl in der übergroßen Produktivität der Verfasserin zu suchen sein; selbst ein so reiches Talent wie das ihre muß bei so ungenügsamer Ausnützung versagen.

Digitized by Google

Schon in ihren Romanen „Asbein“ und „Erlachhof“ hat sich dieser Rückschritt sehr bemerkbar gemacht, in keinem aber so ausgesprochen wie in ihrem jüngsten Roman „O du mein Österreich!“ (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt).

Welch' Unterschied zwischen diesem Buche und ihrer ersten größeren Arbeit „Ehre“, die trotz einiger Mängel zu der kleinen Anzahl sehr guter Bücher gehört, welche die moderne Erzählungslitteratur aufweisen kann! Man wird über Schubin's neues Buch selbst dann enttäuscht sein, wenn man sich dadurch, daß es in einem Familienblatte erschienen ist, bewogen gefühlt hat, seinen Wert anzuzweifeln; der bedeutsam klingende Titel des Buches berechtigt immerhin zu Erwartungen; es ist der eines melodiösen von Franz von Suppé komponierten Liedes. Man sollte glauben, Schubin werde das „O du mein Österreich!“ als einen Ausruf der Liebe zu ihrem Heimatlande auffassen oder als einen Schmerzensschrei über dessen innere Wirren; sie werde demnach ein Bild österreichischer Zustände von deren Licht- oder Schattenseiten geben. Mit dieser Annahme irrt man sich jedoch gewaltig. Es geschieht weder dies noch jenes; der Roman hat auf den Titel weiter keinen Bezug als daß er in Österreich spielt, er könnte sich aber ebenso anderswo zutragen und ebenso gut, ja mit mehr Recht, anders heißen, etwa „Der Spieler,“ „Eine Mesalliance“ oder „Gold und Talmi“; jedenfalls ständen diese Titel mit dem Inhalt in einigem Zusammenhange. Hinter jener verheißenden Überschrift aber verbirgt sich eine banale Liebesgeschichte, die sich durch 3 Bände schleppt und den Eindruck macht, als habe sich die Verfasserin verpflichtet sie so hinauszuzerren und deshalb so viel überflüssige Personen, Gespräche und Beschreibungen hineingestopft. Ohne diesen Ballast ließe sich die ganze Geschichte in einem einzigen Bande erzählen und gewönne dadurch an Interesse. Freilich bliebe sie auch dann nur eine Schablonenerzählung. Diesmal hat Schubin nicht bloß nach der eigenen Schablone gearbeitet, was sie immer ein bischen thut, sondern nach der allgemeinen; doch ist das nicht so zu verstehen, als ob das Buch nicht ihre Eigenart zeigte; daß diese sich ganz unverkennbar geltend macht, ist noch das Beste, was sich ihm nachsagen läßt.

Ossip Schubin sollte ihrem Talent längere Zeit Ruhe gönnen; es wäre nicht bloß im Interesse ihrer Leser, sondern auch in ihrem eigenen!

In demselben Verlage ist ein Roman von Richard Voß erschienen. Er heißt „Juliane“ und behandelt einen tragischen Konflikt, der darin gipfelt, daß die Heldin ihren Gatten tötet. Der Verfasser sucht diese That zu rechtfertigen, und, so furchtbar sie auch ist, man muß sie heroisch nennen. Juliane glaubt das Glück ihrer Kinder nicht anders retten zu können: sie sieht es durch ihren Gatten schwer gefährdet, der vor Jahren als Betrüger nach Amerika entflohen und nun, als man ihn für tot gehalten, als Strolch wieder zurückgekehrt ist.

Trotz des interessant erdachten Konfliktes haftet dem Romane viel von der Schablone an; so besonders in den Figuren des verkommenen Grafen, des Gatten der Heldin, und des selbstlosen stillen Verehrers derselben. Man ist dieser ewigen Lobhudelei des Bürgertums, hier sogar des Spießbürgertums, auf Kosten der Aristokratie schon mehr als überdrüssig geworden; diese einseitige gehässige Darstellung, diese ehrbaren Bürger und ehrlosen Adeligen, dienen nur dazu, das ohnehin bestehende Vorurteil gegen den Adel zu nähren.

Die fanatische Liebe des jungen Grafen zu seinem Vater, die falsche Nachricht von dessen Tode sind ungenügend begründet; auch ist die Geschichte mit dem Knalleffekte keineswegs innerlich abgeschlossen, da der Konflikt durch Julianens blutige That in eine neue Phase tritt, die der Autor zu schildern verpflichtet gewesen wäre. An der Sprache desselben fällt der beharrliche Gebrauch von „darin“ für „in welchem“ unangenehm au.

Die dem Texte beigegebenen 3 Bilder wären besser weggeblieben, sie passen keineswegs zu der gefälligen Ausstattung, die die deutsche Verlagsanstalt ihren Büchern zu geben pflegt.

Dieselbe hat auch ein neues Werk Gerhard von Amyntor's (Dagobert von Gerhard) herausgegeben. Es heißt „Die Ölmühle im Spreewald“ und enthält 2 Erzählungen. Man sollte nun glauben, beide bezögen sich auf den Titel, nachdem er gemeinsam ist; das ist aber nicht der Fall; die zweite Novelle „Die Folgen einer Flucht“ hat mit ihm auch nicht das Geringste zu thun; die erste allerdings; das ist freilich bei vielen Büchern so Gebrauch, dann pflegt aber

Digitized by Google

der Titel der ersten Erzählung der der ganzen Sammlung zu sein; auch das ist hier nicht der Fall; die erste Novelle handelt zwar von der Ölmühle im Spreewald, heißt aber nur „Im Spreewald." Nun, es ist gewiß keine glückliche Idee, einem Buche einen Titel zu geben, welcher weder auf seinen Gesamtinhalt paßt, noch durch den der ersten Erzählung bestimmt wird, sondern bloß eine Variation von diesem ist!

Beide Novellen behandeln Verbrechen, die erste ist ziemlich nach der Schablone, die zweite äußerst unklar und psychologisch unbegründet; beiden fehlt jene Spannung, die allein derlei Geschichten Interesse verleihen kann.

Ein Buch, von dem die Wiener Presse viel Aufhebens gemacht hat, ist die Novelle „Carmela Spadoro" von Ludwig Dóczi, die jetzt in zweiter Auflage erschienen ist. (Stuttgart. Bonz.)

Sie verdient diese übermäßige Beachtung keineswegs; sie ist weder ein Meisterwerk noch in irgend einer Hinsicht von Bedeutung, wie's ja selbst mißlungene Werke doch sein können; sie ist eine nicht einmal besonders unterhaltende aber immerhin geistreiche Plauderei. Ihre Technik ist ganz verfehlt: die Geschichte wird nur etwa zur Hälfte vom Autor erzählt, das übrige legt dieser seinem Helden teils in den Mund, teils in die Feder. Derselbe, ein Weltmann und Don Juan, erzählt seine Lebensgeschichte einem Stockfremden und zwar so als ob er sie auswendig gelernt hätte, denn er spricht, wie kein Mensch es thut, sondern nur .... ein Buch, und ebenso wohlgefügt und geistreich schreibt er in sein Tagebuch, dem er wie ein Backfisch alle seine Gefühle und Gedanken vertraut. Überhaupt sprechen alle Personen dieses Buches mit so geistreichen Wendungen, als ob sie es für die Öffentlichkeit thäten. Sie machen daher keinen lebenswahren Eindruck. Daß der Zufall eine große Rolle spielt, erhöht den Wert des Buches keineswegs.

Recht übel stehen einem so gefeierten Dichter, wie Dóczi es ist, die plumpen dilettantenhaften Bemerkungen an, mit denen er in die Erzählung hineinplatzt, z. B. „Diese Pause genügt uns, um einen betrachtenden Blick auf die schöne Frau zu werfen." oder: „hier spielt sich das erste Kapitel unserer kleinen Geschichte ab. u. s. w."

In demselben Verlage ist ein Buch mit dem anspruchslosen Titel „Lustige Geschichten" von Hans Arnold erschienen. Der Titel ist gut gewählt, so einfach er ist; es sind wirklich lustige Geschichten; ihr Humor ist nicht jener selbstgefällige, aufdringliche Pseudo-Humor, den die Feuilletonisten in die Mode gebracht haben, sondern harmlose, frische Heiterkeit, die auch der Tiefe nicht ganz entbehrt. Vier von diesen Geschichten sind der dem Humor so viel bietenden Kinderwelt entnommen, die der Verfasser sehr gut beobachtet zu haben scheint und in deren Darstellung er sogar an die unübertrefflichen Skizzen Chiavacci's erinnert. Die längste Geschichte „Eine kleine Vergnügungsreise" ist eigentlich eine Posse in novellistischer Form; sie steht daher den anderen an litterarischem Werte entschieden nach. Sie ist voll unwahrscheinlicher komischer Zufälle, die man eben nur dann gelten lassen kann, wenn man sie als Posse ansieht; als solche aber erfüllt sie auch ganz ihren Zweck: herzlich lachen zu machen.

Die „lustigen Geschichten" sind aufs wärmste zu empfehlen; Freunden heiterer Lektüre werden sie willkommen sein, traurigen Menschen und Kopfhängern aber werden sie für ein paar Stunden die wirklichen oder eingebildeten Sorgen verscheuchen.

Bei W. Friedrich in Leipzig, dem Patrone des „jüngsten Deutschland", ist ein Roman von Doris Freiin von Spättgen erschienen, der unter die wilden Erzeugnisse dieser modernen Stürmer durchaus nicht hineinpaßt, denn in seiner Zahmheit wäre er der Gartenlaube und ihresgleichen würdig. Er heißt zwar: „Aus der Bahn", bewegt sich aber durchwegs in den ausgetretenen Geleisen des deutschen Familienblatt-Romans. Dessen Vertreter und Vertreterinnen haben bekanntlich die Grausamkeit, das von ihnen geschaffene Liebespaar mit Blindheit zu schlagen, so daß es von alledem, was die andern und der Leser sehen, nichts wahrnimmt und eines das andere sucht ohne es zu finden. Erst nachdem dieses rührende Blinde-Kuh-Spiel einen oder auch mehrere Bände hindurch fortgegangen, hält es der Lenker oder die Lenkerin dieser traurigen Marionetten für angezeigt, — aus Furcht, die Geduld des Zuschauers, also des Lesers, könne zu Ende gehen — dem Pärchen den Staar zu stechen und es einander in die Arme zu

Digitized by Google

führen. Baronin Spättgen begnügt sich nicht mit einem Paare, sondern führt zwei vor und läßt erst auf Seite 385 „genug sein des grausamen Spieles“ mit ihnen und mit dem Leser. Auch den gewissen hartherzigen Alten — sonst ist's meist der Vater oder Onkel, hier der Großvater — hat sie nicht vergessen, ebensowenig das schöne Trotzköpfchen, das nichts von den Männern wissen will, bis „er“ kommt; kurz man trifft lauter alte Bekannte in diesem Buche; aber wiewohl man solche sonst meist freudig begrüßt, dürfte in diesem Falle das Wiedersehen nicht jedem Leser lieb sein. Und alle diese Leute sprechen in einem hochtrabenden Stile, wie er im wirklichen Leben nicht vorkommt; sie geben diese Art zu reden selbst dann nicht auf, wenn sie allein sind, sondern halten lange bombastische Monologe, in denen sie sich selbst mit ihrem vollen Namen anzureden pflegen.

Eine solche Sprache ist nicht bloß unwahr, sondern auch geschmacklos und führt in ihrer Phrasensucht selbst zu ganz mißlungenen Bildern; so heißt es einmal:

„er erliegt dem Zauber rosiger Lippen, die mit vergiftetem Honig den trägen Schlag des alten Herzens in Galopp bringen.“

Überhaupt sollte Baronin Spättgen ihre Arbeiten sorgfältiger durchsehen, denn es nimmt sich wirklich recht seltsam aus, wenn Herr von Arsen auf Seite 166 und 213 74 Jahre alt ist, auf Seite 212 71 Jahre und Seite 221 und 258 um ein, beziehungsweise vier Jahre älter ist, also in einem Jahre ein ganz verschiedenes Lebensalter hat.

Der beste Titel für diesen Roman, in dem sich die Leute so unglücklich geberden und so wenig Grund dazu haben, wäre wohl: Viel Lärm um nichts!

Natürlicher und darum besser ist ein anderes Buch, das in demselben Verlage erschienen und „Zal Mawet“ (Schatten des Todes) betitelt ist. Der Verfasser, Erich Fließ, stellt sich, wie er in der Vorrede sagt, in diesen „zwei Geschichten aus dem Osten des deutschen Reiches“ die Aufgabe, die von den Schriftstellern bisher stiefmütterlich behandelte Provinz Posen in der Litteratur einmal zur Geltung zu bringen. Beide Erzählungen spielen in den Kreisen der Honoratioren, vornehmlich der juridischen, einer kleinen Stadt in Posen, und deren Spießbürgertum wird mit ziemlich glücklichem Humor geschildert, wenn auch die sterotypen Redensarten, die einigen Personen in den Mund gelegt werden, an die Bühne erinnern. Beide Erzählungen gehen übrigens tragisch aus; die zweite „Der Lump“ ist entschieden besser; in der ersten „Der Kollege“ sind die subjektiven Äußerungen, mit denen der Verfasser in die Erzählung hineinplatzt, recht störend. So ruft er z. B. gelegentlich der Ermordung des Helden zornig aus:

„O Du schlaues, verdammtes Raubtier
Du, Du feiger, elender Mörder Du!“

Das nimmt sich geradezu kindisch aus.

In erhöhtem Maße fröhnt Heinrich Steinhausen dieser Unart in seiner Novelle „Die neue Bizarde oder Hermann Hinderichs des Jüngeren verfehlter Beruf“ (Wittenberg. Herrosé 1890), einer Geschichte, in der der Zufall zum Schlusse eine wahre Orgie feiert und alles Leid in Wohlgefallen und Heirat auflöst.

Auch die Litteratur ist der Mode unterworfen; jetzt sind die Russen und Norweger tonangebend, jene in der Erzählung, diese im Drama. Man übersetzt daher die Werke von Schriftstellern dieser Nationen aufs eifrigste. So ist wieder ein neues Buch Björnsons übersetzt worden, ein Roman, den der Verfasser nach der Heldin „Ragni“ genannt hat. (Hamburg. Verlagsanstalt vormals Richter 1891).

Man wird es vermutlich als ein Meisterwerk des Realismus preisen oder als eine Ausgeburt desselben verdammen, je nachdem, denn es kommen nicht weniger als drei chirurgische Operationen darin vor, ferner wird das Hinsiechen und Sterben einer Schwindsüchtigen, eben der Heldin, beschrieben; und das pathologische Moment erscheint ja vielen als ein Triumph oder aber als die äußerste Verirrung des Realismus, jedenfalls als Realismus! In der That zeigt sich Björnson über die pathologischen Vorgänge, die er seiner Erzählung einverleibt hat, besser unterrichtet, als Ibsen es in seinem berüchtigten Drama „Gespenster“ über das Leiden Oswald's ist; doch genügt dieser rein äußerliche Realismus durchaus nicht, um ihn einen Realisten nennen

Digitized by Google

zu dürfen. Eine einzige Stelle reicht hin, um zu zeigen, daß Björnson keineswegs so realistisch denkt, als er sich den Anschein giebt. Da heißt es nämlich:

„— — Dann mußte er wieder daran denken, daß Ragni, *selbst wenn sie ganz gesund gewesen wäre*, hieran (an der Verleumdung) hätte zu Grunde gehen müssen."

Es ist ein alter sentimentaler Aberglaube, den viele Menschen, namentlich Dichter, beharrlich weiter pflegen, daß man infolge von Herzeleid sterben könne; wenn man nicht schon früher krank war, ist das ganz unmöglich, das wird jeder Arzt bestätigen, und Björnson, der „Realist" setzt dieses Traditions-Märchen einem *Arzte* in den Kopf!

Aber auch ohne diese Stelle darf das Buch nicht darauf Anspruch machen realistisch genannt zu werden, denn eine unerläßliche Bedingung des Realismus ist doch die Klarheit; ohne sie kann die Wahrheit nicht erkannt werden. Klar aber kann man Björnson's Buch gewiß nicht nennen! Die Charakteristik und Handlungsweise der Personen ist ebenso verschwommen dargestellt wie deren Lebensverhältnisse; und diese sind, wie man von Ibsen her weiß, in Norwegen ohnehin an sich schon genug seltsam. Die haltlose Ragni erinnert etwas an Ibsen's Nora, und der auf den Händen gehende Kallem ist ein Seitenstück zum alten Leutnant in Ibsen's „Wildente", der auf dem Dachboden zu jagen pflegt. Auch die Ausdrucksweise Björnson's ist unklar, ja phantastisch-überschwenglich, und die Übersetzung paßt sie keineswegs immer dem Geiste der deutschen Sprache an, wie es zu wünschen wäre.

Der Roman sollte eigentlich „Kallem" heißen, denn er und nicht Ragni ist die Hauptperson und nach ihm teilt sich das Buch in drei Abschnitte: Schulzeit, Jugendzeit, Mannesalter. Unverständlich ist auch, warum der Verfasser Personen wie Kallem's Vater, Anders Hegge und Tomas Rendalen, so umständlich beschrieben und charakterisiert hat; man erwartet demnach mit Recht, er habe ihnen wichtige Rollen zugeteilt; das ist aber keineswegs der Fall: er kümmert sich später nicht mehr um sie. Das Buch erhält dadurch ein unfertiges Aussehen, das im Vereine mit jener Verschwommenheit und der ausgiebigen Langeweile, die sich namentlich im ersten Bande fühlbar macht, kein erfreuliches Ergebnis bildet. Jedenfalls könnte man diesen Roman eher für das Werk eines Anfängers halten als für das eines berühmten Mannes.

Eduard Bellamy ist durch den sensationellen Erfolg seines Buches „Ein Rückblick auf das Jahr 1887", das ja in Amerika über 300 Auflagen erzielt haben soll, auch auf dem deutschen Büchermarkte bekannt geworden, und dank jenem übersetzt man nun auch andere Werke von ihm, so „Dr. Heidenhoff's Kur". Deutsche Bearbeitung von E. Wulkow. (Berlin. Rosenbaum & Hart 1890.) Auch dieses Buch ist eigenartig geistvoll erdacht, jedoch vermutlich in die Wirklichkeit ebensowenig übertragbar wie jenes. Ein Dr. Heidenhoff hat ein Mittel erfunden, gewisse peinliche Erinnerungen, die durch ihr stetes Wiederkommen die seelische und leibliche Ruhe mancher Menschen qualvoll stören, aus dem Gedächtnisse derselben spurlos auszulöschen. Da das Denken nicht bloß eine psychische, sondern auch eine physische Thätigkeit ist, und seiner Ansicht nach bestimmte Gedanken durch mechanische Vorgänge in ganz bestimmten Hirnteilchen erzeugt werden, so schließt er folgerichtig, daß dann, wenn die Hirnteilchen vernichtet werden, die jene quälenden Gedanken hervorrufen, auch diese aufhören müssen; er zerstört sie daher, indem er einen galvanischen Strom auf sie wirken läßt, und befreit so die Patienten von ihren Leiden, ohne dadurch ihre übrige Geistesthätigkeit irgendwie zu gefährden.

Dieses interessante Experiment, an dem freilich nicht alles klar ist, scheint dem Autor selbst gar zu gewagt vorgekommen zu sein, denn er stellt es schließlich als die merkwürdig genaue Phantasie eines Opiumtraumes dar, macht die Sache damit indes keineswegs besser, weil ein solcher Traum undenkbar ist und viel weniger glaublich als das Experiment selbst.

Jedenfalls ist dieses eigenartige kleine Buch sehr lesenswert. — — — —

Wer gerne Märchen liest, der wird vielleicht den „Phantasieen und Märchen" von Isolde Kurz (Stuttgart. Göschen 1890) Geschmack abgewinnen. „Der geborgte Heiligenschein" und „König Filz" sind die besten der sechs kleinen Geschichten, freilich darf man sie nicht den Hauff'schen oder Andersen'schen Märchen an die Seite stellen.

Digitized by Google

Auch Gustav Kastropp hat ein Buch unter demselben Titel veröffentlicht. (Hannover, Wasserkampf & Komp.).

Wahrhaft erstaunlich ist's, daß heutzutage noch Epen gedichtet werden und zwar mit einer Ausdauer, die einer dankbareren Sache wert wäre.

Es sind erschienen: „Herr Gerwin." Ein Minnelied von Paul Albers und „Im Windesrauschen." Epische Dichtungen von Helene Engelhardt. (Beide in Großenthein & Leipzig. Baumert & Ronge); dann „Vevi". Eine Erzählung aus den Tagen des ersten Passionsspiels in Oberammergau von Gustav Schollwöck. (Leipzig. Friedrich) und „Hartwig und Else" von Johann von Wildenradt. (Hamburg. Meißner); dieses Buch in der dritten Auflage, woraus man — freilich keineswegs sicher — schließen könnte, daß es doch noch Leute giebt, die vor 360 Seiten gebundener Rede nicht zurückschrecken. Eine große Zumutung an die Ausdauer des Lesers stellt auch der nicht näher genannte Herausgeber des Heldengedichtes „Nunontias" das in zwölf Gesängen über 380 Seiten umfaßt und den 1829 verstorbenen Dichter Gustav Adolf Salchow zum Verfasser hat. (Hamburg. Crone & Martinot.)

Noch viel umfangreicher sind die „Gesammelten Dichtungen" von Ludwig Eichrodt (Stuttgart. Bonz 1890); sie umfassen in zwei Bänden nahezu 1000 Seiten. In demselben Verlage sind noch erschienen: „Buntes Laub." Gedichte von Maria Nowack und „Zum Licht", Gedichte von Hermann Hango. In beiden Büchern, namentlich im ersten, findet sich viel Flaches; im zweiten erlaubt sich der Verfasser folgenden schönen Reim:

„Dem stets die Kralle heimlich zuckt,
Wenn einem er die Kralle druckt."

Äußerst plump schreibt er ein anderes Mal dem Reim zu liebe:

O Herbst, o Herbst! Es schnürt mir die Kehle
Zusammen, es preßt mir die Brust —
Mir schaudert in tiefster Seele
Vor Wind und Wust.

Unter „Wust" meint er die toten Blätter.

Zur modernen Lyrik hat auch Georg Egestorff sein Scherflein beigetragen, indem er „Von der Lebensstraße und andere Gedichte" geschrieben (Leipzig. Friedrich). Er hätte sich diese Gabe ersparen können, denn sie enthält durchaus minderwertiges. Wie es scheint, hat er sich Baron Detlev Liliencron zum Vorbilde genommen, dem er auch ein Gedicht widmet. Nun, wem dessen Verse zusagen, wird vielleicht auch an diesen Gedichten Gefallen finden.

Wie man sieht, ist keine Gefahr, daß es im deutschen Dichterwalde stiller werde. Freilich bringt man diesen poetischen Konzerten in der Zeit der Elektrizität und der Bacillen nicht eben großes Interesse entgegen; das ist allerdings recht bedauerlich, aber nicht unbegreiflich, denn leider wirken sehr viele Krähen mit, die sich für Sänger halten.

Litterarische Berichte.

Der eiserne Rittmeister. Roman von Hans Hoffmann. Drei Bände. Berlin 1890. Verlag von Gebrüder Paetel.

Hans Hoffmann's neuestes Werk, unseres Wissens sein erster Roman, zeigt uns den Dichter wieder als trefflichen Novellisten: hierdurch sind eigentlich Vorzüge und Schwächen seines jüngsten Geisteskindes hinreichend charakterisiert. Wie immer ist die Stimmung wunderbar gezeichnet und festgehalten. Schauplatz ist die Provinz Preußen, sie hat in Hoffmann wohl ihren Sterm gefunden — Zeit die tiefste Erniedrigung unseres Vaterlandes. Eben ist Napoleon nach Rußland gezogen, wie vor dem Gewitter liegen die Fluten ruhig, nur hin und wieder regt ein Windstoß die Wellen für kurze Zeit auf, dumpfe Schwüle drückt die Gemüter, aber fernes Wetterleuchten verkündet Blitz und Donner, die einzigen, die Befreiung von der bleiernen Schwere bringen können. Von

Digitized by Google

diesem Hintergrunde heben sich scharf gezeichnete Charaktere ab, jeder interessant, jeder zielbewußt durchgeführt, jeder geeignet, Held einer Novelle zu sein, keiner aber eine eigentliche Romanfigur. Schon die Technik erinnert an die Novelle: die ganze Erzählung spielt sich in kurzer Zeit ab, eine Charakterentwickelung findet daher nirgends statt, nur bei verschiedenen Personen ein plötzlicher Umschwung der Anschauung unter dem Druck der Verhältnisse. Der Dichter hat eigentlich verschiedene Novellenstoffe zu einem Roman zusammengeschweißt, die Schicksale seiner Helden ziemlich gewaltsam mit einander verknüpft und sie um seine Hauptperson, den eisernen Rittmeister, gruppiert. Uns will es erscheinen, der Verfasser hätte allen seinen Geschöpfen freiere Entfaltung gönnen können und sie nicht sämtlich dem eisernen Rittmeister, der Napoleon verabscheut und Kant's mißverstandene Lehre vom kategorischen Imperativo zur Richtschnur seines und der Seinigen Leben machen will, unterzuordnen nötig gehabt: der Kreisphysikus, ein Schüler Epikurs, der, abstoßend häßlich, nach Schönheit in seiner Umgebung verlangt, der sein warmes Gefühl unter bitterm Hohn versteckt und in allem, was er sagt und thut, anders als alle anderen und stets originell ist, verdient eine selbständigere Stellung als die einer Folie für den Rittmeister. Das Geschöpf hat durch die ihm verliehene Kraft den Schöpfer besiegt: unbeabsichtigt ist die Nebenperson in den Vordergrund getreten; die Schilderung seines Todes ist eine Novelle für sich und meisterhaft. Gleichfalls nur äußerlich mit der Haupthandlung verbunden ist das Idyll „Hartmut und Lisbeth", duftig und lieblich wie es ist, stören nur die starken Seile, die es an die Haupterzählung fesseln. Für die gewaltsame Verbindung einzelner Erzählungen ließen sich noch manche ähnliche Beispiele aufführen, doch ist dies ebensowenig unsere Aufgabe wie etwa eine Darstellung, auf welchem Wege die Fehler sich hätten vermeiden lassen. Am ehesten könnte man an die Art denken, wie Kjelland seine Erzählungen verbindet, ohne sie ihrer Selbständigkeit zu berauben: es wird derselbe Hintergrund beibehalten, und aus einem begrenzten Kreise wird eine Person nach der anderen zum Mittelpunkt einer Erzählung, um dann in jeder anderen wieder als Folie zu dienen. Dann könnte der Dichter auch auf die Wiederholung derselben Situation an verschiedenen Stellen verzichten, die jetzt störend wirkt, und würde die Unannehmlichkeit vermeiden, daß am Schluß sich drei verlobte Paare dem geneigten Publikum empfehlen, wie es bisher nur in geistvollen deutschen Lustspielen üblich ist. — Es ist unnötig zu erwähnen, daß Hoffmann die deutsche Sprache meistert, wie ein Virtuose sein Instrument; er hat diese Kunst schon oft bewiesen, nach des Referenten Ansicht allerdings noch nie so fesselnd wie in seinem neuesten Werk. Das Gespräch zwischen dem Kreisphysikus und Hartmut blendet durch Geist und Glanz der Rede; die ergötzliche Schilderung, wie der eiserne Rittmeister vor einer großen Versammlung zu reden versucht, erinnert in Humor und Schärfe des Ausdrucks an Vischers „Auch Einer". Haben wir an dem Werke verschiedene Ausstellungen gemacht, so zeigt es nur, daß wir an Hoffmann einen anderen Maßstab legen müssen als an Leute, die das Schreiben von Büchern handwerks- oder gar fabrikmäßig betreiben; es soll auch diese Kritik nicht etwa von der Lektüre des Buches abhalten, sondern im Gegenteil jeden veranlassen, sich an dem Werke zu erfreuen und des Referenten subjektive Ansicht vorurteilslos nachzuprüfen.

M.

Schiller. Sein Leben und seine Werke dargestellt von J. Minor. Zweiter Band. Berlin 1890. Verlag der Weidmannschen Buchhandlung.

Dem ersten Bande, den wir früher hier angezeigt haben, ist der zweite rasch gefolgt. Derselbe enthält die pfälzischen und sächsischen Wanderjahre und geht also von dem „Fiesco" bis zum „Don Carlos", um die dichterischen Markſteine anzugeben. Die Erlebnisse sowie die litterarischen Arbeiten Schiller's werden uns hier von der Ankunft des Flüchtlings in Mannheim bis zu der Abreise nach Hamburg vorgetragen, die ihn aber nur bis Weimar beförderte, wo er am 21. Juli 1787 einfuhr. Es sind bedeutende und wichtige Entwickelungsjahre für den Menschen wie für den Dichter Schiller. Der Verfasser hat sie eben so gründlich durchforscht als sehr ausführlich seinen Lesern vorgelegt. Es sind nicht weniger als 62½ groß Oktavseiten, die den Band ausmachen, dem voraussichtlich noch drei folgen werden. Auch dieses Mal hält Referent seine Meinung nicht zurück, daß eine geringere Ausführlichkeit, ein größeres Vermögen, Nebendinge zu unterdrücken, dem Ganzen zu gute kommen würden. So wird man auf den breiten Wellen der Rede allzulange getragen, namentlich in den biographischen Kapiteln. In den litterarhistorischen hält der Verfasser mehr Haus, und man folgt den Auseinandersetzungen über „Fiesco", „Kabale und Liebe", und „Don Carlos" mit Anteil und Zustimmung.

Q.

Ich will dem Kaiser Rede stehen. Berlin 1891. Verlag von Ad. Zoberbier.

Veranlaßt durch die soziale Bewegung und durch die in neuerer Zeit erfolgten Erklärungen von Massenaustritt aus der Landeskirche scheint sich in religiös gesinnten Kreisen eine Bewegung zu bilden, welche von der Annahme ausgeht, daß die Kirche heutzutage ihre Aufgabe, religiös bildend und befriedigend und dadurch wohlthätig auf das ganze Volksleben zu wirken, nicht mehr erfülle. Der anonyme

Digitized by Google

Verfasser der vorliegenden Broschüre fußt auf der Behauptung, daß das starre Festhalten der evangelischen Kirche an den seit Luther festgewordenen konfessionellen Dogmen unrecht und daß anstatt derselben vielmehr die praktisch wirkende Liebe zu betonen und zu bewähren sei. Wir stimmen dieser Auffassung voll und ganz bei; denn wenn es auch nie eine Kirche ohne bestimmte Dogmen geben kann, so sind dieselben doch mit dem Fortschritte der Zeit und der Erkenntnis auch einer Umwandlung fähig, jedenfalls aber darf niemals im bloßen Glauben an dieselben das charakteristische Merkmal eines Christen bestehen, dessen Grundsatz vielmehr die von Christus gelehrte Liebe sein muß. Als Typen der Entwickelungsstadien christlicher Auffassung und kirchlichen Lebens stellt der Verfasser den apokalyptischen Johannes, den Petrus, den Paulus und den Johannes des Evangeliums und der Briefe auf und meint, daß sich diese Phasen darstellen als Erwarten, Hoffen, Glauben, Besitzen. Diese Auffassung ist, wenn sich vielleicht auch manches im einzelnen gegen sie sagen läßt, geistvoll durchgeführt, besonders trefflich ist die Erörterung über die petrinisch-katholische und über die paulinisch-evangelische Kirche. Diese muß sich nun, so heißt es, in unserer Zeit zur johanneischen Religion der Liebe umwandeln, welche nicht etwa des Glaubens an Gott und Christus als der allezeit notwendigen Grundlage der Religion entbehren, aber als Helferin in den traurigen Zuständen der Gegenwart wirken soll und dies auch kann. Die Schrift zeugt von gründlichem Verständnis christlichen Wesens und von ernstem Willen zu helfen, störend sind beim Lesen nur die zahlreichen orthographischen Fehler in den lateinischen, vor allem aber in den griechischen Zitaten, was gewiß leicht vermieden werden konnte. Es ist dringend zu wünschen, daß solche Aeußerungen, wie wir sie hier finden, nicht bloß als subjektive Anschauungen eines Theoretikers, sondern als Mahnworte eines edlen Geistes, der praktisch helfen will, sorgsam erwogen und — befolgt werden, und darum sei diese Schrift allen denen, welche die Mißstände im heutigen Volksleben nicht bloß beklagen, sondern zu beseitigen helfen wollen, aufs beste empfohlen.

C. S.

Geschichte Spaniens vornehmlich im 14. Jahrhundert von Dr. Friedr. Wilhelm Schirrmacher. Gotha 1890. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Mit lebhafter Freude begrüßen wir das hier genannte Buch, das in der That — die Redensart ist freilich durch ihren Mißbrauch bis zur Bedeutungslosigkeit abgegriffen, ist aber hier in der vollen Wirkung des Wortes gemeint — einem oft empfundenen Mangel abhilft. Im allgemeinen stehen wir wie der spanischen Litteratur so auch der spanischen Geschichte ferner als der der übrigen romanischen Staaten, einmal wegen der geringeren Wechselwirkung mit Deutschland, dann aber weil bei allen ihren Vorzügen sie dennoch der universalen Größe und Fruchtbarkeit entbehrt, die uns die Beschäftigung mit Italien und Frankreich zur unerläßlichen Notwendigkeit macht. Wir reden freilich von den Zeiten vor der Reformation. Nach derselben und während derselben ist das Verhältnis freilich anders. Aber in Rücksicht auf das Mittelalter fehlte es uns an einem gründlichen, schlichten, mit Genauigkeit und ohne Jagd nach dem Interessanten gearbeiteten Buche. Auch die spanische Geschichtsschreibung hat ein solches wohl kaum aufzuweisen, so daß an eine Uebersetzung nicht gedacht werden konnte. Im Gegenteil sind die Anfänge eines derartigen Werkes, wie wir sie in dem von Lembke und Schäfer besitzen, in Spanien selbst geschätzt und gewürdigt. Die nunmehr uns dargebotene Fortsetzung von Schirrmacher aber steht an innerm Wert, an Gründlichkeit und klarer Lesbarkeit den ersten drei Bänden der früheren Bearbeiter entschieden voran. Der vor etwa 10 Jahren erschienene vierte Band von Schirrmacher, der die kastilische Geschichte im 12. und 13. Jahrhundert behandelte, stand noch in einem gewissen innern Zusammenhang mit den breitangelegten Staufer-Studien des Verfassers, während der gegenwärtige Teil aufgebaut ist auf einem Material, das erst durch sorgfältig kritische Behandlung wissenschaftlich verwertbar gemacht werden mußte. Dem Gegenstande nach steht Aragonien im Vordergrund, dessen allmählich unter schweren Kämpfen aufkommende Herrschaft über Sizilien zu einem der Hauptfaktoren der spätern spanischen Seeherrschaft auf dem mittelländischen Meere sich entwickelte. Es gab Augenblicke innerhalb dieser Kämpfe, in denen es schien, als solle das Königshaus Aragon „gleich einem faulen Baum“ vernichtet werden wie die Stauffer. Dennoch aber überwanden die Aragonier alle Hindernisse und traten in der Epoche beim Ausgang des 13. Jahrhunderts in einen langen Streit um die Suprematie mit Kastilien ein. Damit ist der Faden aus dem vorhergehenden Bande wiederaufgenommen, und in paralleler Weise wird die Entwickelung und häufig kriegerische Berührung der beiden Königreiche verfolgt. Auf eine eingehendere Charakteristik der Persönlichkeiten ist im ganzen weniger Gewicht gelegt als auf die Feststellung der Thatsachen. Dadurch wird nun freilich die Darstellung hier und da etwas trocken. Aber immer bleibt es ein Vorzug und ein wohlthuendes Gefühl, daß man angesichts der durch Parteilichkeit, Leidenschaft und nationale Rhetorik verschobenen und verschrobenen früheren Darstellungen überall festen und gesicherten Boden wahrnimmt. Mit der langen, über fünfzig Jahre währenden Regierung Pedro IV. von Aragonien, also mit dem Jahre 1387 bricht die Erzählung ab. Ein Mangel erscheint es uns, daß die innern Zustände und Ver-

Digitized by Google

hältnisse, das was man in der Regel Kulturgeschichte nennt, eine unzulängliche, eigentlich gar keine Berücksichtigung gefunden haben. Bei der verhältnismäßigen Abgeschlossenheit dieser Staaten, bei der eigenartigen Rassenverschiedenheit der Bevölkerung, bei den überaus eigentümlichen Verfassungsverhältnissen der einzelnen Königreiche erschöpft die Königsgeschichte bei weitem nicht die Volksgeschichte. Im weiteren Verlauf der Darstellung wird namentlich dort, wo von der Entstehung des Gesamtstaates gehandelt werden wird, davon kaum abzusehen sein. Jedenfalls darf man das Werk weiteren Kreisen aufs wärmste empfehlen. C.

Vor der Entscheidung. Meinungen und Wünsche zur Schulreform. Von Prof. Dr. Gustav Weck, Direktor des Kgl. Realgymnasiums zu Reichenbach i. Schl. Berlin 1890. Verlag von Friedberg u. Mode.

Von den vielen Schriften, welche der Streit über die Schulreform hervorgerufen hat, haben manche eine ihrem Wert entsprechende, andere, wie z. B. die von Güßfeldt, eine übertriebene, wieder andere eine zu geringe Bedeutung erlangt. Zu den letzten gehört ohne Zweifel die vorliegende Broschüre, die wir ohne Bedenken zu den besten rechnen, welche über den ganzen Schulstreit erschienen sind. Denn in rein sachlicher Darstellung, was man gegenüber dem leider nicht mehr salonfähigen Tone anderer Schriften dieses Gebietes als großen Vorzug hervorheben muß, wenn auch die Person des Verfassers zuweilen etwas in den Vordergrund geschoben zu sein scheint, und mit einer alle Gebiete des Schulwesens erschöpfenden Gründlichkeit werden die Hauptpunkte behandelt, auf die es in dem jetzt schwebenden Streite ankommt. Man kann ja in manchen Beziehungen anderer Ansicht sein wie der Verfasser; man braucht z. B. den Turnspielen, deren Erfindung und Einführung Direktor Weck übrigens nicht für sich beanspruchen darf, und dem Handfertigkeitsunterricht nicht gleichen Wert beizulegen, auch mit dem Wegfall der doppelten Schrift, des Griechischen und der Religionsprüfung, sowie mit der Verkürzung des geographischen Unterrichts nicht übereinzustimmen; aber die sonstigen Erörterungen, besonders die über die sogenannte Ueberbürdung, die Behandlung der Schüler (ein leider sonst viel zu wenig behandelter Punkt!), den großen Wert des Lateins und den zweifelhaften der Chemie, die hohe Bedeutung des Deutschen und des Religionsunterrichts sind so vortrefflich, daß dieses Buch, welches in kleinem Format mehr bietet als weitschweifige andere, die eingehendste und allseitigste Beachtung verdient. Wir hoffen, daß es, wie sein Titel mit Recht fordert, noch vor der Entscheidung gewürdigt werden möge; aber auch dann, wenn diese endlich getroffen sein wird, ist das Buch keineswegs überflüssig, sondern Fachmännern und Laien als lehrreich und höchst anregend aufs wärmste zu empfehlen. C. S.

Dilettantentum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserem höheren Schulwesen. Von Prof. Dr. C. Conradt, Gymnasialdirektor zu Greifenberg in Pommern. Wiesbaden 1890. Verlag von C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby).

Im Gegensatz zu dem großen und vielfach übertriebenen Beifall, welchen die bekannte Güßfeldt'sche Schrift bei vielen Lehrern und in weiteren Kreisen des Publikums gefunden hat, sucht der Verfasser der vorliegenden Broschüre nachzuweisen, daß ein großer Teil der Güßfeldt'schen Beschwerden und Vorschläge den Dilettanten verrät, da die ersteren fast sämtlich unbegründet, die letzteren aber, weil schon längst in amtlichen Verfügungen enthalten, von seiner Seite überflüssig seien. Bei aller Anerkennung des Guten und Richtigen, was jene Schrift enthält, weist Conradt nach, daß dieselbe doch größtenteils ungerecht und nur geeignet sei, bei dem ohnedies schon der Schule gegenüber nicht gerade sehr wohlwollenden Publikum den Lehrerstand und seine Thätigkeit herabzusetzen, und hiergegen erhebt er berechtigten und sachlich begründeten Einspruch. Im Anschluß hieran streitet er gegen die Bevormundung der Philologen durch Einzwängung in pädagogische Schablonen, während doch die Persönlichkeit des Lehrers die Hauptsache sei, sowie durch den Umstand, daß nicht Fachmänner, sondern Juristen an der Spitze der Verwaltung stehen, denen bei aller Tüchtigkeit doch die nötige Erfahrung und das erforderliche Interesse gerade für den Stand der Lehrer abgehen müsse. Und doch erfordert, wie der Verfasser zuletzt nachweist, gerade dieser Stand, das Stiefkind der Verwaltung, was Besoldung und Rangverhältnis betrifft, eine Aufbesserung und Erhöhung, um mit Eifer und Erfolg für seine höheren Ziele arbeiten zu können. Die kleine, mit großer Aufrichtigkeit, anregendem Fleiße und stellenweise mit bestem Humor geschriebene Broschüre dürfte nicht bloß für Lehrer, sondern auch für das weitere Publikum und vor allem auch für die leitenden Behörden von größtem Interesse sein. C. S.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Deutsche Revue

über das gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Die bisher erschienenen

Kunstbeigaben

enthalten:

1. „November", von Paul Jenoudet.
2. „JungeRömerin", von Franz Lenbach.
3. „Passeggio", von Ludwig Passini.
4. „Der Ruin einer Familie", von Adolf Echter.
5. „Predigt im Hofe der Kathedrale zu Sevilla", von Jimenez y Aranda.
6. „Porträt des Fürsten Bismarck", von Franz Lenbach.
7. „Nymphen und Bacchanten", von Hans Makart.
8. „Mädchenkopf", von Ludwig Löfftz.
9. „In Verlegenheit", von C. Grützner.
10. „Neugierige", von Ludwig Passini.
11. „St. Gotthard", von Philipp Fleischer.
12. „Großmutters Liebling", von Georg Jacobides.
13. „Tiroler Mädchen", von Franz Defregger.
14. „Maientag", von Eduard von Steinle.
15. „Die Jünger von Emmaus", von Fritz von Uhde.
16. „Vor dem Thore", von R. Beyschlag.
17. „Zigeunerin", von Paul Thumann.
18. „Altdeutscher Studienkopf", von Fritz Fleischer.
19. „Holländische Dorfstraße", von Max Liebermann.
20. „Friede", von K. Raupp.
21. „Grand mit Vieren", v. Fritz Fleischer.
22. „Die beiden Freunde", von O. Eerelmann.
23. „In der Loge", von Konrad Kiesel.

Einzelpreis für jedes Kunstblatt 4 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.

Soeben erschien:

Seifenblasen.

Moderne Märchen.

Von

Kurd Laßwitz.

M. 3.—, in eleg. Geschenkeinband M. 4.50.

Phantasiestücke der Laune, in welchen der Verfasser den Inhalt der heutigen naturwissenschaftlichen und philosophischen Gedankenwelt zu unterhaltenden Träumereien verwebt. Für Freunde geistreicher Satire, liebenswürdigen Humors.

Eduard Trewendt in **Breslau.**

Sprachsünden.

Eine Blütenlese aus der modernen deutschen Erzählungs-Litteratur

von

Theodor von Sosnosky.

Geheftet. Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Mappe für die Kunsthefte

der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, für mehr als 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von **12 Mark** durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Breslau. **Eduard Trewendt,** Verlagsbuchhandlung.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgegeben von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhdlg. 3 Tertihefte bilden stets einen Band.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Geschenkwerke

aus dem Verlage von

Eduard Trewendt in **Breslau.**

	M	₰
Mark Aurels Meditationen. Aus dem Griechischen von F. C. Schneider. 4. Aufl. Gebunden	3	—
Franzos, Karl Emil, Junge Liebe. Novellen. 4. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt	4	—
— — **Judith Trachtenberg.** 2. Auflage. Gebunden	6	40
— — **Der Präsident.** 2. Auflage. Gebunden	7	20
Gottschall, Rudolf von, Blütenkranz neuer deutscher Dichtung. 11. Aufl. Gebunden mit Goldschnitt	5	—
— — **Im Banne des schwarzen Adlers.** 4. Aufl. Gebunden	5	—
— — **Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts.** 5. Aufl. Gebunden in 2 Halbfranzbänden	27	20
— — **Poetik.** Die Dichtkunst und ihre Technik. 5. Aufl. Gebunden in 1 Halbfranzband	13	60
Holtei, Karl von, Schlesische Gedichte. Volksausgabe. 19. Aufl. Gebunden	3	—
— — Dasselbe. Illustrierte Pracht-Ausgabe. Gebunden mit Goldschnitt	10	80
— — **Christian Lammfell.** 4. Aufl. Gebunden	7	50
— — **Die Vagabunden.** 7. Aufl. Gebunden	5	—
Rittershaus, Emil, Gedichte. 7. Aufl. Gebunden mit Goldschnitt	6	—
Rößler, Robert, Aus Krieg und Frieden. Schlesische Gedichte. 2. Aufl. Gebunden	2	—
Strachwitz, Moritz Graf, Gedichte. 8. Aufl. Gebd. mit Goldschnitt	3	—
Turgenjew, Iwan, Gedichte in Prosa. Uebersetzt von R. Löwenfeld. 3. Aufl. Gebunden	2	40

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Jaenicke, Hermann: Kurze Weltgeschichte.

Groß-8. 646 Seiten. Halbfranz gebunden 10 Mark.

Für Jedermann geeignet, der sich rasch und genau über irgend ein Vorkommnis der Weltgeschichte bis auf die neueste Zeit unterrichten will. Ein vorzügliches Festgeschenk für die heranwachsende Jugend.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Breslau. Eduard Trewendts Buchdruckerei (Seberinnenschule).

Digitized by Google

Sechzehnter Jahrgang

Preis vierteljährlich 6 Mark

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1891. Februar

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und
halbjährlich ein Kunstheft

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

In allen Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Februar 1891.

Seite

I. **Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.** XXI. . . . 129

II. **Sulaimân Hamy-Bey: Das verlorene Armband.** Eine Erzählung aus dem morgenländischen Altertum 147

III. **Robert Biewend: Aus der Familienchronik von Robert Koch.** Biographische Mitteilungen. I. 179

IV. **A. Gottstein: Der Kampf gegen die Feinde der Menschheit.** II. . . 186

V. **Die französische Revolution und ihre Bedeutung für den modernen Staat.** V. 202

VI. **Karl Böttticher: Die Verehrung heiliger Bäume bei den Alten** . . 219

VII. **John Bigelow: Der jüngste politische Umschwung in Amerika** . . 230

VIII. **Ludwig Büchner: Antwort an Herrn M. Carriere** 245

IX. **Judith Trachtenberg von Karl Emil Franzos** 250

X. **Litterarische Berichte** 253

Tirol 1812—1816 und Erzherzog Johann von Österreich. Von Franz von Krones. — Verschiedene Geschichtsauffassungen. Von Paul Weisengrün. — Dr. Emin Pascha, ein Vorkämpfer der Kultur im Innern Afrikas. Von Paul Reichard. — Deutsche Geschichte. Von Otto Kämmel. — Staat und Erziehung. Von Paul Cauer. — Karl Ludwig von Knebel. Von Hugo von Knebel-Doeberitz. — Geschichte Deutschlands. Von Berthold Volz. — Ein Goethe-Strauß. Von Robert Keil. — Lebensfragen. Von K. J. Schott.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
17
LIBRARY.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXI.

Neue ungeheure Aufgaben auf politischem wie militärischem Gebiete harrten in der Heimat ihrer Lösung durch die zurückkehrenden Sieger; bevor wir uns jedoch der näheren Betrachtung derselben und der Beteiligung Roon's an den durch die Lage erforderlich gewordenen vermehrten Arbeiten zuwenden, erscheint es angemessen, inne zu halten und auch diejenigen unmittelbaren Eindrücke hier noch zu verzeichnen, welche ein zwar unbeteiligter, aber scharfsichtiger Politiker durch die damaligen überwältigenden Ereignisse empfangen hatte. Professor Perthes, auch während des Feldzuges mit dem Freunde in regem Briefwechsel geblieben, schrieb an Roon u. a.:

Bonn, 6. Juli 1866.

„Der 3. Juli 1866 und die vorangegangenen sieben Tage sind der Preußischen Geschichte einverleibt als eine neue Basis und eine neue Kraft für die Zukunft; kein menschlicher Wille, kein Ereignis kann sie uns wieder entreißen; sie wirken fort in alle kommende Zeit wie die Schlacht von Fehrbellin oder bei Roßbach, selbst wenn das Preußische Gebiet keinen Fuß Zuwachs und die Preußische Stellung zu Deutschland kein einziges neues Recht erhalten würde. Es hat sich, mein lieber, mein trefflicher verehrter Freund, heute im Großen wiederholt, was 1864 im Kleinen geschah; so lange unsere Truppen vor Düppel lagen, beachtete Europa die Preußische Diplomatie wenig oder gar nicht; von Morgens 10 Uhr 10 Minuten des 18. April an stand Europa vor der Preußischen Diplomatie mit dem Hut in der Hand und höchst verbindlicher Miene — — Östreich umgekehrt hat vom Dienstag den 26. Juni bis Dienstag den 3. Juli 1866 einen Stoß in seiner europäischen Stellung und in seiner inneren Stellung erhalten, wie ihn weder die Abtretung eines Königreiches oder die Aufgabe der Bundespräsidialschaft hätte beibringen können . . . . .

Ja wohl, wir haben allen Grund Gott dem Herrn auf unsern Knieen heißen Dank zu bringen, und wollten und könnten wir Alle es nur heißer, als wir es thun; aber Gott zu danken, um des Dankes gegen die Menschen, die

Digitized by Google

Gottes Diener in diesen letzten schweren Jahren waren, überhoben zu sein, ist armselige Dummheit oder nichtswürdige Lüge; wer heute kein Herz hat für seinen König und kein Hurrah für seinen Kriegsminister, der ist und bleibt ein Lump und hat gar kein Recht Gott zu danken; ohne König Wilhelm und Minister Roon keine Armee wie wir sie haben und ohne solche Armee kein Tag von Sadowa; wir haben denn auch am 4 Mittags an unserm kleinen Tische unserm Könige und unserm Kriegsminister und unsern lieben Soldaten in funkelndem Rüdesheimer unsern Dank gebracht, während unsere schwarz-weißen Flaggen lustig weh'ten, und Abends haben wir Lichter an die Fenster gestellt, so viele das Haus nur hatte . . . . .

Welch' rasende Eile hat die Zeit! Jeder wußte, daß die Franzosen und deren Kaiser sich hineinschieben würden in die Kämpfe der Deutschen, aber niemand ahnte, daß schon siebenzehn Tage nach dem ersten Schusse Napoleon fürchten werde, daß Preußen aus einem Monde der französischen Sonne selbst zur Sonne werden würde, wenn Napoleon nicht im Stande sei zur rechten Zeit, d. h. sogleich eine Mondfinsternis zu veranstalten. Gott gebe dem Grafen Bismarck die Kraft, deren Wurzel das Gebet, deren Kennzeichen die Ruhe, deren Ziel das Erreichbare und deren Bundesgenosse — nicht die Revolution ist! — —"

Bonn, den 18. Juli 1866.

Mancher Mensch kann nur sehr wenig, daß weiß ich nur zu gut, mein lieber und verehrter Freund, aber mancher Mensch kann doch auch recht viel, z. B. wenn ein General der Infanterie, der Rath und That, Gefahr und Entbehrung, Siegesstolz und Dankes-Demuth mit seinem Könige theilt, wenn ein Kriegsminister, der auch mit zugehaltenem Ohre von jedem neuen Marschquartier der vorwärts eilenden Armee den Zuruf hören muß: Mann, da hast du die Genugthuung für manche schwere Stunde manchen schweren Jahres! — wenn ein solcher Mann Abends in Mähren noch des preßhaften Professors gedenkt, und nicht allein seiner gedenkt, sondern auch ihm schreibt, und von seinen Söhnen gute Nachricht giebt: so ist das wirklich recht sehr viel und wird nicht gerade sehr oft in Mähren vorgekommen sein, wie denn freilich auch wohl noch nie ein preußischer Fähnrich seinem Könige für ein aus Mähren datiertes Offizierpatent zu danken hatte.[1])

Ihr Brief vom 11. hat eine Wirkung gehabt, an welche Sie selbst wohl schwerlich gedacht. Seit dem 4. Juli Mittags, der Stunde, in welcher wir die Siegesnachricht erhielten, fühlte ich zum ersten Male, so lange ich Sie kenne, mich Ihnen gegenüber scheu und fast entfremdet: die Entfernung zwischen dem Manne der die volle Aerndte jetzt hält von der Saat, die er vor Jahren ausgestreut und seit Jahren geschützt und gepflegt hatte und mir, der ich nichts zu ärndten habe und nichts mehr kann, nicht einmal das noch kann, was ich doch könnte — war zu groß geworden; das Verhältniß zu Ihnen, an sich schon selt-

[1]) Bezieht sich auf einen damals zum Offizier beförderten Sohn des Professor Perthes.

Digitized by Google

sam und selten genug, schien mir die Möglichkeit längerer Dauer verloren zu haben; nun ist Ihr Brief angelangt und ich sehe wieder nur das alte, wohlbekannte Gesicht, nicht mehr die dicken Generalsepaulettes und nicht mehr die gewonnenen Gefechte und die große Schlacht, und kann wieder unbefangen dem Freunde danken für die Nachrichten, die er mir über meine beiden Söhne gab.

Ich hatte fast Neigung, Ihnen einiges Politische zu schreiben, aber in diesem Augenblicke fließt die Tinte nicht; verzeihen Sie diese Zeilen und bewahren Sie mir ein freundliches Andenken.

Ihr Perthes.

* * *

Am 5. August eröffnete König Wilhelm bekanntlich in eigener Person die Sitzungen des neugewählten Landtages. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß dessen Mitglieder an *demselben* Tage ihr Mandat empfangen hatten, an welchem die alten und jungen Regimenter des „Volkes in Waffen" die österreichisch-sächsische Heeresmacht zertrümmerten. Vielleicht war dies Zusammentreffen kein *ganz* günstiges für die Regierung gewesen; es ist sogar wahrscheinlich, daß letztere in dem inneren politischen Kampfe einen *vollständigen* Sieg erfochten haben würde, wenn der Schlacht- und der Wahltag nicht zusammengefallen, sondern der letztere etwas später, vielleicht eine Woche nach Königgrätz, angesetzt gewesen wäre; und die — jetzt freilich müßige — Betrachtung entbehrt nicht eines gewissen Interesses, wie alsdann die Ereignisse auf dem Gebiete der inneren Politik (einen entscheidenden Wahlsieg der Regierung vorausgesetzt) sich fernerhin entwickelt haben würden.

Indessen, der Umschwung, welcher sich im Lande vollzogen hatte und noch fortwährend vollzog, war auch ohnedies ein ganz gewaltiger. Wohl behielt, der Stimmenzahl nach, die Opposition auch in der neuen Kammer noch die Oberhand, während die Männer der Mitte, die sogenannten Altliberalen, eine trostlose Niederlage erleben mußten. Aber die konservative Partei trat doch sehr erheblich verstärkt in die Schranken, noch manche neue Männer bekannten sich als unbedingte Anhänger der Regierung; und fast noch wichtiger war es, daß ein großer Teil der bisherigen Opposition, angesichts der Logik der Thatsachen und der sieghaften Beweise, *wie* richtig die Regierung seit Jahren gehandelt, wie energisch, umsichtig und erfolgreich sie die öffentlichen Angelegenheiten geleitet hatte — jetzt endlich ihren Widerspruch aufgab und sogar begierig nach einem anständigen Rückzuge und nach Versöhnung trachtete.

Die Regierung ihrerseits war bekanntlich von ähnlichen Gesinnungen erfüllt, als sie „Indemnität" beantragte und dies schon in der Thronrede verkündete. Es entsprach der Großmut des großmütigsten und gewissenhaftesten aller Könige, die je einen Thron geziert haben, diesen Schritt zu thun; und er würde ihn sicherlich auch dann gethan haben, wenn eine Kammer mit zweifellos regierungsfreundlicher Majorität sich damals um seinen Thron versammelt hätte. Übrigens hatte das Staatsministerium die Möglichkeit, durch versöhnliches Entgegenkommen

Digitized by Google

den innern Konflikt nunmehr zu beenden, schon früher in eingehenden Erörterungen erwogen. In Roon's Nachlasse befinden sich dafür die vollgiltigsten Beweisstücke. Bereits am 28. Juni, als der Sieg der preußischen Waffen also noch keineswegs entschieden war, richtete der Minister des Innern Graf Fritz Eulenburg ein ausführliches Schreiben an den Ministerpräsidenten, dem auch schon ein entsprechender „Entwurf eines Passus der Thronrede" beigefügt war. In diesen Aktenstücken, deren Abschrift gleichzeitig auch Roon erhielt, beantragte und motivierte Eulenburg eingehend die Notwendigkeit, es zur Beruhigung der Gemüter im Lande seitens der Regierung ausdrücklich anzuerkennen, „daß nach dem Sinne der Verfassungsurkunde Ausgaben, welche nicht auf Gesetzen beruhen oder . . . von der Landesvertretung nicht bewilligt worden sind, nicht geleistet werden dürfen." Eulenburg beantragte ferner ausdrücklich, daß dies auch in die Thronrede aufgenommen und in derselben die Landesvertretung noch besonders um „nachträgliche Gutheißung" angegangen werden solle; ja, derselbe Minister Eulenburg wünschte sogar die Vorlage eines „Gesetzes über die Ministerverantwortlichkeit!"

Als Bismarck und Roon wenige Tage nach Empfang dieses Schreibens den König ins Feld begleiteten, setzte das Staatsministerium die Erörterungen über diese Angelegenheit in Abwesenheit jener beiden Minister fort; das Resultat war ein Entwurf zur Thronrede, welcher vom Finanzminister Freiherrn von der Heydt aufgestellt war in der Voraussetzung, daß dieser als ältester anwesender Staatsminister, in Abwesenheit des Monarchen, mit Eröffnung des neugewählten Landtages beauftragt werden würde. In Motiven und Anträgen stimmte dieser Entwurf fast völlig, zum Teil sogar wörtlich, mit den Eulenburg'schen Vorschlägen vom 28. Juni überein. Doch ist das Wort „nachträgliche Gutheißung" in dem Heydt'schen Entwurfe durch „Indemnität" ersetzt.

Nach obigem ist diese Episode also durch von Sybel (V, Seite 342 und folgende) durchaus ungenau geschildert worden.

Der Heydt'sche Entwurf wurde (beiläufig bemerkt), obwohl auch Bismarck und Roon ihm prinzipiell zustimmten, zunächst sistiert, da der König beschlossen hatte, den Landtag persönlich zu eröffnen; doch ging der Inhalt desselben zu einem großen Teile in die am 5. August wirklich gehaltene Thronrede über.

Dagegen ist es gleichfalls unrichtig, wenn Sybel an der bezeichneten Stelle versichert hat, die Majorität des Staatsministeriums habe dem Indemnitätsgesetze resp. der Verheißung zu dessen Vorlage widersprochen und nur Graf Bismarck im Verein mit Freiherrn von der Heydt hätten die Sache durchgesetzt. Vielmehr war in der Sache selbst nur Graf Lippe (der Justizminister) nicht einverstanden und reichte ein bezügliches dissentierendes Votum ein; und außerdem stellte der Kultusminister von Mühler ein Amendement, durch welches eine etwas andere Begründung des Antrages beabsichtigt ward; die übrigen Minister, und unter ihnen vornehmlich Graf Eulenburg, sind dagegen mit dem Heydt'schen Entwurfe ganz einverstanden gewesen — wie im Interesse der historischen Wahrheit hierdurch konstatiert werden mußte.

Digitized by Google

Für Bismarck's Zustimmung war es jedenfalls entscheidend, daß er die versöhnlichen Anschauungen seines Monarchen genau kannte, und er hielt daher an dem Indemnitäts-Gesetze fest, obwohl viele seiner Anhänger und die Mehrzahl der Konservativen, im Lande sowohl wie in beiden Kammern, dringend abrieten und ein solches Nachgeben für verderblich hielten.

Was nun endlich Roon betrifft, den man damals häufig als den eigentlichen Konflikts-Minister zu bezeichnen liebte, so stand er im allgemeinen zunächst auf dem Standpunkte — wie wir schon früher erfuhren — daß er als Kriegsminister nicht berufen sei, staatsrechtliche Kontroversen zu lösen, und bei seinem großen Vertrauen zu Bismarck's politischer Führung auch in dieser Frage keinen Anlaß zum Widerspruche habe. Aber — er fand auch sachlich dazu nicht die geringste Veranlassung. Wohl war er persönlich nach wie vor der Meinung, daß es nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht der Regierung gewesen sei, die vorhandene Lücke in der Verfassung so zu ergänzen, wie es das Wohl, die Macht und das Ansehen der Krone und des Vaterlandes durchaus erfordert hatten; darum hatte er, eingedenk des Gebotes: „salus reipublicae lex suprema" in bewußter und gewissenhafter Überzeugung dieses Wohl des Vaterlandes für heiliger gehalten als eine einzelne Verfassungsbestimmung, deren buchstäbliche Auslegung streitig war und blieb. Auf der andern Seite war es ihm aber während des Budgetstreites und des damit zusammenhängenden Verfassungs-Konflikts niemals zweifelhaft gewesen, daß der budgetlose Zustand keineswegs ein normaler und erwünschter sei; und niemals hatte er bestritten, daß auch in seinen Augen der Buchstabe der Verfassung durch das mehrjährige Verfahren der Regierung nicht erfüllt worden sei. Er war ferner immer der Meinung gewesen (und hatte dies dem Monarchen gegenüber schon in seiner Denkschrift vom 1. März 1861[1]) in freimütigster Weise geltend gemacht) „daß nur der Starke und Reiche freigebig sein könne ohne Schaden zu nehmen." In diesem Sinne konnte er also jetzt, nachdem das Ansehen der preußischen Krone durch ihre neusten Erfolge so erheblich gestiegen war, mit Freuden und ohne jedes Bedenken für die Indemnitäts-Vorlage und damit für die Wiederherstellung des innern Friedens stimmen, ohne sich durch die Zweifel der konservativen Partei über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel auch nur im geringsten Grade beirren zu lassen. —

Durch den Beschluß vom 14. September 1866 hat die Regierung bekanntlich die gewünschte Indemnität erhalten; auch wurde später das Budget pro 1867 verfassungsmäßig festgestellt, sowie den dringenden Anträgen Roon's auf eine Solderhöhung der Mannschaften und die notwendige Verstärkung der Marine — durch Bereitstellung eines Teiles der Kriegskontribution — entsprochen. —

Der allseits ersehnte innere Friede ward also dadurch wiederhergestellt. An den bezüglichen Verhandlungen mit der Landesvertretung war Roon persönlich indessen nur wenig beteiligt, was ihm auch sehr erwünscht war, weil die Demobilmachung der Armee und neue aufreibende Arbeiten behufs Gliederung der Wehrkraft

[1]) Mitgeteilt in dem Juniheft 1890 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

der neu erworbenen Provinzen seine Kräfte ohnehin schon ungewöhnlich in Anspruch genommen hatten.

Am 26. August schon war die neue Einteilung der Armee (eine Garde- und 12 andere Armeekorps) genehmigt worden, und am 27. September wurde die Neuformation von 16 Infanterie-Regimentern, 3 Jäger-Bataillonen, 8 Dragoner-, 4 Husaren-, 4 Ulanen-, 3 Feldartillerie-Regimentern, 3 Pionier-Bataillonen und 3 Trainbataillonen verfügt (später, am 10. November, erfolgte noch die Formierung fünfter Eskadrons bei den alten Kavallerie-Regimentern).

Alle diese neuen Schöpfungen konnten diesmal ohne aufregende Reibungen und Verhandlungen in's Leben gerufen werden. Neben der Freude, die Roon darüber empfand, konnte es ihm auch zu großer Genugthuung gereichen, daß nun endlich von allen Seiten, zum Teil sogar von früher erbitterten Gegnern, seiner bisherigen Thätigkeit vollste Anerkennung und lauter Dank dargebracht wurde. Die politische Feindschaft verwandelte sich vielfach in größte Bewunderung; auf die maßlosen Angriffe gegen ihn und Bismarck folgte jetzt endloser Beifallsjubel — mit überraschender Schnelligkeit waren die „verbrecherischen" und „unfähigen" Ratgeber der Krone — die populärsten Männer im ganzen Lande geworden. Dies zeigte sich u. a. bei dem Einzuge der heimgekehrten Truppen am 20. September, da Roon auf Allerhöchsten Befehl nebst Bismarck und Moltke unmittelbar vor dem Sieger-Könige einherritten, der es damit zum Ausdruck bringen wollte, daß die Arbeit und die Leistungen dieser drei Männer die nachfolgenden großartigen Erfolge allein möglich gemacht hätten. —

Die große körperliche und geistige Anspannung der letzten Monate war indessen von nachteiligen Folgen auf Roon's Gesundheit. Zur Wiederherstellung derselben mußte er daher Anfang Oktober einen längeren Urlaub erbitten und blieb bis Ende November den Geschäften fern.

Bemerkenswert aus jenen Tagen ist noch das nachfolgende Handschreiben, welches Roon von Ihrer Majestät der Königin Augusta empfing, da dasselbe auf's neue beweist, wie wirksam die hohe Frau schon damals zum Nutzen der Vervollkommnung und Organisation des Sanitäts-Wesens eingegriffen hat:

Baden, den 10. Oktober 1866.

„Es scheint Mir dringend nothwendig, daß noch ehe die Erinnerung an den letzten Krieg in den Hintergrund tritt, die Erfahrungen, die während desselben auf dem Gebiete des Lazareth- und Militärmedizinalwesens gemacht worden sind, gesammelt und veröffentlicht werden, damit die Mängel unserer im Ganzen gewiß trefflichen Organisation aufgedeckt und das nothwendige Material zusammengebracht werde, um alle Mißstände zu beseitigen und das bestehende System zu vervollkommnen. Mit dem Wunsche diese Idee nicht nur anzuregen, sondern auch ihre Verwirklichung zu erleichtern, will Ich die Summe von zweitausend Thalern für die Veröffentlichung eines Werkes bestimmen, welches vor Allem die Berichte unserer größten Autoritäten über ihre Thätigkeit und ihre Erfahrungen in den Kriegslazarethen, über die dabei beobachteten Mängel und über die Mittel, den-

Digitized by Google

selben abzuhelfen, überdies aber auch zwei Aufsätze enthalten müßte, von denen der eine die Grundsätze übersichtlich behandelte, nach denen Militärlazarethe in Zukunft einzurichten sein würden, der andre die Vervollkommnungen besprächе, deren unser Militärmedicinalwesen fähig sein möchte. Bei diesen Aufgaben habe Ich besonders an Männer wie Langenbeck, Wilms, Busch, Bardeleben, Middeldorpf, Böger, Lauer, Löffler, Esmarch, Esse, Velten und Strohmeier gedacht. Die Veröffentlichung des Werkes müßte im Interesse der Sache möglichst beschleunigt werden und darin zugleich für die Verfasser die Nothwendigkeit liegen, sich auf die Hauptpunkte zu beschränken und diese möglichst gedrängt darzustellen. Ich kann dies Unternehmen indeß nicht in's Leben treten lassen, ohne Ihrer ausdrücklichen Zustimmung dazu gewiß zu sein. Erst dann würde Ich den genannten Herrn den Plan vorlegen, und sie auffordern, denselben im Einzelnen festzustellen und aus ihrer Mitte einen Redacteur zu bestimmen, der die Leitung des Ganzen übernähme. Ich wende Mich daher an Sie mit der Bitte, Mir Ihre Zustimmung bald möglichst zu ertheilen, die Ich um so zuversichtlicher erwarte, da Ich weiß, eine wie erfolgreiche Theilnahme Sie dieser Aufgabe widmen, in deren vollkommenen Lösung Sie mit Recht den Schlußstein unserer großartigen Militärreorganisation erblicken.

Augusta.

An den Kriegsminister v. Roon."

Die oben erwähnte Urlaubsreise, auf welcher Roon von seiner Gemahlin und ältesten Tochter Elisabeth begleitet wurde, ging zunächst nach Bonn, wo Freund Perthes besucht wurde. Leider gab dessen durch sein Herzleiden schwer erschütterte Gesundheit zu noch größeren Besorgnissen Anlaß als beim letzten Wiedersehen. Dennoch konnten einige gemeinsame Ausflüge (zur Besichtigung des im Bau neuerdings sehr fortgeschrittenen Kölner Domes, sowie nach Rolandseck, Plittersdorf ꝛc.) gemacht und alte liebe Erinnerungen aufgefrischt werden; und der geistige Verkehr war trotz aller Wehmut, in Vorahnung der baldigen Trennung, für beide Freunde ein sehr erfrischender. — Nach einer mehrtägigen Station in Zürich nahm Roon dann mit den Seinen längeren Aufenthalt am Genfer See (meist in Glion). Dort befanden sie sich u. a. wochenlang in derselben Pension mit General von Moltke und seiner Gemahlin und genossen vielfach behagliche Stunden gemütlichen Zusammenseins, was sie sehr erfreute. Mit der Besserung von Roon's Gesundheit ging es aber nur sehr langsam vorwärts. Die mit dem hartnäckigen Keylkopfleiden verbundene Atemnot hatte schon seit längerer Zeit den Charakter eines chronischen Asthmas angenommen, welches fortgesetzt große Pein verursachte, den Schlaf raubte und dadurch auf die Nerven und das Allgemein-Befinden trotz aller Vorsicht sehr nachteilig wirkte. Roon mußte daher zunächst um Verlängerung seines Urlaubs bitten und dachte ernstlich an einen langen Winter-Aufenthalt im Süden, oft auch an gänzlichen Rückzug aus seinen amtlichen Stellungen, weil er sich zuweilen ganz unfähig zu dienstlicher Thätigkeit fühlte. Solche, immer häufiger und stärker wiederkehrende Gedanken wurden von den Freunden nah und fern freilich bekämpft, ohne daß jedoch die trüben Stimmungen

Digitized by Google

ganz gebannt werden konnten. Auch in dem fortgesetzten Briefwechsel mit Perthes kamen sie wiederholt zur Sprache:

„Ihr Brief vom 21." — schreibt P. ihm z. B. am 26. Oktober — „für den ich Ihnen, mein lieber und verehrter Freund, herzlich danke, hat mich doch auch etwas schmerzlich berührt, weil seine Färbung zeigt, daß Ihnen Ihre alte frische Stimmung, Ihre alte mutige Zuversicht zu dem, was Sie in unsers Gottes Hand und als sein Organ und mit seiner Hilfe vermögen, noch nicht wieder zuteil geworden ist. Die übermenschlichen Anstrengungen, die Ihrem Geiste, und ich möchte hinzufügen auch Ihrem Gewissen, zugemuthet worden sind, die Verantwortung, welche sich von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat steigerte, bis sie in den gewaltigen Mittagsstunden des 3. Juli sich in ihrer ganzen Furchtbarkeit vor Ihnen aufstellte; die Fieberglut des Preußenherzens, welche der Sieg und dessen Folgen herbeiführte, haben Ihren Körper müde und mürbe gemacht und dadurch Ihrem Geiste sein Werkzeug geschädigt. Es ist die Ordnung im Reiche der Natur, daß auf Anspannung Abspannung folgt, aber es ist nicht die Ordnung im Reiche des Geistes, daß Ausspannung auf Abspannung folge; und auszuspannen, weil Sie abgespannt sich fühlen, kann Ihnen demnach nicht erlaubt werden. Nein, mein lieber Freund, Ihre Frau, Ihre Kinder, Ihre Freunde, Ihr König, unser Land können Sie heute noch nicht und morgen noch nicht und noch lange nicht entbehren, und darum hoffe ich und bitte von Gott und mit mir viele, viele andere, daß Sie uns nicht nur erhalten, sondern auch erfrischt und gekräftigt werden. Sie aber müssen auch Ihrerseits als guter Haushalter Ihre Kräfte verwenden und sparen, jedes zu seiner Zeit, und müssen vor allem lernen sich richtig zu taxieren und die Oktober-Nebel aus Ihrem Kopfe zu vertreiben.

Wenn die nächsten Wochen oder Monate wider alles Erwarten Wendepunkte unserer Geschichte, Tage großer Entscheidung bringen sollten, so werden Sie auf Ihrem Posten sein, werden Gesundheit und Leben einsetzen, wie der Feldherr, wie der König sie einsetzt in den Augenblicken, in welchen der Sieg und mit dem Siege der Staat auf dem Spiele steht. Wenn aber die nächsten Wochen oder Monate solche entscheidende Augenblicke nicht bringen, dann ist es Ihre Pflicht, sich und Ihre Kräfte zu sparen, also jedenfalls fern zu bleiben von Berlin, vom Ministerium, vom Abgeordneten-Hause. Kehren Sie jetzt nicht zurück. Zwar werden sich aus Ihrer Abwesenheit mancherlei Nachteile im Kriegsministerium und im Abgeordnetenhause ergeben, aber wenn Sie, um denselben vorzubeugen, den Winter in Berlin zubringen wollten, so würden Sie sich an Leib und Seele zerstören, und dann müßten Abgeordnetenhaus und Kriegsministerium dennoch auch ohne Sie fertig werden und es würde überdies in großen entscheidenden Augenblicken der Mann lahm gelegt sein, auf den nun doch einmal in dieser gewaltigen Umgestaltungszeit gezählt ist; lange aber werden solche große entscheidende Augenblicke schwerlich auf sich warten lassen.

Wenn Sie zum Frühjahr zurückkehren und so Gott will erfrischt und gekräftigt zurückkehren, so muß Ihre Aufgabe, scheint mir, eine andere sein wie bisher. Sie

Digitized by Google

sind der Meinung, daß Ihnen eine Leichenrolle zufalle, wenn Sie nicht produziren und immer wieder produziren könnten! Als ob nur die Producenten Leben hätten! Auch ist doch vorläufig producirt genug, wenn eine Armee producirt ward, welche that, was die unsrige gethan hat; jetzt soll das Producirte wachsen, erstarken, reifen, dazu bedarf es der Pflege; es will begossen, ernährt, beschnitten werden; Arbeit ist nöthig: arbeiten aber müssen Andere, nicht Sie; Sie dürfen künftig nicht wirken durch das was Sie können und thun, sondern durch das was Sie sind; wenn nicht Ihre Persönlichkeit im Wege stände, so würde ich sagen: werden Sie Staatsminister ohne Portefeuille, aber weil Sie sind, der Sie sind, müssen Sie Kriegsminister bleiben, um Staatsminister sein zu können. Um aber bei einer Gesundheit, an welcher die Riesenfäuste der Geschichte gerüttelt haben, Kriegsminister bleiben zu können, werden Sie zur Kriegsministerium-Regierung eine Stellung einnehmen müssen, wie der König sie zur Staats-Regierung hat. Wenn Sie auch die eigentlichen Geschäfte, große wie kleine, in Ihrer Hand behalten, so wäre das ohne Zweifel für die Geschäfte sehr vortheilhaft; da Ihre Gesundheit dies aber nicht zuläßt, so ist es für die Armee und den Staat sehr vortheilhaft, wenn Sie die eigentlichen Geschäfte aus der Hand geben, um noch eine Anzahl Jahre Kriegsminister und Staatsminister sein zu können. Eine solche Stellung läßt sich ganz gewiß bei einigem guten Willen von Ihrer Seite ausfindig machen; Feinde, Neider haben Sie merkwürdig wenig; der König, die Collegen halten Sie für unentbehrlich; selbst der süße Pöbel meint: der Mann muß bleiben; aber freilich das hilft Alles nichts, wenn der Mann selbst die hypochondren Grillen vom „Ausbleiben des Nervensaftes" — o Materialismus, bis wohin bist du gelangt — von Leichenrolle, Dienstenthebung u. s. w. sich nicht vom Halse schafft. — —

Übrigens ist mir selbst auch nicht sonderlich zu Muthe; nach vierzehn Tagen, in denen ich im Genusse des Sauerstoffes schwelgte, schnappe ich jetzt wieder wie ein Karpfe auf dem Sande. — — —

— — Meine Frau und Kinder möchten Ihrem freundlichen Andenken empfohlen sein und wünschen von ganzem Herzen, daß Ihnen und den Ihrigen die Oktoberluft der Alpen Gesundheit gebe und erhalte.

Behalten Sie mich auch in herben Stunden in Ihrem Herzen!

Ihr Perthes.

Ähnliche Mahnungen ließ auch der König selbst an Roon gelangen. Der vortragende General-Adjutant von Treskow schrieb ihm — am 3. November — im Allerhöchsten Auftrage:

. . . „Sr. Majestät, dem ich in allgemeinen Umrissen von dem Inhalte Ihres Schreibens Kenntniß gegeben habe, beauftragt mich, Ew. Excellenz zu sagen, wie es sein ausdrücklicher Wunsch sei, daß Sie nicht an die Rückkehr nach Berlin denken, sondern so lange im milderen Klima verweilen möchten, als dies für Ihre Gesundheit irgend erforderlich erscheine. Se. Majestät fügten hinzu, daß alle anderen Rücksichten hierbei weniger in Betracht kämen, wenn es sich um

Digitized by Google

Ihre Wiederherstellung handele, und daß diese nur gefördert werden könne, wenn Ew. Excellenz jetzt alle Sorgen für die Zukunft von der Hand wiesen.

Dr. Böger, mit dem ich ausführlich Rücksprache genommen habe, fordert gleichfalls, daß Ew. Excellenz mindestens noch mehrere Wochen oder Monate am Genfer See oder in einem noch mehr südlich gelegenen Orte verweilen, um vor den scharfen Temperatur-Uebergängen geschützt zu sein, von denen wir hier im November und Dezember zu leiden haben. Später würde er Ihre Rückkehr eher gestatten, besonders wenn sich schon eine gründliche Besserung bemerkbar gemacht hat. — — So werden Ew. Excellenz denn wohl gehorsam sein müssen — auch bitte ich um Erlaubniß die Frage wegen der Zukunft des Ministeriums für heut nicht behandeln zu dürfen. Gott der Herr wird Sie da wohl auf den richtigen Weg führen, wenn es Zeit ist eine Entscheidung zu treffen. Vorläufig aber wollen wir hoffen, daß Sie und Graf Bismarck das Weihnachtsfest wieder in Berlin, neu gestärkt, feiern mögen. Bis dahin aber müssen Sie ausschließlich Ihrer Gesundheit leben. . . . .

Mit Graf Bismarck's Besserung geht es langsam, aber es geht doch vorwärts; er ist bereits einige Male auf Jagd gegangen, doch fühlte er sich noch immer sehr angegriffen. Die Briefe, die von der Gräfin hier eingehen, lauten bereits freudiger. — —"

Mitte November fühlte Roon sich wieder entschieden wohler, die längere Ruhe hatte ihn auch seine Kräfte wiederfinden lassen; sein Pflichtgefühl gestattete ihm daher nicht, seinem Amte noch länger fern zu bleiben — so daß wir ihn schon Ende November auf dem Heimwege finden. Wiederum begrüßte ihn hier der Zuruf des treuen Freundes.

Perthes schreibt ihm:

Bonn, den 22. November 1866.

„Gestern Abend wird das Heimathland Sie wieder aufgenommen haben, aber es scheint sich noch nicht recht darin finden zu können, die Heimath des Preußischen Kriegsministers zu sein, wenigstens empfängt es den, ohne welchen es heute noch als „Ausland" sich uns gegenüberstellte, mit Pfeifen und Heulen, mit Sturm und Schnee; in der That, es war ein grausiges Wetter, mit welchem Sie in Wiesbaden und das eidevant Nassauer Land eingezogen sind, und heute ist es womöglich noch schlimmer; Gott sei Dank, daß Sie gestärkt genug sind, um mit Gleichmuth auch diese Stürme über sich dahin wehen zu lassen und „angenehme Temperatur" wohl behaglich zu finden, aber doch entbehren zu können, es wäre wohl nicht ganz unmöglich, daß des Nassauer Himmels Empfang symbolische Bedeutung hätte; es fliegt und kriecht schon manches Ungeziefer wieder zu Tage, was eine Weile sich im Dunkeln verborgen hielt. —

Sie sind wieder auf dem Platze, kampfesmuthig und nach neuen Schöpfungen dürstend, die Untersuchung der Frage also, ob Sie nicht in einer andern als in der Berliner Kammer mehr Ruhe, Kräftigung, rechte Stimmung und daher auch bessere Vorbereitung für ein neues Eingreifen in die Geschichte, wenn solches nothwendig werden sollte, gefunden hätten, ist daher nur noch von antiquarischem

Digitized by Google

Interesse. Alles aber kommt darauf an, ob Sie nach Berlin zurückgekehrt, es nur bei der Erkenntniß des Unrechts bewenden lassen, welches Sie an Frau und Kindern, an König und Land, an sich selbst und an — — dem gehorsamst Unterzeichneten begehen würden, wenn Sie wieder in der Art arbeiten wollten, wie bisher — oder ob Sie zu dem Erkennen das Wollen, und zu dem Wollen das Vollbringen hinzufügen werden; Letzteres hoffe ich, aber Ersteres fürchte ich. —

Herzlichen Dank für Ihre Sorge um meinen kranken Körper; auch ich habe Tage, an denen ich mich nach Berges- und Waldluft sehne, aber Sie werden mich doch in diesem schändlichen Wetter weder dem Mönch noch der Jungfrau in die Nähe bringen wollen! und zum Sommer? ja, wer weiß, in welcher Gesellschaft dann der kranke Körper sich befindet! — — —"

Die am 27. September vertagte Landtagssession war bereits Mitte November wieder aufgenommen worden, Roon fand also bei seiner Rückkehr nach Berlin die Maschine wieder in voller Thätigkeit, zumal auch der Minister-Präsident, Graf Bismarck, ziemlich in denselben Tagen heimgekehrt war. — Eingedenk aller erhaltenen Mahnungen, beteiligte er sich indessen auch während der neuen Tagung verhältnismäßig nur wenig an den parlamentarischen Arbeiten. Bei den öffentlichen Schlußberatungen über den Militär-Etat pro 1867 erklärte er in Kürze, daß die Regierung eine neue Erörterung der lange bestrittenen Grundsätze vermieden zu sehen wünsche; sie sei deshalb mit der einfachen Annahme des Etats einverstanden und werde daraus nicht folgern, daß damit allen ihren gesetzgeberischen Vorschlägen der letzten Jahre zugestimmt sei; doch müsse die Regierung verlangen, daß der von ihr vorgelegte wirkliche Etat, nicht etwa bloß ein Pauschquantum, bewilligt werde. Darauf wurden zwar die Waldeck'schen Resolutionen (durch welche aber die Regierung zu nichts verpflichtet ward) angenommen, die Anträge der Linken auf bloße Gewährung eines Pauschquantums dagegen abgelehnt und unter Roon's Zustimmung ein Antrag auf Bewilligung der ungefähren Gesamtsumme und zwar mit ausdrücklicher Hinweisung auf den Etat schließlich mit großer Mehrheit angenommen.

Roon war zu seiner reservierten Haltung um so mehr berechtigt, als er wußte, daß es das letzte Mal sei, daß das preußische Abgeordnetenhaus mit dem Militär-Etat und den Details der Militärfragen sich zu beschäftigen habe. Für die Zukunft waren dieselben vom Reichstage (des Norddeutschen Bundes) zu erledigen; alle prinzipiellen Erörterungen wären also an jener Stelle überflüssig gewesen.

Zudem wäre bei der grundsätzlich auch jetzt ablehnenden Haltung eines großen Teiles der Fortschrittspartei der Ausgang eingehender Erörterungen über die Militärfragen noch immer ungewiß geblieben. Denn jene Herren hatten „nichts gelernt und nichts vergessen" und — wollten es auch nicht; erklärten doch bei der Schlußberatung über den ganzen Etat die Abgeordneten von Hoverbeck, Virchow und Genossen abermals, es sei nutzlos, dieser Regierung gegenüber von Budgetrecht zu sprechen; die Regierung müsse das Budget so annehmen, wie das

Digitized by Google

Abgeordnetenhaus es beschließe; und Johann Jakobi mit vier andern „Unversöhnlichen" stimmte sogar gegen das ganze Etats-Gesetz. —

Dieselbe Feindseligkeit gegen die siegreichen, aber ihnen so verhaßten Minister Bismarck und Roon zeigte die Mehrheit der Männer des Fortschrittes auch bei der Beratung des Gesetzes über die Nationalbelohnungen, welches ebenfalls in dieser Tagung behandelt wurde.

Es ist nicht ohne Interesse, die Einzelnheiten jener Verhandlungen kurz in Erinnerung zu bringen.

Mitte November ließ die Regierung (welche für die Invaliden und die Familien der im Kriege Gebliebenen schon vorher nach Kräften gesorgt hatte) dem Landtage eine Vorlage zugehen, in welcher sie die Ermächtigung nachsuchte, $1\,^1/_2$ Millionen Thaler zu Nationalbelohnungen (Dotationen) an die Männer zu verwenden, die zu dem glücklichen Ausgange des Krieges in hervorragender Weise beigetragen hatten. Die Verwendung im einzelnen sollte der Bestimmung des Königs vorbehalten werden.

Angesichts der günstigen Finanzlage und der ungeheuren politischen und militärischen Erfolge, welche errungen worden waren, hätte die Landesvertretung ihre Ehrerbietung gegen den König und ihren Dank wohl am angemessensten bekundet, wenn sie den gestellten Antrag in patriotischer Erhebung auf dem kürzesten Wege angenommen hätte.

Statt dessen beschloß das Abgeordnetenhaus, die Angelegenheit zunächst im Schoße einer Kommission zu beraten.

Diese zeigte zwar Geneigtheit zur Bewilligung des Regierungsantrages, ihre Mehrheit hielt aber trotz der Einwendungen der Königlichen Kommissare daran fest, daß die Namen der zu dotierenden in dem Gesetze selbst genannt werden müßten; es wurde dafür u. a. geltend gemacht, daß dies auch besonders darum erforderlich sei, weil die beabsichtigten Dotationen den Charakter eines Nationaldankes und die Bedeutung einer nationalen Gedenkthat haben sollten.

In geheimer Sitzung nannte darauf die Regierung die Namen der sechs Generäle, welchen der König und Kriegsherr die Nationalbelohnungen zugedacht hatte (unter ihnen Roon und Moltke). Die Kommission stimmte zu, machte aber aus eigener Initiative ihrer Mehrheit geltend, daß an erster Stelle unter den zu dotierenden Männern der Minister-Präsident Graf von Bismarck, in Anerkennung seiner großartigen politischen Leistungen, genannt werden müsse; die Minister widersprachen nicht — und nunmehr einigte die Kommission sich Anfang Dezember, dem Plenum vorzuschlagen, das Gesetz in folgender Fassung anzunehmen:

„Zur Verleihung von Dotationen an den Minister-Präsidenten Grafen von Bismarck, in Anerkennung der von ihm so erfolgreich geleiteten äußeren preußischen Politik, und an diejenigen preußischen Heerführer, welche in dem letzten Kriege zu dem glücklichen Ausgange desselben in hervorragender Weise beigetragen haben: die Generäle der Infanterie von Roon, Freiherr von Moltke, Herwarth von Bitten-

Digitized by Google

feld, von Steinmetz, Vogel von Falckenstein, wird eine Summe von ein und einer halben Million Thaler aus der eingehenden Kriegs-Entschädigung bereit gestellt.

Die Verteilung dieser Summe bleibt Königlicher Bestimmung vorbehalten."

Nach dem Gange der Vorberatungen durfte man die Hoffnung hegen, daß der Vorschlag der Kommission einmütig vom Hause vorgenommen werden würde.

Da aber geschah das Unerhörte, das Unglaubliche: die Abgeordneten von Hoverbeck, Virchow und einige Genossen von der Fortschrittspartei stellten das Amendement:

Die Minister Graf Bismarck und von Roon aus der Zahl derer, welchen eine Nationalbelohnung zuteil werden sollte, zu streichen.

Hoverbeck führte zur Begründung aus, Dotationen dürften nur Heerführern für glänzende Kriegsthaten verliehen werden, niemals aber Ministern im Amte. . . . Den jetzigen Ministern aber wolle er vollends keine Belohnungen bewilligen, weil sie dieselben nicht verdienen. Ihnen sei Indemnität, d. h. Straflosigkeit für „ihre früheren Sünden", bewilligt worden (welche Bewilligung aber dieselben Fortschrittsleute ihrerseits verweigert hatten!); nun noch eine Nationalbelohnung hinzuzufügen, das sei zu viel u. s. w. —

Die Mehrheit des Hauses hielt es indessen nicht für schicklich, auf diese Ansichten auch nur zu antworten; sie erkannte es vielmehr für angemessen, dem einmütigen Dankgefühle des Landes gerade auch gegen die beiden zu Nationalhelden gewordenen Minister ohne weitere Debatte Ausdruck zu geben. Nach Verwerfung des Hoverbeck'schen Antrages wurde ihnen und den genannten Generälen der öffentliche Dank des Volkes durch Annahme des Kommissions-Antrages (219 gegen 80 Stimmen) in feierlicher Weise ausgesprochen. Die abweichenden Stimmen gehörten zur Hälfte der Fortschrittspartei, zur andern Hälfte den Katholiken und Polen an; schon vor Weihnachten fand der Gesetzentwurf auch die unveränderte, einmütige und begeisterte Annahme seitens des Herrenhauses; am 28. Dezember 1866 wurde das Gesetz durch die Allerhöchste Genehmigung vollzogen, und am 12. Februar 1867 empfing Roon die nachstehende Königliche Ordre:

„Im Rückblick auf die entscheidenden Kämpfe des vergangenen Jahres, welche dem Preußischen Namen neue unvergängliche Ehren eingetragen haben, wird es den spätesten Geschlechtern unvergessen sein, welchen Antheil Sie an der unübertrefflichen Ausbildung Meines Heerwesens gehabt haben, ohne welche die glorreichen Erfolge des Krieges nicht hätten erreicht werden können. Diesem Ihrem hohen Verdienste habe Ich durch Verleihung einer Dotation von Dreihundert Tausend Thalern eine erneute Anerkennung zu gewähren beschlossen. Der Finanzminister ist angewiesen, diese Summe zu Ihrer Verfügung zu stellen. Es würde meinen Wünschen entsprechen, wenn Sie diese Dotation, deren Verleihung Meinen und des Vaterlandes Dank bethätigen soll, durch fideicommissarische Anordnungen zu einem Grund- oder Kapitalbesitze bestimmten, welcher mit dem Ruhme Ihres Namens auch Ihrer Familie dauernd erhalten bliebe.

Ihr dankbarer und treu ergebener König Wilhelm.

Digitized by Google

Dieselbe Dankbarkeit hatte der Monarch einige Wochen vorher seinem treuen Waffenmeister u. a. bei dem großen feierlichen Neujahrs-Empfange in ganz besonders auszeichnender Weise ausgedrückt. Der König feierte an demselben Tage auch sein 60jähriges Militärdienst-Jubiläum; vor versammelter Generalität wandte er sich, nachdem diese ihre Glückwünsche dargebracht hatte, mit erhobener Stimme und unter herzlichem Händedruck an Roon mit den Worten: „Sie sind mir viel gewesen!" —

So erhebende Beweise königlicher Huld waren wohl geeignet, den treuen Mann zu entschädigen für die Jahre lang erduldete Verkennung und Schmähung seiner Thätigkeit durch die irregeleitete „öffentliche Meinung;" sie stärkten zugleich die durch seine jetzt sehr häufig schwankende Gesundheit erschütterten Kräfte zu immer neuer und nutzbringender Thätigkeit.

Die im Frühjahr 1867 mit Frankreich hinsichtlich Luxemburgs drohenden Verwickelungen erforderten ohnehin die größten Anstrengungen des Kriegsministers und seiner Organe zum Zwecke des beschleunigten Retablissements der Armee und aller Kriegsvorräte. Auch wurde damals ein neuer Mobilmachungsplan aufgestellt.

In der Luxemburger Streitfrage stand übrigens Roon mit seiner Ansicht wiederum ganz auf Bismarck's Seite, während die meisten übrigen Militär-Autoriäten, soweit ihnen die ungenügende Verfassung, in welcher die französische Armee (damals in noch weit höherem Grade als 1870) sich befand, bekannt war, entschieden rieten, den hingeworfenen Handschuh schon jetzt aufzuheben. Sie waren der in mancher Hinsicht wohl nicht unbegründeten Meinung, daß der Krieg mit Frankreich — bei der täglich zunehmenden Eifersucht, welche sich dort gegen Preußen zeigte, und bei der wachsenden Schwäche des kaiserlichen Regiments gegenüber den in Innern Frankreichs tobenden Parteien — doch binnen kurzem unvermeidlich sei, und es daher geratener wäre, die im Frühjahr 1867 zweifellos vorhandene eigene militärische Überlegenheit durch sofortiges Losschlagen auszunutzen, anstatt jetzt nachzugeben und Frankreich Zeit zur Verstärkung seiner Wehrkräfte zu lassen.

Bismarck und Roon konnten jedoch nicht nach einseitig militärischen, wenn auch noch so beachtenswerten Rücksichten ihre Ratschläge erteilen; sie brauchten Zeit, um das politisch Errungene zu konsolidieren; sie kannten und teilten die Abneigung ihres 70jährigen Königs, die gewonnene Stellung in Deutschland und Europa durch einen neuen großen Krieg aufs neue in Frage zu stellen; sie wollten es ihrem im Grunde friedliebenden alten Herrn gern ersparen, abermals ins Feld ziehen zu müssen; sie hatten ferner alle übrigen politischen Chancen zu erwägen und hofften — oft haben sie es beide in jenen Tagen ausgesprochen — auch vom allgemeinen humanen Standpunkte aus, Gottes Weisheit und Gnade würde es vielleicht so führen, daß die furchtbaren Schrecken und das grausige Elend, welche ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, mochte er uns nun Sieg oder Niederlage bringen, in jedem Falle im Gefolge haben mußte, dennoch ganz vermieden werden könnten. Wurde z. B. Napoleon III. durch eine Revo-

Digitized by Google

lution gestürzt, so konnte man darauf rechnen, daß die darauf folgende innere Verwirrung Frankreich noch auf Jahre unfähig zu einer Aktion nach außen machen würde. Dies sind in Wahrheit die Motive gewesen, aus welcher damals die Luxemburger Frage so erledigt wurde, wie geschehen ist und wie es dem von allen Weltherrschaftsgelüsten weit entfernten, bescheidenen und gemäßigten Sinne des Königs allein entsprach, mochte er auch von der ganzen Welt als größter Sieger gefeiert werden. Es wurde ihm mit der Beilegung dieses Streites sicherlich eine Last vom Herzen genommen, was u. a. auch das nachfolgende Handbillet an Roon erkennen läßt:

Berlin 12. 5. 67.

Da also seit gestern Abend 7 Uhr Friedensdauer existirt, so bitte ich Sie, mir nur Brieflich Ihre Ansicht über die künftige Dislocation der Luxemburger Garnison niederzuschreiben, wie wir sie neulich Conversationsmäßig austauschten, um mir die Sache reiflich zu überlegen. Wilhelm.

Inzwischen waren auch die sonstigen militärischen Organisationsarbeiten rüstig gefördert worden: mit fast allen norddeutschen Bundesstaaten wurden Militärkonventionen geschlossen; es entstand eine einheitliche, gleichmäßig bewaffnete und ausgebildete deutsche Armee, das alte Bundesheer mit seinen zehn zusammengewürfelten Armeekorps hatte aufgehört zu existieren, und ein straffer, einheitlicher Heeresorganismus war an die Stelle jenes unfähigen Apparates getreten.

Die im Feldzuge 1866 gemachten Erfahrungen wurden auf allen Gebieten des Heerwesens gründlichst ausgenutzt, alle Vorbereitungen hinsichtlich des Aufmarsches der Truppen im Einvernehmen mit dem großen Generalstabe, sowie zu ihrer Verpflegung wesentlich verbessert. Zugleich wurde auch das Trainwesen, welches 1866 noch Mängel gezeigt hatte, gründlich reformiert. Hierdurch wurde die Offensivkraft der Feldarmee erheblich gesteigert und auch durch andere Maßregeln dafür gesorgt, daß die Kriegführung in Zukunft noch unabhängiger in bezug auf Verpflegung, Ersatz an Material und geregeltem Nachschub würde. Damit stand im Zusammenhange die Reform des Etappenwesens sowie die schon erwähnten Verbesserungen im Lazarettwesen und der Feldkrankenpflege.

In der Voraussetzung des Zustandekommens des lange erstrebten Wehrgesetzes wurde die Organisation der Reserve und Landwehr vorläufig durch Verordnungen festgestellt und die Kontrolle des Beurlaubtenstandes neu geregelt. Aus dieser Veranlassung gelangte auch die schwierige Arbeit der neuen Einteilung des ganzen Bundesgebiets in Landwehrbezirke zur Ausführung, bei welcher, auch in den altpreußischen Provinzen, zugleich die vielfach veränderten Bevölkerungs- und Verkehrsverhältnisse berücksichtigt werden konnten.

Endlich hatte Roon nun auch die Möglichkeit gewonnen, die Ausführung seiner Pläne für die Marine anzubahnen. Die reichlicher fließenden Geldmittel gestatteten die planmäßige Vergrößerung der Flotte, während die Küstenverteidigung gleichzeitig einheitlich organisiert wurde. Die seemännischen Einzeln-

Digitized by Google

heiten konnte er, schon weil es ihm dazu an Zeit mangelte, freilich nicht regeln. Diese lagen vielmehr in der Hand des Admirals Prinzen Adalbert und des Admirals Jachmann; aber im Einvernehmen mit diesen ausgezeichneten Autoritäten von Fach förderte er mit Energie deren Zwecke und Wünsche und wußte diese nach großen, allgemeinen Gesichtspunkten allmählich zu verwirklichen. Insbesondere sorgte er für die gründliche Ordnung in allen Verwaltungssachen der Marine und die Heranbildung eines in den alten preußischen Traditionen gegründeten Offizierkorps — Ziele, die er schon seit Übernahme des Marineministeriums vor allem ins Auge gefaßt hatte. Das Offizierkorps der Marine dankte ihm dagegen seine Fürsorge durch besondere Verehrung und Liebe und wußte auch seine neuen Bestrebungen für das Wohl der Flotte sehr wohl zu würdigen. —

Noch bevor dies alles zur Ausführung kommen konnte, hatten die Wahlen zum Norddeutschen Reichstage und die Beratung der demselben vorzulegenden Verfassung auch neue politische Arbeiten gebracht, an denen Roon sich mehrfach persönlich beteiligen mußte. In dem am 24. Februar 1867 in ganz besonders feierlicher Weise von des Königs Majestät eröffneten konstituierenden Reichstage hatte — seit langer Zeit zum ersten Male — die Regierung endlich eine feste, zuverlässige Majorität. Von den 193 Abgeordneten gehörten 95 bis 100 zur Rechten (Konservative und freie konservative Vereinigung); dazu kamen 20 bis 25 gemäßigte Altliberale, die sich als entschlossene Anhänger der Regierung schon bei den Wahlen erklärt hatten, und ferner die Konservativen aus den nicht preußischen Staaten, so daß in diesen drei Gruppen die Regierung in allen Hauptfragen über 135 bis 145 Stimmen verfügte. Die Linke bestand zum größten Teile aus Nationalliberalen — die Demokraten, unter denen sich auch einige Mitglieder der bisherigen Fortschrittspartei befanden, zählten nur etwa 25 Stimmen. Die Opposition hatte also trotz des neuen radikalen Wahlmodus nach dem direkten allgemeinen und geheimen Stimmrecht eine vollständige Niederlage erlitten. — —

In mehreren Wahlkreisen als Kandidat aufgestellt, wurde auch Roon zum Abgeordneten für den Norddeutschen Reichstag gewählt. Er hatte die in dem Wahlkreise Teltow-Beeskow-Storkow auf ihn gefallene Wahl angenommen. Auf den darauf erstatteten freudigen Dank des Landrats des Teltower Kreises hatte Roon (am 25. Februar) u. a. erwidert:

. . . . Wenn ich es nicht mit meiner amtlichen Stellung für vereinbar erachten konnte, mich überhaupt um irgend ein Mandat zu bewerben, so ist es mir um so erfreulicher und schmeichelhafter gewesen, ein solches ohne mein Zuthun in demjenigen Wahlkreise wieder zu erhalten, den ich bereits vor Jahren in dem Abgeordnetenhause unseres engeren Vaterlandes zu vertreten den Vorzug hatte.

Meine dortigen Freunde und Gesinnungsgenossen sind, im Gefühl ihrer patriotischen Hingebung für König und Vaterland, des Verhältnisses eingedenk gewesen, in welchen ich seit mehr als sieben Jahren, als berufener Diener und Ratgeber unseres Königlichen Herrn, zwar unter zahllosen Schwierigkeiten und persönlichen Widerwärtigkeiten mit erschöpfender Anstrengung, jedoch zugleich unter

Digitized by Google

Gottes gnädigem Beistande für Preußens nunmehr sieggekrönte Wehrhaftigkeit nicht ohne Erfolg einzustehen und zu streiten bemüht war.

Wenn meine Wähler aus einer solchen Vergangenheit, aus dem Gedenken an das Verhältnis, in welchem der Kriegsminister von Amtswegen, wie bisher auch künftig, für ihre Söhne treulich zu sorgen und zu wirken berufen ist, das Vertrauen schöpften, daß ich auch in der ferneren Entwickelung der großen Aufgabe Preußens es nicht an Hingebung und Treue für König und Vaterland fehlen lassen werde, so hoffe ich solchem Vertrauen, soweit meine Kräfte reichen, mit Gottes Hilfe zu entsprechen. Wenigstens können meine Wähler — sagen Sie ihnen dies — mit Sicherheit darauf zählen, daß ihr Vertreter immerdar treu und ganz auf derjenigen Seite zu finden sein wird, auf welcher — wenn es sein muß — für die Ehre und Größe des Vaterlandes — des engeren wie des weiteren — am wärmsten und aufopferndsten gekämpft wird, auf der Seite, für welche die Söhne auch Ihres Wahlkreises auf den Schlachtfeldern Böhmens mutig gestritten und geblutet haben, nämlich da, wo das stolze Panier Preußens und seines Königs weht, des tapferen Mehrers vaterländischer Macht und Ehre, des Schöpfers und Schirmherrn lang vermißter deutscher Eintracht und Größe.

Entspricht dies, wie ich glaube, den patriotischen Absichten meiner Wähler, so sind wir, wie ich annehmen darf, auch für alle kommende Zeiten fest und innig verbunden. — — — —"

Einen sehr wichtigen Teil in der zur Beratung des konstituierenden Reichstages stehenden Verfassung des Norddeutschen Bundes bildete der Abschnitt über das Bundeskriegswesen, durch welchen die Grundlage für die Verfassung und Friedensstärke der Norddeutschen Bundes-Armee gesetzlich festgestellt werden sollte. Roon, der diesmal übrigens unterstützt wurde von mehreren der sieggekrönten Generale, die gleich ihm Mitglieder des Reichstages geworden waren, ergriff während dieser Verhandlungen (Anfang April) mehrfach das Wort. Nach der Regierungsvorlage sollte die Friedensstärke des Heeres fortan 1 Prozent der Bevölkerung von 1867 betragen und alle 10 Jahre neugeordnet, zur Bestreitung der Kosten aber ein für alle Mal 225 Thaler für den Mann berechnet werden. Dagegen hatten Forckenbeck und Genossen beantragt, zwar die Friedensstärke in der geforderten Zahl zu bewilligen, die qu. Ausgaben aber nur bis zum 31. Dez. 1871. Dies wurde bei der ersten Beratung angenommen, so daß Graf Bismarck als Bundeskanzler dagegen mehrfach auftreten und sogar mit seinem Rücktritt drohen mußte. Schließlich wurde nach Ablehnung des Stolberg'schen Antrages, welchen die Regierungen in erster Linie wünschten, ein Vermittlungsvorschlag Ujest-Benningsen, über welchen man sich geeinigt hatte, zum Beschluß erhoben. Die Fortzahlung der 225 Thlr. pro Kopf wurde durch das Amendement auch nach dem 31. Dez. 1871 zugestanden, vorbehaltlich des dann zu vereinbarenden Etatsgesetzes; damit war diese Schwierigkeit glücklich erledigt; und der König konnte, nachdem die Verfassung durchberaten und im wesentlichen nach den Vorschlägen der Regierungen angenommen worden war, am 17. April die Sitzungen mit dem Aus-

Digitized by Google

druck seiner aufrichtigen Befriedigung und Genugthuung über das gewonnene Resultat schließen. —

In verhältnismäßig kurzer Tagung (vom 29. April bis 24. Juni 1867) war dann der Landtag der Monarchie versammelt. Dieser sowie die übrigen Volksvertretungen der norddeutschen Bundesstaaten erteilten der Verfassung gleichfalls ihre Sanktion; besondere Schwierigkeiten traten hierbei nicht hervor, insbesondere war Roon an diesen Verhandlungen nicht persönlich beteiligt.

Dagegen hatte er während der Herbstsession des auf Grund der Norddeutschen Verfassung neu gewählten Reichstages das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste, welches die Festsetzung der Dienstzeit in der Linie (bei der Fahne und Reserve) und Landwehr regelte, zu vertreten. Da die Wahlen zu diesem (vom 10. September bis 26. Oktober tagenden) Reichstage wiederum günstig für die Regierung ausgefallen waren (etwa in denselben Zahlen-Verhältnissen wie bei den Wahlen im Frühjahr), so war im großen und ganzen die Annahme der Gesetzvorlage zwar gesichert; aber ganz ohne die Opposition der Linken konnte es doch nicht erledigt werden, da von dieser Seite gegen die Bestimmung, daß die Reserven auch zu Friedens-Übungen zur Verstärkung des Heeres einberufen werden dürften, Widerspruch erhoben wurde. In dieser Angelegenheit nahm Roon am 18. Oktober das Wort, um in sehr warmen Worten jenen Punkt der Vorlage zu verteidigen — sonst aber hatte er sich an den parlamentarischen Verhandlungen dieser Session nicht beteiligen können, da sein mit erneuter Heftigkeit aufgetretenes Hals- und Nervenleiden ihm die größte Schonung aufnötigte, so daß der Bundeskanzler — der an dieser Stelle auch amtlich dazu in erster Linie berufen war — die Regierungsvorlage meistens vertreten mußte, deren Annahme denn auch in denselben Tagen erfolgte. —

Hiermit erst konnte die große Armee-Reorganisation als abgeschlossen angesehen werden, und am 20. Oktober konnte Roon dem Könige, welcher damals in Baden-Baden weilte, dies melden und zugleich einen Abdruck des nach so langen und heißen Kämpfen endlich festgestellten Heeresgesetzes vorlegen.

Was Roon in diesen Kämpfen für das Vaterland geleistet, das ist niemals schöner und wärmer anerkannt worden, als durch die eigenen Worte seines erhabenen Königs und Kriegsherrn, der ihm (schon am 21. Oktober aus Baden-Baden) eigenhändig schrieb:

„Soeben empfange ich Ihr Schreiben von gestern, mit dem Abdruck des nunmehr festgestellten Wehrgesetzes, und fügen Sie den Glückwunsch hinzu, daß endlich nach 8jährigen schweren Kämpfen dies Werk vollendet ist. Wenn ich Ihnen dafür meinen Dank ausspreche, so weiß ich aber auch, wem ich diesen Sieg verdanke, und das sind Sie!

Wenn ich den Weg nachgehe, den dies Werk gegangen ist, seit unserer ersten Unterredung auf Babelsberg[1]) bis es nun vollendet ist, so siehet man recht klar, wie das Schicksal die Menschen zusammenfügt, um etwas Großes zu schaffen!

[1]) Man vergleiche das Februarheft 1890 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

Empfangen Sie also nun nochmals meinen herzlichen und tiefgefühlten Dank, für Alles was Sie in den 8 Jahren, mit Hintenansetzung Ihrer Gesundheit, geleistet haben, um das so nöthige Ziel endlich zu erreichen. Den größten Lohn haben Sie auf den Schlachtfeldern von 1864 und 66 geerntet, wo die Gesetzlich-unfertige Armée solche Erfolge erfocht! Es ist gewiß ein Ereigniß ohne Gleichen, daß eine aus Parthei-Haß verunglimpfte Armée seine Parthei-Gegner so aus dem Felde schlagen mußte! !

Mit treuester Dankbarkeit Ihr ergebener König Wilhelm.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.

Das verlorene Armband.

Eine Erzählung aus dem morgenländischen Altertum

von

Sulaimân Hamy-Bey.[1])

I.

Die von Damaskus über Palästina nach Ägypten führende Karawanenstraße bot in den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts vor unseres Heilands Geburt von Zeit zu Zeit ein belebtes, ja farbenprächtiges Bild. Es vergingen oft kaum wenige Wochen, so konnten die neugierig von ihren Weinbergen auf den Weg herabschauenden Winzer gar wundersame und merkwürdige Züge vorbeireiten sehen, dergleichen ihre Väter und Großväter nur selten zu beobachten Gelegenheit gehabt hatten; denn damals waren es entweder den Boden stampfende und den blühenden Ertrag der heimischen Gelände jählings vernichtende Heeresmassen, für deren zuweilen ganz malerisches Aufmarschieren die erschreckte und flüchtende Bevölkerung kein Auge hatte, oder aber, in friedlicheren Zeitläuften, die gewohnten Handelskarawanen arabischer Gewürzkrämer und sonstiger unter der Begleitung derselben dieses Weges ziehender Kaufleute.

Auch jetzt noch waren solche auf schwerbeladenen Kamelen in langen Reihen daherkommende Züge aus dem Innern Arabiens nichts Seltenes. Sie mußten jedoch verschwinden im Vergleich mit den auf feurigen Rossen sich tummelnden und die schönsten Eselinnen als Nachtrab mitführenden Gefolgschaften der Gesandten, welche zu dieser Zeit von Norden nach Süden und wieder von Süden nach Norden ihre Befehle überbrachten. All' die Pracht ihrer mächtigen Heimatstaaten trugen sie an ihrer Person und ihrer zahlreichen Begleitung zur Schau

[1]) Der im Orient lebende Verfasser ist ein genauer Kenner der inschriftlichen Funde, zumal der wichtigen Keilschrifttafeln von Tell-el-Amarna, und hat diese Novelle angeregt durch den Inhalt jener Tafeln geschrieben. Die Redaktion der Deutschen Revue.

Digitized by Google

und verliehen so der alten Straße neues Leben und frische, vordem nie geschaute Abwechselung.

Da sah man an den auf zierlich und leicht gebauten Wagen stehenden Männern die kostbarsten, mit Sternen bald blau auf rot, bald rot auf blau durchwirkten Gewänder, aus welchen die gelben, von feinster Seide gemachten Ärmel der eng anliegenden Unterkleider hervorschauten; das in Locken herabwallende Haar wurde durch ein silberglänzendes Stirnband zusammengehalten.

Weniger reich waren die Diener angezogen; dafür aber schienen sie um so wertvollere Geschenke auf ihren Lasttieren mit sich zu führen oder in den um ihre Schultern hängenden Taschen zu bergen. Denn wenn hier und da eine Unebenheit des Weges das Gepäck erschütterte und verrückte, konnte ein genauer Beobachter zwischen den sorgsam jene Schätze verhüllenden Decken den Henkel einer Vase oder andere kunstreich gearbeitete Prunkgeräte im Sonnenglanz hervorblicken sehen, und die Taschen gaben dann ein eigenes klirrendes Getöne von sich, was wohl auf Juwelen und ähnlichen Inhalt schließen ließ.

So vereinigte sich gar oft die vornehme Pracht der Rosse, Wagen und Wagenlenker und das lebhafte Durcheinander des Trosses der Eselführer und der Knechte, der Sänftenträger, Dolmetscher und sonstigen Dienstleute zu einem bunten, das Auge fesselnden Anblick, der sich wirksam abhob von der schönen, selbst so abwechselungsreichen Landschaft.

Vom und zum macht- und glanzvollen Pharao von Ägypten waren diese Botschafterkarawanen ausgesandt, und die verschiedensten größeren und kleineren Potentaten Vorderasiens, von Assyrien und Babylonien, Nordsyrien und Mesopotamien, Phönizien und der Philisterküste, bis zum Priesterkönig Abdi-taba von Uru-Salem (Jerusalem) standen damals in regstem, friedlichem Verkehr mit dem erhabenen Beherrscher des Nillandes.

Wir haben es in unserer Erzählung indes weniger mit dem Pharao selbst — Napchu-Rêa oder Amonhotep IV., jener merkwürdige religiöse Schwärmer und Sonnenanbeter, saß in den Jahrzehnten, in der dieselbe spielt, auf dem Throne — als vielmehr mit den seltsamen Schicksalen eines seiner Beamten, des treuen und doch so schnöde verleumdeten Nathan-Baal zu thun. Dieser, ein Kanaaniter (oder Kunachäer, wie man damals sich ausdrückte) von Geburt, war schon in früher Jugend von seinem nahe bei Jerusalem gelegenen Heimatsorte aus an den ägyptischen Hof gekommen. Er durfte nämlich mit einem beim Priesterkönig Abdi-taba ein hohes Amt innehabenden Bruder seines Vaters die Gesandtschaft begleiten, welche von den Ägyptern Hilfstruppen gegen die feindlichen Überfälle derer von Hebron für Jerusalem zu erbitten auszog. Der Pharao aber hatte an dem schönen und anstelligen Knaben solches Gefallen gefunden, daß er die Hilfe unter der Bedingung, ihm nicht nur drei der hübschesten Töchter Jerusalems, sondern auch den kleinen Nathan für seinen Palast zu überlassen, zusagte.

So war Nathan nach Ägypten gekommen und hatte die gleiche Erziehung erhalten, wie wenn er der Sohn eines ägyptischen Würdenträgers gewesen wäre, da doch sein Vater nur ein einfacher Wein- und Ölgartenbesitzer war. Aber die

Digitized by Google

Erinnerung an sein reizvolles Heimatthal im Norden von Bethel und das im breitesten Teil des Thalgrundes lieblich gelegene, nach den dort gezogenen Reben benannte Gupnah hielt mit stets gleichem Zauber seine Gedanken auch in der Fremde, ja sie verließ ihn auch in den Jahren nicht, wo dem heranwachsenden Jüngling die ersten Eindrücke der Kindheit allmählich zu erblassen pflegen.

Höher schlug darum sein Herz, als ihm die Aussicht wurde, die vielen durch Palästina ziehenden Gesandtschaftskarawanen als Vertrauensmann des Pharao und zugleich als Dolmetsch für die Gebiete seiner Muttersprache zu begleiten.

Doch nicht sogleich sollte er Jerusalem und das nördlich davon unweit der Straße nach Sichem liegende Gupnah wiedersehen. Denn die meisten Botschaften Napchu-Rêa's zu jener Zeit gingen direkt nach Mesopotamien und von da gelegentlich auch noch weiter nach Babel und Assur, wobei nicht der etwas beschwerlichere Weg über Jerusalem, sondern die vom philistäischen Gaza näher am Meere hinführende Straße gewählt wurde.

Viermal schon war Nathan so zur größten Zufriedenheit seines Herrn nach Dunip bei Damaskus gezogen, wo er von einem anderen, aus Syrien stammenden ägyptischen Beamten abgelöst wurde, und dreimal von dort zurück nach Ägypten. Erst das vierte Mal führte ihn die Rückreise über Sichem (heute Nablus) mit einem Grußschreiben des Pharao nach Jerusalem.

Als eben die letzten Sonnenstrahlen die Höhen des schon hinter unseren Reisenden liegenden Gebirges Ephrâjim vergoldeten, kamen Nathan und die von ihm geführten Ägypter und Syrer einen steinigen Pfad herab, welcher sie bei Einbruch der Nacht zu einer einsamen Quelle führte. Heute trägt dieser zu köstlicher Ruhe einladende Punkt den ominösen Namen „Räuberquelle". Aber die von dem heißen Tagesritt müden Genossen Nathan's dachten an keine Gefahr und wollten um keinen Preis mehr ihrem Führer noch zwei Stunden Weges bis Bethel folgen. So gab der junge Kanaanäer nach, und schnell waren Decken und Zelte auf die grüne Rasenmatte am Rande des Felsens geschafft, Wachen aufgestellt und alle Vorbereitungen zum kurzen, stärkenden Mahle und zu der darauffolgenden wohlverdienten Ruhe getroffen.

Bald hielt die meisten tiefer Schlaf umfangen, sogar die Wächter hatten sich, wenn auch mit umgehängten Schwertern und ohne die Hand von der Lanze zu lassen, leichtem Schlummer hingegeben, nur Nathan konnte den Schlaf nicht finden. Es war teils die freudige Erregung über die Nähe der Heimat (wußte er sich doch nur wenige Meilen entfernt von den Lieben, welche er so lange Jahre hindurch nicht mehr gesehen), teils aber auch ein ihm sonst fremdes banges Gefühl von drohendem Unglück, welches ihn beschlich und ihm die Ruhe raubte.

In Dunip waren nämlich die reich mit Geschenken beladenen Boten des mächtigen Königs von Mitanni am Euphrat zu ihnen gestoßen, und Nathan hatte sie, die eigentlich den besseren und näheren Weg über Ekron und Asdod zu machen vorhatten, überredet, sich seinen Leuten anzuschließen. So hatte er bis Gaza, wo die beiden Wege sich wieder vereinigten, doppelte Verantwortung auf sich lasten. Anderseits war durch diesen Zusammenschluß doch wieder größere

Digitized by Google

Sicherheit für beide Abteilungen gewährleistet, da ja vierzig Mann sich viel erfolgreicher gegen einen etwaigen Überfall zu verteidigen hoffen durften als die fünfundzwanzig des Mitannilandes oder als seine vierzehn ägyptischen Genossen.

„Wenn nur nicht der falsche Ghamid wäre," so sprach Nathan in jener Nacht, während die andern schliefen, halblaut zu sich selbst; „ich nehme es lieber mit einer ganzen Schar offener Feinde auf als mit so einem Schleicher, der, seit er aus dem minäischen Jathrib fast so jung wie ich an den Hof des Pharao gekommen, es mir, dem Kanaaniter, nicht verzeihen kann, daß ich mir eine bevorzugtere Stelle als er errungen. Und dabei haßt er doch die Ägypter im Grunde seines Herzens, ich weiß es genau, und würde am liebsten sich als reicher Kaufmann den Karawanen seiner Landsleute anschließen, die alljährlich aus weiter Ferne den Weihrauch und andere seltene und kostbare Dinge über Gur-Baal her bringen und den ägyptischen Priestern verkaufen, wofern er nur mit Gold und Juwelen auf gute Art aus dem Sonnensitze unseres Herrschers sich entfernen könnte. Doch Gott der Höchste wird mich vor diesem Menschen schützen und es vereiteln, wenn er auf dieser Reise schlimmes gegen mich im Schilde führen sollte; er lasse mich nur morgen meinen greisen Vater wieder froh in die Arme schließen! Jetzt könnte ich in zwei guten Stunden auf einem Seitenwege nach Gupnah kommen. Doch die Pflicht geht vor, und ich muß zuerst diese Leute die gerade Straße nach Jerusalem führen. Aber sowie wir dort sind, darf ich ja, o Jubel, auf flinkem Rosse zurückreiten und nach dem geliebten kleinen Thale abbiegen, um die nächste Nacht im trauten Vaterhause mein Haupt in süße Ruhe zu wiegen. O Gott Höchster, wie will ich dir für diese Freude danken!"

In demselben Moment, wo er argwöhnend des ihm wie ein Schakal in Menschengestalt vorkommenden Ghamid gedachte, durchbrach das Geheul eines wirklichen Schakals die Stille des Dunkels, sodaß die Tiere unruhig wurden und auch er selbst erschreckt zusammenfuhr. Bald lachte er indes über seine Aufgeregtheit, und da ihn fröstelte, hüllte er sich in seine härene Decke, immer noch wach, aber schon vor Müdigkeit gähnend. So überfiel auch Nathan endlich, trotz seiner Besorgnisse, der Schlaf, bis er nach einigen Stunden — er vermeinte höchstens eine geschlummert zu haben — durch Lärm und laute Stimmen geweckt, jäh auffuhr.

Aber es war kein feindlicher Überfall, von dem er geträumt haben mochte. Die andern, die länger geschlafen als er, hatten sich, seiner eigenen Anordnung vom vorigen Tage folgend, schon vor dem Morgengrauen erhoben und bereits begonnen, die Zelte und Lagerstätten abzubrechen und aufzupacken.

Bald war der Zug in Bewegung, um noch halb bei Nacht eine der wildesten Partien der Straße von Sichem nach Jerusalem zu passieren, indem man nämlich nur durch einen steil ansteigenden Engpaß die Höhe von Bethel erreichen konnte. Und als sie das Dunkel der Schlucht hinter sich hatten und oben waren, da glänzte auch schon der weithin sichtbare Gipfel des Rimmonfelsens in den ersten Sonnenstrahlen, malerisch gelegene Wadi's öffneten sich zur Seite des

Digitized by Google

Weges in prächtiger Beleuchtung, und Feigenbäume wie auch Reben grüßten von den Terrassen der Bergwände herüber.

„Ist dein Land doch ein in die Berge entrückter Garten Gottes, o Sohn Kanaans," so sprach auf ägyptisch der Dolmetsch der Syrer den Nathan an. Dieser aber, überwältigt vom Wiedersehen der heimatlichen Gegend und schon von fern, über Bethel hinaus, die Zinnen der uralten Burg der Priesterkönige von Salem erblickend, sprang vom Pferde und fiel in demütigem Danke und inbrünstiger Anbetung zu Boden, mit verhülltem Antlitz Gott den Höchsten, dem in heiligem Schmuck Abdi-taba von Jerusalem und dem auch sein Vater in kindlicher Einfalt diente, zu preisen.

Seinem Beispiel folgten die Ägypter, und leise entquoll ihren Lippen der vom Pharao selbst stammende Lobgesang:

Schön ist dein Aufgang, du Sonnenscheibe des Lebens,
Du Herr der Herren und großer König der Welten.
Da frohlocken die Sterblichen vor deinem Antlitz
Und geben Ehre dem, der sie erschaffen.
Du machst gesunden die Augen durch deine Strahlen,
So schenk' uns Gnade, Schöpfer aller Wesen,
Du Sonne, Lebend'ger, außer dem kein Gott ist!

Und unwillkürlich beugten auch die Syrer die Kniee, obwohl sie nicht recht wußten, ob es recht sei, zu ihren Göttern zu beten in der Gemeinschaft der Fremden; aber die Weihe des Augenblicks ließ sie diesmal solche Bedenken vergessen.

Kurz vor Lus, wie Bethel („Haus Gottes") mit seinem profanen Namen hieß, lag eine Anzahl großer zu einem Kreis geschlichteter Steine, die einst der Patriarch Jakob an der Stelle, wo er im Traume die Engel vom Himmel niedersteigen sah, gesetzt haben soll. Einige Schritte davon stand, fast angelehnt an den Stamm eines knorrigen alten Ölbaumes, ein längliches, oben abgerundetes Steindenkmal mit einer, dem El Eljôn („Gott dem Höchsten") von den Priesterkönigen zu Jerusalem gewidmeten Weihinschrift, eine sogenannte Maßßeba.

Als sie dort nach kurzem Weiterritt hingekommen waren, fiel es Nathan auf, daß oben an der Stele ein Kranz ganz frisch gepflückter Blumen hing, der erst vor kurzem gewunden und hergebracht worden sein mußte, da sonst die nun schon eine Stunde ziemlich heiß brennende Sonne diese beinahe noch taufeuchten Kinder der Flur längst welken gemacht hätte.

Als sie dann bald darauf die ersten Steinhütten von Lus erreichten, da saß vor einer derselben wie zum Ausruhen von früher Wanderung ein junges Mädchen von etwa fünfzehn Jahren, die von eben denselben Blumen noch einige im Haar und am Busen stecken hatte — eine überaus liebliche und anmutige Erscheinung.

Verwundert und halb scheu blickte sie auf, als die Reiter und zwischen drin die bepackten Esel der Syrer vor ihr vorbeizogen; dann aber, wie sie so manche teils neugierige, teils lüsterne Blicke auf sich gerichtet sah, schlug sie verschämt die Augen zu Boden und beachtete kaum den in ihrer Muttersprache an sie gerichteten Gruß und die damit verbundene treuherzig teilnehmende Frage Nathans:

Digitized by Google

„Bist du, o Jungfrau, es gewesen, die das geweihte Bild am Wege, dort beim alten Ölbaum, diesen Morgen so schön mit Blumen geschmückt?"

Und erst als er hinzufügte: „Fürchte dich nicht vor mir und diesen Märnern; sie sind Fremde und verstehen nicht, was wir reden; ich aber meine es aufrichtig, auch sehe ich nach jahrelangem Fernsein heute die alte Heimat wieder und glaube, daß Gott dich mir wie einen Engel in den Weg geschickt hat, den ersten Gruß an sie hold zu erwidern", erhob sie wieder die Augen und sah nun erst die schöne Gestalt des Jünglings, ihres Landsmannes, und seine edlen, Vertrauen erweckenden Züge, die ihr eher wie die eines Beschützers als eines Verführers oder leichtfertigen Schwätzers vorkamen.

Sie antwortete nun, aber mit wieder gesenkten Lidern, da sie zu leuchtend und warm Nathan's Blicke auf den ihren ruhen fühlte:

„Allerdings bin ich es gewesen, welche die Blumen gewunden und aufgehängt hat."

Unterdes hatten die anderen einige hundert Schritte weiter bei einem der vier Brunnen des Ortes Halt gemacht und sich, als sie sahen, daß ihr Begleiter und Führer mit dem Mädchen sprach, nicht weiter um sie bekümmert, so daß nun Nathan ganz ungestört mit ihr reden und dem Zauber ihres Wesens sich voll und ganz hingeben konnte.

„Und wie heißt du und woher bist du heute schon gekommen, du, selber eine Blume unter Blumen?" war die nächste Frage Nathan's an das nun in holder Verwirrung erglühende Mädchen.

„Ribkah nannten mich meine Eltern und Brüder, doch Vater und Mutter sind längst tot, und auch meine Brüder sind bis auf einen kürzlich im Kampf gegen die bösen Chabiriten[1]) gefallen, und nun diene ich dem alten Talmai, der mich wie sein Kind hält und mich Rubeka (d. i. „kleine Ribkah") ruft. Vor einigen Tagen wollte einer von unseren Nachbarn, da er in Jerusalem Wolle verkaufte, dort gehört haben, daß der Sohn meines Herrn, Nathan-Baal, der in Ägypten ein großer Mann geworden, bald in die heilige Stadt käme, und da sandte mich Talmai nach Bethel, um für die glückliche Rückkehr desselben zu beten, denn in unserem Thal gilt eine Fürbitte vor den Steinen Jakobs als ebenso wirksam wie die weitere Wallfahrt nach Salem. Heute Morgen, noch vor Sonnenaufgang, bin ich nun von Gupnah aufgebrochen, und da die blauen Blumen, die du hier siehst, meine Lieblinge sind, so habe ich sie als geringes Opfer meines Dankes gegen Gott und gegen meinen Wolthäter Talmai dort an die Maßzeba gehängt."

Auf diese Worte hin hätte Nathan das Mädchen, deren Liebreiz ihn ohnehin schon vom ersten Sehen her gefangen hielt, beinahe vor Freude umfangen; doch wenn er sich auch schnell beherrschte und dies unterließ, so konnte er doch die Thränen nicht zurückhalten, die ihm vor Bewegung bei Nennung seines Vaters und seines Geburtsortes und noch dazu von den Lippen dieses Kindes unaufhaltsam über Wangen und Bart flossen.

[1]) Das sind: die von Chebrón (Hebron) südlich von Jerusalem.

Digitized by Google

„Solltest du etwa gar . . . . . (hier erstickten ebenfalls Thränen der Rührung die Stimme des Mädchens, der eine Ahnung über die Person des vor ihr stehenden Mannes aufzugehen schien), sollte deine Magd das große Glück haben, meinem Herrn heute noch die freudige Kunde der nahenden Ankunft seines seit Jahren sehnlich erwarteten Sohnes überbringen zu dürfen?" Und als Nathan nur unter Weinen mit Nicken des Hauptes zu antworten vermochte, da küßte Ribkah ehrfurchtsvoll knieend den Saum seines Gewandes; Nathan aber hob sie auf, berührte ihre reine Stirn mit seinem Munde und sprach:

„Sei gegrüßt, meine Schwester! Denn so darf ich dich nun nennen, wenngleich nicht Blutsbande uns verbinden; in dir seien mir alle, die ich liebe, mein Vater, meine Verwandten, meine Heimat gegrüßt, du holde Rubêka! Ja ich bin Nathan-Baal, und an meinen Thränen, dieser wortlosen Antwort auf deine Erzählung, hast du mich richtig erkannt. Nun aber eile, wie gerne ich auch weiter deinen Worten lauschte, so schnell du kannst, nach Gupnah, unserem Vater meine baldige Ankunft zu melden; schon heute gegen Abend, sowie ich meine Leute nach Jerusalem geleitet, soll dies Roß, das dort mein Diener hält, mich wie auf Windesflügeln vor seine, vor eure Schwelle führen."

Ein inniger Händedruck machte dem Zwiegespräch, das bei Nathan sonst wohl bald in zarte Liebesworte übergegangen wäre, für diesmal ein rasches Ende. Denn Nathan-Baal oder (wie Nathan sich jetzt zum Andenken an diese ihm die erste Kunde von daheim bringende Begegnung aus Dank gegen den auf der Maßzêba gefeierten El Eljón zu nennen gelobte) Nathanael, [1]) wie auch wir ihn von nun an heißen wollen, war nicht nur von der Erinnerung an seine Lieben so tief ergriffen, sondern ein anderes Gefühl war in diesen für ihn entscheidungsvollen Augenblicken siegreich in sein Herz gezogen, um nimmer daraus zu verschwinden, das der tiefsten und reinsten Zuneigung für die liebliche, kaum zur Jungfrau erblühte Ribkah. Aber zunächst galt es, hellen Kopfes die Pflicht der Reise zu erfüllen; und die Gefühle seines Herzens gewaltsam zurückhaltend, dachte Nathanael es sich und dem Mädchen leichter zu machen, wenn er möglichst schnell sich losrisse, alle weitere Entwickelung einer holden Zukunft überlassend.

So nahm denn schon wenige Stunden nach diesem Abschied, als bereits die Mittagssonne sengend über den Häuptern stand, die Jerusalem von Norden überragende Berghöhe (später Skopus geheißen) unsere Reisenden auf, und kurz darauf ritten sie in die damals fast allein auf den späteren Tempelberg und seine nächste Umgebung beschränkte Stadt, die aber gleich anderen kanaanitischen Orten doch schon Mauern und Thore hatte, von den Wächtern mit freudigem Zuruf begrüßt, ein.

„Schon seit einer Stunde wissen wir, daß ihr kommen werdet," rief ihnen der eine derselben zu, „und bereits harrt euer der ehrwürdige Abdi-taba; ein Ägypter, welcher euch in Bethel am Brunnen gesehen, ist, so rasch er konnte, euch auf seinem flinken arabischen Rosse vorausgesprengt. Amid oder so ähnlich klang mir sein Name, und nicht recht glaubwürdig schien mir seines unägyptischen Aus-

[1]) Nathan-Baal heißt: „Es hat gegeben der Herr", Nathanael „es hat gegeben Gott"; aus beiden Namen verkürzt ist die Form Nathan.

Digitized by Google

sehens wegen seine Angabe; doch daß er recht hatte, ist jetzt durch euch selbst bestätigt."

Da legte sich eine Wolke auf Nathanaels Angesicht, denn es war ihm nicht zweifelhaft, daß es der gerade in Jerusalem im Auftrag des Pharao weilende Ghamid, der Minäer, war, welcher wohl nur um zu spionieren ihnen heimlich entgegen geritten und sich offenbar in einem der letzten Häuser von Lus-Bethel versteckt haben mußte. Sollte er etwa auch sein Gespräch mit Ribkah belauscht und nun gar dies unschuldige Kind in irgend einen seiner schurkischen Pläne mitzuverwickeln die Absicht haben? Da aber Nathanael keine Möglichkeit fand, wie Ghamid das könnte anfangen sollen, beruhigte er sich wieder und beschloß nur von nun an doppelt diesem Minäer gegenüber auf der Hut zu sein, von dem er sich stets des Schlimmsten versehen hatte. Auch hatte er keine Zeit, jetzt weiter darüber nachzudenken, da schon königliche Boten dem inneren Thore nahten, den Ankömmlingen Gruß zu entbieten und Wohnung anzuweisen.

Nachdem Nathan seine Genossen in Jerusalem gut untergebracht und sich selbst dem König Abdi-taba vorgestellt hatte, berief ihn dieser auf den drittnächsten Tag zur Entgegennahme eines Briefes an den Pharao; denn so lange brauchte der babylonische Schreiber, um den Gruß des Priesterfürsten von Jerusalem schön und zierlich in babylonischer Sprache und in Keilschriftzeichen auf eine Thontafel einzugravieren. Da auch die Syrer so lange sich aufzuhalten bereit erklärten, so konnte Nathan nun zwei volle Tage thun, was er wollte, und säumte infolgedessen keinen Augenblick länger, Jerusalem wieder auf demselben Wege zu verlassen, auf welchem er drei Stunden vorher hereingekommen war.

Schon in Be'eröth (heut Bireh), etwa dreiviertel Stunden vor Bethel, wo ein Seitenweg links nach Gupnah einbiegt, erwartete ihn sein alter Vater, der in Begleitung eines Knaben auf Eselsrücken hierher ihm entgegen geritten war.

Da war die Freude des Wiedersehens groß. Und als er erst zwischen den Weinbergen und Olivengärten des Vaterhauses neugestärkt des andern Morgens erwachte und ihn Rubêka, die bald alle Schüchternheit verloren hatte, an die Plätze führen mußte, die mit so vielen Erinnerungen aus seiner frühesten Kindheit verwachsen waren, da überkam ihn ein so wonniges Gefühl der Behaglichkeit und des Friedens, daß er ernstlich wünschte, nie mehr an den Hof des Pharao zurückkehren zu brauchen, sondern, so jung er noch war, hier in diesem weltverlorenen, reizvollen Thale sein Leben als fleißiger Winzer und Ölgärtner beschließen zu dürfen.

Nur allzuschnell waren die zwei Tage vorüber, in denen er dem eifrigzuhörenden Vater und dem mit glänzenden Augen dabeisitzenden Mädchen nicht genug von den Wundern Ägyptens und seinen Reisen hatte erzählen können. Und als er am frühen Morgen des dritten Tages Abschied nahm und sein Rößlein wieder bestieg, da reichte ihm Rubêka mit strahlendem Gesichte noch ein Körbchen selbstgepflückter Feigen hinauf, welches sie mit denselben Blumen umwunden, mit denen sie kürzlich die Maßzêba in Bethel geschmückt. Als der alte Talmai den dank- und liebeerfüllten Blick sah, welchen sein Sohn auf die Jungfrau warf,

Digitized by Google

da wußte er, daß es nicht lange dauern werde, bis Nathanael wiederkommen würde, um dann vielleicht gleich einige Wochen bei ihnen auszuruhen.

„Friede mit dir, mein Sohn, und möge Gott der Höchste mich bald wieder dein Antlitz schauen lassen!“ rief er ihm noch segnend nach, und ein weiches, von innerer Bewegung zeugendes „und mit euch Lieben der Friede! ich hoffe bald und dann lange wieder bei euch zu sein“ war die vom Pferdegetrabe schon beinahe übertönte Antwort, von der dem Talmai nur mehr das Wort ha-shalôm („der Friede“) deutlich zu Ohren klang, während Rubéka, der die Liebe die Sinne geschärft, auch die letzten Worte genau vernommen und in seliger Ahnung sich Stunde um Stunde wiederholte und neu auslegte.

II.

Schon war der zwei Tagereisen betragende Weg von Jerusalem nach Gaza beinahe zurückgelegt, und man schickte sich eben an, der Tiere wegen noch eine letzte kurze Mittagsrast im Schatten einiger Palmen, in deren Nähe sich dazu noch eine Quelle befinden sollte, zu halten. Links oben ragten in einiger Ferne die Mauern und Türme von Lakisch empor, und vor den Reisenden setzte sich das steinige Wadi, das sie eben betreten hatten, weiter fort. Noch war es keine Wüstenszenerie, was ihnen neben den Rändern des Flußthals und zwischen den einzelnen Höhenzügen entgegenblickte. Denn die dürre und öde Sandfläche beginnt erst über Gaza draußen, zwischen Palästina und Ägypten. Aber man sah hier anderseits wenig angebautes Land mehr, sondern meist Weidegründe, welche die Beduinen der nahen Sinaihalbinsel förmlich einluden, hierher ihre Nomadenstreifzüge auszudehnen und ihre Schafherden auf diesen Triften und Abhängen von Zeit zu Zeit weiden zu lassen.

Der eine der Syrer, welcher sich durch einen besonders langen Bart vor seinen Landsleuten auszeichnete und nicht seinem Äußeren (denn die anderen waren prächtiger als er gekleidet), wohl aber seinem feinen Benehmen nach einen höheren Rang als jene einzunehmen schien, ging, während sein Roß vor ihm weidete und ein Packesel hinter ihm angebunden stand, unruhig und hastig auf und ab, es offenbar vermeidend, sich in eine Unterhaltung einzulassen.

Er war es, der das Schreiben seines Königs persönlich zu überbringen hatte und es deshalb auch keinem der Diener überließ, sondern lieber in einer eigens dafür verfertigten Ledertasche am Leibe trug. „Vater der Tasche“ hatten ihn deshalb gleich von Dunip an die ägyptischen Begleiter Nathanael's geheißen. Diese Benennung nahm er übrigens, trotz seines wortkargen Wesens, nicht im geringsten übel, zumal sein schwer aussprechbarer hethitischer Name Arzchuli den Ägyptern, deren Sprache er von einem früheren Aufenthalte am Nil her leidlich verstand, nie recht in den Mund wollte. Der einzige, mit dem er öfter sich unterhielt und der allein ihm vollen Vertrauens würdig schien, war Nathanael.

„Du bist wohl ungeduldig, mein Bruder“, so unterbrach letzterer, der eben hinzugetreten, das Schweigen des Syrers, „und wünschtest gern schon in Gaza zu sein, wo wir die Rosse wegen des zu durchziehenden Wüstengebietes mit hoch-

Digitized by Google

rückigen Kamelen vertauschen? Oder noch lieber schon in Ägypten, um sicher deines Auftrages dich zu entledigen und die wertvollen, von der Schwester des Pharao gesandten Geschenke unversehrt abliefern zu können? Oder was ist sonst der Grund deiner Unruhe so kurz vor dem Ziele? Gefahr brauchst du jetzt keine mehr zu fürchten. In drei Stunden haben wir Gaza erreicht, und von dort reisen wir ja unter guter Bedeckung ägyptischer Soldaten, welche der Pharao eigens für die vielen Gesandtschaften die Straße bewachen läßt. Du hast ja selber schon die Sicherheit gerade dieses Weges erprobt."

„Das ist's nicht" erwiderte darauf der Syrer, „was mich nachdenklich macht; aber dem Minäer, welchen da der Pharao von Gaza bis Jerusalem als eine Art Berater der durchziehenden Fremden in letzter Zeit aufgestellt hat und der in Jerusalem sich uns anschloß, dem traue ich nicht, und es sollte mich nicht wundern, wenn wir von dem nicht noch übles zu gewärtigen hätten. Mir suchte er sich schon einigemale mit kriechender Freundlichkeit zu nähern, dich aber behandelt er so von oben herunter, als ob er dein Vorgesetzter wäre. Und warum, wenn er doch die Gäste des Pharao in dessen Auftrag schon im kanaanäischen Gebiete begrüßen soll, hat er dies nicht bereits offen in dem Orte gethan, wo dir deine Verwandte begegnet ist? Ich sah ganz deutlich, während ich etwas vor dir ritt, einen Araber in dem Hause verschwinden, vor dem jenes Mädchen saß, und da ich mir den Mann in den paar Augenblicken, in welchen er an mir vorüber galoppierte, genau angesehen, so erkannte ich ihn denn auch in Jerusalem, trotzdem er dort andere Tracht angelegt, an seinen Gesichtszügen, seiner Art zu reiten wie an der ganzen Statur sofort wieder.

Nathanael, der höchst betroffen von diesen Mitteilungen war und zugleich im stillen den scharfen Blick und die Menschenkenntnis des Syrers bewundern mußte, wollte eben entgegnen, als das Gespräch durch einen Ägypter unterbrochen wurde, der im Auftrag jenes Minäers, des uns schon bekannten Ghamid, zum Weitermarsch mahnte, wenn sie noch bei guter Zeit in Gaza eintreffen wollten. Dem Stand der Sonne nach mußten sie allerdings diesem Drängen vollständig recht geben, ja es schien wirklich Gefahr, daß, wenn sie nicht scharf ritten, der Abend noch vor ihrer Ankunft einbreche. Der anfangs nur ganz kurz geplante Aufenthalt hatte sich nämlich über Gebühr ausgedehnt, weil die Benutzung einer in der Nähe befindlichen Quelle von Beduinen verweigert wurde, und es erst langer Verhandlungen von seiten Ghamid's bedurfte, die Leute zur Nachgiebigkeit zu stimmen. So wenigstens stellte Ghamid, als sie endlich aufbrachen, dem Syrer und Nathanael die Sache dar, wobei er sich noch der Geistesgegenwart und Gewandtheit rühmte, mit der er im Hinblick auf die Sicherheit der Karawane jeden Streit zu vermeiden gewußt habe.

Eben war die Sonne glutrot hinter den rechts vom Wege am Horizont sichtbaren Sandhügeln untergegangen, und alsbald breiteten sich die ersten Schatten der einbrechenden Nacht über die Reisenden. Doch schon hatten ausgebreitete Olivenpflanzungen sich in der Ferne in schwachen Umrissen gezeigt, ein Beweis, daß man höchstens noch eine gute halbe Stunde bis Gaza habe.

Digitized by Google

Zuversicht bemächtigte sich der Gemüter aller, und schon freuten sich die Syrer im Geiste des köstlichen Weines, der in dem alten Handelsplatz ihrer warten werde, da erhob sich, nahendem Sturmesbrausen vergleichbar, hinter ihnen und zur Seite zugleich ein mit lärmenden Rufen untermischtes Gedröhne, und im nächsten Augenblick waren alle von einer großen Schar berittener Beduinen umringt. Der Angriff kam bei der Nähe der Thore von Gaza so plötzlich und unerwartet, daß, ehe nur die Bewaffneten unter ihnen es sich versahen, ihre Lastesel von einem Teil der Wüstensöhne in die Mitte genommen und die dieselben führenden Sklaven bei seite gestoßen waren.

Nun galt es nicht bloß die reichen Schätze der Syrer, sondern vor allem auch das eigene Leben zu retten. Ersteres schien freilich ein aussichtsloses Beginnen, da man auf die vor Schreck ganz betäubten Diener kaum mehr rechnen konnte, obwohl auch sie mit einigen Waffen versehen gewesen waren und bei gut vorbereitetem Angriff jeder auch wohl seinen Mann gestellt hätte. Die Verwirrung wurde noch erhöht durch die nun vollends eingebrochene Nacht, in welcher kein Vollmond den Angegriffenen zum Schutze leuchtete. Dennoch wehrten sich Nathanael mit einem Teil seiner ägyptischen Begleiter wie auch die Mehrzahl der Syrer aufs tapferste; aber die Beduinen waren nicht nur durch die Art ihres Angriffs, sonden auch durch ihre Überzahl im Vorteil.

Schon waren mehrere verwundet, da schien Ghamid der Retter in der Not: er, der sich zuerst mehr zur Seite gehalten, sprengte mit einem Male mitten unter die Beduinen und begann mit lauter Stimme als der einzige, der mit ihnen in ihrer Sprache sich verständigen konnte, zu unterhandeln, indem er zugleich dem Nathanael und seinen Begleitern auf ägyptisch zurief, daß ein Sichabfinden mit ihnen das Vernünftigste sei, was sie noch versuchen könnten.

Wirklich unterbrachen die Beduinen daraufhin den Kampf und schrien „laßt hören, was er will, laßt hören!“ aber im nächsten Augenblick riß ein besonders Verwegener den Minäer von hinten vom Pferde und nahm den so Überrumpelten gefangen mit sich fort. Nun folgte nochmals verzweifelte Gegenwehr von seiten der Syrer und Ägypter, und es gelang ihnen in der That, einen kleinen Teil der Beute den Arabern wieder zu entreißen, auch mehrere derselben niederzumachen. Während dessen aber hatten die Beduinen die ihnen in die Hände gefallenen Esel getötet, das Gepäck eilig ihren Pferden und Kamelen hinter die Sättel geworfen und waren ebenso schnell, wie sie gekommen, wieder nach Osten, in der Richtung auf Hebron zu, verschwunden.

Als sich sodann die Überfallenen, so gut es ging, im Dunkeln sammelten, da zeigte es sich, daß Arzchuli, dem „Taschenträger“, der Arm, mit dem er seine Ledertasche, wie um sie zu schützen, ergriffen hatte, von einem Schwerthieb, der auch noch seine Seite gestreift, zerschmettert war, und daß zehn Syrer und drei Ägypter leblos und wahrscheinlich tot auf dem Boden lagen, während andere nur leichte Verwundungen erhalten hatten. Auch Nathanael, welchen eine Lanze getroffen, fühlte einen stechenden Schmerz in seinem Schenkel, konnte sich jedoch glücklicherweise noch mit Mühe und Not auf dem Pferde halten.

Digitized by Google

Eine Stunde später hielt bei sinkender Nacht der klägliche Rest dieser syrisch-ägyptischen Gesandtschaft halb zu Fuß, halb zu Roß, und mit einem Nachtrab von nur noch zwei Eseln, vor dem Jerusalemthore in Gaza, Einlaß und Pflege zu erbitten; letztere wurde ihnen dann auch bei einem ägyptischen Gastfreunde Nathanael's, dem biederen Antuf, in freundlichster Weise zu teil.

Kaum waren sie untergebracht und die Verwundeten, vor allem Nathanael und Arzchuli, verbunden, so galt die erste Frage des Syrers dem geretteten Teile des Gepäckes, und ob sich dabei nicht auch ein kleiner lederner Beutel, oben mit einer roten Schnur zugebunden, befinde. Der Beutel läge zu unterst in einem mit getrockneten Früchten gefüllten Sack, dessen auf der anderen Seite des Tieres herabhängende Hälfte eine kostbare, in Tücher eingewickelte Vase aus babylonischem Blaustein enthalten hätte.

Aber leider war gerade der diesen Sack tragende Esel unter den von den Beduinen geraubten Tieren gewesen. Nathanael konnte eben noch mit Mühe aus dem schon im Wundfieber Liegenden herausbringen, daß ein für die älteste Tochter des Pharao bestimmtes kostbares Armband in jenem Beutel verwahrt gewesen, wovon auch der glücklich gerettete Thontafelbrief Meldung gebe, da umfing seinen Freund eine Ohnmacht, aus der erwacht er alsbald wieder in heftiges, noch die ganze Nacht andauerndes Fieber verfiel, bis ihn am andern Morgen der Tod von seinen Schmerzen erlöste.

Nathanael war infolge seiner kräftigen Natur noch in der ersten Hälfte der Nacht in einen tiefen, stärkenden Schlaf verfallen. Erst die laute Klage der Genossen des eben Verstorbenen hatten ihn aufgeweckt, und er sah mit Betrübnis von seinem Lager aus zu, wie man den Leichnam zu Waschung und Bestattung hinaustrug. Obwohl seine eigene Wunde nicht gefährlich war, so war es ihm dennoch mit derselben noch unmöglich, sich zu erheben, und ein gerade in Gaza angekommener ägyptischer Arzt riet ihm, sich mindestens noch eine Woche hier im Hause zu pflegen, bevor er versuche, wieder ein Pferd oder besser eine Kamelsänfte zur Weiterreise zu besteigen.

Aber umsichtig und pflichttreu wie er war, hielt er es nun für seine nächste Aufgabe, den Brief des Syrerkönigs an den Pharao und die geretteten Effekten wie auch seine eigenen Aufträge möglichst rasch nach Ägypten abgehen zu lassen. Denn wie das Schreiben des Königs von Mitanni, so war auch die ihm vom König von Jerusalem mitgegebene Thontafel ungeraubt und unversehrt geblieben. So wurden also für die aus dem Überfall gerettet hervorgegangenen Syrer und Ägypter sofort Kamele ausgerüstet, der zuverlässigste der Diener wurde von Nathanael mit den nötigen Weisungen an die Räte des Pharao versehen, und sowie die Mittagshitze sich etwas gelegt hatt, trabte auch schon die neu ausgestattete kleine Karawane, der sich noch mehrere auf der Heimreise befindliche Ägypter angeschlossen hatten, zum südlichen Thore von Gaza in die Wüste hinaus.

Während dieser Aufbruch vor sich ging, lag Nathanael sinnend auf seinem Lager und ließ alle die Erlebnisse der letzten Tage nochmals vor sich vorbeiziehen. Still dankte er Gott für die Rettung, und bald schweiften seine Gedanken in die

Digitized by Google

Ferne und blieben in dem Thale haften, in welchem sein Vater und die geliebte Rubêka ohne Ahnung des Unfalls, der ihn betroffen, in glücklichem Frieden weilten.

Aber auch Gedanken der Sorge, wie wohl der Pharao die Unglücksnachricht aufnehmen werde, mischten sich in jene Träume von Glück und Liebe. Konnte nicht ihm jetzt vorgeworfen werden, daß er die Syrer überredet hatte, den direkten Weg von Dunip nach Gaza mit dem seinen über Jerusalem führenden zu vertauschen? Wie gut, daß der ihm nur böses gönnende Ghamid mitgefangen worden war und kaum eher freikommen würde, als bis ihn seine minäischen Vettern um Kamele oder Weihrauch von den habgierigen Beduinen losgekauft haben, dachte Nathanael bei sich, ohne darum schlimmeres dem Feinde und Nebenbuhler zu wünschen. Denn das konnte er sich als sicher sagen, daß im anderen Fall Ghamid jetzt der erste wäre, der dem Pharao ihn als Ursache jenes Überfalles und des Verlustes so mancher Kleinodien hinzustellen mit Erfolg sich bemühen würde.

Indem er so noch diesem und jenem nachsann und nicht der Sorgen los werden konnte, trat der Knabe seines Gastfreundes ein und meldete, daß ein Mann ihn zu sprechen wünsche.

„Laß ihn nur hereinkommen", antwortete Nathanael, und dann zum Ankömmling, einem Hirten, der eine am Rand zerbrochene Alabasterschale von feiner Arbeit in der Hand trug: „sag an, was ist dein Begehr, o Freund?"

„Hier diese Schale fand ich heute morgen draußen auf der Weide nahe der Straße, und da ich hörte, daß gestern Fremde dort ausgeraubt wurden und du zu ihnen gehörst, so dachte ich, es sei dir oder deinen Gefährten vielleicht von Wert, dies von den Räubern offenbar vergessene oder aber weggeworfene Stück wieder zu bekommen. Auch einige fast leere Säcke, im einen ein Rest getrockneter Feigen, in dem anderen aber noch etwas geröstetes Gerstenkorn, habe ich daneben gefunden und draußen auf meinem Esel liegen, aber ich denke, ich darf sie wohl als Belohnung für die Schale mitnehmen und meiner armen alten Mutter ins Haus bringen."

Bei diesen Worten wurde dem Nathanael seltsam zu Mute, denn er erinnerte sich an die letzte Mitteilung des sterbenden Syrers. Konnten nicht die Beduinen, nachdem sie die Vase, von der Arzchuli gesprochen, geborgen hatten, den Sack mit seinem übrigen Inhalt hingeworfen haben? Und sagte der Syrer denn nicht, daß gerade hierin, bedeckt von getrockneten Früchten, der Lederbeutel mit dem kostbaren Armband verborgen liege? Nun konnten freilich auch noch andere Säcke mit getrocknetem Obst bei dem Gepäck gewesen sein, aber es galt jedenfalls den Versuch zu machen und sich den Besitz der unscheinbaren Obstreste in unauffälliger Weise zu sichern.

So sprach er denn zu dem Hirten, der gerade wieder im Begriff war, hinauszugehen, um die, wie er meinte, ihm stillschweigend gewährten Säcke mitzunehmen: „Halt, mein Freund! ich lasse dir das Gerstenkorn und schenke dir obendrein die Schale, die zerbrochen für mich doch nicht mehr den früheren

Digitized by Google

Wert hat, aber möchte dafür die Feigen, da ich nach deren Genuß eben Verlangen habe."

„Alles ist dein, was dein Knecht auch besitzt; willst du aber nur den zerrissenen Sack mit den Feigen behalten und mir die anderen Säcke und gar die noch immer verkaufbare Schale lassen, so möge Gott dich tausendfach segnen!"

Damit trug er die Schale, der wirklich nur ein Randstückchen fehlte, eilig hinaus und war im nächsten Augenblick mit einem etwas blutbefleckten Sack wieder da, der deutlich nur die Hälfte eines ursprünglichen Doppelsackes, wie man sie den Lasttieren auf den Rücken zu legen pflegte, darstellte. Dann küßte er das Fußende des Lagers, auf dem Nathanael mit bedecktem Unterkörper ausgestreckt lag, und kehrte glückstrahlend zu seinen Schafen zurück.

Nathanael zitterte vor Erwartung, als er gleich darauf den Sack seines immer noch beträchtlichen Inhaltes zu entleeren sich anschickte. Dann flimmerte es ihm, dem noch von der Wunde Schwachen, vor den Augen, und er mußte sich schleunig zurück legen, denn, o wunderbare Fügung, ein unscheinbarer Lederbeutel war mit den getrockneten Feigen auf die über sein Lager gebreitete Decke gefallen.

Als die Ohnmachts-Anwandlung, die ihn vor freudigem Schreck überfallen, glücklich vorübergegangen war und er wieder Kraft hatte, die rote Schnur von dem Beutel loszubinden, da glitzerte und funkelte es ihm von Edelsteinen, wie er sie in solcher Auswahl und Pracht noch nie vorher gesehen, entgegen, und geblendet mußte er die Augen schließen, um sie im nächsten Augenblick wieder voll Bewunderung aufzuschlagen und aufs neue auf das Armband zu heften. Nun war ihm nicht mehr bange, die Gunst des Pharao zu verlieren, auch wenn der Ghamid sie ihm zu entfremden versuchen würde. Den Retter eines solchen Kleinods — und er hoffte es nun in kürzester Zeit selbst überbringen zu können — würde ja sein hoher Gebieter wie einen Bruder begrüßen.

Sorgsam umhüllte er wieder das Armband und verbarg den Beutel vorsichtig unter seinem Haupte. Dann umgaukelten ihn bald heitere Bilder von sonnigen Tagen und frohen Festen, in denen merkwürdig die Paläste des ägyptischen Hofes mit den Weinbergen seiner Heimat abwechselten, und als er nach langem Schlummer erwachte, fühlte er sich so gestärkt, und auch die Heilung seiner Wunde war so schön weiter geschritten, daß er schon die Tage bis zum Aufbruch nach Ägypten zählen durfte.

III.

So schien also der Beduinenüberfall für Nathanael mehr gute als böse Folgen haben zu sollen. Aber es war in Wirklichkeit anders und viel schlimmer gegangen, als er es jetzt hätte ahnen können und als es nach dem bisherigen Verlauf unserer Geschichte zu erwarten gewesen wäre.

In derselben Nacht, in welcher Arzchuli, jener syrische Bote, todkrank in Gaza lag, konnte man einige Meilen südlich von Hebron auf offenem Felde ein malerisches Bild, wie man es nur im Orient zu sehen bekommt, beobachten.

Eine große Schar Beduinen, zwei verschiedenen, aber in Blutsbrüderschaft stehenden Stämmen angehörig, waren von Westen her mit reicher Beute von

Digitized by Google

einer ihrer Ghaswa's [1]) angesprengt gekommen und standen nun im Begriff Feuer anzuzünden, ein Lager aufzuschlagen und ihren Raub unter sich zu verteilen. Bald war eine größere Anzahl Zelte wie eine Art Schutzwall um einen größeren Platz herum errichtet, in dessen Mitte man eben für das zwar nicht höhere, aber aus feinerem Stoff bestehende Zelt der beiden Häuptlinge die Pfähle einschlug. Rechts und links davon loderten zwei Feuer und gaben einigen Palmen, die hinter den äußeren Zelten mit ihren Kronen hervorragten, eine ganz eigentümliche, bei der dunklen Nacht grotesk wirkende Beleuchtung.

Ebenso phantastisch nahmen sich in dem flackernden Scheine die geschäftig zwischen und vor den Feuern hin und her rennenden oder auch schon in kleineren Gruppen am Boden kauernden braunen Gestalten der struppigen Wüstensöhne aus. Vor dem Häuptlingszelt war außerdem noch ein großer Haufen der verschiedensten Waren und anderer Beutestücke aufgeschichtet. Endlich war alles gerichtet, und erwartungsvoll hefteten sich aller Blicke auf jenen Haufen und auf die davor in eifrigem Gespräch stehenden drei Männer, die offenbar schon vor der genaueren Besichtigung und Musterung ausmachten, wem der Löwenteil an der diesmal besonders kostbaren Beute zufallen sollte.

Wenn Nathanael in diesem Moment von seinem Bette in Gaza aus einen Blick auf die drei Männer hätte werfen können, so wäre ihm mit einem Schlage ein Licht über so manches aufgegangen, und er hätte vor allem den klaren Beweis vor Augen gehabt, wie berechtigt sein ihm oft selber unerklärliches tiefes Mißtrauen gegen Ghamid gewesen war. Denn dieser Minäer und kein anderer war der dritte der so eifrig vor dem Häuptlingszelt unterhandelnden Männer. Nicht als Gefangener, sondern eher als ob er der den Häuptlingen Befehlende wäre stand er dort, um seinen Anteil an der Beute sich voll und unverkürzt zu sichern.

Schon drohten die Verhandlungen in Wortwechsel überzugehen, da Ghamid für sich auf der Hälfte des Ganzen bestand, während ihm die Häuptlinge nur den dritten Teil geben wollten.

„Haben wir nicht vor den Thoren Jerusalems ausgemacht und hast du mir's nicht erst vor kurzem an der Quelle nochmals zugesagt", so begann er, zum einen Häuptling gewendet, „daß wir gleich teilen, falls ich euch Gelegenheit schaffen würde, die vereinte Karawane der Syrer und Ägypter zu berauben? Und nun dies geschehen, soll nicht mehr euch die Hälfte und mir die Hälfte, sondern euch zwei Drittel gehören und ich nur mit einem Drittel abgefunden werden? Nicht so, meine Brüder, das ist nicht ehrlich und brüderlich gehandelt!"

„Freilich", antwortete der so Angeredete, „freilich soll mein Versprechen, gleich zu teilen, so fest bleiben wie der Gipfel der ewigen Berge; denn das Wort eines Häuptlings ist heilig. Aber sind wir denn nicht jetzt zu dritt? Wenn nur mein Stamm allein, wie es anfangs beabsichtigt war, ausgezogen wäre, so hätten wir kaum die Hälfte dieses reichen Gewinnes erbeutet, ja es ist

[1]) Dies Wort bedeutet eigentlich „Raubzug" und ist ins Italienische und Deutsche (Razzia) übergegangen; nach beduinischen Begriffen ist es aber ein viel edlerer Ausdruck als unser Wort „Raubzug", wie auch die Sache selbst bei ihnen mehr unter die ritterlichen Übungen gehörte.

Digitized by Google

sehr fraglich, ob wir dann bei der tapferen Gegenwehr der Deinigen überhaupt etwas bekommen haben würden und nicht unverrichteter Sache wieder hätten abziehen müssen. So kam mir noch zu guter Stunde der glückliche Gedanke, unsere Brüder um Hilfe zu bitten, und nichts ist nun gerechter, als daß jeder von uns dreien den gleichen Anteil bekommt."

Das wollte nun dem habgierigen Ghamid, der sich im Geiste schon im Besitz der wertvolleren Hälfte von allem gesehen hatte, durchaus nicht einleuchten, und er versuchte alle möglichen Gründe und Überredungskünste, um zu seinem Ziele zu gelangen. Als aber die Blicke des einen Häuptlings immer drohender wurden und der andere immer fester den Griff seines Schwertes zu drücken begann, da fiel Ghamid's Blick auf die noch an seinem Arm lose und durchschnitten hängende Fessel von Palmenbast, die er sich, um die Seinen zu täuschen, von den Beduinen hatte umwerfen lassen, und er hielt es in der möglichen Aussicht, diesmal im Ernste gefangen werden zu können, nun doch für geratener nachzugeben.

„Ich hoffe, diese dummen Beduinen, die nichts vom Werte der Kostbarkeiten Syriens verstehen, dennoch, auch wenn ich nur ein Drittel bekomme, zu täuschen", so beruhigte er sich selbst, mit dem festen Vorsatz, sich möglichst das Beste und Wertvollste der Beute zu sichern. „So wollen wir also mustern", rief er ihnen zu, „was alles unter diesen Tüchern und Säcken verborgen ist, wenn ich denn durchaus nur ein Drittel haben und der Betrogene sein soll. Laßt ausbreiten, was eure Götter uns geschenkt, und über die Auswahl des einzelnen mögest du, mein Bruder (hiermit wandte er sich zum ersten der beiden Häuptlinge) entscheiden!"

Gierig blickten die Araber auf den großen Kamelhaarteppich, auf welchen nacheinander die für den Pharao bestimmt gewesenen Geschenke gelegt wurden, zumal sie hoffen durften, auch jetzt schon von ihren Häuptlingen einiges Minderwertige ausgeteilt zu erhalten. Und ein lautes Jubelgeschrei erscholl, als zufällig die erste Eselladung neben einem großen, in wollenen Decken verpackten Gegenstand (einem silbernen Weinkrug, wie sich beim Auspacken zeigte) einige Schläuche trefflichen syrischen Weines enthielt. Denn sie wußten von ähnlichen Gelegenheiten her, daß der eine davon wohl schon diese Nacht ihnen, die sonst nur Kamelmilch und trübes Zisternenwasser zu trinken bekamen, zum Besten gegeben würde, was denn auch von beiden Häuptlingen bewilligt wurde.

Während nun infolgedessen die Aufmerksamkeit dieses Wüstenpublikums eine geteilte wurde, nahm die Ausbreitung der Schätze ihren Fortgang. Da kamen zum Vorschein kostbare, mit Stickereien verzierte Stoffe, daneben ganze fertige Gewänder, mit Edelsteinen besetzte Dolche, verschiedene Vasen, darunter auch die uns schon bekannte von Lapis lazuli, die aber leider durch die Ungeschicklichkeit eines Beduinen einen leichten Sprung erhalten hatte, kleinere silberne und goldene Trinkgefäße in getriebener Arbeit, Schatullen von Zedernholz mit eingelegten Steinen, Geschmeide als da sind Ringe, Spangen, Kettchen und ähnliches mehr, dann aber auch unscheinbare Buchsholzbüchsen, worin, wie Ghamid wußte, seltene, noch uneingefaßte Edelsteine verschickt wurden, goldene Räuchergefäße und endlich eine ganze Auswahl der mannigfaltigsten elfenbeinernen Geräte

Digitized by Google

und Schnitzereien, worunter auch seltsam geformte, wie plattgedrückte Eier aussehende Kugeln sich befanden, die man aber, was den Beduinenhäuptlingen ebenfalls unbekannt war, öffnen konnte und worin man damals Goldstaub zu bewahren pflegte. Da war es denn natürlich, daß die allem Glänzenden gegenüber sich wie große Kinder geberdenden Wüstenaraber zuerst nach den mehr nach außen prächtigen und durch Glanz und Farbe das Auge bestechenden Dingen griffen und sich so nach ihrer Meinung das Schönste und Kostbarste wählten.

Endlich waren auf diese Art für Ghamid fast nur noch die Buchsholzbüchsen und die elfenbeinernen Kugeln übrig. Das wäre ihm nun ganz recht und genügend gewesen, da er ja wußte, daß dieselben den zehnfachen Wert wie alles übrige besaßen. Aber er fürchtete, die Häuptlinge möchten doch noch genauer die von außen wenig gleichsehenden Dinger untersuchen, und so begann er denn in einer Weise aufzubegehren und sich als übervorteilt hinzustellen, daß die Araber in der That denken mußten, das ihm Zugedachte sei allzu geringwertig gegenüber dem von ihnen für sich selbst Ausgewählten. Schließlich gab sich auch Ghamid, nachdem sie ihm noch einige größere, mehr gleich sehende Stücke zugeschoben, zufrieden und fing nun an sich zum Gehen zu rüsten. Die auf kleineren Raum zusammendrängbaren Kostbarkeiten, die allein schon ihn zu einem vermögenden Manne gemacht, ließen sich leicht auf seinem Leibpferd hinter dem Sattel und in daneben angebrachten Taschen unterbringen; das Übrige wurde auf einen Esel gepackt.

Als die Beduinen sich eben zum Schlaf hinstreckten, den sie für diesmal bis weit in den Tag hinein auszudehnen vorhatten, ritt Ghamid, von zweien derselben, welche den Esel führten, begleitet, aus dem Lager in den schon am Horizont sich ankündigenden Morgen hinein. Sein nächstes Ziel war eine in kurzer Zeit erreichte Ansiedelung minäischer Kaufleute am Rande der ägyptisch-palästinensischen Wüste, wo er die beiden Beduinen verabschiedete und den Esel und die Kostbarkeiten in sicherer Verwahrung bei einem Vetter zurücklassen konnte. Denn sein Werk war damit noch nicht vollendet. Es galt für ihn jetzt möglichst rasch nach Ägypten zu eilen, um den Überlebenden der von ihm verratenen Karawane zuvorzukommen und das durch jenen Verrat herbeigeführte Unglück noch zur Verleumdung seines Rivalen Nathanael nach Kräftrn auszunützen.

IV.

Als Ghamid nach langem Wüstenritt im fruchtbaren Nildelta angekommen war, hörte er, die Leute Nathanael's wären schon einen halben Tag vorher vorbeigezogen, er würde sie aber wohl in Memphis, wo sie zu verweilen gedächten, einholen. Das war dem Minäer gerade recht, denn nun glaubte er sicher noch vor ihnen in dem viel weiter südlich am östlichen Nilufer gelegenen Chu-Aten, der neugegründeten Residenz des Pharao, eintreffen zu können. Er ritt also ohne Aufenthalt an Memphis vorbei, gönnte sich und seinem Rosse nur die allernotwendigste Rast und brachte es so wirklich dahin, daß er, freilich staubbedeckt und aufs äußerste ermattet, in der Königsstadt (dem heutigen Tell el Amârna

Digitized by Google

oder „Hügel der Banu Amrân") anlangte. Erst am andern Tage kamen die von ihm Überholten nach.

Ghamid ließ sich, wie er war, nur daß er noch Asche auf sein Haupt streute und seinen Überwurf zerriß, vor den Pharao führen. Er wurde nicht in dem prächtigen Säulensaal, wo der ägyptische Herrscher, unter dem Baldachin sitzend, den fremden Gesandten Audienz gab, sondern in einem einfacheren Gemach des Palastes empfangen, in demselben, in welchem sonst die vortragenden Räte ihre Berichte der königlichen Begutachtung vorzulegen pflegten. Auch so war es eine Durchbrechung der am ägyptischen Hofe stets peinlich beobachteten Etikette, was aber in diesem Fall durch die außergewöhnliche Veranlassung genügende Entschuldigung fand.

„Heil, Gesundheit und lange Tage verleihe dir, dem göttlichen Wohlthäter, der als Sonne täglich neu sich uns offenbarende Schöpfer, der Herr des Lebens", so begann er in unterwürfiger Stellung seinen Gebieter anzureden. „Ich begleitete deine Boten, o König, und die Boten des Herrschers von Mitanni, deines erhabenen Verwandten, und siehe da, vor Gaza, noch im Lande Kinachchu, an das mein Herr umsonst seine Wohlthaten verschwendet, überfielen uns jene nichtswürdigen, im Solde der bösen Chabiriten stehende Nomaden. Nur wenige konnten sich retten, und die meisten der dir bestimmten Geschenke fielen in die Hände der Räuber. Mich aber nahmen sie gefangen, und nur einem Wunder verdanke ich's, daß ich entronnen bin und jetzt vor dir stehe. Möge ein rächender Gott das Haupt der Frevler treffen und möge nimmer einen von ihnen die Sonne, die du verehrst, bescheinen!"

Der Pharao hatte schon an der plötzlichen Anmeldung und vollends an dem Aufzug, in dem der Minäer vor ihm erschienen, gemerkt, daß etwas ganz Besonderes und nichts Gutes vorgefallen sein mußte. Jetzt aber, als er diese Hiobspost vernahm, brach er in laute Klagen aus. Erst als er sich wieder etwas gefaßt hatte, fragte er den Ghamid, wie er denn der Gewalt der Beduinen so rasch habe entwischen können, daß er schon vor Ankunft der anderen hier sei. Der aber antwortete also:

„Ich lag im Lager der Räuber gefesselt am Boden und sah, wie sie gerade sich daran machen wollten, die Beute zu verteilen. Da rief ich einem von ihnen zu, er möchte mir, wenn sie die Weinschläuche fänden, doch einen Schluck zur Labung geben, da ich vor Angst und Furcht ganz krank geworden wäre. Das sagte ich aber nur, um sie auf den Wein aufmerksam zu machen, da ich wohl wußte, daß, wenn sie einmal über diesen in der Wüste seltenen Genuß geraten würden, ich leicht hoffen dürfte, mich von ihnen unbemerkt von den Fesseln losmachen und davon schleichen zu können. Und so geschah es auch; der Wein, dies köstliche Labsal, das die Syrer dir als Geschenk bestimmt hatten, ward, ohne daß ich einen Tropfen davon über die Lippen gebracht, mein Retter."

„Und wo ist Nathan-Baal, mein Liebling?" fragte der Pharao weiter; „ist er doch unter den Lebenden?"

Digitized by Google

„Ich weiß es nicht, o mächtiger Gebieter, dem Gott das Leben verlängere; nur daß er nicht mit gefangen wurde, kann ich versichern. Mögest du ihm seine Eigenmächtigkeit verzeihen, die uns in so großes Unglück gebracht, denn er hatte es ja nur gut gemeint."

„Was sagst du da von Nathan-Baal?" erwiderte der Pharao, „wie sollte er denn an dem Unglück schuld sein? Er, der gewiß sein Herzblut hingegeben hätte, wenn er mein Eigentum damit hätte retten können."

„Nun, was sein Herz anlangt," fuhr Ghamid fort, „so hat er dasselbe in Palästina bei einem schönen Weibe seiner Verwandtschaft gelassen; wenn er aber die Syrer, die in Dunip mit deinen Boten zusammentrafen, nicht überredet hätte, ihre gewöhnliche sichere Straße längs der Meeresküste mit der seinen über Jerusalem führenden zu vertauschen, so wären die Boten des Königs von Mesopotamien wohl schon heute mit all' ihren Geschenken unversehrt in deinem Palaste, ob auch Nathanael's Leute zwischen Jerusalem und Gaza immerhin angegriffen worden wären." Und wie wenn er den abwesenden Nathanael anreden wollte, fuhr er fort: „O Bruder, mein Bruder, wie hast du doch diesmal so unbegreiflich und unüberlegt gehandelt!" Dabei wischte er sich noch eine erheuchelte Thräne aus dem Auge. Der Pharao aber schüttelte den Kopf und befahl dem Minäer, sowie die Syrer angekommen seien, sich mit ihnen im Audienzsaal des Palastes einzufinden.

Schon am andern Tage war dies der Fall, und im gleichen Augenblick, als die syrischen Boten den glänzenden Saal betraten und ehrfurchtsvoll vor dem Königsbaldachin mit dem Haupt den Mosaikboden berührten, trat auch Ghamid durch eine Seitenthür ein und stellte sich in der Nähe der königlichen Beamten auf.

Sowie die Syrer nebst den mit ihnen von Jerusalem zurückgekehrten ägyptischen Boten Zeit hatten sich umzusehen, da erblickten sie unter dem Hofstaat des Pharao natürlich auch den Ghamid, den sie ferne in der Gefangenschaft der Beduinen gewähnt hatten. Nicht anders als ob plötzlich ein Geist des Minäers Gestalt angenommen hätte, kam ihnen dies unerwartete Wiedersehen vor, und noch ganz erstarrt vernahmen sie nur mit halbem Ohr die Aufforderung des obersten Ministers, seiner Majestät von dem Unglück, das sie betroffen, zu berichten, sodaß der Minister seine Worte wiederholen mußte, bis sie zu reden begannen.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit hörten der Pharao und seine Räte, wie alles gegangen, und wie Nathanael, der in wenigen Tagen nachzukommen hoffe, sowohl sein von Abdi-taba von Jerusalem ihm übergebenes Schreiben als auch den ihm aus den Händen des sterbenden Syrers überantworteten Brief des Königs von Mitanni in Mesopotamien durch sie vorausgeschickt habe.

Das Wenige, was von den Geschenken gerettet worden, ließ ein Beamter eben vor dem Pharao ausbreiten. Auf das Geheiß des Ministers nahm sodann derselbe Beamte den Boten die Thontafeln ab, um sie — so erforderte es das Zeremoniell — zuerst auf die mit kostbarem Purpur bedeckten Stufen des Thrones niederzulegen, worauf sie auf einen Wink des Pharao als Zeichen, daß er sie

Digitized by Google

gnädig entgegengenommen, dem dazu bestellten, des Babylonischen kundigen Dolmetscher zum Vorlesen oder vielmehr Vorübersetzen übergeben wurden.

Lautlose Stille herrschte im Saale, als der Dolmetsch, oder wie man damals sagte, Targumân [1]), seinen Vortrag anfing.

Also aber begann der Brief des Königs von Mitanni:

„An Napchu-Rêa, den Großkönig, König von Ägypten, meinen Bruder und Schwager, Duschratta, König von Mitanni, dein Bruder und Schwager; mir und meinem Hause, deiner Schwester und meinen übrigen Frauen, meinen Söhnen, meinen Rossen und Wagen, meinen Großen und meinem Lande geht es sehr gut."

„Meinem Bruder und seinem Hause, seinen Frauen und Töchtern,[2]) seinen Rossen und Wagen, seinen Großen und seinem Lande möge es gut gehen, sehr gut!"

„Die Freundschaft, welche bereits deine Väter mit meinen Vätern unterhielten, hast du reichlich vermehrt, indem du, nachdem mir schon dein Vater seine Tochter, deine Schwester, zum Weibe gegeben und große Mitgift gesandt hat, noch zehnmal fester dies Freundschaftsbündnis mit mir schlossest. Die Götter mögen dieser unserer Freundschaft guten Fortgang geben, Tischup, mein Herr, und der Sonnengott, den du als den Einen verehrst, mögen in der Zukunft wie jetzt dieselbe segnen!"

„Oft schon schickte ich zu dir meine Boten, um Gold von dir zu begehren, und du hast's gesandt, und auch wenn ich zwei- und dreimal so viel bat und gar sehr viel Gold, ungemessen, mehr als meinem Vater und als mir bisher, mögest du senden! schrieb, stets konnte ich mich der Gewährung erfreuen. Und auch ich habe immer dein Herz mit dem, was du von mir wolltest, erfreut."

„Nun aber hat mich Tischup, mein Herr, mit besonderem Segen gesegnet und mir Sieg über mächtige Feinde verliehen. Nicht mehr brauche ich: Gold, mehr Gold als vorher! zu schreiben. Dazu habe ich Elefanten in meinem Lande erlegt[3]), so viele, wie noch nie in meinem Lande erhört war, sodaß um Geräte aller Art aus ihren Zähnen zu machen, Tag und Nacht für dich thätig waren meine Arbeiter. Und mit Goldstaub habe ich gefüllt zwanzig elfenbeinerne Kugeln für die Töchter deines Palastes. Was sonst noch meine Boten überbringen, das steht verzeichnet auf der Rückseite der Tafel."

„Was aber anlangt mein Weib, deine Schwester, so sendet sie dir ein Armband für Tiji, dein Weib, ihre Schwägerin, kostbarer und auserlesener, als je ein Schmuck für Frauen erschaut ward. Dein Herz und das Herz deines Weibes

[1]) Daraus das spätere Dragoman.

[2]) Amen-hotep IV. Napchu-Rêa hatte in der That keine Söhne, sondern nur Töchter, und zwar sieben an der Zahl.

[3]) Schon der Pharao Dechutmes III (1503—1449 v. Chr.) jagte im Chaborasgebiet Elefanten, und noch der Assyrerkönig Tiglat-pileser I (ca. 1100 v. Chr.) rühmt sich bei Haran zehn Elefanten getötet und vier lebendig gefangen zu haben. Heute giebt es bekanntlich nur noch in Afrika und Indien diese Tiere.

Digitized by Google

und deiner Töchter und all' der Frauen deines Palastes wird sich freuen, wenn sie sehen die Steine, die des Armbandes, die da strahlen und funkeln gleich der Sonne, wenn sie auftaucht aus dem großen Wasser vor deinem Lande."

Als der Pharao diesen Brief, der noch einmal so lang war als die eben gegebene Probe, zu Ende gehört, da war seine erste Frage nach dem Armband, welches das Schreiben seines Schwagers in so überschwenglichen Worten gepriesen hatte. „Wer es mir wiederbringt, den will ich belohnen, wie ich noch nie einen meiner Diener belohnt habe!"

Da bat Ghamid, da er vielleicht Aufklärung geben könne, eine Frage an die syrischen Boten richten zu dürfen. Als ihm dies erlaubt wurde, wendete er sich zu denselben und sprach:

„Ihr seht mich, o Männer, nur durch ein Wunder euch jetzt gegenüberstehen, denn es gelang mir auf merkwürdige Weise, der Gefangenschaft zu entrinnen und sogar noch vor euch hier anzukommen. Was nach meiner Gefangennahme vor Gaza weiter geschehen ist und wie dann in Gaza euer Führer gestorben, das habt ihr vorhin hier erzählt. Daß der Kanaaniter Nathan-Baal, der sich jetzt Nathanael nennt, das ganze Unglück hätte verhüten können, wenn er euch nicht überredet hätte, den weiteren Weg über Jerusalem zu machen, berichtete ich schon gestern Sr. Majestät dem Pharao. Nun habe ich wegen des Armbandes, das dem verstorbenen Arzchuli doch offenbar persönlich von euerem König übergeben wurde, die Frage: weiß einer von euch, wo er dasselbe während der Reise aufbewahrt hat? Hat er es, was doch am wahrscheinlichsten, bei sich am Leibe, wie er ja auch die Ledertasche mit der Brieftafel am Leibe trug, oder war dasselbe von ihm wo anders untergebracht worden?"

„Dir ist bekannt, o Ghamid, daß unser Genosse verschlossen und wenig mitteilsam war," begann darauf einer der Syrer, und so erfuhr denn auch keiner von uns, wo er das Armband unterwegs aufbewahrte. Nur eines erinnere ich mich, daß, als es ihm von unserem König übergeben wurde, er es sorgfältig in seinem Gewand verbarg."

„Da hätten wir's ja!" fiel Ghamid lebhaft ein. „Natürlich trug er es auch auf dem Wege nirgend anders als bei sich. Und nun frage ich weiter: Habt ihr nicht vorhin erzählt, Nathan hätte die letzten Aufträge Arzchuli's noch kurz vor dessen Tode entgegengenommen, so vor allem die Tafel aus den Händen des Sterbenden empfangen?"

„Wir waren nicht dabei, aber so sagte er uns, als er uns hierher vorausſandte," entgegnete ein anderer.

„Nun dann muß jener Nathan mit dem Briefe zugleich auch das Armband von Arzchuli bekommen haben; da er euch aber nur den Brief eingehändigt und von weiterem nichts gesagt, so folgt für jeden daraus, daß — Nathan, das — Arm . . ."

„Nicht möglich!" riefen mehrere zu gleicher Zeit, Ghamid das letzte Wort abschneidend, „dann hatte es Arzchuli eben doch wo anders als am Leibe oder im Gewande."

Digitized by Google

Aber Ghamid wußte schlau das einmal erregte Mißtrauen des sonst Gold auf Nathanael's Ehrlichkeit bauenden Pharao zu benutzen, zumal er eine solche nicht einmal von ihm selbst vorher geahnte günstige Gelegenheit, den unbequemen und verhaßten Rivalen zu beseitigen, nicht so schnell wiederfinden würde. und schlug kurzen Weges, damit der Pharao ganz sicher gehe, vor, so rasch wie möglich nach Gaza zu senden, um Nathanael ohne weiteres Verhör zu verhaften und seine Sachen und ihn selbst zu durchsuchen. Sollte dann das Armband doch nicht sich vorfinden, dann sei es ja immer noch Zeit, ihn freizulassen. Ghamid war indes jetzt selbst so fest überzeugt, Nathan habe den Schmuck beiseite geschafft, daß er die letztere Möglichkeit für ganz ausgeschlossen hielt, und er triumphierte schon innerlich, nun mehr erreicht zu haben, als auch seine kühnsten Träume ihn je hatten hoffen lassen.

So war also das Urteil über Nathanael schon so gut wie gesprochen, denn der Pharao gab alsbald Befehl, einen Beamten mit mehreren Soldaten nach Gaza zu schicken, um den Vorschlag Ghamid's auszuführen. Sie bekamen auch den Auftrag, unterwegs an allen Stationen, wo er etwa Halt machen könnte, sorgfältig nach ihm sich umzusehen, damit sie, falls er schon Gaza verlassen, ihn noch auf der Reise griffen, um dann nach erfolgreicher Durchsuchung in Eilmärschen dem Pharao den glücklichen Fund zu melden. Und auch für den Fall, daß Nathan schon von Gaza aufgebrochen, aber nicht den Weg nach Ägypten eingeschlagen, hatten sie ihre Anweisungen.

Daß draußen vor dem Palast Ghamid noch dem nach Gaza beorderten Beamten heimlich zuflüsterte: „Je rücksichtsloser du gegen den Dieb verfährst, desto mehr handelst du, wie ich genau weiß, im Sinne des Pharao", davon hatte Napchu-Rêa natürlich keine Kenntnis. Im Gegenteil, in seinem Innern wie in den Herzen der meisten der Anwesenden lag der leise Wunsch und die Hoffnung, es möchte vielleicht doch noch die Unschuld des von ihnen allen geliebten und geachteten Jünglings zu Tage treten.

Als nach einer Pause noch der andere Brief, der des frommen Priesterkönigs Abdi-taba von Jerusalem, verlesen worden war, ließ der Pharao die Audienz aufheben und zog sich in die inneren Gemächer seines Palastes zurück. Der Inhalt dieses zweiten Schreibens, worin Abdi-taba nicht nur den Ruf seines Gottes, „des mächtigen Königs, der ihm, dem Priester ohne Vater und Mutter, das Gebiet der heiligen Stadt verliehen" pries und sich der verwandten Gesinnungen Napchu-Rêa's freute, sondern den Pharao auch zum Besitze eines so treuen Dieners wie des Nathanael beglückwünschte, hatte nicht verfehlt, auf Napchu-Rêa einen mächtigen Eindruck zu machen, und in widerstreitenden Empfindungen brachte er die nächsten Tage hin.

V.

Keine Woche war seitdem verflossen, so verbreitete sich eines Abends in der Residenz das Gerücht, man hätte soeben unter starker Bedeckung den kanaanitischen Günstling des Pharao, Nathan-Baal, gefesselt in die Stadt gebracht und sofort ins königliche Gefängnis geworfen.

Digitized by Google

Ungehört und wie einen der schlimmsten Verbrecher hatten sie bei Memphis den ihnen entgegengeritten kommenden, ahnungslos sie begrüßenden Jüngling überfallen und durchsucht. Sie fanden auch sogleich den ledernen Beutel, der Nathanael erst nach langem Ringen entwunden wurde. Keine Beteuerung half ihm, kein Flehen. Die Hand, die bis zuletzt das Eigentum des Pharao treu zu behüten versuchte, wurde zur Belohnung in Ketten geschlossen.

Nicht aufbrausender Zorn, sondern tiefer Kummer war es, mit dem Naphu-Rêa das Armband aus den Händen Ghamid's entgegen nahm; denn der damit besiegelte Verlust eines Mannes, den er wie einen Sohn geliebt, wollte die Freude um das schon verloren geglaubte und nun glücklich gefundene Kleinod nicht aufkommen lassen. So wurde auch Ghamid keineswegs, wie er es erwartet hatte, nun mit Ehren- und Huldbezeugungen überhäuft und grollend verließ er infolgedessen den Palast.

So ging ein halbes Jahr vorüber, und noch immer lag eine Wolke auf des Pharao Stirn, die höchstens auf Augenblicke durch das holde Spiel seines jüngsten Töchterchens verscheucht werden konnte. Und immer noch schlossen die Mauern des Gefängnisses den unschuldig eingekerkerten Nathanael von der Außenwelt ab. Doch der murrte und klagte nicht, ja ein heiterer Friede schien zuweilen auf seinem Antlitz zu thronen. Denn felsenhaft stand ihm der Glaube, daß es nicht lang mehr währen würde, bis seine Unschuld an den Tag käme. So war sichtlich Gott bei ihm, den er täglich um seine Befreiung flehte; und auch die Huld des Kerkermeisters hatte er sich schnell zu gewinnen gewußt, so daß er bald besser behandelt wurde als alle übrigen Gefangenen. Dieser edle Mann war fest überzeugt, daß hier einen Schuldlosen ein unglückliches Verhängnis getroffen, und so that er die ihm diesmal wirklich schwerfallende Pflicht wenigstens in Mitleid und Liebe.

Weitab von diesem Gefängnis harrten indes der greise Talmai und sein Pflegekind Ribkah erwartungsvoll Tage, Wochen und schließlich Monate der Wiederkehr Nathanael's. Was mochte nur den Trost und die Wonne seines Alters so lange von der in so naher Aussicht gewesenen Wiederkehr abhalten? Von seinem in Jerusalem lebenden Bruder Kaleb hatte Talmai erfahren, daß seitdem bereits zweimal Gesandtschaften des Pharao vor der Küstenstadt Joppe vorübergezogen seien, und gewiß hätte da sein Sohn einen Gruß herübergeschickt, wenn er sich darunter befunden hätte. War er etwa schwer krank, oder was war sonst der Grund seines Fernbleibens und Schweigens?

Ribkah suchte den Alten mit den verschiedensten Möglichkeiten zu trösten, glaubte aber im Grunde selber nicht an das, was sie vorbrachte, sondern wurde im Gegenteil von Tag zu Tag stiller und trauriger. So war bald die Sonne und das Leben aus dem kleinen, sonst so traulichen und fröhlichen Hause in Gupnah verschwunden und trübes Schweigen dafür eingekehrt.

Wenn Ribkah es früher sich selber nicht gestehen wollte, daß sie den Sohn ihres Wolthäters und Herrn liebte, so wußte sie es jetzt um so gewisser. Und bei allem Leid kam es wie süßer Trost über sie, als eines Tages Talmai sie unter

Digitized by Google

Seufzen anblickte und sagte: „Du armes Kind, wie hat er dich so lieb gehabt! Es muß ihm etwas zugestoßen sein, daß er nicht kommt, da wo doppelte Liebe ihn grüßt."

Weinend warf sie sich auf diese Worte in überwallendem Gefühl dem guten Alten an die Brust. Doch nachher, als sie wieder ruhiger war, kam eine solche starke Sicherheit über sie, als ob sie einer inneren Kraft sich bewußt wäre, den Geliebten aus irgend einer großen, ihr selbst noch unbekannten Gefahr zu erretten.

Die zehrende Ungewißheit sollte nicht mehr lange dauern. Denn in Jerusalem war wieder einmal eine ägyptische Botschaft eingetroffen, und der erste, der sich an die kleine Karawane, noch ehe die Leute abgestiegen waren, heranmachte, war Kaleb, der Bruder Talmai's.

„Wo ist mein Neffe Nathanael, den sie früher Nathan-Baal nannten? Und was ist ihm zugestoßen, daß er nicht mehr von seinem Herrn nach Kanaan gesandt wird? Braucht ihn der Pharao etwa zu Dienstleistungen, die noch mehr Vertrauen als seine bisherigen erfordern?" so lautete seine Frage an die Ägypter.

„Hast du noch nicht gehört, daß er schon über ein halbes Jahr im Gefängnis sich befindet?" wurde dem wie betäubt dastehenden Kaleb erwidert. „Die Leute, die er das letztemal nach Ägypten geleitete, wurden bei Gaza ausgeraubt, und er selbst leicht verwundet, so daß er in Gaza bei seinem Gastfreund, dem würdigen Ägypter Antuf, sich verpflegen lassen mußte, während die anderen einstweilen weiterreisten. Da wurde nun auch ein kostbares Armband vermißt, ein Geschenk des Königs von Mitanni an den Pharao. Sofort lenkte der verschlagene Minäer Ghamid, der von jeher deinem Neffen gern eine Falle gelegt hätte, den Verdacht auf den unfreiwillig Zurückgebliebenen; man ritt ihm entgegen und fand in der That das Armband bei dem Unglücklichen. Seither sitzt er gefangen, doch erst neulich hörte ich, daß der freundliche Kerkermeister schwören möchte, Nathanael sei unschuldig; und auch gar manche in Ägypten, die ihn kennen, vermuten, der Minäer habe das Armband bei seite geschafft gehabt und den den Nathanael verhaftenden Beamten bestochen, so daß der aussagte, bei ihm es gefunden zu haben. Doch da das niemand beweisen kann, bleibt leider der Arme bis auf weiteres gefangen, und da ist nur zu wünschen, daß er nicht eines schönen Tages den Ebräern, die seit des Hyksos-Fürsten Rê-ian Tagen im Lande Gosen siedeln und jetzt dort Steine schlagen und Ziegel brennen müssen, beigesellt oder gar mit nach den Bergwerken der Sinaihalbinsel abgeführt werde.

Kaleb war aber ein zu klarer Kopf, um sich durch diese betrübende Nachricht lange betäuben zu lassen. Vielmehr galt es wenn irgendwo, so hier und wenn irgendwann, sofort zu überlegen und zu handeln. Und da hatte er denn auch schon wenige Stunden nachher einen klugen Plan ersonnen, den er vor allem auf das Interesse, das Abdi-taba seit längerer Zeit für Nathanael an den Tag legte, und auf die Milde und Güte dieses ehrwürdigen Greises baute. Und erst, wenn

Digitized by Google

er Abdi-taba seine Gedanken dargelegt und der, woran Kaleb kaum zweifelte, auf dieselben einging, wollte er seinen Bruder, den Vater des unglücklichen jungen Mannes, von dem Geschehenen benachrichtigen, um so das Niederschmetternde seiner Mitteilung gleich durch die tröstende Aussicht auf mögliche Rettung abschwächen und mildern zu können.

Kaleb hätte keine glücklichere Idee haben können, als vertrauensvoll seinem Herrn, der seinen Unterthanen ein väterlicher Freund und Berater war, die ihn bekümmernde Angelegenheit vorzutragen. Dabei kam ihm noch etwas, von dem er nichts gewußt hatte, zu statten, nämlich daß Abdi-taba seit seinem letzten Schreiben an den Pharao ernstlich im Sinn hatte, den Nathanael ganz nach Jerusalem zu ziehen und bei nächster Gelegenheit dem Pharao diesen seinen Wunsch auszusprechen.

Mit einem inbrünstigen Gebet auf den Lippen betrat Kaleb auf der Burg die einfache und schmucklose Halle, in der der betagte Priesterfürst täglich die Anliegen und Wünsche der Seinen anzuhören gewohnt war. Den Würdigsten aus ihrer Mitte zu diesem hohem Amte zu wählen, so war es seit vielen Jahrhunderten in Jerusalem Sitte; aber seit des frommen Melki-ßedek Tagen hatte kein Würdigerer diesen nicht von Erbfolge abhängigen Thron innegehabt als Abdi-taba.

Sowie der König den Kaleb erblickte, ging er ihm segenspendend entgegen und fragte ihn liebevoll nach der Ursache des Kummers, der heute auf seinen Zügen zu lesen sei. Dies Übermaß von Güte rührte den also Angeredeten so sehr, daß der sonst so starke Mann nur langsam und mit von Thränen unterbrochener Stimme dem edlen Fürsten die Geschichte Nathanael's erzählen konnte.

Auch Abdi-taba war sofort fest überzeugt, daß hier einen Unschuldigen schweres und unverdientes Geschick betroffen.

„Sei nur getrost, mein Sohn," so sprach er mit herzgewinnender Freundlichkeit zu Kaleb, „und beruhige vor allem den braven Talmai. Mit Gottes des Höchsten Beistand soll es uns gelingen, den Sinn des Pharao zu bewegen. Ich selbst will ihm die Freilassung Nathanaels zur dringenden Pflicht machen und bin der sicheren Hoffnung, daß er, dem ich ohnehin dieser Tage einen kleinen Dienst leisten konnte, mir diese Bitte schon deshalb nicht abschlagen wird. Aber es soll auch von euerer Seite etwas geschehen, das Herz des Pharao zu rühren. O daß doch dem Nathanael die Mutter noch lebte, so sollte sie wohl behütet und beschützt mit meinen Boten die Reise nach Ägypten machen, um dort durch einen Fußfall vor dem von Frauenthränen leicht erweichten Herrscher vielleicht noch schneller zu erreichen, was ich durch meine Worte möglicherweise nur anbahne und vorbereite. So aber übertrage ich dir, o Kaleb, dies Botenamt; Talmai ist zu alt, um so weit noch mitzuziehen, doch du, welchem Nathanael von jeher wie ein eigenes Kind teuer gewesen, wirst ebenso wirksam die Sache des Unschuldigen vertreten. Bringe nun tröstende Worte dem betrübten Vater, und dann, wenn du von Gupnah zurückgekehrt bist, erwarten dich meine Leute schon reisegerüstet vor dem Thor. Zieh' hin in Frieden!"

Digitized by Google

Mit erleichtertem Gemüte verließ Kaleb die Burg und pries Gott um einen solchen Vater des Volkes. Aber nun war es seine Pflicht, ohne Verzug zu seinem Bruder zu eilen, damit der nicht mittlerweile vielleicht gar entstellte oder übertriebene Kunde vom Unglück des Sohnes bekäme, was ohne die beruhigende Hoffnung baldiger Rettung, die er jetzt in Aussicht stellen konnte, sonst leicht der Tod des alten Mannes werden konnte.

Talmai war wie gebrochen, trotzdem ihm der Bruder aufs schonendste und nur nach und nach das Vorgefallene mitteilte. Doch sein Gottvertrauen verließ ihn auch jetzt nicht, und er sagte leise vor sich hin: „Noch hast du mir ihn nicht genommen, o Gott. Dein Name sei gelobt! Und du bringst seine Unschuld noch an den Tag, daß ich nicht bei meinen weißen Haaren solche Schmach ins Grab nehmen muß. Wie sehe ich noch heute vor mir die treuen, keines Falschen fähigen Augen meines Sohnes! Und da konnten sie ihm den Schimpf anthun und ihn solchen Diebstahls fähig halten. Aber Gott sei Dank, daß auch in Ägypten nicht alle so Böses glauben. O mein Sohn, mein armer, armer Sohn!"

Während so die Brüder beisammen saßen, der eine klagend, der andere tröstend, kam Rikkah, die noch nichts wußte, mit Früchten und Gemüse von den Gärten zurück, um dem geliebten Pflegevater das einfache Mahl zu bereiten. Totenblässe bedeckte ihr liebliches Gesicht, als sie die beiden Männer in solcher Verfassung beisammen sitzen sah. Die bloße Anwesenheit Kaleb's und die kummervollen Züge Talmai's sagten ihrem ahnenden Herzen sofort mehr als Worte, daß Nathanael ein Unglück zugestoßen. Und als Kaleb einen Augenblick hinausging, folgte sie ihm auf dem Fuße und hörte thränenlos, aber verstörten Blickes die traurige Kunde. Aber kaum hatte sie weitervernommen, daß Kaleb nach Ägypten wollte, so umklammerte sie seine Füße und beschwor ihn flehentlich, sie mitzunehmen.

Da fiel es Kaleb, der zuerst sich den tiefen Schreck des Mädchens nicht recht erklären konnte, wie Schuppen von den Augen, und er dachte der Worte Abdi-taba's, wie gerade die Fürbitte eines liebenden Weibes am ehesten des Pharao Herz erweichen könnte.

„Stehe auf, mein Kind! Sowie wir für die Pflege Talmai's, der er jetzt nötiger als vorher bedarf, Ersatz gefunden, will ich deine Bitte überlegen," so sprach Kaleb zu ihr, die darauf, endlich Thränen findend, unter Schluchzen erwiderte: „Meinst du, ich hätte vorher je daran gedacht, Talmai zu verlassen? Aber ich weiß es bestimmt, ich bringe ihm, wenngleich ich nur ein schwaches Weib bin, seinen Sohn zurück. Eine höhere Stimme sagt es mir deutlich. Auch habe ich noch einen Bruder, der sich auf alle Garten- und Hausgeschäfte versteht; der dient unserem uns freundlich und wohlgesinnten Nachbar und wird leicht von diesem die Erlaubnis erhalten, auf einige Zeit herüben helfen zu dürfen. O du guter, lieber Kaleb, nimm mich mit!"

„Aus dieser Jungfrau redet die treueste und heißeste Liebe," sagte sich Kaleb. „Wer weiß, ob Gott nicht durch sie uns mehr ausrichten läßt als durch alles Andere. So sei es denn, und ich hoffe Talmai bald zu dem gar nicht so unaus-

Digitized by Google

führbaren Plan überredet zu haben," sprach er für sich, und fuhr dann plötzlich, wie um sich noch vollends von der Richtigkeit seines Eindrucks zu vergewissern, zu Ribkah gewendet fort:

„Und du, o Mädchen, liebst du Nathanael?"

Tieferglühend nickte sie fast unmerklich mit dem Haupte und sprach:

„Auch wenn ich für immer die niedersten Magddienste in Ägypten verrichten müßte, und ich könnte dadurch die Freiheit Nathanael's erkaufen, so wäre mir dies nicht zu teuer; ja, mein Leben ließe ich willig und gern, um nur das des geliebten Freundes zu retten!"

Das genügte Kaleb, da er daraus deutlich ersah, wie tief und rein die Liebe dieses Mädchens war.

„Du sollst mit, so viel an mir liegt, meine Tochter! Nur teile hier im Orte niemandem mit, wohin wir gehen", mit diesen Worten verließ er sie, um nun sofort zu seiner Absicht, mit Ribkah unter der Bedeckung kanaanitischer Bewaffneter und im direkten Auftrag Abdi-taba's selbst nach Ägypten zu ziehen, Talmai's Zustimmung sich zu holen. Die bekam er denn auch nach nicht langer Überredung von dem ob solcher Hingebung dankbar gerührten Greise.

Bereits am Tage darauf küßte und segnete Talmai seinen Bruder Kaleb und sein Pflegetöchterlein Rubêkah zum Abschied: „Gott der Höchste sei mit euch und mit euerem Vorhaben und erweiche des Pharao Herz, daß ich bei euerer Rückkehr meine Lust schaue und wir zu viert die Gnade des Allbarmherzigen preisen!"

In diesem Augenblick trat die Sonne, nachdem kurz vorher ein erquickender Regenguß gefallen, siegreich aus den Wolken hervor und zauberte den schönsten Regenbogen an den Himmel. Getröstet und beglückt nahmen Talmai und die Scheidenden dies als sichtbares Zeichen des Höchsten und beugten ehrerbietig die Kniee vor seinem huldreichen Walten.

Wie ein Fürstenkind, so sicher und behaglich ritt Rubêka von Jerusalem auf einer weißen Eselin inmitten ihrer sie ritterlich schützenden Begleiter. Aber ihre sonst so aufgeweckten und munteren Blicke sahen nicht viel von der schönen Umgebung, die ihr unter anderen Verhältnissen neu und reizvoll erschienen wäre, denn ihre Gedanken waren vorausgeeilt zum Geliebten, dessen Befreiung das einzige Ziel ihrer Hoffnung und Sehnsucht bildete.

So verging ihr in Sinnen und Planen schnell der Weg bis Gaza, wo ein Zufall bei demselben Antuf, der acht Monate vorher den Nathanael verpflegt hatte, die Karawane Halt machen und einkehren ließ.

Der stand nämlich eben vor seinem Hause, als die Kanaanäer vorüberritten, und da ihn die Ähnlichkeit Kaleb's mit Nathanael, von dem er seither nichts mehr gehört hatte, an letzteren erinnerte, so fragte er einen der Leute, ob das etwa der Vater seines jungen Freundes wäre; zugleich bat er, Grüße an Nathanael zu bestellen. Da gab denn ein Wort das andere, bis er zu Kaleb selbst geführt wurde und bald die ganze schmerzliche Geschichte wie auch den Anlaß dieser Reise aufs genaueste wußte.

Digitized by Google

Zuerst war Antuf sehr betroffen über das Schicksal Nathanaels', aber dann glitt statt mitfühlender Trauer ein Strahl von Freude über sein Antlitz, und er lud Kaleb und die Seinen warm ein, bei ihm einzutreten, da er Glück und Erfolg verheißende Mitteilungen ihnen zu machen hätte. Ja, wenn sie bis zum andern Morgen unter seinem Dache verweilen wollten, so würde er sich selbst aufmachen, sie bis zur Residenz des Pharao zu begleiten.

„Als Nathanael, nach etwa achttägigem Aufenthalt wieder genesen, seine Weiterreise antreten wollte, verplauderten wir — so begann der biedere Ägypter — noch mehrere Stunden vertraulich mit einander in der Abendkühle auf dem offenen Söller meines Hauses, und er, den ich in jener Woche immer lieber gewonnen hatte, schüttete mir da sein ganzes Herz aus. Zuerst sprach er mir von einer holden Jungfrau, der er sein Herz geschenkt und der zu Liebe er sobald wie möglich den Hof des Pharao verlassen wolle, um mit ihr in seinem bei Jerusalem gelegenen Heimatthale einen eigenen trauten Herd sich zu gründen" — hier fing Ribkah halb in seliger Freude und halb in sehnendem Schmerz still zu weinen an —; „dann (so fuhr Antuf fort) erzählte er mir von dem Neide des Minäers Ghamid, wie schon seit lange ein ihm unerklärliches Gefühl der Bangigkeit und der Furcht vor diesem Menschen ihn beschleiche, und wie er glaube, daß nun Ghamid den Reiseüberfall gegen ihn beim Pharao ausnützen werde, denn er hätte ja allerdings in Dunip die Syrer bewogen, über Jerusalem statt über Joppe zu ziehen, und trage so mittelbar mit Schuld, daß die Beduinen den reichen Schätzen der mesopotamischen Gesandtschaft aufgelauert. Endlich aber zeigte er mir ein kostbares Armband, welches sein sicherer Talisman gegen alle derartigen Verleumdungen sein werde. Denn dieses prachtvolle Kleinod, das der König von Mitanni dem Pharao durch seine Boten sandte und dessen der König in dem schon an den Pharao vorausgesandten Schreiben besonders Erwähnung gethan, sei so gut wie verloren gewesen, aber nachher von ihm, dem durch eine Angabe des sterbenden Syrers Arzchuli geleiteten, mit Hilfe eines Hirten auf wunderbare Weise wiedergefunden worden. Wenn nun der Pharao, der ja aus dem Briefe schon auf den Verlust des Armbandes schließen müsse, ihn als teilweise an dem ganzen Überfall schuld ungnädig empfangen sollte, so würde, und hier leuchteten seine ehrlichen Augen in kindlicher Freude mir entgegen, dies Armband und die Geschichte von dessen Auffindung bald alle Wolken von des Pharao Stirn zerstreuen. Und nun, ihr Freunde, und du, holde Ribkah, seid getrost! Denn der Brief eures Fürsten Abdi-taba, euer Fußfall und dazu die erwünschte Aufklärung, die ich als endgültigen Beweis der Unschuld Nathanael's dem Pharao geben werde, das alles bürgt mir sicher dafür, daß der so viel Geprüfte die längste Zeit im Gefängnisse gesessen und bald nach unserer Ankunft frei und mit Ehren überhäuft den Heimweg mit uns antreten wird."

Auch Kaleb und den übrigen Anwesenden liefen jetzt die hellen Freudenthränen über die Wangen, sodaß Antuf selber ganz bewegt war, und die Umarmung Kaleb's mit einem herzlichen Kuß erwiderte — eine Freundschaftsbezeugung, die sonst zwischen Ägyptern und Kananäern, auch wenn sie Gastfreundschaft

Digitized by Google

verband, nicht herkömmlich war. Aber in solchen Augenblicken durchbricht das überwallende Gefühl die steife Sitte, und vor der Sprache des Herzens verstummen die Gebote der Gewöhnung.

Aber noch war es kein lauter Jubel, welchem sich die Freunde Nathanael's hingaben, sondern nur erst freudig stille, wenn gleich siegesgewisse Hoffnung. Diese Stimmung beherrschte denn auch die weitere Reise, die durch die Wüste und das reichbevölkerte Land Gosen und an den fruchtbaren Nilufern entlang ging. Noch hatte Rubêkah vor froher Erwartung, in die sich bisweilen doch noch Anwandlungen von Zaghaftigkeit mischten, und vor begreiflicher Erregung keine rechten Augen für die Größe und Schöne der Landschaft, die niegesehene Pracht der Tempel und Paläste, an denen sie vorüberzogen, und die neuen Eindrücke, die hier jedem andern zum ersten Male von Palästina kommenden Naturkinde überwältigend sich aufgedrängt hätten.

Endlich war nach langer Reise die ägyptische Residenz glücklich erreicht, und schon am folgenden Tage sollten Kaleb, Ribkah und Antuf in feierlicher Audienz (denn Kaleb war der Überbringer eines königlichen Briefes) vom Pharao empfangen werden.

Noch nie war von allen so ungeduldig die Nacht erwartet worden als diesmal; doch auch die ging vorüber, und glückverheißend erhob sich am andern Morgen das leuchtende Tagesgestirn über dem Hause, wo sie abgestiegen waren, über dem ganz in der Nähe befindlichen Palast, den schimmernden Tempeln und — dem einsam draußen liegenden Gefängnis. Immer höher stieg die Sonne, und die Stunde der Audienz war gekommen.

Schon nahte sich die kleine uns bekannte Gesellschaft, von königlichen Dienern abgeholt, dem Palaste.

Das Herz klopfte der sonst so mutigen Jungfrau fast hörbar, als sie tief verschleiert dem Kaleb und seinen Begleitern in den Thronsaal folgte. Der Pharao mit den leidenden Zügen, die seit den letzten acht Monaten noch mehr als vordem auffielen, winkte, als er Gesandte seines Freundes Abdi-taba vor sich sah, ihnen mit eigener Hand, sich zu erheben und ihres Auftrages sich zu entledigen. Und merkwürdig, wie eine Erlösung von drückendem Banne flog es aufheiternd und befreiend über Napchu-Rêa's Antlitz, als die für Nathanael's Unschuld sich einlegenden Worte des Briefes verlesen wurden. Nur die Erinnerung an das Armband drängte sich noch einen Augenblick dazwischen, bis auch hier der Schluß des Briefes eine andere Möglichkeit an die Hand gab, an die der Pharao, durch Ghamid in seinen Gedanken abgelenkt und irregeleitet, früher nie ernstlich gedacht hatte. Aber immer blieb es noch Sache des Gefühls und des bloßen Eindrucks, ob er Nathanael wirklich für schuldlos halten dürfe, und fast hätte er in diesem Augenblick das wiedergefundene Armband selbst willig hingegeben für auch nur eine einem Beweise gleichkommende Entlastung des einst so geliebten Dieners.

Da hielt Kaleb die Zeit für gegeben, Rubêkah vor die Stufen des Thrones zu führen; und indem sie sich vor dem Sonnenkönig auf den Boden warf und, daß ihre Stimme ungehindert zu den Ohren des Pharao dringe, den Schleier

Digitized by Google

halb zurückschlug, begann sie mit klagenden Worten und unter Thränen die Unschuld dessen, der ihr das Liebste auf Erden war, zu beteuern und den Pharao um Gnade für ihn anzuflehen.

„Und statt meiner," so schloß sie, „die ich ein schwaches Weib und nicht der Rede gewohnt bin, mögest Du nun, o erhabenster Herscher, zur Bekräftigung dessen, was ich von Nathanael gesagt, noch das Zeugnis Deines Unterthanen Antuf, der mit uns von Gaza hergekommen, huldreich anhören! Dann harren wir ehrfurchtsvoll Deiner Entscheidung."

Schon war der durch die liebliche Erscheinung Rubêka's und ihr kindlich rührendes Flehen tief bewegte Pharao entschlossen, den Befehl zu zeitweiliger Befreiung Nathanael's geben zu lassen, um ihm Gelegenheit zu gewähren, am anderen Tage sich selbst zu verteidigen, als Antuf vorgerufen wurde und in einfachen, aber beredten Worten alles das erzählte, was ihm seinerzeit Nathanael in Gaza vor seinem Weggehen mitgeteilt hatte.

Keine liebere und frohere Kunde hätte dem Pharao werden können, als die eben aus Antuf's Worten hervorging. Denn ihr kurzer, aber bedeutungsvoller Inhalt war, daß der, an dessen Verrat er ohnehin nie recht hatte glauben können, nun völlig gerechtfertigt vor aller Augen dastand. Zugleich aber kam ein Gefühl der Scham und Reue, wie er es noch über keine seiner Handlungen empfunden, über den sonst so stolzen Pharao, und es war nur natürlich, daß sich diese löbliche, aber doch für einen Herrscher nicht recht ziemende Regung bald in um so kräftigeren Groll gegen den Urheber jenes beschämenden Verdachtes umwandelte.

Aber zunächst bezwang sich der Pharao und ließ sich weder die übergroße Freude, die sein Inneres erfüllte, noch die daneben aufwallende Reue und den Zorn über Ghamid's Verleumdung anmerken. In ernster Milde entließ er die Boten Abdi-taba's mit der Versicherung seiner besonderen Huld und mit der Aufforderung, sich so schnell wie möglich der Person des gerade in Unterägypten abwesenden Minäers zu bemächtigen und ihn, wo er sich auch befinde, in Fesseln zu werfen und hierher in die Residenz zu schaffen.

Eben schickten Kaleb und die Seinen sich an, mit Rubêka den Palast zu verlassen, als ein Diener des Pharao auf sie zutrat und Kaleb und das Mädchen aufforderte, ihn unverzüglich nach dem vor der Stadt befindlichen Gefängnis zu begleiten. Auf welche Weise sie dorthin gelangt sind, hätte später keines der beiden, obwohl der Weg sich lang hinzog, mehr anzugeben vermocht, am allerwenigsten Rubêkah, die vor Freude und Erwartung, den Geliebten vielleicht schon in der nächsten Stunde wiedersehen zu dürfen, nichts sah und hörte von allem, was um sie vorging.

Als sie beim Kerkermeister angelangt waren, hieß der Beamte Kaleb draußen warten, bis Rubêkah auf besonderen Wunsch des Pharao dem gefangenen Nathanael seine morgen erfolgende Freilassung angekündigt hätte. Ehe sich die Jungfrau noch recht fassen konnte, hatte sich die Pforte der geräumigen Halle geöffnet, in welcher Nathanael einen Teil des Tages zubrachte, und Rubêkah stand vor dem Geliebten.

Digitized by Google

Wie eine überirdische Erscheinung starrte er die an, die er nimmermehr in Ägypten, noch weniger an diesem Orte und in diesem Raume erwarten konnte, und er wollte eben vor Gott, der ihm die Geliebte in einem Gesicht noch einmal schauen ließ, dankerfüllt das Haupt verhüllen, als zwei weiche Arme und der warme Hauch ihres Mundes ihn von der leibhaftigen Wirklichkeit ihrer Gegenwart überzeugten. Denn mit einem Aufschrei war Rubêkah, die auch ihrerseits den Geliebten zuerst wie eine Erscheinung angestarrt, an Nathanael's Brust gesunken, und lange noch hielten sich beide wortlos umschlungen, bis sich die Lippen lösten und Rubêkah im stande war, ihrem Freunde die nahende Befreiung zu verkünden.

Freilich bestand diese Verkündigung nur in den wenigen, mehr herausgestoßenen Sätzen: „Ich bin's wirklich, Deine Rubêkah, und morgen sollst Du frei mit uns diesen Kerker verlassen, der Pharao selbst hat es so bestimmt." Und noch hatte Nathanael keine Worte zur Erwiderung oder zu einer der vielen auf ihn einstürmenden Fragen gefunden, als hinter Rubêkah an der halb offenen Thür der Kerkermeister mit Kaleb und dem mit dem letzteren gekommenen Beamten erschien, um jedem Zwiegespräch für heute ein Ende zu machen. Nur Kaleb durfte noch den Neffen umarmen, und dann hatten alle bis auf Nathanael die Halle zu verlassen, die sich jetzt zum letzten Male vor den Augen des noch halb Freudetrunkenen schloß.

Es war für ihn in der That auch ganz dasselbe, ob er die folgende Nacht und den kommenden Morgen nun noch hier im Gefängnis war oder irgendwo draußen in der Freiheit verbracht hätte. Er sah keine Mauern mehr, ja er fühlte nicht einmal deutlich, ob er überhaupt noch festen Boden unter sich hatte, oder ob er schon, der körperlichen Schranken ledig, an Rubêkah's Seite sanft durch die Lüfte schwebe. Ein einziger langer, seliger Traum hielt ihn umfangen, bis wieder die Thür sich öffnete und der Traum, wie es so selten im Leben geschieht, zu noch schönerer Wirklichkeit sich fortsetzte.

Denn da stand nicht bloß der Kerkermeister, der ihn zu seiner Befreiung beglückwünschte und unter Thränen von ihm Abschied nahm, sondern auch Kaleb und Rubêkah mit dem nämlichen Beamten, der beide gestern herbeigeführt hatte. Letzterer hatte den Auftrag, sie nun alle zusammen zum Palast des Pharao zu geleiten. Doch vorher nahm er Nathanael zur Seite, um ihn im Beisein von zwei Schreibern nach der Geschichte der Wiederauffindung des Armbandes zu befragen, damit der mit der Aussage Antuf's, wie zu erwarten gewesen, genau stimmende Bericht im königlichen Archive aufbewahrt werde.

Nachdem diese formale Angelegenheit erledigt war, übergab der Beamte das Protokoll einem Boten, der damit zum Pharao vorauszueilen hatte, und nun traten sie selbst den Weg nach dem Palaste an.

Als sie dort angekommen, war soeben in feierlicher Versammlung den Großen des Reiches die Wiedereinsetzung Nathanael's in alle seine früheren Ehren und die zu vollziehende Gefangennahme Ghamid's, seines Verleumders, verkündet worden.

Digitized by Google

Kaum war das letzte Wort dieser Proklamation verhallt, als unter lautem Jubelruf Nathanael und Kaleb in den Saal traten, während man zu gleicher Zeit Rubêkah in die Gemächer der Königin führte.

Alsbald entließ der Pharao seine Räte, nahm den der Freiheit und dem Leben Wiedergeschenkten bei der Hand und hieß ihn und Kaleb ihm nun zu Tiji, seiner erhabenen Gemahlin, folgen.

Was nun geschah, war noch nie erhört worden, so lange der ägyptische Thron bestand. Im Beisein der Königin und der schüchtern und doch in bezaubernder Anmut vor ihr stehenden Rubêkah umarmte Napchu-Rêa seinen treuen, so lange unschuldig gefangen gehaltenen Diener; dann eröffnete er dem Kaleb, daß er seines Herrn Abdi-taba Wunsch erfüllt und Nathanael hiermit huldvoll aus ägyptischen Diensten entlasse. „Und nun," fuhr er, zu Nathanael gewendet, fort, „ziehe hin mit deiner Verlobten, und damit ihr nie in Unmut der traurigen Zeit deines Gefängnisses gedenket, so soll auf besonderen Wunsch der Königin zu beständigem Andenken an deine Rettung fortan Rubêkah diesen Ring besitzen; der darin funkelnde Edelstein ist dem durch dich wiedergefundenen Armband entnommen und soll dich, so oft du ihn an der Hand deines Weibes erglänzen siehst, an den heutigen Tag erinnern."

Noch nie war eine fröhlichere Brautfahrt unternommen worden als die, welche unter dem Schutze Kaleb's in den jener Audienz folgenden Tagen nilabwärts zog. Bis Gaza war natürlich der wackere Antuf Kaleb's und des Liebespaares treuer Begleiter. Noch in Gaza, wo in Antuf's Hause kurze Rast gehalten und bewegter Abschied gefeiert wurde, hörten sie, daß den Ghamid, ehe die ägyptischen Beamten seiner hatten habhaft werden können, die göttliche Gerechtigkeit ereilt habe; auf der Flucht sei er an derselben Stelle, wo er einst die Seinen verraten, vom Pferde gestürzt und eines jähen Todes gestorben.

Als endlich die Mauern und Zinnen Jerusalems erreicht waren, da erwartete sie, durch einen nach Gupnah vorausgesandten Boten benachrichtigt, schon vor der Stadt der alte Talmai, der tiefgerührt seine ihm neugeschenkten Kinder in die Arme schloß. Abdi-taba aber, der Priesterkönig, stand, einem Patriarchen gleich, grüßend und segnend unter dem Thore und brachte nach alter, aber sonst nur Fürsten gegenüber geübter Sitte, wie einst Melki-ßedek dem Abraham, Brot und Wein den Eintretenden als Labung entgegen.

Digitized by Google

Aus der Familienchronik von Robert Koch.

Biographische Mitteilungen

von

Robert Biewend,
Bergrat in Klausthal.

Der Verfasser folgender Arbeit, als naher Verwandter mit Koch zusammen erzogen und demselben durch langjährige Freundschaftsbande nahe stehend, glaubte sich der an ihn ergangenen Aufforderung, aus seinen Robert Koch betreffenden Erinnerungen einiges mitzuteilen, um so weniger entziehen zu sollen, als über die Jugendzeit des „Bacillenvaters" bislang sehr wenig bekannt geworden und ein wahrer Legendenkreis entstanden ist, welcher nicht bloß dem Mangel an thatsächlichem Material, sondern auch der Verwechselung des Gelehrten mit gleichnamigen bekannten Personen seine Entstehung verdanken mag.

Professor Dr. Robert Koch entstammt einer angesehenen Bergbeamtenfamilie des vormals königlich hannoverschen Oberharzes.

Der Stammvater der Familie, der Schichtmeister und Senator Johann Wilhelm Koch in Klausthal, geboren am 19. Dezember 1730 (in Goslar?) war verheiratet mit Juliane Henriette Hereld aus Klausthal und starb daselbst am 19. Juli 1808. Dessen Sohn Carl Conrad Friedrich Koch, das elfte von vierzehn Kindern, geboren am 23. Mai 1774, verheiratet mit Luise Meine aus Klausthal am 2. März 1813 und gestorben daselbst als Oberbergmeister am 10. Februar 1840, war der Großvater von Robert Koch. Jener hinterließ zwei Töchter und einen Sohn, den Vater unseres Gelehrten. Koch's Vater erblickte am 17. Febr. 1814 in Klausthal das Licht der Welt und verheiratete sich am 19. Sept. 1839 mit einer Verwandten, der Tochter des damaligen Oberfaktors Biewend, Direktors der königlich hannoverschen Eisenhütte Rothehütte im Harz.

Von den vorgenannten Aszendenten Robert Koch's befindet sich niemand mehr am Leben. Der Vater starb als Geheimer Bergrat und Mitglied des königlichen Oberbergamts in Klausthal an Herzlähmung am 6. April 1877; die Mutter war schon vorher, am 13. April 1871, einer Lungenentzündung erlegen. Koch's Vater war ein hochgewachsener, kräftiger, lebhafter und geistvoller Mann von seltener Begabung und rastloser Thätigkeit, welcher, nachdem er seine wissenschaftliche Ausbildung auf der Klausthaler Bergakademie (damaliger „Bergschule") und an der Universität Göttingen beendet, im Jahre 1835 seine Beamtenlaufbahn nach damaliger Sitte von der Pike auf als einfacher Bergarbeiter begann. Im Jahre 1837 zum Untersteiger aufgerückt, gelang es ihm 1838 ein Engagement nach Frankreich auf die Dauer einiger Jahre zu erhalten, welches ihm die Heimführung seiner Braut gestattete. Nach der Rückkehr aus Frankreich im Jahre 1841 ward Koch's Vater wieder in Klausthal als Stroßen-Untersteiger[1]) mit wenigen

[1]) „Stroße" = bergmännischer Ausdruck für gewisse Teile eines in Abbau begriffenen Erzganges.

Digitized by Google

Thalern Wochenlohn angestellt. Inzwischen waren zwei Knaben geboren, und da kein Vermögen vorhanden war, so war die Familie genötigt, sich aufs äußerste einzuschränken, was das Glück des jungen Paares jedoch nicht zu stören vermochte. Zwar rückte Koch's Vater schon 1842 zum Obergrubensteiger auf, aber den wachsenden Einnahmen entsprechend vermehrte sich bald darauf die Familie wiederum durch die Geburt des dritten Sohnes, welcher am 11. Dez. 1843 kurz vor 12 Uhr nachts das Licht der Welt erblickte. Derselbe erhielt die Namen Heinrich Hermann Robert. Nach dem Klausthaler Kirchenbuche soll Robert Koch erst am 12. Dez. kurz nach Mitternacht geboren sein, jedoch ist diese Eintragung eine irrtümliche und angeblich durch ungenaue Anmeldung der Hebamme verursacht. Robert Koch hat daher auch stets den 11. Dezember als seinen Geburtstag festlich begangen. Dem dritten Kinde folgte nun fast alljährlich ein weiteres, bis die muntere Schar auf 11 Söhne und 2 Töchter angewachsen war, von denen 2 Söhne früh wieder starben. Ein Bruder Koch's starb im Jahre 1879 als Bergwerksbesitzer in Mexiko. Es leben somit von Koch's Geschwistern noch neun und zwar — mit Ausnahme eines Bruders — sämtlich verheiratet und mit Kindern gesegnet. Sechs Brüder und eine Schwester haben sich in Nordamerika ein Heim gegründet, ein Bruder ist in die Fußtapfen seines Vaters getreten und lebt in Tarnowitz als Oberbergrat und Bergwerksdirektor, eine Schwester ist in Klausthal an einen Bergbeamten, den Verfasser, verheiratet.

Unendliche Sorge hat den Eltern die Ernährung und Ausbildung der zahlreichen Familie verursacht, welche außer kleinen gelegentlichen Nebeneinnahmen allein auf das Gehalt des Mannes angewiesen blieb und nur dem glücklichen, heiteren und idealistisch veranlagten Temperamente desselben ist es zuzuschreiben, daß die häusliche Sorge ihn nicht dauernd niederzudrücken vermochte. Unablässig bemüht, sich wissenschaftlich und praktisch zu vervollkommnen, stieg er rasch von Stufe zu Stufe. So ward er 1844 als „Einfahrer" nach St. Andreasberg versetzt und bezog dort vom 1. Oktober 1845 ab an Stelle des bisherigen Wochenlohnes festes Gehalt. Darauf folgte im Herbst 1847 nach einer Bereisung von Belgien, Frankreich und Italien seine Anstellung als Bergamtsassessor am vormaligen königlichen Berg- und Forstamt in Klausthal unter gleichzeitiger Ernennung zum Dozenten an der dortigen Bergakademie, 1853 wurde er zum Bergrat, 1867 zum Oberbergrat und 1872 zum Geheimen Bergrat ernannt. Er war ein Beamter von seltener Tüchtigkeit und weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt. Sein Rat war überall, wo Bergbau und Hüttenwesen blühten, gesucht, und zahlreiche zur Begutachtung fremder Unternehmungen ausgeführte Reisen führten ihn weit umher. Unvergessen sind die Erfolge seiner Thätigkeit im engeren Wirkungskreise. Das Oberharzer Berg- und Hüttenwesen, welchem er von 1851 bis zu seinem ihn in vollster Schaffenskraft dahinraffenden Tode als Dezernent vorstand, dankt ihm zahlreiche, sehr erhebliche Fortschritte, welche sich auch auf die Unterharzer, Preußen und Braunschweig gemeinschaftlich gehörigen „Communion-Werke" erstreckten. Diese außergewöhnlichen Leistungen

Digitized by Google

fanden sowohl durch Ordensverleihungen als durch wiederholte außerordentliche Dotationen von seiten des Staates Anerkennung.

Er war unzweifelhaft ein bedeutender Mann, aber in ganz anderem Sinne wie sein berühmter Sohn. Denn während er seinen Sinn stets auf das Ganze richtete und immer neue Anregungen zu Versuchen und Verbesserungen gab, während er mit glücklichem Geschick bei jeder Frage den Punkt herauszufinden vermochte, an welchem man einzusetzen hatte, um den angestrebten Fortschritt zu verwirklichen, überließ er die Ausführung anderen Personen; diffizile, weit ins einzelne gehende Untersuchungen liebte er nicht. Er war somit als Leiter einer großen Verwaltung so recht an seinem Platze. Nicht ohne Selbstbewußtsein, welches sich jedoch nie in unangenehmer Weise äußerte, war er doch eine fröhliche, liebenswürdige und offene Natur und daher von seinen Untergebenen geachtet und geliebt, wenngleich die bejahrteren derselben durch das stete Drängen zu neuen Fortschritten sich oft mehr in ihrer Bequemlichkeit gestört sahen, als ihnen lieb war.

Um die Erziehung seiner Kinder, welche er herzlich liebte, vermochte Robert Koch's Vater sich nur wenig zu kümmern, da er den größten Teil des Tages seinen Geschäften zu widmen hatte. Seine freie Zeit verbrachte er jedoch gern im Kreise seiner Familie, welche sich entweder abends um ihn scharte, um seinen mit Enthusiasmus vorgetragenen Reisebeschreibungen zu lauschen, oder welche er — allein mit mächtigen, gemessenen Schritten voranswandernd — in die herrlichen bewaldeten Berge und Thäler der Umgegend führte, um dort bei einem Glase Wein oder einer Tasse im Freien bereiteten Kaffees sich der Natur zu erfreuen. Er war ganz wie sein Sohn Robert ein leidenschaftlicher Naturfreund, aber auch hier zeigte sich der fundamentale Unterschied zwischen Vater und Sohn. Jener liebte die Natur nur im großen und ganzen, eine Fernsicht, ein Wasserfall, eine seltene Beleuchtung konnte ihn enthusiastisch stimmen, besonders in heiterer Gesellschaft und bei einem Glase Wein; der Sohn Robert verstand zwar auch diese Genüsse zu schätzen, aber er betrachtete schon von früher Jugend auf die Natur mit dem Auge des Forschers. Keine Pflanze, kein seltener Käfer oder Schmetterling, kein Mineral, nichts entging seinem suchenden Auge. Glücklich war er dabei, wenn er jemanden fand, dem er seinen Fund zeigen, ihn mit dem Freunde zergliedern und in interessanter und lebhafter Weise zu erklären vermochte. Stets begleitete ihn auf solchen Wanderungen Leunis' Naturgeschichte. Auch das Käferglas, mit Spiritus gefüllt, die Raupenschachtel, Insektennadeln und die Botanisierbüchse pflegten nicht zu fehlen. Viele Anregung fand Robert Koch bei seinem Oheim, dem 1888 in Hamburg verstorbenen Dr. phil. Biewend, welcher, häufig in Klausthal zum Besuche weilend, an diesen Spaziergängen sich zu beteiligen pflegte. Die Kinder des genannten Oheims bildeten dann Robert Koch's aufmerksame Zuhörer, während seine eigenen Geschwister seine naturwissenschaftlichen Neigungen weniger teilten.

Der Mutter lag die eigentliche Erziehung der Kinder neben der Führung des umfangreichen Haushalts ob. Sie war eine kleine, zart gebaute, liebevolle,

Digitized by Google

kluge und edle Frau von hervorragender Geistesbildung, strengem Pflichtgefühl und unglaublicher Aufopferungsfähigkeit. Sie widmete der Erziehung ihrer Kinder alle Sorgfalt, deren sie fähig war, und war mit Verständnis bemüht, den Charakter-Eigentümlichkeiten derselben Rechnung zu tragen, aber sie litt schwerer als der Vater unter der Not und beständigen Sorge um die Ernährung und das Fortkommen der Kinder. Für diese nahm sie gern jede Entbehrung auf sich und scheute weder Mühe noch Arbeit. Tagelang stand sie mit der einzigen Magd am Waschtroge oder war mit der Ausbesserung der Kleidung beschäftigt. Und dabei fand sie doch noch Zeit, eine ziemlich umfangreiche Korrespondenz in geistreicher Weise zu führen und alle wichtigeren Erlebnisse in eine Familienchronik einzutragen, deren Inhalt dieser Arbeit zum Teil zu Grunde liegt. Oft drohte das Übermaß der Arbeit und Sorge ihren schwachen Körper zu erdrücken, aber ein unerschütterliches Gottvertrauen, die Liebe zu ihren Angehörigen und ihre natürliche Heiterkeit richtete sie stets wieder auf. Freilich blieb ihr wenig Zeit, auf die wilden Knaben erzieherisch zu wirken, und wenn dieselben sich nicht aneinander abgeschliffen hätten und ein angeborenes gesundes Urteil ihnen nicht, wenn auch zum Teil erst nach schweren Kämpfen, den richtigen Weg gewiesen hätte, so würden sie wohl nicht alle brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft geworden sein. Bei Streitigkeiten der Geschwister untereinander entschied die rohe Kraft, gepaart mit einem gewissen Gerechtigkeitsgefühl, welches jedoch nicht immer zur Geltung kam. Robert Koch besaß eine scharfe Beobachtungsgabe für die Schwächen seiner Geschwister, welche er mit ätzendem Spotte zu geißeln pflegte. Die Entrüstung hierüber führte eines Tages zu einer Lynchjustiz, welcher er seinen Tribut zu entrichten hatte. Jedoch dauerten solche Gewitter nicht lange, sie wirkten luftreinigend und hatten den tiefsten Frieden auf lange Zeit zur Folge. Die Liebe der Geschwister untereinander litt keineswegs hierunter, und in den späteren Briefen Robert Koch's kommt dieselbe, wie die Verehrung für die Eltern und die Anhänglichkeit an das Elternhaus, immer wieder zum Ausdruck. Übrigens hielten die Geschwister äußeren Feinden gegenüber stets fest zusammen, und die Reihe von zehn kräftigen Knaben flößte der kampflustigen Straßenjugend achtungsvollen Respekt ein.

Im Jahre 1854 gelang es Koch's Vater, ein eigenes Grundstück in Klausthal zu erwerben, dasselbe, welches schon den Großeltern Koch's gehört hatte, aber nach dem großen Brande im Jahre 1844, welchem 213 Wohnhäuser, darunter das Koch'sche Besitztum, zum Opfer fielen, in andere Hände übergegangen war. Robert Koch war damals zehn Jahre alt. Das Wohnhaus liegt in einem mit großen Bäumen bestandenen parkartigen Garten, von welchem man eine prachtvolle Aussicht über die immer grünen Wiesen, die tiefblauen Teiche, die schwarzgrünen Fichtenwälder, über Berge und Thäler bis zum Vater Brocken hin, welcher den Blick nach Osten hin begrenzt, genießt. Der geräumige Stall belebte sich bald. Durch seine Stellung war der Vater genötigt, sich Pferde zu halten. Es wurden zwei prächtige Füchse angeschafft; daneben Rinder und Kühe von der edlen Harzrasse, welche mit harmonischem Glockengeläute die duftige, frische Bergluft erfüllten; auch Schweine und Federvieh wurden gehalten zum Jubel

Digitized by Google

der an den Tieren und an den Schlachtfesten sich erfreuenden Jugend. Hund und Katze durften gleichfalls nicht fehlen! Dazu richtete sich Robert Koch ein Aquarium ein, welches mit Pflanzen, Fischen, Amphibien ꝛc. versehen ward. Zahlreiche lebende Singvögel aus den Wäldern des Harzes kamen hinzu, Mäuse wurden gefangen und gezähmt, Tiere aller Art wurden getötet, um sie ihres Felles zu berauben. Das Abhäuten derselben, namentlich der Feldmäuse, Maulwürfe und Katzen, ließ Robert Koch sich nicht nehmen. Die Katzen waren seine besonderen Feinde, da sie in dem unter seiner Obhut befindlichen Federvieh sowie den Singvögeln des Gartens arge Verwüstungen anrichteten. Dazu kam, daß ein jüngerer Bruder, im Begriffe ein von der Katze davongetragenes, ängstlich schreiendes Kücken zu erretten, beim Überspringen des Gartenzaunes den Arm brach. Jetzt ward den immer mehr überhandnehmenden, meist herrenlosen Katzen blutige Rache geschworen. Es wurde eine Falle gebaut, welche heimlich — der Vater durfte von diesem Feldzuge gegen die Katzen nichts wissen — im Gebüsche des Gartens Aufstellung fand. Die lebend gefangenen Katzen ließen wir — Robert Koch und der ihm gleichaltrige Verfasser — in einen Sack gleiten, welcher sofort zugebunden ward.

Vorsichtig ward der Kopf der Katze in eine Ecke des Sackes gebracht, dann die Schlinge eines Strickes darüber geworfen, und in wenigen Minuten war das Tier stranguliert. Nun erst zeigte sich, beim Öffnen des Sackes, wie das gefangene Tier aussah; zur Beruhigung unseres Gewissens fanden wir jedoch unter zwölf hintereinander gefangenen Katzen nicht eine, welche uns als einem der Nachbarn gehörig bekannt gewesen wäre. Die Tiere wurden noch warm abgehäutet, die Felle dem Gerber übergeben und schließlich in Gestalt einer daraus gefertigten warmen Pelzjacke der Mutter zu Weihnachten geschenkt. Aus einer der Katzen versuchte Robert Koch ein Skelett herzustellen; sie wurde zu dem Zwecke ausgenommen und gekocht; natürlich konnten wir es uns nicht versagen, das köstlich duftende Fleisch des Dachhasen auf seine Schmackhaftigkeit zu prüfen. Trotz des unleugbaren Wohlgeschmacks ließen wir es jedoch bei diesem einen Versuche bewenden. Überhaupt pflegten wir die gefangenen und getöteten Tiere gern zu kosten. So wurden unzählige Froschschenkel gleich im Felde am Spieße gebraten und mit der Haut als Delikatesse verzehrt. Dabei durften in der Asche desselben Feuers geröstete Kartoffeln nicht fehlen. Auch zum Genusse von gebratenen Heuschrecken wurden wir durch die biblische Geschichte angeregt, sie mundeten uns indessen nicht sonderlich. Wohlschmeckender schien uns das Bruststück der Maikäfer, welches wir im Geschmack mit der Haselnuß verglichen. Eifrig wurden Raupen gesucht, Schmetterlinge und Käfer gefangen und den Sammlungen einverleibt. Auch das Herbarium wurde nicht vernachlässigt.

In dem herrlichen Garten tummelten wir uns früh und spät. Die wildesten Spiele wurden gespielt, kein Baum war uns zu hoch, kein Zaun zu schwer zu übersteigen. Gefahren kannten wir nicht, sie reizten uns nur. Natürlich ging es da ohne Verletzungen nicht ab. Auch Robert Koch hatte das Unglück, einmal

Digitized by Google

den Arm zu brechen, welcher ihm jedoch von dem tüchtigen Bergchirurgen tadellos wieder angeheilt wurde. Die Sorge der Eltern um die Ernährung und Kleidung der zahlreichen Kinderschar drückte uns nicht. Wir empfanden keinen Mangel und nahmen daher die Klagen der Eltern, soweit wir davon hörten, nicht allzu tragisch. Des Morgens erhielten wir ein Stück Schwarzbrot ohne Butter und eine Tasse vorzüglicher Milch. Zum Frühstück und nachmittags gab es Schwarzbutterbrot oder trockenes Brot mit Äpfeln. Mittags gab es nur zwei bis dreimal wöchentlich Fleisch, dessen Mangel an den übrigen Tagen durch Hülsenfrüchte oder Milchsuppen, Buchweizen-, Roggen- oder Weizenbrei ersetzt wurde. Abends ward Butterbrot mit Käse, oder Brot mit süßer Milch, häufig auch abgerahmte dicke Milch mit Brot gegeben. Weißbrot gab es nur am Sonntag Morgen. Zucker, Kaffee und Thee kannten wir nur dem Namen nach. Ebenso einfach wie die Ernährung war die Kleidung. Unterzeug, Überzieher, Schirme und Gummischuhe waren streng verpönt. Im Sommer bis weit in den rauhen Gebirgswinter hinein trugen wir kurze blaue leinene Jacken und leinene Hosen. Letztere wurden im Winter durch graubraune Manchesterhosen ersetzt. Da die Kleidung sich stets von den Älteren auf die Jüngeren vererbte, so saß sie manchmal recht wunderbar, während der eine mit zu kurzen Ärmeln und Hosen lief, umschlotterten den anderen die eben erst vom älteren Bruder erhaltenen Sachen, in welche er noch hineinwachsen sollte. Einen ganz eigenartigen Anblick boten die herabhängenden Hosenböden, welche immer zuerst auf der Schulbank durchgerutscht, nicht selten durch beliebige, gerade zur Verfügung stehende Zeugflicken ergänzt zu werden pflegten. Manche Kinder der Subaltern- und Unterbeamten gingen besser gekleidet als die Bergratssöhne, ja heutzutage stellen unsere Dienstboten weit höhere Ansprüche ans Leben als wir dazumal. Und doch waren wir so zufrieden und glücklich wie nur möglich; hierzu trug allerdings das freie, durch Erziehung und Schule kaum eingeengte Leben wesentlich bei, welches wir führten. Die schönsten Erinnerungen knüpfen sich für uns an dieses vielleicht in mancher Hinsicht allzu freie Leben, Erinnerungen, welche so tief in Robert Koch wurzeln, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, später nach dem Tode seines Vaters die Stätte seiner Jugendfreuden in fremden Händen zu sehen. Vierzehn Jahre blieb er seiner Vaterstadt fern, bis es ihm endlich an seinem letzten Geburtstage gelang, das väterliche Grundstück wieder zurückzukaufen. Jetzt war der Bann gebrochen, und mitten im Winter eilte er, den Besitz des Grundstückes anzutreten und die alten lieb gewordenen Erinnerungen an Ort und Stelle aufzufrischen.

Mit der Freiheit im Hause stand der fast völlige Mangel an Schulzucht in dem von Robert Koch besuchten Klausthaler Gymnasium im Einklange. Ein Schulkamerad von ihm hat vor kurzem in der „Täglichen Rundschau" die wunderbaren Verhältnisse, welche dort herrschten, geschildert, und wenn die Verehrer des humanistischen Unterrichts sich rühmen, daß solche Leute, wie Koch, die Grundlage ihrer Erfolge dem Gymnasium verdanken, so kann man in diesem Falle

Digitized by Google

wenigstens erwidern, daß Koch nicht infolge, sondern trotz des genossenen Gymnasialunterrichts ein so hervorragender Mann geworden ist. Ich will damit nicht sagen, daß Koch eines jener Genies gewesen sei, denen alles Wissen fast von selbst zufällt. Was Robert Koch erreichte, ist ihm nicht leicht geworden; aber er besaß einen scharfen Verstand, eine eiserne Willenskraft, welche, auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, nie erlahmte, und eine Bescheidenheit, welche ihn mit Mißtrauen gegen seine eigenen Leistungen erfüllte und ihn dadurch stets von neuem zu weiterer Thätigkeit anspornte. Die letzterwähnte Eigenschaft hat wesentlich zu seinen Erfolgen mit beigetragen. Wohl wenig Gelehrte hat es gegeben, welche die eigenen Leistungen einer so unerbittlich strengen Kritik zu unterwerfen pflegten, wie Koch. Er hatte die Kritik anderer nicht mehr zu scheuen, da er stets selbst den Wert seiner Entdeckungen durch den Hinweis auf noch vorhandene Lücken, durch die Warnungen vor zu weitgehendem Enthusiasmus herabzusetzen bemüht war. Daher auch das unbegrenzte Vertrauen der Fachgenossen wie der Laien zu Robert Koch. Es ist hier kaum am Platze, auch darauf hinzuweisen, daß dieses Vertrauen noch erhöht wird durch den Umstand, daß Koch nicht eher mit einer Sache hervorzutreten pflegt, bevor er das gesteckte Ziel vollständig erreicht hat. Doch kehren wir zurück zur Schulzeit Koch's.

Es fehlte damals am Klausthaler Gymnasium, in dessen Sexta er Ostern 1851 eintrat, keineswegs an tüchtigen Lehrern, jedoch gelang es einigen derselben nicht, die nötige Zucht aufrecht zu erhalten, und da der altersschwache Direktor in der Regel für die Schüler gegen die Lehrer Partei ergriff, so spielten sich häufig Szenen ab, welche man heutzutage für unmöglich halten würde. Manche Lehrer fürchteten sich ernstlich vor ihren Schülern, und es kam vor, daß der Lehrer, im Begriffe, einen Schüler zur körperlichen Abstrafung aus den Bänken hervorzuzerren, zum Straucheln gebracht und von der Korona weidlich durchgeprügelt wurde. Ich erinnere mich unter anderem, daß eines Tages das Katheder schwarz verhangen und eine Leichenrede auf den zum Unterricht erwarteten Lehrer von einem redegewandten Schüler begonnen wurde. Der Lehrer trat ein und hörte einen Teil der Rede des ihn ignorierenden Schülers voller Entsetzen mit an, sodann stürzte er fort, um den Direktor zu holen. Jetzt galt es, in größter Eile die Ordnung wieder herzustellen, und der Direktor, uns in musterhafter Ruhe und Ordnung vorfindend, machte dem Lehrer noch Vorwürfe, daß er ihn ohne Grund geholt habe. Übrigens war Robert Koch stets ein fleißiger Schüler, welcher sich durch große Lernbegierde auszeichnete und keine Gelegenheit, welche sich ihm bot, seine Kenntnisse zu vervollkommnen, ungenutzt vorübergehen ließ, wobei es ihm ganz gleich war, ob die betreffenden Dinge ihm später praktischen Nutzen bringen konnten oder nicht. Er arbeitete nicht, wie es jetzt leider meist geschieht, um in die folgende Klasse versetzt zu werden und die vorgeschriebenen Examina zu bestehen, sondern er beschäftigte sich mit den Wissenschaften um ihrer selbst willen. Diesem Wissensdurste, welcher Robert Koch schon damals veranlaßte, sich mit allen nur denkbaren Sachen, namentlich aber auch mit den Naturwissenschaften in einer Ausdehnung zu beschäftigen, in welcher sie auf den Gymnasien nicht gelehrt zu

Digitized by Google

werden pflegen, hat der Gelehrte einen Schatz von Kenntnissen zu verdanken, in welchem ihm nur sehr wenige seiner Fachgenossen gleichkommen und welcher jeden, der Gelegenheit hatte, Robert Koch näher kennen zu lernen, in Staunen zu versetzen pflegt. (Fortsetzung folgt.)

Der Kampf gegen die Feinde der Menschheit.

Von

A. Gottstein.

(Fortsetzung.)

Aus dem gewählten Beispiele sieht man, daß im Grunde von allen wissenschaftlichen Methoden kaum eine einfacher sein kann als die viel gerühmte Technik der Bakteriologie, daß es aber wenige Verfahren geben mag, die mehr Vorsicht, Geduld und Sorgfalt bei der Ausführung beanspruchen. Nach diesem Schema hat die Untersuchung wohl aller Körper, die im Ruf desinfizierender Kraft standen, stattgefunden; die Methode selbst hat nur unwesentliche Veränderungen erfahren, deren wesentlichste die Thatsache ist, daß zur Feststellung der antiseptischen Kraft einer Substanz die Beschaffenheit des Nährbodens, auf dem die Prüfung stattfindet, nicht gleichgültig ist; denn für verschiedene Nährböden ergeben sich oft ganz verschiedene Zahlenwerte, weil das Antiseptikum chemische Umsetzungen mit dem Nährboden eingeht, die seine Wirkung abschwächen. So verliert das Queckfilbersublimat, unser stärkstes Antiseptikum, auf eiweißhaltigem Nährboden einen Teil seiner Wirkung, weil es durch das Eiweiß gebunden wird, ein Umstand, der für die Praxis sehr wichtig ist, denn die Säfte des Körpers sind alle eiweißhaltig.

Man ist mit Hilfe dieses Untersuchungsverfahrens in den Besitz eines schätzbaren Materials gekommen, dessen thatsächliche Feststellungen durchaus nicht stets mit den früheren Annahmen sich decken und welche zur Verwerfung einer Reihe von Substanzen geführt haben, die man früher in der Desinfektionstechnik anwendete. Ohne jede desinfizierende Wirkung auf Milzbrandsporen sind z. B. destilliertes Wasser, absoluter Alkohol, Chloroform, Schwefelkohlenstoff, Glyzerin, Benzoesäure, Salizylsäure, Thymol, Ammoniak, konzentrierte Kochsalzlösung, chlorsaures Kali, Alaun, Borax, Kaliseife. Unvollständige oder langsame Wirkung zeigen Aether, Jod (1%), Borsäure, arsenige Säure (1%), Schwefelwasserstoff, Chinin, Terpentin, Eisenchlorid, Karbolsäure, Kreolin. Rasche und vollständige Wirkung, d. h. Vernichtung der Milzbrandsporen am ersten Tage zeigen Chlorwasser frisch bereitet, Bromwasser 2%, Jodwasser, übermangansaures Kali 5%, Queckfilberchlorid oder Sublimat, letzteres schon in der Verdünnung von 1:1000, Ätzkalk und Chlorkalk.

Während diese Thatsachen mehr für die später zu besprechende Frage der Desinfektion in Betracht kommen, interessieren für das Problem der Heilung

Digitized by Google

bakterieller Krankheiten vorzugsweise die für die antiseptische Wirkung gefundenen Zahlen. Denn es muß immer wieder betont werden, daß es für die direkte antibacilläre Heilung ausreicht, nur so viel Substanz eines Stoffes in der Blutbahn zirkulieren zu lassen, als zur Verhinderung der Entwickelung, nicht zur vollendeten Abtötung erforderlich ist.

Antiseptische Eigenschaften kommen aber einer ganz außerordentlich großen Menge von chemischen Substanzen zu und zwar sowohl mineralischen wie organischen; namentlich die Gruppe der Schwermetalle, Gold, Silber und Quecksilber, dann die Haloidverbindungen, ferner von organischen Substanzen die Abkömmlinge des Anilins und die ätherischen Öle liefern eine beträchtliche Zahl vorzüglich antiseptischer Körper, welche schon in ganz außerordentlichen Verdünnungen entwickelungshemmend wirken. Die folgende Tabelle mag einige Zahlen der Entwickelungshemmung, gemessen an Milzbrandbacillen und nicht eiweißhaltigem Nährboden, angeben:

Körper	Verdünnung, welche den Beginn antiseptischer Wirkung bezeichnet.
Alkohol	1 : 12·5
Kochsalz	1 : 64
Benzoesaures Natron	1 : 200
Chlorsaures Kali	1 : 250
Chinin	1 : 625
Salizylsäure	1 : 1500
Karbolsäure	1 : 1250
Kaliseife	1 : 5000
Arsenigsaures Kali	1 : 10000
Terpentinöl	1 : 75000
Thymol	1 : 80000
Sublimat	1 : 300000
Dämpfe des Senföl	1 : 3800000

Die stärkste antiseptische Kraft besitzen, d. h. schon in der stärksten Verdünnung wirken entwickelungshemmend die Cyanverbindungen von Gold und Quecksilber, als brauchbare Mittel sind außer den oben erwähnten noch zu nennen die Fluorsalze, die Minerale Jod und Brom im sogenannten Status nascens, die Dämpfe von Quecksilber, Jodoform und Chloroform, eine Reihe von Anilinfarben, von denen die eine, das Methylviolett, ganz neuerdings unter dem Namen Pyoctanin in die Praxis eingeführt worden ist, der Perubalsam, das Pfefferminzöl oder Menthol, während das sehr ähnliche Eucalyptol zwar als Antiseptikum bekannter, aber viel weniger wirksam ist; ferner eine Reihe Pflanzensäuren wie Essigsäure, Zitronensäure, Ameisensäure, schließlich eine ganze Zahl dem Karbol, oder dem Jodoform verwandter Körper, von denen das Kreosot älteren Datums ist, eine Menge anderer aber, wie das Kreolin, Lysol, Salol, Jodol, Aristol, Jodtrichlorid erst in neuerer Zeit hergestellt worden sind.

Für die Karbolsäure und eine Reihe anderer Stoffe wies dann noch Koch nach, daß sie ihre Wirkung nur bewährten, wenn sie in wässerigen Lösungen

Digitized by Google

zur Anwendung kommen, daß sie aber in anderer Form, so in der in der Praxis beliebten des Karbolöls, oder in alkoholischer Lösung vollkommen unwirksam sind; es liegt dies daran, daß diese Stoffe zu den genannten Lösungsmitteln eine viel innigere Verwandtschaft besitzen als zu dem Wasser; aber es war mit dieser Entdeckung einer Seite der Wundbehandlung, der Salbentherapie als antiseptischer Methode der wissenschaftliche Boden entzogen; erst der vom Verfasser dieser Zeilen gelieferte Nachweis, daß das Koch'sche Gesetz nur für die in Fetten löslichen Antiseptika gilt, nicht für die wie Sublimat darin unlöslichen, hat der antiseptischen Salbenwundbehandlung ihre theoretische Berechtigung wiedergegeben. —

Nachdem die Forschung bis zu diesem Punkte gelangt war, schien es nur erforderlich zu sein, dem Körper soviel von einem Antiseptikum innerlich zu verabreichen, daß es stets in der nach dem Experiment verlangten Konzentration im Blute kreiste; dann mußte, so durfte man folgern, die weitere Entwickelung der Bakterien im Blute verhindert, die Heilung gelungen sein. Es war also nur festzustellen, ob diese Zahlen, die für den künstlichen Nährboden gefunden waren, auch für den natürlichen Nährboden, den lebenden Körper, Geltung haben. In diesem Sinne machte schon Koch gelegentlich seiner Desinfektionsarbeit Tierversuche. Er spritzte Meerschweinchen eine derartige Menge Sublimat ein, daß sie, auf das Körpergewicht berechnet, antiseptisch wirken mußte, und impfte diese selben Meerschweinchen vor oder während der Vergiftung mit Milzbrand. Alle diese Tiere starben jedoch an den verimpften Bakterien. Koch hielt natürlich mit diesen Versuchen die Frage nicht für abgeschlossen und gab wegen der bisher erhaltenen negativen Resultate die Hoffnung noch nicht auf, daß es möglich sei, unter irgend welchen Verhältnissen in einem mit Milzbrand geimpften Tiere durch den Einfluß antiseptischer Mittel ein abgeschwächtes Wachstum der Milzbrandbacillen zu erreichen oder dasselbe ganz zu unterdrücken.

Und mit ihm waren zahlreiche Forscher bemüht, dasjenige zu erreichen, was eine einfache Forderung logischen Folgerns, als eine selbstverständliche und berechtigte Übertragung bisheriger Erfolge erschien. Ja die Praxis wartete das Ergebnis des Tierversuchs nicht ab, sondern stellte gegen bacilläre Krankheiten, wie besonders Typhus und Tuberkulose, große Versuche am kranken Menschen selbst mit allen Mitteln an, die als antiseptisch wirksam befunden worden waren. Es kam die Ära klinischer Forschung, in der die frühere Unthätigkeit gegen einzelne Krankheiten, wie gegen die Tuberkulose, von einer rastlosen Geschäftigkeit abgelöst und ein Heilungsverfahren durch das andere verdrängt wurde, von denen jedes durch die bacillenvernichtende Eigenschaft des zur Verwendung gelangenden Mittels sich empfahl; es genügte eine Versuchsreihe auf totem Nährboden, um nunmehr die Anwendung auf den erkrankten Menschen zu machen; bald wurde der Maßstab für die Schätzung eines Heilmittels seine bacillentötende Kraft; ja die unfehlbare Bakterientötung wurde jetzt das Aushängeschild für Geheimmittel, und auch Kurorte rühmten die antiseptische Wirkung ihrer Luft. Aber leider ergab die klinische Erfahrung schließlich die Erfolglosigkeit aller dieser Bemühungen; die Mittel, die sich im Reagenzglase vollkommen bewährten, versagten

Digitized by Google

ebenso vollständig im Körper; von den so äußerst zahlreichen Antiseptika, die in flüssiger Form, als Gase, in Pulverform gegen die Tuberkulose eingenommen, eingeatmet, eingespritzt wurden, hat sich keines halten können; man spricht nicht mehr von den Fluorwasserstoffeinatmungen, von der Kohlensäureeinblasung und allen den Methoden, die noch vor wenigen Jahren kurzes Aufsehen machten; und nur die Behandlung mit dem einen Antiseptikum, dem Kreosot, hat sich halten können, weil ihr eine gewisse Wirksamkeit zukommt; freilich ist aber in diesem Falle bisher nicht entschieden, ob dieselbe auf Entwickelungshemmung der Bakterien oder auf indirekte Wirkung zurückzuführen ist.

Diese Periode des rein empirischen und erfolglosen Herumprobierens am kranken Menschen wurde natürlich bald überwunden, und man forschte den Ursachen nach, aus denen der beobachtete Zwiespalt hervorging. Dem Forscher kann es nicht genügen zu sagen: Der menschliche Körper ist eben kein Reagenzglas; was für den toten Nährboden gilt, versagt im lebenden Gewebe; denn dieses zweifellos richtige und oft gebrauchte Schlagwort ist eben keine Erklärung; die Wichtigkeit des Problems aber beansprucht eine solche. Und so fand man denn bald zwei Ursachen für die widerspruchsvolle Erscheinung. Zunächst stellte sich für eine Reihe von antiseptischen Substanzen heraus, daß sie bei der Einverleibung in den Körper sofort mit den Geweben und Säften desselben derartige feste Verbindungen eingingen, daß ein großer Teil des Mittels am Orte der Einverleibung inaktiv verblieb und im Körper selbst niemals diejenige Konzentration erreicht wurde, die zur antiseptischen Wirkung überhaupt erforderlich war. So erzeugt z. B. Karbolsäure in mäßig starker Lösung Gerinnungen des Gewebes am Eintrittsort, die jede weitere Auffaugung des Mittels in die Säfte hindert, das Sublimat ändert sich durch das Blutwasser in eine unwirksame Verbindung. Dann sind die schädlichen Bacillen oft, wie die Typhusbacillen im Darm, so dicht in Schleimmassen eingebettet, daß zu ihnen das unveränderte Antiseptikum gar nicht hingelangt. Der zweite Grund ist aber noch wichtiger. Unsere wirksamsten Antiseptika sind starke Gifte, die nicht nur die Bakterien, sondern auch die Zellen des lebenden Körpers vernichten, und zwar ist ein großer Teil derselben für das lebende Gewebe schon in einer viel geringeren Konzentration verhängnisvoll als für die Bakterien. Für die meisten Antiseptika hat einer der verdienstvollsten Forscher auf diesem Gebiete, Behring, die Regel aufstellen können, daß von ihnen ungefähr der sechste Teil der Menge, welche antiseptisch wirkt und daher zur Erzielung der Wirkung dem Tierkörper einverleibt werden müßte, für den Organismus selbst schon tödlich wird. Es ist früher gesagt worden, daß alle Mittel, welche die gesunde Beschaffenheit des normalen Blutes stören, die Immunität eines Organismus für manche Bakterien aufheben; ein solches Blutgift ist z. B. auch das Sublimat, und in der That gelingt es durch Einspritzungen von schwachen Sublimatlösungen Meerschweinchen für den Bacillus der Hühnercholera, gegen den sie sonst immun waren, zu disponieren, so daß sie ihm jetzt erliegen. Es ergiebt sich also das paradoxe Verhalten, daß unser außerhalb des Körpers stärkstes Antiseptikum bacillären Erkrankungen innerhalb desselben sogar Vorschub leisten kann.

Digitized by Google

Diese Aufklärungen bewiesen zunächst, daß die meisten der bisher bekannten Antiseptika untauglich seien, nicht aber, daß das Problem unlöslich war. Es kam nur darauf an, das ideale Antiseptikum zu suchen, welches von den Geweben nicht zurückgehalten, im Blute gelöst kreisen konnte und welches für die Körperzellen weniger giftig war als für die Bakterien. Daß eine solche Entdeckung möglich war, lehrte die schon erwähnte Beobachtung der Heilwirkung des Kreosots bei der Tuberkulose, welches man ohne Gefahr für den Körper in sehr viel größeren Mengen zu verabreichen lernte als früher. Dazu kam noch eine zweite Entdeckung dieses Zeitraumes. Man kannte schon das Prinzip der Schutzimpfung durch abgeschwächte Kulturen; die Impfung mit einem künstlich weniger virulent gemachten Bacillus schützte gegen die Vergiftung mit dem vollgiftigen. Jetzt fand man, daß diese Wirkung auf die chemischen Produkte der abgeschwächten Bacillen zurückzuführen war, die, auch wenn sie von allen Bacillen befreit eingespritzt wurden, die gleiche Schutzkraft bewährten. Also lag auch hier ein entwickelungshemmender Vorgang vor, der durch chemische Beeinflussung des Körpers ermöglicht wurde.

Da trat ein Zwischenfall fast dramatischen Charakters ein, der den bisher gewonnenen Standpunkt völlig zu erschüttern drohte, der sogenannte Jodoformstreit. Das Jodoform, welches wegen seiner giftigen Eigenschaften schon einmal Anlaß zu tieferen Diskussionen gegeben hatte, ist eines unserer bewährtesten Heilmittel, es ist für die Chirurgie unentbehrlich zur Beseitigung und Verhinderung von Faulfiebern, es hat sich außerdem als äußerst hilfreich zur Vernarbung der sogenannten chirurgischen Tuberkulosen, der tuberkulösen Erkrankungen von Knochen und Gelenken erwiesen. Es ward stillschweigend vorausgesetzt, daß dieses gegen bakterielle Erkrankungen so erprobte Medikament nun auch ganz bedeutende antiseptische Eigenschaften besäße. Da traten zwei bisher unbekannte dänische Forscher mit der Behauptung auf, daß das Jodoform überhaupt weder desinfizierende noch antiseptische Wirksamkeit hätte, daß man Kulturen mit demselben dicht bestreuen könne, ohne daß sie ihr Wachstum einstellten, und daß auch der Tuberkelbacillus in der Kultur vom Jodoform nicht beeinflußt würde. Diese Mitteilung erregte zunächst einen heftigen Sturm des Widerspruchs, man bezweifelte einfach die Richtigkeit der Methode; als man aber mit kaltem Blute an die Nachprüfung ging, da stellte es sich thatsächlich heraus, daß das Jodoform, eines unserer wirksamsten Antiseptika im Gewebe selbst, überhaupt keine antiseptischen Eigenschaften im Sinne der wissenschaftlichen Definition besitzt. Später wurde freilich auch diese Frage vertieft; es zeigte sich, daß das Mittel in seinen Dämpfen wenigstens für einige Bakterien, wie die der Cholera, verhängnisvoll ist, daß es, an sich ein im Wasser unlösliches Pulver, in den Geweben eine Spaltung erfahren kann, unter deren Einfluß sich das antiseptisch hochwirksame Jod bildet. Vor allem aber wurde vom Jodoform nachgewiesen, daß es mit allen jenen Giftstoffen, welche die Eiter- und Fäulnisbakterien in Wunden bilden, eine feste chemische Verbindung eingeht, wodurch diese Gifte oder Toxine unschädlich werden.

Aber trotz dieser Einschränkung legte die Jodoformfrage einen zweiten Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, zwischen Experiment und Erfahrung bloß.

Digitized by Google

Hatte sich früher gezeigt, daß die außerhalb des Körpers höchst wirksamen Antiseptika im Körper aus mehrfachen Gründen versagten, so fand man jetzt, daß ein im Reagenzglasversuch vollständig oder fast vollständig antiseptisch unwirksamer Stoff im Körper selbst höchst intensive antibakterielle Wirkungen entfaltete, aber nicht durch Entwickelungshemmung der Bakterien, sondern durch Vernichtung der von ihnen erzeugten Gifte. Nunmehr war man sehr zu der Ansicht geneigt, daß die sogenannte innere direkte Antisepsis, das Problem der Heilung, in dem bisher angestrebten Sinne überhaupt nicht möglich, sondern nur auf anderen Wegen zu erreichen sei. Diese Erfahrungen waren so eindrucksvolle, daß sie sogar nicht ohne Einfluß auf dasjenige Gebiet blieben, auf welchem die antiseptische Methode schon von vorbakterieller Zeit her sicher herrschte und unerschütterlich schien vermöge der glänzenden von ihr gezeitigten Erfolge, auf dem Gebiete der antiseptischen Chirurgie.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß die moderne Chirurgie ihren staunenswerten Aufschwung neben der Einführung der Betäubungsmittel und der künstlichen Blutleere nach Esmarch vor allem der antiseptischen Wundheilungsmethode nach dem Vorgehen von Lister verdankte. Während früher die Hauptgefahr für alle Verwundeten und Operierten in den sekundären Wunderkrankungen lag, welche zu den leichtesten Verletzungen hinzutraten, die Sterblichkeit der meisten Operationen zu einer enormen machten, andere, wie die Eröffnung der großen Körperhöhlen, überhaupt nicht zuließen, sind jetzt solche Krankheiten aus den Krankenhäusern so gut wie völlig verschwunden; einzelne Formen derselben, wie der Hospitalbrand, kommen überhaupt kaum mehr zur Beobachtung. Es ist gelungen, die Gefahr der Operation durch die Verwundung selbst auf ein Minimum herabzusetzen und somit die kühnsten Eingriffe vorzunehmen, an welche früher überhaupt nicht gedacht werden konnte. Lister ging von der Ansicht aus, die damals noch Hypothese war, daß alle diese Erkrankungen ihre Ursachen in dem Eindringen parasitärer Krankheitserreger fänden und daß sie mit einem Schlage wegfallen müßten, wenn es gelänge diese Erreger von der Wunde fernzuhalten und die in die Wunde eingedrungenen durch antiseptische Mittel an der Entwickelung zu hindern. Auf Grund dieser zwei Forderungen baute er ein sehr kompliziertes, jeden Punkt berücksichtigendes System der Operationstechnik und Wundbehandlung auf; es war erforderlich erstens alle mit der Wunde in Berührung kommenden Gegenstände, die Luft, die Hände und Instrumente des Operateurs, nach Möglichkeit bakterienfrei zu machen; es war zweitens notwendig, die in die Wunde etwa doch eingedrungenen oder in ihr schon vorhandenen Bakterien durch wiederholte Bespülung mit antiseptischen Flüssigkeiten an der Entwickelung zu hindern, und es war schließlich die Wunde durch einen mit antiseptischen Stoffen imprägnierten Verband so von der äußeren Luft abzuschließen, daß durch diesen Verband hindurch niemals Keime in die Wunde gelangen konnten. Das Lister'sche Verfahren war ein recht umständliches und kostspieliges, aber die strenge Durchführung desselben ließ eben jene glänzenden Resultate erzielen und erzeugte jenen Aufschwung, der die Chirurgie unserer Tage kennzeichnet. Dieser Erfolg bildete auch die Be-

Digitized by Google

stätigung der Ausgangshypothese, daß die Ursache der jetzt glücklich gemiedenen Gefahren in dem Zutritt der Bakterien zu den Geweben und daß die Ursache der Erfolge in der Fernhaltung derselben gegeben sei. Gerade der Triumph der antiseptischen Chirurgie war wohl die Hauptanregung für die bakteriologische Forschung, und auch für das Problem der Heilung innerer bakterieller Krankheiten schwebte als Ideal das bei der Bekämpfung der äußeren Leiden Erreichte vor.

Im Laufe der Jahre wurde dann gar manche Änderung und Vereinfachung des ursprünglichen Lister'schen Verfahrens vorgenommen; man erkannte, daß die Hauptgefahr nicht in der Luftinfektion, sondern in der Kontaktinfektion läge, d. h. man fand, daß die Bakterien weniger durch die Luft als durch die Berührung mit unsauberen Händen, Instrumenten, Verbandgegenständen in die Wunden gelangten, und ließ deshalb den Spray fort, jenen Nebel feuchten Karbolwassers, welcher die Luft keimfrei machen sollte und welcher früher das gesamte Operationsfeld berieselte. Man vereinfachte den etwas komplizierten Verband und tränkte ihn mit den verschiedensten Antiseptika, so daß bald jeder Chirurg seinen Lieblingsverbandstoff und bevorzugten antiseptischen Körper hatte. Aber der Grundcharakter der Methode, das antiseptische Prinzip, blieb gewahrt, und die Erfolge blieben mit allen diesen Veränderungen die gleichen guten. Inzwischen machten auch auf diesem Gebiete die Resultate der bakteriologischen Forschung sich geltend; die Untersuchungen der antiseptischen Kraft chemischer Körper nach der Koch'schen Methode ließen die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß man statt der von Lister bevorzugten Karbolsäure, welche durch ihre allgemeine Giftigkeit und ihre lokale Ätzung der Gewebe Mißstände bot, bessere und angenehmere Mittel finden könnte. Es kam die Zeit, in der als Wundantiseptikum das Sublimat herrschte, das in viel stärkerer Verdünnung wirksam war, die Gewebe nicht reizte und viel billiger war, später tauchte eine ganze Zahl neuer Mittel auf, deren antiseptische Wirksamkeit nach den Koch'schen Methoden sicher gestellt wurde. Es war dieselbe Strömung, welche in der inneren Medizin immer neue Antiseptika am kranken Menschen probierte. Aber auch hier folgte der Hochflut der gleiche Niedergang. Alle diese Stoffe hatten mit der Karbolsäure den Mißstand gemein, daß ihre antiseptische Kraft im gleichen Verhältnis zur Giftigkeit stand, sie töteten zwar die Bakterien, aber auch die Körperzellen, und gar mancher Todesfall wurde nicht durch die Operation, sondern durch die Mitwirkung des Antiseptikum herbeigeführt. Schon jetzt war man daran, die zwei Forderungen Lister's auseinander zu halten und nur die eine noch gelten zu lassen, welche die Keime von der Wunde fern halten wollte, nicht aber die andere, welche die Entwickelung derselben innerhalb der Gewebe durch Antiseptika verhindern sollte. Und nun kam der Jodoformstreit mit seinem paradoxen Nachweis, daß ein bei septischen Prozessen unentbehrliches Heilmittel gar kein Antiseptikum im bisherigen Sinne sei, und entschied den Sieg dieser neuen Auffassung über die alte. Seitdem gewinnt in der operativen Technik das aseptische Verfahren die Oberhand über das alte antiseptische Prinzip; man legte den Hauptnachdruck darauf, Keime überhaupt nicht eindringen, die Wunde überhaupt nicht infizieren zu lassen, und verzichtete darauf, die etwaige

Digitized by Google

Entwickelung derselben in der Wunde durch wirkliche Antiseptika zu verhindern. Zu dem Zwecke vertiefte man die Methoden, welche den ersten Zweck verfolgten, welche demnach mehr desinfektorischen Charakters sind, und verzichtete auf die eigentliche Antisepsis. Demnach ist die gegenwärtige chirurgische Technik bei Operationen die folgende. Der Operationssaal, der Operationstisch werden aus solchen Materialien hergestellt, welche durch Desinfektionsmaßregeln leicht bakterienfrei gemacht werden können. Der Operateur befreit vor der Operation seine Hände durch ein Desinfektionsverfahren, das äußerst mühselig ist und von dem eine jede einzelne Prozedur durch mühevolle Untersuchungen ausprobiert wurde, von sämtlichen anhaftenden Keimen, das Instrumentarium wird durch Kochen keimfrei gemacht und vor dem Gebrauch in desinfizierenden Lösungen aufbewahrt. Die Verbandmaterialien werden im Desinfektionsofen keimfrei gemacht, sterilisiert, aber mit keinerlei antiseptischen Stoffe imprägniert. Vor dem ersten Schnitt wird das Operationsfeld, die Haut des Kranken, nach denselben Methoden wie die Hände des Operateurs selbst desinfiziert, wobei natürlich die Anwendung giftiger Antiseptika, wie des Sublimats, unentbehrlich ist; mit dem ersten Schnitt aber hört die Rolle der Antiseptika auf. Die Wunde wird nicht mehr mit antiseptischen Lösungen berieselt; wo eine Abspülung erforderlich, dienen zu diesem Zwecke Lösungen von Kochsalz, die durch Kochen sterilisiert sind; auf die geschlossene Wunde kommt der Verband keimfreier, nicht mit Antiseptika imprägnierter Stoffe, und die Operation ist beendet. Nur in den Fällen, in welchen schon vorher in der Wunde Bakterien waren, wie bei vereiterten Geweben oder chirurgischer Tuberkulose, ist die Anwendung chemischer Stoffe nicht zu umgehen, aber hier kommt das Jodoform zur Geltung, welches gerade kein Antiseptikum ist. Dies ist das aseptische Verfahren, welches in der Chirurgie die ursprüngliche Lister'sche Antisepsis immer mehr verdrängt.

Also auch in der chirurgischen Praxis, der Domäne des antiseptischen Verfahrens, hatte dasselbe gleich wie in der inneren Medizin eine Niederlage erlitten; man verzichtete auch hier auf die Behandlung der Wunde selbst mit antibakteriellen Mitteln, man legte den Nachdruck auf die Erhaltung oder Steigerung der Widerstandskraft der Gewebe, nicht auf die Vernichtung der in den Geweben befindlichen Bakterien, man suchte den Schwerpunkt in der Abwehr, nicht im Angriff, und gab die Anwendung der Antiseptika auf, weil sie zu gefährlich für den zu verteidigenden Körper selbst waren.

Daß aber der Schluß verfrüht war, als ob nunmehr eine innere Antisepsis sich als überhaupt unmöglich herausgestellt habe, das eben lehrt uns die jüngste Mitteilung von Koch über ein von ihm gefundenes Heilmittel gegen die Tuberkulose. Das Ziel also, welches schon als nicht mehr erreichbar, vielleicht nicht einmal des Anstrebens wert erschien, das ist durch seine Entdeckung näher gerückt worden. Noch heute ist in wissenschaftlichen Kreisen die Spannnng die gleiche wie zur Zeit der ersten Mitteilung von Koch auf dem Berliner Kongreß, denn wir kennen noch nicht die Entstehung des Mittels; wir verfügen zwar über eine sehr große Zahl von Erfahrungen am Menschen, aber

Digitized by Google

dieselben sind noch nicht abgeschlossen. Es wird noch eine sehr lange Zeit vergehen müssen, ehe ein solches abschließendes Urteil über die Grenzen der Heilwirkung beim Menschen überhaupt möglich ist, aber gegenüber einigen schon heut vorliegenden absprechenden und verurteilenden Äußerungen, die ebenfalls als verfrüht eine Zurückweisung verdienen, mögen sie auch noch so sehr ihrer wissenschaftlichen Logik sich rühmen, dürfen gewisse Sätze als schon jetzt zu Recht bestehend in den Vordergrund treten. Zunächst ist von dem Koch'schen Heilmittel unanfechtbar erwiesen, daß es tuberkulös gemachte Meerschweinchen heilt und nicht tuberkulöse Tiere immun macht. Dann steht eine Einwirkung gerade auf tuberkulöses Gewebe auch des Menschen mit der Wirkung einer reaktiven Entzündung und eines Absterbens der erkrankten Partie fest. Ob auch beim Menschen, wie beim Meerschwein, eine Immunität erreicht wird, ist bisher durchaus zweifelhaft; ob die durch das Koch'sche Mittel erzielte Einwirkung auf tuberkulöses Gewebe, welche eine lokale Heilung ermöglicht, zugleich auch eine Heilung des Gesamtorganismus und in welcher Ausdehnung herbeiführt, das wird durch die weiteren klinischen Forschungen erst festzustellen sein. Aber man muß voreingenommen sein oder niemals die Wirkung des Koch'schen Mittels gesehen haben, wenn man leugnen will, daß wir in der Koch'schen Entdeckung den größten und folgenschwersten Fortschritt in der antibakteriellen Behandlung infektiöser Krankheiten zu begrüßen haben, der je gemacht wurde.

Mit der bisherigen Darstellung ist aber das thatsächliche Material betreffs der Behandlung bakterieller Krankheiten durch chemische Mittel noch nicht erschöpft, es ist noch der sogenannten Bakteriotherapie zu gedenken. Man hatte einen gewissen Antagonismus zwischen verschiedenen Bakterien entdeckt, und so machte als erster Cantani den Vorschlag, die eine Bakterienart durch eine andere zu bekämpfen und die Lungentuberkulose durch Einatmung der Kulturen von Bacterium termo, eines Gemisches von Fäulnisbacillen, zu heilen. Praktisch ist dieser Vorschlag als vollkommen wirkungslos gescheitert. Dennoch hat spätere Forschung ergeben, daß der einigermaßen sonderbaren Idee etwas Thatsächliches zu Grunde lag. Man erkannte, daß antagonistische Bakterien ihre gegenseitige Entwickelung auf demselben Nährboden hinderten, daß die eine Art dort nicht gedieh, wo eine andere ihr feindlich vorher einmal vegetiert hatte. Der Grund hierfür lag wiederum in der Behinderung des Wachstums durch die Stoffwechselprodukte der feindlichen Art. Ja man konnte diese Erfahrung sogar auf den Tierkörper übertragen und so absolut tödliche Krankheiten wie den Impfmilzbrand durch gleichzeitige Einimpfung anderer Arten am Ausbruch verhindern oder zur Heilung bringen. Hier liegen Fälle von echter Bakteriotherapie vor, deren Gelingen nur in der Mitwirkung von chemischen Bakterienprodukten zu suchen ist. Es berechtigen diese Versuche zu einigen Hoffnungen für neue Gesichtspunkte der Heilung bakterieller Krankheiten; praktisch haben sie bisher keine Konsequenzen gehabt. —

Zur Bekämpfung der Bakterien sind bisher vorwiegend chemische Hilfskräfte herangezogen worden, und es begründet sich diese Thatsache durch die zwei Umstände, daß auch sonst in der Heilkunde seit Jahrtausenden chemischen Me-

Digitized by Google

thoden die Hauptrolle zukam und daß ferner als Haupturſache der ſchädigenden Wirkung von Bakterien ſich chemiſche Produkte derſelben herausgeſtellt haben; eine Ausnahme macht hiervon vielleicht nur die dritte Gruppe der langſam wachſenden Bakterien, als deren Repräſentant der Tuberkelbacillus gilt; und gerade für dieſen Bacillus ſind wir ja jetzt zu Hoffnungen für ein chemiſches Hilfsverfahren berechtigt. Und ſogar die Milzbrandbacillen, von denen man, wenn man ihre ungeheure Vermehrung im Körper ſieht, annehmen müßte, daß ſie einfach mechaniſch töten, produzieren ein ſchon dargeſtelltes Gift.

Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn auf die phyſikaliſchen Hilfskräfte, welche uns die Natur ſelbſt für die Behandlung der Krankheiten zur Verfügung ſtellt, bisher verhältnismäßig wenig zurückgegriffen worden iſt. Und dennoch dürfte ſicher einigen derſelben eine Zukunft vorbehalten ſein. Wir haben von phyſikaliſchen Kräften mit verhältnismäßig wenigen zu rechnen, mit der Einwirkung der Temperatur als Kälte und Wärme, dem Licht, der Elektrizität und dem Magnetismus.

Die Kälte als entwickelungshemmendes oder bakterientötendes Mittel kommt nur ſehr wenig in Betracht. Die Experimente lehren, daß die Bacillen und deren Sporen der Kälte einen verhältnismäßig großen Widerſtand entgegenſetzen; eine um wenig größere Rolle ſpielt ſie höchſtens für den Tuberkelbacillus. In der Praxis iſt die Verwendung der Kälte in der Form der Eisbehandlung wie der Kaltwaſſermethode unentbehrlich und iſt das wirkſamſte Mittel bei der Behandlung des allgemeinen Fiebers wie der lokalen Entzündung der Gewebe. Aber die Urſachen dieſer Wirkung ſind ſo komplizierte und verſchlungene, daß die geringe Entwickelungshemmung, welche die Kälte bewirkt, erſt in ſpäterer Linie kommt und daß es ſich hier jedenfalls nicht um einen vorwiegend antibakteriellen Vorgang handelt. Erwähnt zu werden verdient vielleicht noch der Vorſchlag, auch den Lupus, eine Form lokaler Hauttuberkuloſe, durch Kälte zu behandeln, um ſo die Bacillen durch die niedere Temperatur in der Entwickelung zu hemmen. Aber man griff früher hier doch zweckmäßiger zum Ätzmittel oder zum Meſſer, um aus dem minder edlen Organ die Bacillen zugleich mit dem erkrankten Gewebe radikal zu entfernen, während jetzt der Lupus das beſte Objekt für die Koch'ſche Methode geworden iſt. Viel bedeutungsvoller iſt die Rolle, welche die Wärme als bakterientötendes Mittel ſpielt. Es iſt eben Thatſache, daß höhere Temperaturgrade die Wachstumsverhältniſſe der Bacillen aufs weſentlichſte beeinfluſſen. Schon Wärmegrade über 42° C. vermögen die meiſten Bacillen abzuſchwächen, und es iſt ſchon geſagt, daß Züchtung bei einer Temperatur von 42—43° C. das Weſentliche des Koch'ſchen Abſchwächungsverfahrens für Milzbrandſchutzimpfung iſt. Auch der Tuberkelbacillus ſtellt ſein Wachstum bei dieſen Temperaturen ein. Bei einer Wärme von ungefähr 60° C. werden viele Arten vernichtet, die Siedehitze tötet aber mit Gewißheit auch die widerſtandsfähigſten Sporen und iſt unſer ſicherſtes Desinfektionsmittel. Man hat nun auf Grund der Thatſache, daß ſchon ganz geringe Temperaturſteigerungen die Wirkung der meiſten Bakterienarten abſchwächen, rein theoretiſch die Behauptung konſtruiert, daß das

Digitized by Google

Fieber, welches ja die Folge der meisten bakteriellen Erkrankungen ist, eine weise Einrichtung der Natur, eine Selbsthilfe des Organismus gegen die eingedrungenen Krankheitserreger sei. Es wurde daher auf Grund dieser durchaus nur einen Punkt ins Auge fassenden und rein spekulativen Hypothese geraten, in der Praxis das Fieber nicht grundsätzlich und nicht stets zu bekämpfen. Die Frage der Fieberbehandlung ist nicht direkter Gegenstand unserer Besprechung; aber man braucht nur der erwähnten Versuche von Flügge und von Bouchard zu gedenken, nach welchen die Erhöhung der Außentemperatur auf Körperwärme, welche gleich dem Fieber eine Wärmestauung im Körper hervorruft, der Vermehrung der Bakterien im Blute sogar Vorschub leistet; eine Temperaturerhöhung, welche für den gesunden Körper gleichgültig sein kann, macht die Zellen desselben widerstandsunfähig gegen etwaige in ihn eingedrungene Bakterien. Ich habe gelegentlich anderer Versuche mit Septikämie an Mäusen regelmäßig finden können, daß bei weitem früher diejenigen erlagen, die einer Wärmestauung ausgesetzt wurden. Weil also erhöhte Temperaturen abschwächend auf Bakterien wirken, so folgt daraus nicht, daß das Fieber ein Heilfaktor ist, es bleibt vielmehr die auf Grund praktischer Lehren herrschende ärztliche Anschauung zu Rechte bestehen, daß dasselbe in seinen Exzessen bekämpft werden muß. Und zwar dürfte im allgemeinen diejenige Methode vorzuziehen sein, welche das Fieber durch Wärmeentziehung herabsetzt, von chemischen Mitteln dagegen kommen überhaupt nur diejenigen in Frage, welche außer ihren temperaturherabsetzenden Kräften keine schädigenden Nebeneinwirkungen auf das Blut haben; solche Stoffe, deren einige uns die neuere chemische Technik geliefert hat, sind aus der Fieberbehandlung unbedingt zu verbannen, denn auch sie leisten durch die Blutzerstörung den Bakterien nur Vorschub.

Ferner ist die erhöhte Temperater neuerdings Gegenstand eines Heilversuchs geworden, den man theoretisch unbedingt als geistvoll erdacht bezeichnen muß, nämlich der Heißluftbehandlung der Lungenschwindsucht. Gelingt es auch nicht, so schloß der Erfinder, das befallene Gewebe solchen Hitzegraden auszusetzen, welche die Bakterien töten, so sei es sicher möglich, durch *wiederholte* Einatmung erhitzter Luft die Bakterien in ihrer Wirkung *allmählich* abzuschwächen und so die Heilung herbeizuführen; es wäre dies derselbe Weg, den die Bakteriologie zur Sterilisierung solcher Nährböden anwendet, welche eine stärkere Erhitzung nicht vertragen und welche so oft auf geringere Grade erhitzt werden, bis alles abgestorben ist; man bezeichnet dies Verfahren als *fraktionierte* Sterilisierung. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Heißluftbehandlung der Lungentuberkulose sich in der *Praxis* als durchaus wirkungslos herausstellte. Denn die erhitzt eingeatmete Luft verliert schon in der Mundhöhle durch Verdampfung soviel, daß sie in die Lungen wenig oder garnicht wärmer als die Ausatmungsluft hineingelangt. Demgemäß war die Leistung der neuen Methode gleich Null.

Das Licht ist im *allgemeinen* für die Bakterien gleichgiltig, sie wachsen im lichtlosen Raum der Körperhöhlen oder des Brutschrankes wie in den hellen Räumen des bakteriologischen Arbeitssaales. Nur das direkte Sonnenlicht macht

Digitized by Google

eine wirkungsvolle Ausnahme. Bei direkter Besonnung sterben sogar Milzbrandsporen ab; für die Tuberkelbacillen hat Koch in seiner letzten Kongreßrede die höchst interessante Mitteilung gemacht, daß sie außerordentlich lichtscheu sind; sie werden nicht nur durch direktes Sonnenlicht in wenigen Minuten bis wenigen Stunden abgetötet, ja auch das zerstreute Tageslicht übt, wenn auch entsprechend langsamer, dieselbe Wirkung aus, denn die Kulturen der Tuberkelbacillen sterben, wenn sie dicht am Fenster aufgestellt sind, in 5 bis 7 Tagen ab. Man mag diese Mitteilung für eine höchst bemerkenswerte Thatsache, die zu weiteren Untersuchungen direkt auffordert, halten; oder man mag mit etwas kühnerer Phantasie dieselbe schon als genügende Erklärung für die Erscheinung heranziehen, daß die Tuberkulose gerade in lichtlosen Wohn- und Arbeitsräumen die größten Opfer verlangt, daß der Aufenthalt in sonnigen Räumen aber und in freier Luft, wie z. B. in der berühmten Wintersonne von Davos, so glänzende Heilerfolge zeitigt; diese verschiedene Auffassung ist Sache des Temperaments; jedenfalls ist die Beobachtung schon heute geeignet, die alte hygienische Forderung nach mehr Luft und Licht zu stützen und neue Untersuchungen anzuregen.

Die modernste physikalische Kraft, die Elektrizität, welche auf so vielen Gebieten Herrscherin geworden, ist natürlich auch in ihren Einwirkungen auf Bakterien geprüft worden; freilich ist die Forschung erst in den Anfängen und die Ergebnisse noch nicht spruchreif. Daß der sogenannte induzierte Strom, welcher mit seinen unterbrochenen Schlägen die lebenden Zellen lähmt, auch die Bakterienzellen beeinflussen würde, war vorauszusehen, aber eben deshalb kommt er nicht in Frage, denn die für die Bakterien wirksamen Stärken sind wohl auch für die Gewebe verhängnisvoll, und wegen des großen Hautwiderstandes wirkt er nicht in die Tiefe. Der konstante Strom mit seiner elektrolytischen, seiner chemischen Wirkung ist ganz neuerdings Gegenstand der Prüfung geworden; es hat sich dabei herausgestellt, daß der positive Pol, an welchem sich bei der elektrolytischen Zersetzung der Flüssigkeit der Säurebestandteil ansetzt, vermöge dieser Säurewirkung schon in einer Stärke, die der medizinischen Verwendung zugänglich ist, bakterientötend wirkt. Aber diese Wirkung bleibt eine rein lokale; schon in ganz geringer Entfernung vom Pol, der meistens ohne Flächenausdehnung, also in Form einer Nadel, verwendet wird, fällt sie fort. Damit unterscheidet sich die Bakterienvernichtung mittels der elektrolytischen Nadel in nichts von derjenigen, die man auch mit der Glühnadel erhält.

Eine besondere Abart der Elektrizität ist der Elektromagnetismus, von dem schon Faraday nachgewiesen hat, daß unter dessen Einfluß Änderungen biologischer Vorgänge, so z. B. Änderung von Kristallformen, eintreten können. Französische Forscher haben dann weiter erkannt, daß im magnetischen Felde auch biologische Prozesse eine Umänderung erfahren können, daß eine Beschleunigung des Wachstums von Pflanzen eintritt u. s. w. Und aus diesen Gesichtspunkten haben schon vor einer Reihe von Jahren Dubois und d'Arsonval festgestellt, daß in einem starken magnetischen Felde Bakterien Wachstumsveränderungen und Abschwächungen erleiden.

Digitized by Google

Bei der Einwirkung des elektrischen Funkens auf atmosphärische Luft entsteht ein Gas von ganz eigentümlicher Beschaffenheit, der sogenannte Ozon. Dieser Körper erfreut sich einer ungemeinen Popularität wegen der eingreifenden hygienischen Wirkungen, die ihm zugeschoben werden. Ozon und Bakterien sind unzählige Male als die geborenen Antagonisten in einem Atem genannt worden, der Ozongehalt der Luft gilt als Maßstab für die Gesundheit eines Kurortes. Thatsächlich aber ist nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens die Ozonfrage als eine noch durchaus ungelöste zu bezeichnen. Der Ozon ist eine eigentümliche Modifikation des Sauerstoffs, der durch die Einwirkung der Elektrizität auf atmosphärische Luft oder auf Sauerstoff oder bei der Verdampfung ätherischer Öle, wie Terpentin ꝛc., entsteht. Er ist erkennbar durch seinen eigentümlichen Geruch und durch eine Reihe chemischer Reaktionen, welche er mit andern Körpern wie Chlor, Wasserstoffüberoxyd gemein hat. Ozon ist ungemein leicht zersetzlich und spaltet in Berührung mit organischen Substanzen freien, sogenannten aktiven Sauerstoff ab, welcher, wirksamer als der Sauerstoff der atmosphärischen Luft, sofortige Oxydation der organischen Substanz hervorruft; die gleiche Spaltung erfährt übrigens Wasserstoffüberoxyd. Die Zahl der Untersuchungen über das Ozon ist nun eine außerordentlich große, die Resultate derselben aber bisher so absolut einander widersprechend, daß thatsächlich ein Urteil über das Ozon zur Zeit gar nicht möglich ist. So liegen aus der allerneuesten Zeit zwei streng nach wissenschaftlichen Methoden vorgenommene Untersuchungen vor, von denen die eine, aus dem Laboratorium von Binz stammend, die antiseptische Wirkung frischen Ozons auf wässrige Bakterienaufschwemmung bei einer Einwirkung von mehreren Stunden nachweist, während eine nur wenig später erschienene umfangreiche Untersuchung aus dem Institut von Wolffhügel den praktischen Wert des Ozons sehr herabsetzt. Wie aber Ozon im Organismus sonst wirkt und welche Rolle unter den Blutgasen er spielt, darüber ist erst recht nichts Sicheres und Widerspruchsloses bekannt. Also auch hier werden erst neuere Untersuchungen abzuwarten sein, von denen es allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß sie uns Überraschungen günstiger Natur bringen. Ob freilich der Ozongehalt der atmosphärischen Luft eine Rolle bei der Verhütung von Epidemien zu spielen berufen ist, das erscheint schon jetzt unwahrscheinlich, weil er erstens in zu geringen Mengen in der Luft enthalten ist, um wirksam zu werden, und weil zweitens die Luftkeime bei der Verbreitung von Epidemien eine untergeordnete Rolle spielen; dagegen könnte die Eigenschaft des Blutrots, „Ozonüberträger" zu sein, und die Thatsache, daß im Körper des Warmblüters dem „aktiven" Sauerstoff ausgebreitete Thätigkeit zukommt, für die Heilung von Krankheiten dereinst einmal von Bedeutung sein. Die Einatmung von Ozon reizt übrigens die Schleimhaut der Luftwege, die Durchleitung desselben durch Blut bewirkt bei längerer Einwirkung die Zerstörung der roten Blutkörperchen. Von der Technik ist Ozonwasser als Heilmittel neuerdings mehrfach in den Handel gebracht worden. Bei der Vergänglichkeit des Körpers und der Schwierigkeit seiner Herstellung besteht aber nicht durchgängig die Garantie, daß man es wirklich mit Ozonwasser zu thun hatte und nicht mit Chlor-

Digitized by Google

lösungen, von deren hoher antiseptischer Kraft schon die Rede war; auch verlautete bisher außer von seiten der Einführer wenig über etwaige mit diesen Mitteln thatsächlich erreichte Erfolge. Das Wasserstoffsuperoxyd, welches gleich dem Ozon aktiven Sauerstoff abspaltet, hat mehrfach, z. B. für die Reinigung von Trinkwasser, Empfehlung gefunden und neuerdings in Untersuchungen von Behring über die Behandlung von Diphtherie der Nagetiere eine Rolle als Heilmittel gespielt.

Von physikalischen Hilfsmitteln im Kampfe mit den Bakterien bleibt noch eines zu erwähnen, die mechanische Bekämpfung, offenbar die radikalste, welche aber ausschließliches Vorrecht des Chirurgen ist. Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat; quod ferrum non sanat, ignis sanat. Und somit ist der Chirurg in der Lage, wo es sich um bakterielle Erkrankungen weniger edler Teile handelt, mit Messer und Glüheisen vorzugehen und mit dem erkrankten Gewebe gleichzeitig die krankheitserregenden Bakterien auszumerzen. Er entfernt bei tuberkulösen Knochen- und Gelenkserkrankungen, da er in der glücklichen Lage ist, mit dem Auge seine Maßregeln zu kontrolieren, radikal alles erkrankte Gewebe, er legt Eiterhöhlen bloß und spült mit dem Eiter zugleich die Bakterien und ihre Produkte fort, und wo auch hiermit nicht auszukommen, da trägt er das ganze Glied vom Körper ab und erhält so das Leben.

Mit dieser Übersicht über die physikalischen Angriffsmaßregeln, die uns die Natur als direkte Angriffswaffen gegen die einmal ausgebrochene Bakterienerkrankung zur Verfügung gestellt, sind aber auch alle unsere Hilfskräfte berücksichtigt. Der positiven Resultate sind im Vergleich zu der mächtig angewachsenen theoretischen Grundlage auffallend wenig; die Aussichten auf direkte kausale Heilung wären vielleicht gleich Null ohne jene Entdeckung von Koch und die Aussichten, welche dieselbe für die Zukunft verheißt. Und selbst Koch beschränkt seine Erwartungen auf Krankheiten von nicht zu schnellem Verlauf, weniger hegt er dieselben für solche mit kurzer Dauer, für welche wohl immer der größte Nachdruck auf die Vorbeugung zu legen sein wird. Und in der That kann im Gegensatz zu den fälschlich erwachsenen Hoffnungen auf direkte Heilung nicht entschieden genug betont werden, daß die praktischen Erfolge der Bakteriologie bisher auf einem ganz anderen Felde liegen als auf dem der Heilkunst, nämlich auf dem der Vorbeugung und Verhütung der Krankheiten. Dieses Bekenntnis klingt entmutigend genug, aber es bedeutet durchaus nicht, daß wir nunmehr absolut hilflos und machtlos den Bakterien gegenüber ständen, sobald sie einmal im Körper Boden gefaßt haben. Es wäre eine solche Behauptung eine große Ungerechtigkeit gegen die gesamte Heilkunde, die mit ihrer tausendjährigen Vergangenheit nicht erst auf den Nachweis der Bacillen zu warten brauchte, um gegen Bakterienkrankheiten vorzugehen. Unsere Erfolge bei der Behandlung des Typhus, das von Brehmer eingeführte System der Behandlung der Lungenschwindsucht, um nur zweier größerer Beispiele zu gedenken, sind ermutigend genug und sie haben nicht das Mindeste zu thun mit irgend einer Tendenz, den Bakterien im Körper direkt zu Leibe zu gehen. Das Grundprinzip unserer bis-

Digitized by Google

herigen Heilungsmethoden könnte man, wenn man es auf die Bakterien beziehen wollte, als das der indirekten Antisepsis bezeichnen, denn man bekämpft dieselbe, indem man ihrem Wirken den Boden entzieht. Die Krankheit ist der Ausdruck des Kampfes zwischen Körpergewebe und Eindringlingen; unsere bisherigen bewährten Methoden beschränken sich darauf, den Verteidigungszustand zu erhöhen, den Widerstand des Körpers zu steigern, und sie haben auf diesem bescheidenen Wege gar manchen sicheren Erfolg zu verzeichnen. Wie dieser Kampf zwischen Gewebe und Bakterien sich abspielt, das läßt sich unter einen einheitlichen Gesichtspunkt nicht bringen; die Sachlage ist für jede einzelne Krankheit zu verschieden; nicht jede Krankheit muß mit dem Siege der Bakterien enden; im Gegenteil, diejenigen Bakterien, welche für gewöhnlich nicht auf den Körper angewiesen sind, jene fakultativ pathogenen Arten, haben nur eine gemessene Lebenszeit von Tagen im Körper, nach welcher sie daselbst mit Sicherheit zu Grunde gehen; besitzt während dieser Zeit der Organismus genügenden Widerstand, so ist ihm der Sieg, die Überwindung der Krankheit, sicher. Zu diesen Bakterien, welche nach 5—9 Tagen im Körper absterben, gehören diejenigen der Wundrose, der Lungenentzündung, des Rückfallstyphus, dessen Sporen allerdings einige Tage nach dem Ablauf der Bacilleninvasion auskeimen und jenen zweiten Anfall produzieren, der der Krankheit den Namen gegeben. Alle diese Krankheiten werden daher auch von dem sonst gesunden und frischen Körper überwunden und enden in der Mehrzahl in Genesung; nur wo der Organismus, namentlich dessen Herzthätigkeit, gelitten oder andere schwächende Momente vorliegen, die in der Mehrzahl mit der Bacilleninvasion selbst nichts zu thun haben, wo Komplikationen eintreten, da ist das Leben gefährdet. Auch die Krankheiten, die durch ihre Produkte den Körper vergiften, sind nicht absolut tödlich; ihre Epidemien treten schwerer oder leichter auf, je nach der bei diesen Krankheiten wechselnden Virulenz der Bacillen, aber selbst bei schweren Epidemien halten sich Genesung, d. h. Überwindung des Giftes durch den Körper, und Tod das Gleichgewicht. Nichts ist wechselnder als das Bild der Diphtherie, welche in wenigen Tagen zum Tode zu führen vermag und welche zuweilen ohne jede erheblichere Störung des Allgemeinbefindens verlaufen kann; aber selbst bei recht schweren Fällen ist der tödliche Ausgang nicht sicher. Und selbst die Tuberkulose kann ausheilen, auch ohne jede Behandlung, d. h. es kommen jedem Pathologen zahlreiche Fälle zur Beobachtung, in denen er bei Betrachtung der Lungen von im hohen Alter Verstorbenen Narbenherde in den Lungen findet, die eine vielleicht ein halbes Jahrhundert zurückliegende, aber niemals zur Kenntnis gelangte und von selbst überwundene Tuberkelbacilleninvasion beweisen; der Körper hat es vermocht die Eindringlinge und die von ihnen erzeugten Gewebsveränderungen abzustoßen. Nur gegen die echten Septikämien vielleicht ist der Körper machtlos, aber die Septikämie ist eben an sich der Ausdruck der völligen Widerstandslosigkeit des Organismus gegen eine bestimmte Bakterienart, gerade wie auch die Gewebe des toten Körpers die Eigenschaft, Bakterien den Eintritt von außen zu verwehren, verloren haben, welche den gesunden Geweben im allgemeinen zukommt. Worin diese Widerstandskraft

Digitized by Google

der Gewebe des Körpers in ihren Endursachen besteht, das suchen zwei Theorien zu begründen; nach der einen, die sehr populär geworden ist, aber vor Thatsachen nicht durchaus Stich hält, spielt sich der Kampf zwischen den Zellen und den Bakterien ab; die Zellen, namentlich gewisse Arten derselben, suchen die Bakterien in sich aufzunehmen, zu „fressen" und zu verdauen; freilich gelingt es ihnen oft genug nicht, und sie werden bei diesem Kampf von dem eingeschlossenen Bacillus selbst vernichtet; dies ist die berühmte Freßzellen- oder Phagocythentheorie von Metschnikoff; auf Grund einer Reihe von interessanten Versuchen anderer Forscher aber kommen bei diesem Widerstand des Körpers gegen die Bakterien mehr chemische Eigenschaften der Gewebsflüssigkeit, speziell des Blutwassers in Betracht; in jedem Falle besitzt, gleichviel aus welcher Ursache, der normale Körper in seinen Säften eine Widerstandskraft gegen die Vermehrung der Bakterien an sich, die erst gebrochen werden muß. Hiermit sind die Abwehrvorrichtungen des Körpers noch nicht erschöpft; die normale, d. h. unversehrte Haut und Schleimhaut ist einfach unpassierbar für Bakterien; mögen dieselben noch so dicht den Oberhautzellen anhaften, mögen sie in der Höhle des Verdauungskanals zu Milliarden wuchern, ins Gewebe dringen sie von dort nicht ein. Noch ein zweiter Verschluß außer dem der Darmoberhaut findet sich im Verdauungsrohr; die Salzsäure des normalen Magensaftes läßt Bacillen und Coccen nicht passieren, sondern tötet sie ab; freilich gegen Sporen ist sie machtlos wie gegen einige wenige pathogene Arten. Die Oberhaut der Atmungsorgane ist mit einem Überzug von flimmernden Wimpern bedeckt, welche jedes kleine, mit der Atmungsluft eingedrungene Partikelchen, also auch die Bakterien, nach außen befördern; überdies ist der Überzug der Lungenhohlräume ebenfalls, so lange er normal, unpassierbar; und geringere Mengen, die trotzdem eindringen, werden von den nächstgelegenen Lymphdrüsen abgefangen und unschädlich gemacht. Erst müssen alle diese Pforten zerstört, erst muß der Widerstand der Säfte gebrochen sein, ehe die Krankheit entstehen, ehe sie die Oberhand gewinnen kann. Für viele Fälle muß also erst die Disposition vorhanden sein, ehe die Krankheit ausbricht. Es muß die Oberhaut in ihrer Zellschicht verletzt sein, ehe der Milzbrandbacillus oder der Eitercoccus eindringt, es muß durch Katarrhe die Flimmerhaut der Atmungsorgane zerstört sein, damit der Tuberkelbacillus an dem ruhigen Orte der Lungenspitze ungestört haften darf, es muß durch Verdauungsstörungen der Magensaft aufhören sauer zu sein, damit der Cholerabacillus den Magen passieren und den Darm, den Ort seiner Wirkungsstätte, erreichen kann. Für viele Krankheiten muß die Menge der übertragenen Bakterien beträchtlich sein, um den Widerstand der Säfte zu lähmen, denn einiger weniger verirrter Keime entledigt sich der Körper von selbst. Damit also die Krankheit mit dem Siege der Bakterien, mit dem Tode endet, muß erst der Widerstand des Körpers gebrochen sein, sei es durch schon vorher vorhandene Ursachen oder durch die Bakteriengifte oder durch deren stete Nachschübe in die Säfte vom Ort des Ausbruches der Krankheit. Diesen Widerstand des Körpers zu stärken, vor dem Ausbruch der Krankheit durch vorbeugende Maßregeln, während der Krankheit durch alle diejenigen Hilfs-

Digitized by Google

mittel, die ihm die Wissenschaft an die Hand gegeben hat, das ist gerade die Aufgabe des Arztes. Es ist unmöglich, alle diese Aufgaben im einzelnen hier zu schildern. Dieselben sind eben der Inhalt der gesamten Heilkunst; es mögen nur einige Momente hier gestreift werden, wie die Behandlung des begleitenden und den Körperwiderstand schwächenden Fiebers, die Regelung der Ernährung bei akuten und chronischen Bakterienkrankheiten, die Kräftigung der Zellen durch chemische Medikamente und die Behandlung der einzelnen Symptome nach den Regeln der Erfahrung. Alle diese Methoden sind keine neuen, sie sind in Einzelheiten dem Wechsel unterworfen, im ganzen Gegenstand der Heilkunde seit allen Zeiten. Der praktische Arzt steht täglich und oft siegreich im Kampf gegen die Bakterien, nur sind seine Waffen diejenigen der Verteidigung, mit deren Erfolgen er bislang auch ohne glänzende Angriffskämpfe gegen die Bakterien selbst vollen Grund hatte zufrieden zu sein.

(Schluß folgt.)

Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

Kapitel 2.
Die Revolution bis zum Sturze Robespierres.

I.
Die Entwickelung des Dogmas der Volkssouveränität.

Die Thätigkeit des Konvents setzt sich zusammen aus den Kämpfen verschiedener Fraktionen um den Besitz der Regierungsgewalt. An und für sich sind dieselben ohne jede historische Bedeutung. Es spielt sich in ihnen nicht der Widerstreit politischer Grundsätze, sondern der persönlicher Interessen ab; nicht Parteien stehen sich gegenüber, welche ihre divergierenden Auffassungen über die Leitung des Gemeinwesens zur Geltung bringen wollen, sondern Koterien, die nach Macht und Einfluß lüstern sind. Der Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Radikalismus, welche der Revolution bis dahin ihr geschichtliches Gepräge gegeben hat, ist im Konvent verschwunden. Seit dem Sturm auf die Tuilerien ist der Sieg der letzteren unbestritten, und es handelt sich nur darum, unter welchem Eigennamen er herschen soll. Das Taciteische Wort: „Andere Personen, nicht andere Charaktere“ deckt alle Unterschiede, welche die Fraktionen des Konvents von einander trennen.

Wenn aber auch diese Kämpfe im Konvent um ihrer selbst willen keine Beachtung verdienen, so wohnt ihnen doch ein unmittelbares Interesse inne. Nur scheinbar spielen sie sich auf der Rednerbühne ab; in Wirklichkeit werden sie auf der Straße ausgefochten; den entscheidenden Faktor bildet das Proletariat. Die frei-

Digitized by Google

tenden Fraktionen sind daher genötigt, die Unterstützung des letzteren nachzusuchen; die Girondisten, die Jakobiner, die Cordeliers, und wie sie sonst heißen, müssen alle um die Gunst des „Volkes" buhlen, die einen um die der Vorstädte von St. Antoine und St. Marceau, die anderen um die des Pöbels von Bordeaux oder Lyon. Das geschieht in der Weise, daß eine jede Fraktion die andere in der Erweiterung der „Rechte des Volkes" zu überbieten sucht. Mit Ausnahme Robespierres glaubt zwar niemand mehr an das „populäre Regiment"; im kleinen Kreise gesteht Danton ein, Frankreich sei auf jener Stufe des Römischen Reiches angelangt, wo Cato ein Narr und Cäsar's Diktatur ein notwendiges Übel gewesen sei. Allein dem Zwang der Verhältnisse gegenüber vermag diese Erkenntnis nicht stand zu halten, und so entwickelt sich das Dogma der Volkssouveränität unter der Konventsherrschaft zu immer weiterer Blüte. Gleichzeitig löst sich die staatliche Ordnung immer mehr auf; mit jeder neuen Ausdehnung jenes Dogmas schreitet der Prozeß der Atomisierung Frankreichs fort. Durch den Caulsalnexus, in dem diese beiden Erscheinungen mit einander stehen, erhält die Geschichte der Konventszeit eine für die politische Wissenschaft wertvolle Seite; sie liefert den Beweis, daß die Volkssouveränität selbst das radikalste Regiment notwendig zu Grunde richtet.

Es liegt in dem Wesen einer jeden radikalen Opposition, daß sie, sobald ihre Forderungen erfüllt sind, mit neuen Desiderien hervortritt. Die Grundbedingung ihrer Existenz ist Unzufriedenheit der Massen; sie vermag also ihr Dasein nur zu fristen durch eine geschickte Ausnutzung der menschlichen Begehrlichkeit, jenes „im Genusse nach Begierde Verschmachten", das ein Erbteil unserer Natur ist. So begnügte sich denn auch der französische Radikalismus keineswegs mit den Erfolgen des zehnten August. Noch in demselben Monat trat er mit zwei weiteren Postulaten bezüglich des Wahlrechts auf. Der Bericht, den Robespierre über den Sturm auf die Tuilerien und die daran sich schließenden Ereignisse erstattete, beginnt mit einer Anerkennung „der denkwürdigen und trostreichen Bethätigung der fortschreitenden Vernunft," „der Sühnung des Verbrechens, welches der Macchiavellismus und die Treulosigkeit mit den Worten Klugheit und Politik zu decken gewagt hatten, um diejenigen des Bürgerrechts zu berauben, welche dasselbe eroberten, welche bei allen Nationen den gesundesten und rechtschaffensten Teil der Gesellschaft bilden." Unmittelbar daran schließt sich aber die Anklage gegen die gesetzgebende Versammlung, daß dieselbe auf halbem Wege stehen geblieben sei, daß „sie nicht einen einfacheren, kürzeren und den Rechten des Volkes entsprechenderen Wahlmodus eingeführt," nämlich „das unnütze und gefährliche Zwischenstadium der Wahlkörper abgeschafft und dem Volke die Befugnis gegeben habe, seine Vertreter selbst zu wählen[1])." Gleichzeitig sprach sich der Jakobinerklub für eine unbedingte Unterordnung der neuen Volksvertretung unter den Willen ihrer souveränen Mandatare aus. Einmal beschloß er, daß alle Deputierten, „welche durch irgend welche Anträge die Rechte des Souveräns jemals angegriffen

[1]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XVIII, p. p. 223, 224.

Digitized by Google

hätten oder in Zukunft angreifen würden," abberufen werden dürften; ein anderes Mal votierte er, die Mandatare müßten an Instruktionen der Urversammlungen gebunden oder der Grundsatz zur Anerkennung gebracht werden, daß die Dekrete des Konvents erst Gesetzeskraft erlangten, nachdem sie die Zustimmung der Mehrheit der Urversammlungen gefunden hätten[1]). Eine repräsentative Verfassung, so rechtfertigt Robespierre in den Lettres à ses commettans diese Beschlüsse, ist von allen Despotien die unerträglichste; denn ihr fehlt das Gegengewicht der Volkssouveränität. Der Konvent wird sich stets gegenwärtig zu halten haben, daß seine vornehmste Aufgabe darin besteht, die Rechte der Bürger gegen die Regierung, die er begründen soll, zu schützen[2]).

Sobald der Konvent zusammengetreten war, beeilten sich die neuen Volksvertreter, ihre Submission unter diese Forderungen zum Ausdruck zu bringen. Ohne einem Widerspruch zu begegnen, erklärten die Jakobiner bereits in der ersten Sitzung, der Konvent wäre nicht dazu da, um dem Volke eine Verfassung zu geben, sondern um ihm eine solche vorzuschlagen. „Nicht ihr habt euch konstituiert, sondern die Nation," ruft Chabot den Girondisten zu. „Frankreich hat euch beauftragt, nützliche Reformen zu beraten; eine Gewalt aber zu untergraben, welche von eurem Schöpfer herstammt, wäre eine gefährliche Häresie, die zu einem dritten Aufstande führen würde. Ich verlange von der Versammlung die Erklärung, daß sie die Dekrete, über welche sie sich schlüssig gemacht hat, dem Volke zur Prüfung und Annahme unterbreiten werde." Couthon und Danton unterstützten diesen Antrag; letzterer bestand darauf, daß die Verfassung erst in Giltigkeit treten dürfte, nachdem die Mehrheit der Urversammlungen sie Wort für Wort in namentlicher Abstimmung gutgeheißen hätte. Wie unbedingt man das souveräne Entscheidungsrecht des Volkes anerkennen wollte, zeigte sich, als Danton dafür eintrat, daß der Konvent aus eigener Machtvollkommenheit das Prinzip der Unverletzlichkeit des Eigentums als einen notwendigen Bestandteil einer jeden zukünftigen Staatsordnung festlegte. Selbst dagegen wurde Widerspruch erhoben, weil eine Volksvertretung nicht befugt wäre, irgend welche unwiderruflichen Bestimmungen zu treffen. Weder die entsetzlichen Erfahrungen aus der jüngsten Vergangenheit noch der Einfluß Danton's vermochten gegen diesen Einwand aufzukommen; in majorem gloriam der Lehre von der Volkssouveränität wurde sein Antrag verworfen[3]).

Bald darauf bot sich zuerst den Jakobinern und sodann den Girondisten eine Gelegenheit, ihre Überzeugungstreue weiter zu erhärten. In Orleans hatte der dortige radikale Klub sämtliche Munizipalbeamte für abgesetzt erklärt, weil dieselben die inneren Feinde der Revolution, die Kornwucherer, mit einer ver-

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. p. 181, 182; Tom. XVIII, p. 31.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. 73. S. auch Défenseur de la Constitution No. 12.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 11 etc. Der Satz: „Souverän sind ausschließlich die Urversammlungen" wird wiederholt im Konvent expressis verbis anerkannt. S. z. B. Tom. XX, p. 179.

Digitized by Google

brecherischen Sorglosigkeit behandelten und dadurch des Vertrauens verlustig gegangen wären. Als der Stadtrat mit der Aufbietung der bewaffneten Macht antwortete, entsandte der Klub eine Deputation an den Konvent, um gegen eine solche Vergewaltigung des Volkes Schutz zu erbitten. Hier trat Danton für die Petenten mit der Erklärung ein, man müßte dem Volke Gerechtigkeit widerfahren lassen, damit es dieselbe nicht in eigener Person ausübte. Der wohlgesinnte Bürger hätte sich dem bestimmt ausgesprochenen Willen einer ganzen Nation unterzuordnen und dürfte nicht, wie der Stadtrat von Orleans, um seine Stellung zu bewahren, Bürger gegen Bürger aufhetzen und den Samen der Zwietracht in das Gemeinwesen hineintragen. Auf diese Befürwortung hin entsandte der Konvent drei Kommissare nach Orleans mit der Ermächtigung, die Sachlage daselbst zu untersuchen und die Contrerevolutionäre zur Verantwortung zu ziehen[1]). Als einige Wochen später das Departement der Rhonemündung vom Konvent die Ausschließung Marats von der Volksvertretung verlangte, boten die Girondisten den Jakobinern ein Paroli, indem sie den Deduktionen der Beschwerdeführer entsprechend vorschlugen, den Urversammlungen unter sehr vagen Voraussetzungen das Recht zuzusprechen, ihre Mandatare abzuberufen[2]). Zu noch weiteren Konsequenzen entwickelte die genannte Fraktion das Dogma der Volkssouveränität aus Anlaß des Prozesses gegen Ludwig XVI.

Gründe der inneren und der äußeren Politik machten es der Gironde wünschenswert, daß der entthronte König zwar in Anklagezustand versetzt, aber nicht der Guillotine überliefert würde. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. bedeutete den Sieg der Pariser Jakobiner über die den Girondisten zugethanen Provinzen, in denen man das Blut des Königs geschont sehen wollte. Es war damit ferner — die Nachrichten aus London ließen in dieser Beziehung keinen Zweifel zu — notwendig ein Bruch mit England gegeben; der girondistische Lieblingsgedanke einer Allianz der beiden Westmächte erschien also gefährdet.[1]) Um den König zu retten, nahm die Fraktion Zuflucht zu dem Souveränitäts-Dogma. Im Januar 1793 stellte Gensonné im Konvent die Theorie auf, daß alle generellen Gesetze und alle wichtigen Beschlüsse der legislativen Gewalt einer Zensur seitens des Volkes zu unterwerfen wären und der Sanktion durch dasselbe bedürften; eine ausdrückliche Zustimmung wäre allerdings nicht in jedem Falle erforderlich; der Konsens des Volkes könnte vorausgesetzt werden, wenn dasselbe von der ihm gebotenen Gelegenheit, sich zu äußern, keinen Gebrauch gemacht hätte. Von diesem Grundsatze wären nur Verwaltungsakte und unter gewissen Bedingungen polizeiliche sowie Maßregeln, welche durch besondere Umstände veranlaßt wären, auszunehmen. So gelangte Gensonné zu dem Schluß, daß die endgültige Entscheidung über das Schicksal des Königs in die Hände der Nation gegeben, d. h. das von dem Konvent zu fällende Urteil den Urversammlungen zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt werden müßte. Die Jakobiner, von der Richtigkeit des girondistischen Kalküls überzeugt, trugen kein Bedenken, den Antrag Gensonnés

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 22 etc.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXI, p. p. 256 etc. s. auch Tom. XXII p. 423.

Digitized by Google

zu bekämpfen und jeden Gedanken einer Appellation gegen das Urteil des Konvents zu verwerfen. Vor der Rücksicht auf die Sicherung ihrer Machtstellung mußte das Dogma der Volkssouveränität weichen. Selbst Robespierre wurde dieses Mal aus Furcht seiner Lieblingstheorie untreu; er scheute sich nicht das diese letztere vernichtende Argument vorzubringen, daß die Masse des Volkes, die „einfachen Leute, welche die Folgen einer unbedachten Beratung nicht vorauszusehen vermöchten, dem ersten besten geschwätzigen und verschlagenen Advokaten zur Beute fallen müßten, die gebildeten Stände aber sich von den Urversammlungen fern hielten."[2])

Bei den Diskussionen über die Konstitution benutzte der Führer der Jakobiner die Gelegenheit, um seine Abtrünnigkeit wieder wett zu machen. Der Verfassungsentwurf, den Condorcet im Februar 1793 dem Konvent vorlegte, trug dem Dogma der Volkssouveränität in weitgehender Weise Rechnung. Das girondistische Journal, die Chronique de Paris, rühmte demselben nach, daß er „mit peinlicher Aufmerksamkeit" das Ziel verfolgt hätte, „der unmittelbaren Ausübung der Hoheitsrechte seitens des Volkes die größtmögliche Ausdehnung zu geben," und allerdings, wenn das eine Anerkennung ist, so verdiente Condorcet sie in vollem Maße.[3]) Seine Erklärung der Menschenrechte stellt als obersten Grundsatz auf, daß die Souveränität ihrem Wesen nach in dem ganzen Volk beruhe, und daß alle Bürger ein gleichmäßiges Recht haben, an ihrer Ausübung Teil zu nehmen; jeder Unterschied zwischen Aktiv- und Passiv-Bürgern ist beseitigt. Sie proklamiert weiter, daß „die in einer Gesellschaft vereinigten Menschen ein gesetzliches Mittel besitzen müssen, um der Unterdrückung zu widerstehen," d. h. jedem Gesetze, welches die natürlichen, bürgerlichen oder politischen Rechte verletzt, den Gehorsam zu verweigern. Endlich räumt der Entwurf der Nation die Befugnis ein, jeder Zeit „ihre Verfassung" zu revidieren, zu reformieren und abzuändern." Die Jakobiner beeilten sich, diese Zugeständnisse zu übertrumpfen. Schon im April 1793 hatte Robespierre seinen Freunden eine „Erklärung der Menschenrechte" vorgelegt, in welcher die Souveränität des Volkes besser gewahrt war. Demselben wird darin das Recht zugestanden, „die Regierung zu ändern und die Deputierten abzuberufen." Die Beamten werden in die Stellung von „Kommis des Volkes" hinabgedrückt. Allerdings soll die Souveränität nur dem Volke in seiner Gesamtheit zustehen, aber auch die Beschlüsse einer beliebigen Anzahl von Bürgern sind zu respektieren „als Wünsche eines Teils des Volkes, dessen Mitwirkung zur Bildung des allgemeinen Willens notwendig ist." Jeder solcher „Teil des Souveräns" ist berechtigt, Versammlungen zu berufen, in denselben die Polizei zu handhaben und beliebige Beratungen zu pflegen, ohne daß die Behörden Einsprache erheben dürfen.[4]) Im Konvent führte Robespierre in einer langatmigen Rede aus, das Volk müßte stärkere Garantien gegen die Über-

[1]) v. Sybel a. a. O. Bd. 2, S.S. 75 ff.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXII, p. p. 169 etc.

[3]) No. XLVIII und XLIX der Chronique de Paris von 1793.

[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. 95.

Digitized by Google

griffe der Depositare der gesetzgebenden und der ausführenden Gewalt in seine Rechte haben als die von Condorcet in Vorschlag gebrachten. Er beantragte, die Befugnisse der Verwaltungsbeamten in der Richtung einzuschränken, daß alle öffentlichen Gelder Bürgern in Verwahrung gegeben werden möchten, „welche an keiner anderen Art von Gewalt Teil nehmen könnten," und daß die Steuer-Intraden, soweit sie nicht zur Deckung der Ausgaben der allgemeinen Staatskasse unbedingt erforderlich wären, „in den Departements in den Händen des Volkes verblieben." Zum Schutze der Bürger gegen Verwaltigungen durch den Konvent befürwortete er zwei Arten von Kautelen. Zu den ersteren, den moralischen, gehört vornehmlich die Publizität der Verhandlungen. Durch diese allein, hob Robespierre hervor, kann der Intrigue, der Korruption, der Treulosigkeit vorgebeugt werden; die Volksvertretung muß also in Gegenwart eines möglichst großen Teiles der Nation beraten. Marat hatte sich schon im August 1792 im Ami du Peuple dafür ausgesprochen, daß der Beratungssaal des Konvents Raum für 4000 Zuhörer bieten müßte, „damit das Volk denselben steinigen könnte, wenn er seine Pflichten vergäße." Robespierre verlangte Tribünen für mindestens 12 000 Menschen; denn, führt er aus, die Revolution hat gelehrt, daß jeder Wechsel in dem Beratungslokal der gesetzgebenden Gewalt auch einen Wechsel in der Gesinnung derselben herbeiführt. Zweitens forderte der Führer der Jakobiner „eine physische Verantwortlichkeit," worunter er die Befugnis der Wähler versteht, ihre Vertreter abzuberufen, und zwar „lediglich auf Grund des unverjährbaren Rechtes, die von ihnen erteilten Vollmachten zurückzunehmen."[1]) Der Patriote français hatte ganz recht, wenn er das Erscheinen eines neuen Organs der Jakobiner mit dem Bemerken ankündigte, das Blatt würde beweisen, daß der Souverän, d. h. die Konvents-Tribünen, seine Mandatare wie Postpferde lenken und jederzeit die Taschen voll von Steinen haben müßte, um sie nach Bedürfnis zu erschlagen. Vielleicht erschien diese Prognose damals noch übertrieben; wenige Monate später wurde sie durch die Ereignisse verifiziert. —

Das souveräne Volk wartete selbstredend nicht mit der Ausübung der ihm von Robespierre vindizierten Rechte, bis dieselben zur gesetzlichen Anerkennung gelangt wären. Im Konvent und im Jakobinerklub war es belehrt worden, daß jeder Mensch die Souveränität von der „Natur" als Mitgift erhalten hätte. So wenig die Gesetzgeber einen Titel auf die staatlichen Hoheitsrechte verleihen könnten, so wenig dürften sie dieselben — der „Natur" zuwider — dem Volke vorenthalten oder auch nur einschränken. Die Volksvertreter wären eben nichts weiter als Kommis, welche von ihren Auftraggebern nötigenfalls zwangsweise zur Respektierung des Rechts angehalten werden könnten. Daraus folgerte das souveräne Volk, daß es im Interesse seiner eigenen Würde sofort, ohne Rücksicht auf die Erledigung einiger belangloser juristischer Förmlichkeiten, als Herr und Meister auftreten müßte.

Sein erster Angriff richtete sich gegen die Girondisten. An radikaler Gesinnung standen dieselben, wie bereits oben hervorgehoben wurde, den Jakobinern zwar

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XVIII, p. 42, Tom. XXVI, p. p. 439 etc.

Digitized by Google

eigentlich nicht nach. Das politische Programm beider wurzelte gleichmäßig in dem Dogma der Volkssouveränität; aber der girondistische Souverän residierte in weiter Ferne, in den südlichen Provinzen, während der der Jakobiner, das Proletariat der Vorstädte von Paris, zur Hand war, und diese Überlegenheit mußte in dem Kampf der beiden Fraktionen um die Regierungsgewalt den Ausschlag geben. Die Jakobiner hatten nichts weiter zu thun, als ihre Gegner bei den Pariser Sektionen gründlich zu verleumden. Schon bald nach dem Zusammentritt des Konvents war diese Aufgabe gelöst. — Der Versuch, den die Girondisten im Oktober 1792 machten, zu ihren Schutz eine ihnen ergebene bewaffnete Macht nach der Hauptstadt zu ziehen, gab das Signal zum Vorgehen. Eine Deputation der Pariser Sektionen drohte ihnen, sie würden sich, falls der Antrag zur Annahme käme, der Ausführung desselben gewaltsam widersetzen.[1]) Demnächst stellte das souveräne Volk der Hauptstadt, unterstützt durch verschiedene radikale Klubs der benachbarten Provinzen, die Forderung, daß die Girondisten aus dem Konvent ausgestoßen würden. Einzelne Wählerschaften gingen sogar so weit, ihre Mandate für erloschen zu erklären. Als Vorwand dafür wurde das Verhalten der Fraktion in dem Prozeß gegen Ludwig XVI. gewählt. Nachdem in zahlreichen Adressen und Ansprachen, so argumentierte man, dem Konvent kund gethan worden war, daß das Volk die Verurteilung des Königs zum Tode für politisch geboten erachtete, kann darüber kein Zweifel sein, daß jeder Deputierte, welcher anders votiert hat, als ein Rebell anzusehen und des Rechtes der Vertretung verlustig geworden ist. Die Sektion von Montmartre beschloß im Februar 1793 zwei Abgeordnete, welche sich als meineidig erwiesen, d. h. gegen „die Hinrichtung Capets" gestimmt hätten, abzuberufen. Fast gleichzeitig erklärte der Jakobiner-Klub in Marseille, daß die „Appellanten" Feinde der Republik wären und ihr Mandat verloren hätten. In einer Adresse, welche ein provinzialer Verein der „Freunde der Freiheit und Gleichheit" nach der Hinrichtung des Königs an den Konvent richtete, heißt es: „Treulose Mandatare, die ihr die Appellation an das Volk gewollt habt, eure Verräterei hat den Gipfelpunkt erreicht. Zu lange schon bekleidet ihr den ehrenvollen Posten, dessen ihr unwürdig seid, und in dem ihr nur verbleibt, weil ihr die Hoffnung hegt, die Republik in ihrer Wiege zu ersticken . . . Ihr habt das Vertrauen des Vereins verloren; er erkennt euch nicht länger als seine Vertreter an, und kann von seinem partiellen Rechte der Souveränität keinen besseren Gebrauch machen, als daß er euch befiehlt zurückzutreten. Entfernt euch, feige und meineidige Vertreter, oder ihr werdet als Erste das Racheschwert eines republikanischen Volkes verspüren, welches sich zum dritten Male erhebt mit dem Schwur, in der Verteidigung seiner Rechte zu leben oder zu sterben." Ein Teil des souveränen Volkes erachtete selbst die Ungiltigkeitserklärung der Mandate ihrer Vertreter noch nicht für aus-

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 351, etc. H. Wallon, La Revolution du 31 Mai et le Fédéralisme en 1793; Paris 1886 Tom. I, p. p. 21 etc.

Digitized by Google

reichend, sondern verlangte, daß alle diejenigen, welche jemals für die Unverletzlichkeit des Königs gestimmt hätten, in Haft genommen würden.[1])

Nach den Girondisten kamen die den Jakobinern mißliebigen Generäle an die Reihe. In den Provinzen übte das Volk sein Kommandorecht mit einer gewissen Schüchternheit aus; man beschränkte sich auf Beschwerden beim Konvent.[2]) In Paris trat der oberste Kriegsherr selbstbewußter auf. Anfang des Jahres 1793 erschienen Freiwillige der Sektion Poissonière vor der Volksvertretung mit der Forderung, daß der Kriegsminister, welcher das Vertrauen der Sektion verscherzt hätte, alsbald abgesetzt und gegen Dumouriez und seinen Generalstab als die intellektuellen Urheber der Mißerfolge der Armee strafgerichtlich vorgegangen würde. Einige Wochen später wurde der Konvent von einer Deputation der Sektion Bonconseil dieserhalb excitiert, wobei man ihm bedeutete, daß in seiner Mitte ebenso gefährliche Verräter wie Dumouriez säßen. Noch andere Sektionen verlangten, daß gegen alle Beamten der Militärverwaltung eine Untersuchung eingeleitet und die verdächtigen Offiziere kassiert würden.[3])

Selbstredend beschränkte man sich nicht auf Personalfragen; man wollte die ganze Staatsmaschine dirigieren und sprach daher in jeden Verwaltungszweig hinein. Wiederholt wurde dem Konvent von einigen Pariser Sektionen aufgegeben, den Handel mit Getreide gewissen polizeilichen Maßregeln zu unterwerfen, für die notwendigsten Lebensmittel einen Maximalpreis festzusetzen, eine besondere Steuer für die Reichen einzuführen, die Wucherer und Spekulanten strafrechtlich zu verfolgen, und anderes mehr. Als Inhaber der Justizhoheit kontrollierten die Pariser Sektionen die Rechtsprechung. Ende März 1793 ließen sie durch den Bürgermeister dem Konvent ihr Mißfallen darüber zu erkennen geben, daß das Revolutions-Tribunal noch kein Todesurteil gefällt hätte, obwohl der Verrat des Vaterlands durch die Minister und Generäle offenkundig wäre.[4]) Kurzum es zeigte sich, daß alle Konnivenz dem radikalen Konventsregiemente nichts genutzt hatte, daß unter der Herrschaft des Dogmas der Volkssouveränität ein geordnetes Staatswesen überhaupt nicht existieren kann.

Meistens waren es Klubs, Sektionen oder Gemeinderäte, welche sich in dieser Weise als der unumschränkte Gebieter Frankreichs aufspielten.[5]) Bisweilen aber — und auch darin stimmt die Konventszeit mit der früheren überein — mischten sich noch weit winzigere Partikelchen des Volkes in die Gesetzgebung, die Verwaltung und die Rechtsprechung. Es kam vor, daß zwei oder drei beliebige Individuen, welche sich zufällig zusammengetroffen hatten, vor dem Konvent erschienen und „im Auftrage zahlreicher Brüder" die willkürlichsten Befehle erteilten.[6])

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom XXII, p. p. 132, 340, 437, Tom. XXIII p. p. 14, 15, Tom. XXIV, p. 405, XXV, p. p. 137. etc. 293, Tom. XXVI, p. 153, Tom. XXVII, p. 294.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV, p. 298.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom XXV, p. p. 72, 310 etc., 322.

[4]) Buchez et Roux Tom. XXV, p. 146.

[5]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV, p. p. 320. etc.

[6]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV. p. p. 263 etc., 265, 266.

Digitized by Google

Mit dem Einwande des Mangels einer Vollmacht ließ sich gegen derartige Ungeheuerlichkeiten nichts ausrichten. Wenn das Dogma der Volkssouveränität richtig ist, so ist es aussichtslos, die von Robespierre gezogene Konsequenz zu bekämpfen, daß der Wille eines jeden Teils des Volkes respektiert werden müsse.

Die Sprache, deren das souveräne Volk sich dem Konvent gegenüber bediente, gestattete keinen Zweifel darüber, in welcher Eigenschaft es auftrat; nicht als Bittsteller nahte es sich, sondern mit dem Anspruch, daß ihm unbedingter Gehorsam geleistet würde. Man unterbreitet uns nicht Petitionen, ruft Vergniaud in seiner berühmten Verteidigung der Girondisten gegen die Anklagen Robespierres aus, sondern man diktiert uns allerhöchste Befehle.[1]) Zum Beweise dafür können einige der obigen Citate aus Adressen und Reden von Deputationen dienen. Besonders charakteristisch ist eine Ansprache der Sektion der Kornhallen, in welcher über die Nichtachtung der Forderung des Volkes in folgender Weise Beschwerde geführt wird: „Hört uns und hört uns zum letzten Male. Die Nation ist des beständigen Kampfes mit dem Verrate müde; sie ist es müde, unter euch Treulose zu sehen, welche ihr Vertrauen mißbrauchen. Haben dieselben denn vergessen, daß das Volk ihr Souverän ist? Es muß ihnen das also ins Gedächtnis zurückgerufen, es muß ihnen klar gemacht werden, daß das Volk alle Verräter unter dem Schwerte der Gesetze fallen sehen will. Rettet die Republik oder, wenn ihr euch dazu nicht stark genug fühlt, habt den Mut, es uns offen zu sagen; wir werden dann die Rettungsarbeit selbst übernehmen."[2]) Die Abgesandten der Vorstadt St. Antoine, welche im Mai 1793 mehrere wirtschaftliche Gravamina zur Sprache brachten, sagen dem Konvent „bittere Wahrheiten, welche aber Republikaner ihren Mandataren ohne Erröten und ohne Bedenken sagen dürfen." Sie werfen den Volksvertretern vor, daß dieselben sich nur mit Dingen beschäftigen, welche das öffentliche Wohl nichts angehen, daß sie noch keines der republikanischen Gesetze gegeben haben, welche zu beraten ihre Aufgabe sei, daß sie viel versprechen, aber nichts leisten. So weit geht die Mißachtung des Konvents, daß eine Deputation, welche im Mai 1793 vor ihm erscheint, sich mit ihrem Petitum direkt an die Trübünen wendet.[3])

Die Girondisten waren bei Zeiten gewarnt worden. Barbaroux hatte ihnen schon Ende 1792 „die Herrschaft der Anarchie" vorausgesagt, wenn sie nichts thäten, um derselben vorzubeugen. „Giebt es zwei Konvente, zwei nationale Repräsentationen?" hatte Louvet der Volksvertretung zugerufen, und seitens eines seiner Freunde war der Verfall Frankreichs in einige vierzigtausend Republiken prognostiziert worden, falls der gesetzgebenden Gewalt nicht die Freiheit der Beratung wiedergegeben würde.[4]) Allein so redegewandt die Fraktion war, so wenig verstand sie es zu handeln. Dem entschlossenen Berge gegenüber zog sie daher stets den Kürzeren. Die gröbsten Beleidigungen, welche das souveräne Volk den giron-

[1]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXV p. 380.
[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV. p. p. 320. etc. S. auch p. p. 146, 147.
[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. 318, Tom. XXVII, p. 184.
[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 351, 352, 448, 453.

Digitized by Google

distischen Deputierten zufügte, wurden von den Jakobinern mir lautem Beifall aufgenommen; für die unerhörtesten Forderungen der Sektionen fanden sie irgend einen „heiligen Rechtstitel," und so endigte fast jede Debatte damit, daß den Vertretern des pariser Proletariats die Ehren der Sitzungen zuerkannt wurden, oder daß man beschloß, ihre Reden im Protokoll anerkennend zu erwähnen und behufs Verbreitung in den Provinzen durch den Druck vervielfältigen zu lassen.[1])

Damit allein war dem souveränen Volke indes noch nicht gedient; seine Befehle sollten nicht nur derartige theoretische Anerkennungen finden, sondern auch zur Ausführung gebracht werden, und dazu waren die Jakobiner im Konvent noch nicht stark genug. Die Pariser Herren sahen sich also genötigt, in allerhöchst eigener Person zu regieren, Gesetze zu geben, Recht zu sprechen und zu administrieren. Marat hatte ihnen vorgehalten, daß das Volk, wenn es sich durch seine Vertreter fortwährend betrogen sähe, wenn es die Überzeugung gewonnen, sich in der Wahl seiner Repräsentanten getäuscht zu haben, verpflichtet wäre, zur Selbsthilfe zu schreiten und sich auf seine eigene Energie zu verlassen. In gleichem Sinne hatte Robespierre gepredigt und jeden als Feigling gebrandmarkt, der das Volk nicht darin bestärkte, daß es in dem Kampfe gegen Unterdrückung selbst Hand anlegen müßte.[2]) Auf dem fruchtbaren Pariser Boden reiften diese Lehren in schnellster Zeit zur That. Wiederum ging der Stadtrat mit gutem Beispiele voran. Mit derselben alle Gesetze mißachtenden Eigenmächtigkeit wie in den letzten Tagen der gesetzgebenden Versammlung hat er während des Konvents fortgewirtschaftet. Sobald letzterer dem souveränen Willen des Volkes nicht nachkam, erließen die Väter der Stadt nach ihrem Gutdünken Gesetze. Ohne den Schein irgend einer legalen Befugnis griffen sie in die Verwaltung ein und hielten ihre Verfügungen dem ausdrücklichen Verbot der berufenen Behörden gegenüber aufrecht.[3]) Wenn es ihnen beliebte, spielten sie auch den Richter, kurzum sie maßten sich die Befugnis zur unmittelbaren Ausübung eines jeden Hoheitsrechtes an, so oft die rechtmäßigen Inhaber desselben ihnen nicht nach Wunsch lebten. Um ein Bild von dem Treiben des Stadtrats in der damaligen Zeit zu gewinnen, genügt es einen Blick in eins seiner Sitzungs-Protokolle zu werfen. Auf die Nachricht hin, daß der Konvent Robespierre und seine Genossen habe verhaften lassen, tritt die Kommune am 27. Juli 1794 zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. Zunächst werden zwei Mitglieder beauftragt, „die Bürger aufzufordern, sich mit ihrer Obrigkeit zur Rettung des Vaterlandes und der Freiheit zu vereinigen." Alsdann verfaßt man eine Adresse an das Pariser Volk, um dasselbe über seine wahren Interessen aufzuklären und gegen die Anschläge seiner Feinde zu warnen, d. h. um die beiden Robespierres, St. Just, Lebas und Couthon zu verherrlichen und ihre Gegner als Aristokraten und Kontrerevolutionäre zu brandmarken. Von dem Konvent heißt es in dem

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 360 etc., Tom. XXV, p. p. 137, 138, 146, 147, 312.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVII, p. p. 243, 356.

[3]) S. z. B. Buchez et Roux l. c. Tom. XXIII, p. p. 27 etc., 147.

Digitized by Google

Schriftstücke, daß „Verbrecher in ihm Gesetze diktieren." Weiter wird angeordnet, daß die Stadtthore unverweilt geschlossen werden müssen, daß die Befehle des Wohlfahrts- und des Sicherheits-Ausschusses keine Giltigkeit mehr haben, und die Überbringer derselben zu verhaften seien. Alle Behörden werden auf das Stadthaus entboten, um dort „dem Volke in dessen Mitte den Eid der Treue zu leisten." Die Patrioten, deren Festnahme vom Konvent dekretiert ist, Henriot, Boulanger, Lavalette u. a., stellt der Stadtrat unter den Schutz des Volkes; die bereits internierten setzt er sofort in Freiheit. An die Sektionen ergeht die Aufforderung, mit thunlichster Beschleunigung zur Beratung über die Gefahren des Vaterlandes zusammentreten und sich mit der Kommune ins Einvernehmen zu setzen. Den Kanonieren verschiedener Sektionen wird befohlen, mit ihren Geschützen vor das Stadthaus zu rücken, und den Offizieren der bewaffneten Macht, sich behufs Entgegennahme von Ordres dort ebenfalls einzufinden. Endlich wird ein Oberbefehlshaber über die Truppen ernannt. Nachdem Robespierre und seine Genossen befreit sind, überträgt die Kommune ihnen die Ausübung aller obrigkeitlichen Gewalten.[1])

Um seine Auflehnung gegen die Staatsordnung wenigstens vom Standpunkte des Radikalismus aus zu rechtfertigen, trug der Stadtrat die größte Devotion für das souveräne Volk zur Schau, und in Folge davon nahmen die Verhandlungen oft eine sonderbare Form an. Nicht nur duldete man, daß die Redner durch Zurufe von den Tribünen unterbrochen wurden, daß man ihnen applaudierte oder sie niederzumachen drohte; bisweilen spielten sich auch die Beratungen lediglich in Dialogen zwischen dem Stadtrat und den Zuhörern ab.[2]) Bot sich irgend eine Gelegenheit, so suchte man in demonstrativer Weise als der Untergebene des Volkes zu erscheinen und erbat dessen Befehle. Als beim Aufstande des Pariser Pöbels gegen die Girondisten im Mai 1793 mehrere Sektionen auf dem Stadthause ankündigten, das Volk hätte, um seine Freiheit zu wahren, sämtliche Beamte abgesetzt, beschloß die Kommune auf den Antrag ihres Syndikus, die ihr übertragenen Machtbefugnisse in die Hände ihres souveränen Auftraggebers zurückzugeben. Von letzterem als „revolutionärer Generalrat" sofort wieder eingesetzt, erließ sie tags darauf an alle Verwaltungsbehörden der Hauptstadt sowie an die Sektions-Vorstände die Aufforderung, zweimal wöchentlich „in Gegenwart der Bürger, an einem entsprechend geräumigen Orte" zu einer Beratung über die Aufrechterhaltung der Ordnung und das Wohl der Republik zusammenzutreten.[3])

Das Beispiel von Gewaltthätigkeit, welches auf dem Stadthause gegeben wurde, fand bei den Sektionen alsbald Nachahmung. So gut wie dort hielt man sich auch hier für befugt, in Fällen des Ungehorsams der Behörden seinen souveränen Willen in eigener Person zur Ausführung zu bringen. Weil der Sicherheits-Ausschuß, die gesetzlich zuständige Stelle, mit Verhaftungen zu langsam

[1]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXXIV, p. p. 45 etc., 81, S. auch Tom. XXIII, p. p. 27 etc., 147, Tom. XXV, p. 247.

[2]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXIV, p. 413.

[3]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXVI, p. 369, Tom. XXVII, p. p. 305 etc.

Digitized by Google

vorging, dekretierte die Sektion Gravilliers im Januar 1793 die Bildung einer Zentral-Kommission, welche alle Denunziationen entgegennehmen, Verhaftsbefehle erlassen und die ersten Vernehmungen der Verhafteten bewirken sollte.[1]) Wiederholt ordneten Sektionen eigenmächtig Haussuchungen und Beschlagnahmen an und hielten dieselben dem Verbote des Konvents gegenüber aufrecht. Anderseits hoben sie jede von den rechtmäßigen Behörden verfügte Haft auf, wenn einer ihrer Parteigenossen betroffen war. Um die Verbindung der Girondisten mit den Provinzen abzuschneiden, ernannte man Kommissäre, welche den Abgang aller Post-Kouriere zu verhindern hatten. Die Sektion des Theater français war mit dem geheimen Wahlrecht nicht einverstanden; sie bestimmte daher, daß in Zukunft das Prinzip der namentlichen Abstimmung zur Anwendung kommen sollte, und bei der bald darauf stattfindenden Bürgermeister-Wahl gaben denn auch sechzehn Sektionen ihr Votum öffentlich und namentlich ab. Eine andere Sektion, Bonconseil, erklärte im Mai 1793, daß in Zukunft die vom Konvent erlassenen Gesetze zu ignorieren und nur die Beschlüsse der Kommune zu respektieren wären, während die Sektion der Champs-Elysées auch nicht einmal letztere gelten lassen, sondern innerhalb eines jeden Stadt-Bezirks eine besondere Munizipalität bilden wollte. Schließlich dehnten die Sektionen ihre Befugnisse bis zu einer schrankenlosen Disposition über das Staats- und Privat-Eigentum aus. Die Sektion des Observatoriums verkaufte das Mobiliar des Klosters de la Visitation und beantwortete den Widerspruch des Ministers Roland dagegen einfach mit dem Hinweise darauf, daß sie ihre Arbeiter bezahlen müßte. Auf das Gerücht hin, im Invalidendom wären Waffen verborgen, beschlossen zwei Sektionen Nachforschungen anzustellen. Als der Minister sein Veto dagegen einlegte und mit Anwendung von Gewalt drohte, kündigten die Sektionen ihm einen Aufstand an, und die Nachgrabungen wurden ungestört fortgesetzt. Von einer Sektion erhielten die Kanoniere die Ermächtigung, den Reichen, den Aristokraten und den Gemäßigten einen „brüderlichen Besuch" abzustatten, um sich zunächst Waffen zu schaffen, und am nächsten Tage ihre Assignaten und Thaler zu konfiszieren. Die Überwachungsausschüsse erhoben von den wohlhabenden Bürgern eine Quote ihres „überflüssigen" Einkommens als Ertrasteuer, wobei sie einen Jahresverbrauch im Betrage von 1500 Livres für das Familienhaupt und von je 1000 Livres für Frau und Kinder zubilligten; von dem Überschuß mußte jedermann je nach der Höhe desselben eine bis zur Hälfte steigende Quote entrichten.[2])

Den Sektionen folgten wiederum die Klubs und nahmen ihrerseits das Recht in Anspruch, Frankreich zu regieren. Bei den Jakobinern wurde im Dezember 1792 der Antrag gestellt, man sollte die Erneuerung des Konvents votieren, da derselbe bisher den auf ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprochen hätte. Einige Monate später verfügten die Cordeliers, das Pariser Departement

[1]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXIII, p. 94.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. 453, Tom XX, p. p. 115, 116, Tom. XXV, p. 166, Tom. XXVI, p. 370, Tom. XXVII, p. p. 202, 231, 233, 308, Tom. XXVIII, p. p. 124, 126, Taine l. c. Tom. III, p. p. 416, 417.

Digitized by Google

hätte die Ausübung der Souveränität zu übernehmen und die Wählerschaft an Stelle des Konvents, welcher das Vaterland verriete, neue Vertreter zu ernennen. Im Januar 1793 meldete eine Deputation der Föderierten dem Stadtrate, daß die Freunde der Republik über die aufrührerischen Stücke, welche in verschiedenen Theatern aufgeführt würden, über die aristokratischen Buchhändler und Schriftsteller, welche das ganze Land mit freiheitsfeindlichen Schriften vergifteten, und über die Börsenwucherer, welche die Assignaten diskreditierten und unumschränkt über alles bare Geld disponierten, so tief indigniert wären, „daß sie mit der Geltendmachung ihrer Rechte nicht länger zögern könnten.“[1]) Dieselbe Willkür herrschte in den Provinzen. In Lyon schrieb der Revolutionsausschuß eine Steuer von 30—40 Millionen auf die Reichen aus, in Folge dessen manche Bürger binnen 24 Stunden 100 000 Livres zu zahlen hatten. Anderwärts belegte man alle in den Bezirkskassen vorhandenen Gelder, welche an die Generalstaatskasse abgeführt werden sollten, mit Beschlag, weil dieselben für Getreideankäufe erforderlich wären. Wo die Girondisten das Übergewicht besaßen, erklärte man die nach dem Sturz der Partei erlassenen Dekrete für null und nichtig, weil die Legislative weder beschlußfähig noch in ihren Entschließungen frei gewesen wäre, und gab dem Volke anheim, die Maßregeln zu ergreifen, welche es im öffentlichen Interesse für geboten erachtete; oder es wurde auch wohl die Entsendung einer bewaffneten Macht nach Paris angeordnet, um den Konvent gegen die Verwaltigungen der Jakobiner zu schützen. Die nach Marseille geschickten Kommissäre zwang man, die Stadt innerhalb 24 Stunden zu verlassen. Dort war die legislative Gewalt auf die Sektionen übergegangen und wurde von denselben ohne Rücksicht auf die vom Konvent publizierten Gesetze gehandhabt, oft sogar im offenen Widerspruch mit dem, was in Paris als Recht galt.[2])

Die Geschichte der französischen Revolution und insbesondere die des Konvents ist eine Illustration der Ballade vom Zauberlehrling. Alle jene Fraktionen, von den Girondisten bis zu den Hebertisten, Cordeliers, Robespierristen, zusammengesetzt aus Leuten, welche es in der Kunst des Regierens noch nicht einmal bis zum Lehrling gebracht haben, rufen mit einer an Wahnsinn grenzenden Leichtfertigkeit die Geister herbei, und wenn „sie ihrer Gaben vollgemessen haben,“ vermögen sie sie nicht los zu werden. Der verruchte Besen will nicht wieder zum Stocke werden, der er war, und, da im kritischen Momente kein Meister erscheint, so muß das ganze Haus ersaufen. Als erstes Opfer fallen die Girondisten. —

Das Pariser Proletariat hatte, wie oben erwähnt wurde, den Angriff gegen die Girondisten eröffnet und die Entfernung derselben aus dem Konvente verlangt. Sei idem war dieser Antrag nicht mehr von der Tagesordnung verschwunden, und bei jeder Wiederholung wurde er in seiner Form drohender. Nachdem im März die Sektion „der Vier Nationen“ an die sämtlichen Wähler die Aufforde-

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XX, p. 130, Tom. XXIII, p. 25, Tom. XXV, p. 93.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIII, p. p. 53, 54. Tom. XXIV, p. 380, Tom. XXVI. p. 465, Tom. XXVII. p. p. 17, 153, 157, 413, Tom. XXVIII, p. 292, Taine l. c. Tom. III, p. 417.

Digitized by Google

rung gerichtet hatte, die „treulosen Mandatare" ihrer Vollmachten für verlustig zu erklären, erschienen Mitte April mehrere Deputierte in der Reitschule der Tuilerien und begehrten die Extrahierung eines Plebiszits darüber, ob die der Felonie schuldigen Volksvertreter aus dem Konvent auszustoßen wären. Gebt acht, rufen sie dem letzteren zu, auf die Worte eines beleidigten Volkes; die Republik hat das Recht, ihre Vertretung zu reinigen. Die Widerruflichkeit der Mandate ist das Wesentlichste dieses Rechtes; sie ist der Schutz und Schirm des Volkes. Dasselbe hat die erbliche Tyrannei nicht abgeschafft, um seinen Verrätern die Macht zu belassen, ihre Verräterei straflos fortzutreiben. Noch häufiger wurde die sofortige Hinrichtung der Girondisten wegen Hochverrats verlangt. Der Redner, welcher Namens der Sektion Cité dafür plaidierte, bedeutete dem Konvent, die Zeit der Beschwerden wäre nun endlich vorbei; wenn man dem Willen des Volkes nicht Folge leistete, so würde es sich in die Notwendigkeit versetzt sehen, das Rettungswerk selbst in die Hand zu nehmen.[1]) Allerdings gelangten auch Kundgebungen zu gunsten der Girondisten an den Konvent. Aus den Provinzen, wo die Anhänger derselben das Dogma von der Volkssouveränität ebenso gewaltthätig für ihre Zwecke fruktifizierten wie die Pariser Sektionen, richtete man an die gesetzgebende Gewalt die Forderung, die Häupter des Berges in Anklagezustand zu versetzen, die Pariser Gemeindeverwaltung zu kassieren, das Revolutionstribunal abzuschaffen und den Konvent, wenigstens für einen Teil des Jahres, in eine der bedeutenderen Provinzialstädte zu verlegen. Selbst in der Hauptstadt wurden Proteste gegen das Jakobinerregiment laut, und der Konvent mußte anerkennen, daß dieselben von „ehrenhaften Leuten" ausgingen.[2]) Allein den Girondisten fehlte es an Thatkraft, um die ihnen dargebotene Unterstützung wirksam auszunutzen. Als im April 1793 eine Deputation der Vorstadt St. Antoine „die Stimme der Wahrheit hören läßt, diese Stimme, welche wiederholt die Gesetzgeber aus dem Schlafe geweckt und die Verräter zur Ohnmacht gebracht hat," erlaubt sich der Präsident darauf aufmerksam zu machen, daß die Vertreter eines freien Volkes Befehle nur von der ganzen Nation empfangen und die Äußerungen einzelner Individuen lediglich als Gutachten ansehen dürfen.[3]). Zu etwas Weiterem als zu einer derartigen oratorischen Abwehr vermochte die Gironde sich nicht zu entschließen — und doch wiesen alle Zeichen der Zeit darauf hin, daß nur in einer mutvollen That Rettung zu finden war.

Mit der Zaghaftigkeit der Girondisten wuchs selbstredend die Dreistigkeit ihrer Gegner; nach kurzer Zeit entschlossen sich dieselben, mit eigener Hand die „Verräter" am Kragen zu fassen und aus dem Konvent hinauszuwerfen. Der Gedanke einer solchen Lösung war bereits im Oktober 1792 in den Sektionen aufgetaucht und besprochen worden. In den Klubs hatte man denselben immer

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV, p. p. 78, 93, 310 etc., Tom. XXVI, p. p. 3 etc., 97, Tom. XXVII, p. p. 251, 269 etc.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV, p. p. 139. 140, Tom. XXVII, p. p. 93, 175. 176, 291. H. Wallon l. c. Tom. I, p. p. 157 etc.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. 104.

Digitized by Google

wieder aufgefrischt; der Gang der Ereignisse schien erwiesen zu haben, daß von der gesetzgebenden Gewalt selbst keine energische Maßregel erwartet werden durfte, und so waren die Pariser Herren allmählich zu der Überzeugung gelangt, ihre Rechte könnten nur vermittelst Selbsthilfe zur Anerkennung gebracht werden.[1]) Am 12. Mai wurde im Jakobiner-Klub der Antrag gestellt, alle Schurken auszurotten; auch an denen, welche zum Teil den Konvent bildeten, müßte Gerechtigkeit ausgeübt werden.[2]) Gleichzeitig beschloß die Sektion der Unité, die für die Vendée bestimmten Freiwilligen durch Eid zu verpflichten, „den Konvent und die Gefängnisse zu reinigen." Tags darauf erschienen öffentliche Anschläge mit der Aufforderung, die „Staatsmänner", d. h. die Girondisten zu ermorden. Schließlich gab Robespierre das Losungswort. Nachdem er dem Pariser Souverän vordemonstriert hatte, daß „der Despotismus auf seinem Höhepunkt angelangt wäre," daß „guter Glaube und Schamgefühl mit Füßen getreten würden," erklärte er: „Wenn der Verrat die ausländischen Feinde herbeiruft, wenn wir, während unsere Kanoniere an den Feuerschlünden stehen, um die Tyrannen und ihre Satelliten auszurotten, den Feind unseren Mauern sich nähern sehen, dann bin ich bereit, mit eigener Hand die Verräter zu strafen.[3])" Alsbald beginnt das Volk, diese Worte sich zu Herzen zu nehmen. Ganz offenkundig, unter dem Vorsitze eines Polizeibeamten, tritt auf dem Stadthause ein revolutionäres Zentral-Komité zusammen, gebildet aus Deputierten einiger dreißig Sektionen, und leitet die erforderlichen Vorbereitungen „zur Rettung des Vaterlandes" ein. Im Gefühl seiner unumschränkten Gewalt erläßt dieser jüngste Regent Frankreichs die willkürlichsten Verfügungen an die Behörden; er befiehlt beispielsweise der Post die Journale zu unterdrücken und die durch Beamte des Konvents überbrachten Schreiben zu öffnen. Am 19. Mai wird in dem Komité „im Interesse des öffentlichen Wohles" der Vorschlag gemacht, 32 Girondisten und alle Bürger, welche von den Revolutions-Ausschüssen der Sektionen für verdächtig gehalten werden, in einer noch zu bestimmenden Nacht zu ein und derselben Stunde aufzuheben, sie in ein Kloster in der Nähe des Luxemburg zu schaffen und dort „von dem Erdboden verschwinden zu lassen," sie zu „septembrisieren," wie ein Redner sich ausdrückt. Man macht dagegen zwar geltend, es sei nicht ratsam zu morden, so lange es noch Gerichte gebe, um die Feinde der Freiheit abzuurteilen und zu strafen. Aber dieser Einwand begegnet einer „eigentümlichen" Aufnahme, d. h. man wirft den, der ihn erhoben hat, zur Thüre hinaus, nachdem seitens eines Deputirten darauf hingewiesen worden ist, daß die Bürger keine Leute unter sich dulden dürften, welche nicht auf der Höhe der Ereignisse stehen, welche nicht den Mut haben, „die durchgreifendsten revolutionären Mittel anzuwenden." Am folgenden Tage wird die gewaltsame Beseitigung der verräterischen Abgeordneten nochmals diskutiert, und ein Bürger erbietet sich frei-

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. 448. Tom. XXV, p. 295, 428, 429.
[2]) Taine l. c. Tom. III, p. 425. Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. 124.
[3]) Buchez et Roux Tom. XXVII, p. p. 243 etc.

Digitized by Google

willig, die Funktionen des Henkers zu übernehmen.[1]) Im Klub der Cordeliers geht man noch energischer vor. Nachdem ein Deputierter des Berges seinen Genossen vorgehalten hat, daß die Republik nur gerettet werden könne, „wenn das Volk sich in corpore erhebe, um zu handeln wie bei dem Aufstande vom 10. August," stürzen mehrere Männer und Frauen auf die Tribüne und stellen Anträge, „die geeignet sind alle Pariser Bürger zittern zu machen." Im Laufe der Verhandlung werden die Namen von 300 Konventsmitgliedern auf die Liste derjenigen gesetzt, welche die Strafe des Hochverrats verwirkt haben. Vielen ist auch damit noch nicht Genüge geleistet; sie plaidieren für Ausrottung aller Adligen und Priester. Ein Mitglied wirft dem Klub vor, er besitze nicht mehr dieselbe Energie wie am 10. August und 2. September; ein anderes befürwortet, das souveräne Volk solle von den Tribünen in den Konvent herabsteigen und die Brissotins, die Girondisten und die „Sumpfkröten" mit Gewalt entfernen.[2]) Nicht nur erhebt sich keine Stimme gegen diese „Rechtsprechung des Volkes"; es wird auch geduldet, daß ganz öffentlich Vorbereitungen zur Ausführung des gefällten Verdiktes getroffen werden. In den Werkstätten fabriziert man massenhaft Dolche, und tausende von Weibern lassen sich für einen Kursus zur Erlernung des Gebrauches von Stichwaffen einschreiben.[3]) Ähnlich geht es in den Provinzen zu. Beispielsweise wird in Orleans in einer öffentlichen Versammlung allen denjenigen der Tod angedroht, welche sich, „der heiligen Insurrektion der Jakobiner gegen die nationale Vertretung" zu widersetzen wagen sollten.[4])

Bevor der Souverän nun aber wirklich zur Gewalt greift, macht er doch noch einen letzten Versuch, seine Mandatare auf dem Wege der Vernunft zum Gehorsam zu bringen. Ende Mai erschienen mehrere Abordnungen aus den Pariser Sektionen im Konvent und beschwören die Bergpartei nochmals, das Vaterland zu retten, d. h. die Ausstoßung und strafrechtliche Verfolgung der Girondisten zu dekretieren. Daran knüpfen sich Forderungen wegen Entlassung aller adligen Oberoffiziere, Tarifierung des Brotes, Errichtung einer Sanskulotten-Armee u. a. „Wenn ihr es könnt, ruft eine Deputation dem Berge zu, und ihr wollt es nicht, so seid ihr Feiglinge und Verräter. Wollt ihr es aber und könnt es nicht, so erklärt euch! Dafür sind wir hier. Hunderttausend Arme haben sich bewaffnet, um euch zu schützen!" Von den Tribünen herab, auf denen das männliche und weibliche Proletariat von Paris die Handhabung der Polizei übernommen hat, werden jene Forderungen stürmisch unterstützt. Alle Redner, die dafür sprachen, finden jubelnden Beifall, die Opponenten schreit man in so schamloser Weise nieder, daß schließlich selbst einige Jakobiner gegen derartige „Exzesse" Verwahrung einlegen. Da der Konvent trotzdem zu keiner Entscheidung gelangt, so begiebt sich das Volk am 2. Juni in Stärke von 80 000 Mann vor den Sitzungssaal. Ein Huissier, der namens der gesetzgebenden Gewalt dem Kom-

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. 108 etc., 171.
[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. p. 111 etc.
[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. p. 112, 129.
[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. 123.

Digitized by Google

mandanten Henriot den Befehl zum Abmarsch überbringt, wird mit schnöden Worten zurückgewiesen, worauf der Konvent, an seiner Spitze der Präsident, seinem Souverän entgegenzieht und ihn um Aufklärung ersucht, was er denn wolle. „Das Volk hat sich nicht erhoben, um Phrasen zu hören, erwidert Henriot, sondern um allerhöchste Befehle zu erteilen; es muß Opfer haben, vierunddreißig Schuldige sind ihm auszuliefern." Von allen Seiten, wohin sie sich wenden, zurückgedrängt, begeben die Deputierten sich schließlich in den Sitzungssaal zurück, und nach einer kurzen Diskussion wird der Verhaftsbefehl gegen die „Konspiranten" votiert.[1])

Wenige Tage später spricht der Konvent dem Revolutionskomitee und dem Volke von Paris seinen Dank dafür aus, daß sie „so wirksam zusammen gearbeitet haben, um die Freiheit, die Einheit und die Unteilbarkeit der Republik zu retten[2])." Die Souveräne in den Provinzen werden durch eine solche Anerkennung seitens der gesetzgebenden Gewalt in der Überzeugung bestärkt, daß sie das gleiche Recht wie der Kollege in der Hauptstadt besitzen, ihren Willen mit Gewalt zur Geltung zu bringen. So beschließt beispielsweise das Volk in Lyon, „daß die Dekrete des Konvents als null und nichtig anzusehen seien, bis die nationale Vertretung ihre volle Freiheit und Integrität wiedererhalten haben werde." Als eine Armee gegen die aufsässige Stadt heranrückt, erläßt der dortige Wohlfahrtsausschuß eine Proklamation, in welcher unter Berufung auf die Verfassung von 1793 der Krieg erklärt wird. In Toulon bildet sich im Juli aus den Sektionen ein Komitee, welches die Befehle des Pariser Wohlfahrtsausschusses einfach ignoriert, „die Regierung übernimmt, den zum Nationaleigentum gehörigen Hafen wie sein eigenes Eigentum behandelt." Der Berichterstatter im Konvent bezeichnet es als „eine abscheuliche Heuchelei, daß alle diese Leute sich für ehrliche Republikaner ausgeben;" in Wahrheit liegt der Thatbestand in den Provinzen genau so wie in der Hauptstadt. Das Dogma der Volks-Souveränität hat überall das Gehirn der Nation in einen solchen Zustand von Verwirrung gebracht, daß ihm jedes Unterscheidungsvermögen zwischen Recht und Unrecht abhanden gekommen ist.[3])

Nach den Girondisten sind der Reihe nach die Hebertisten, die Dantonisten und die Robespierristen zum Sturz gebracht worden. Es ist indes ohne Interesse, darauf hier näher einzugehen. In der äußeren Erscheinung hat zwar ein jeder dieser Wechsel im Regiment ein individuelles Gepräge, aber bei allen handelt es sich im wesentlichen um ein und dasselbe. Wie die Girondisten, so haben sich auch alle übrigen Fraktionen dem Dogma von der Volkssouveränität gegenüber nicht zu halten vermocht. Sobald die mit der Ausübung der Staatsgewalt betrauten „Kommis" irgend etwas thun, was ihren souveränen Herren in den Vorstädten nicht beliebt, schlägt er ihnen den Kopf ab.

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVII, p. 251, 269, 296, 305 etc., 343. Wachsmuth a. a. O. Bd. 2, S. S. 128 ff.
[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. 202.
[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. p. 292, 499, 500, Tom. XXIX p. p. 66 etc.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Verehrung heiliger Bäume bei den Alten.

Von
Karl Böttlicher.

So weit die heilige Sage der Hellenen ihre Spuren in die Vorzeit hinaufträgt, verehrte das Gesamtgeschlecht der Vorhellenen, die Pelasger, nur Einen Gott, namenlos, bilderlos und tempellos, den unsichtbar und allgegenwärtig im weiten All der Natur herrschenden Zeus. Als weiterhin das Geschlecht von diesem Einen Gott hinwegging, sich in viele Geschlechter und Stämme sondernd, jedes besondere Geschlecht in seinem veränderten Bewußtsein auch einen besonderen Gott erkennend, offenbarte sich ihm dieser sein Gott auch in einem bestimmten und besonderen Wohnsitze auf der Erde, in welchem sein göttliches Wesen, wirkend und segensvoll mit den Menschen verkehrend, gedacht war. Es entstand mit vielen Göttern die Verehrung derselben in irdischen Wohnsitzen wie die Heiligkeitsanerkennung dieser Sitze. Aber solche Wohnsitze, — obgleich die ersten sichtbaren Malzeichen der Götter, — waren noch nicht von Menschenhänden gemachte Dinge, sondern von der Gottheit selbst geschaffene, ursprüngliche, mit der Schöpfung gewordene. Es waren dies nämlich Naturmale, als Quellen, Höhlen, Erdklüfte, Steine, Bäume. In diesen Naturmalen wurde des Gottes Geist, wie in einer sichtbaren Hülle hausend, geglaubt; — nicht war er durch menschliches Zuthun hineingekommen, er lebte darin aus eigener Machtvollkommenheit, er hatte sich das Mal von selbst zum Sitze erkoren; nicht war es auch die Materie und Bildform eines solchen Males, welche als Gott verehrt wurde, sondern eben die Gotteskraft, welche sich in ihr äußerte. — Die Verehrung dieser Naturmale bildet die zweite Phase der hellenischen Gottesverehrung, welche zwischen der Verehrung des vorhin genannten Einen Gottes und derjenigen Zeit mitten inne liegt, aus welcher die menschengestaltigen Gottesbilder und deren Tempelhäuser herrühren.

Unter diesen Naturmalen, welche man als Wohnsitze und sichtbare Bildformen der Gottheit ansieht, kommen vornehmlich diejenigen in Betracht, in welchen der Mensch nicht nur eine seiner eigenen Natur engverwandte Lebensthätigkeit erkannte, sondern an welche er zur Erhaltung seiner physischen Existenz auch am meisten gewiesen war: die lebennährenden Pflanzen, vornehmlich die Bäume. Und weil der göttliche Geist als ein ewig wachender und wirkender gedacht ist, sind dem entsprechend unter den Bäumen diejenigen, welche beständig grünend niemals ihr Laub abwerfen und dabei eine über alle Erinnerung hinüber gehende Lebensdauer haben, als Repräsentanten der unvergänglichen und nie schlummernden Gotteskraft betrachtet worden. Es sind vom Uranfange her dem Hellenen, Latiner, Meder und Armenier, dem Chaldäer wie dem Kanaaniter, dem Inder wie dem Germanen und Kelten Bäume die ersten Tempel und irdischen Abbilder der Gottheiten gewesen, in welchen deren Geist hauste und mit ihnen verkehrte, in welchen er dem Geschlechte seinen Willen durch Vorzeichen und Orakel offenbarte.

Digitized by Google

Auf diese Vorzeit spielt Plinius an, wenn er mit voller Kenntnis der Sache das merkwürdige Wort spricht: „Bäume waren die ersten Tempel der göttlichen Wesen, und es bleiben die bestimmten Gattungen der Bäume immerfort bestimmten Gottheiten geheiligt; so die Eiche dem Jupiter, der Ölbaum der Minerva, der Lorbeer dem Apollon, die Myrte der Venus, die Pappel dem Herkules u. s. f., auch heiligt der schlichte Landmann nach alter, väterlicher Sitte noch heute den schönsten Baum einer von diesen Gottheiten." — Der Baum ist zuerst das sichtbare Bildnis und Tempelhaus des Gottes zugleich gewesen, bevor noch die Kunst menschgestaltige Götterbilder machte und diese auf, an, oder auch in dem Stamme aufstellte; ja selbst in diesem Falle blieb er wenigstens so lange noch Tempel derselben, bis man zuletzt ein Tempelhaus für das Gottesbild daneben baute.

Und diese Wahrheit, daß der Baum den genannten Völkern das gottgeweihte Malzeichen gewesen sei, welches gleich der Gottheit selbst geachtet und verehrt wird, — diese Wahrheit möchte wohl durch nichts klarer bekundet und überzeugender bewiesen werden als durch die heilige Verehrung, welche auf dem Baume ruhte, die religiösen Zeremonien, mit denen er verehrt wurde; dies sind in der That schon ganz dieselben heiligen Bräuche, mit welchen man später das menschengestaltige Bild im Tempelkultus verehrt.

Kurz angedeutet sind es folgende:

Man weiht den Baum ein, man heiligt ihn, und mit dem Augenblicke, wo er die religiöse Weihe empfangen hat, ist er für profane Hand auf ewig unantastbar gemacht; göttliches wie menschliches Gesetz belegt jeden Frevel an ihm mit Fluch und Tod. — Zu dieser Weihe gehört zuerst die Weihwassersprenge aus dem Quell, der sich mit wenigen bekannten Ausnahmen stets unmittelbar neben dem Stamme des Baumes befindet. — Man heiligt ihn hierbei auch durch Salbung mit Öl; man salbt seinen Stamm, bekränzt seine Zweige, benennt ihn mit dem Namen der Gottheit und fügt ihm die Dedikationsinschrift an, welche diese heilige Weihe besiegelt. So weiht der Chor der Spartiatischen Mädchen jenen Baum der Helena, des Menelaus Gattin, unweit Sparta, salbt ihn mit köstlichen Narden, behängt seine Zweige mit frischen Lotoskränzen und setzt die Inschrift: „Verehre mich, der Du vorüber gehst, ich bin der Helena Baum." — Die hochalte, über Roms Gründung hinaufgehende Inschrift an der heiligen Eiche auf dem Vatikan, auf einer erzenen Tafel in etruskischen Schriftzügen, las noch Plinius an diesem Baume. Hiervon ging die Sitte in das profane Leben der Alten über, hochverehrten und geliebten Personen schöne Bäume zu weihen und die Dedikations-Worte nebst ihren Namen in die Rinde des Stammes zu schreiben.

Man weiht den Baum ferner durch Umwindung mit heiligen Binden, mit welchen man zugleich die Gelübdegaben und Weihespenden anfügt. Den Burgölbaum zu Athen bekränzte man am Geburtstage der Athena, also am Jahrestage seiner und des Kultus Stiftung; man umwand seinen Stamm mit roten und weißen Binden und knüpfte ihm als heiliges Dankopfer einen Ölzweig an, Eiresione genannt, der mit dem Erstlingssegen aller Früchte und Naturprodukte behangen war, welche die Gottheit dem Attischen Lande segnend gespendet hatte.

Digitized by Google

Die heilige Pinie des Attys prangte an dem Feste dieses der Göttin Kybele vereinigten Halbgottes in Violenkränzen und purpurfarbenen Binden in Fülle; und die Tempelbäume zu Tyana waren beständig mit den Kränzen der Verehrenden so bedeckt wie später die Götterbilder im Tempel. An den heiligen Ölbaum der Arge im Heiligtume der Artemis auf Delos hängte jede Braut am Tage vor der Hochzeit eine Locke auf, um eine wollene Garnspindel gewickelt; der Bräutigam ebenfalls eine Locke seines Hauptes, um einen blühenden Zweig gewunden.

Nun fügt man dem Baume auch die Attribute und Machtsymbole seiner Gottheit an, um so die Bedeutung desselben recht in die Augen springend zu machen. Den Burgölbaum zu Athen bezeichnete eine goldene Maske der Gorgo Medusa; die Pinie der Kybele wurde durch die Attribute ihres Dienstes, durch Cymbeln, Rohrflöte, Harpe und Hirtenstab kenntlich gemacht; an anderen Bäumen spielen Thyrsosstäbe, Handpauke und wollene Kopfbinden auf Dionysos an.

Vor dem Baume nun steht der Opferaltar zu dem blutigen Brandopfer; unter seinem Laubdache der heilige Gottestisch, zum Auflegen der feuerlosen Speiseopfer, der Schaubrote und Spendegefäße. Denn hier ist die geweihte Opferstätte, auf der man unter Anzündung von flammenden Kerzen und Weihrauch Gebet und Opfer verrichtet, zugleich die Gelübdespenden und Votivgaben mit deren Schenkungsurkunde an die Zweige des Gottesbaumes heftend. Der aus der Sage bekannte Demeterbaum, welchen der von der Göttin deshalb ausgestoßene Erisichthon umhaut, war mit Binden, Gelübdegaben und Votivtäfelchen reich behangen; und an die heiligen Bäume des Haines zu Aricia hefteten die römischen Frauen solche Gelübdeweihen bei entzündeten Lichtern an. — Ist es doch bezeugt, daß die Hellenen der heroischen Zeit eben so wie die Germanen den Bäumen selbst Menschenopfer gebracht haben.

Um endlich den Baum als Bild und Gestalt des Gottes unzweifelhaft zu machen, bekleidet man seinen Stamm nicht nur durch das heilige, mit Sternen bedeckte Gewand der Gottheit, sondern fügt diesem auch das Antlitz derselben in Form einer Maske bei, so ein gottmenschliches Bildnis nachahmend. Viele schön erhaltene Bildnereien zeigen solche armlosen und fußlosen Baum-Göttergestalten, vor ihnen den Opfertisch oder Altar mit den Opfergaben und den festfeiernden Personen. — Die einfachste Erklärung solcher Bildwerke kommt aus dem Munde eines späteren hellenischen Mannes, des Maximus Tyrius, welcher bemerkt: daß noch zu seiner Zeit (400 Jahre nach Chr.) jeder Landmann den Stamm des schönsten Baumes in seinem Garten als Gottesbild des Dionysos auskleide und verehre, wenn er dessen heiliges Fest begehe.

So ist es auch gekommen, daß man alle diejenigen Gegenstände, welche später der Gottheit in den Tempel geweiht wurden, ursprünglich an den Baum brachte. Es werden so an ihn geweiht alle Gegenstände des leiblichen Schmuckes und der Kleidung: Gewänder, Ringe, Spangen, Spiegel und kostbare Sandalen, wie musikalische Instrumente und Hausgerät; die Werkzeuge der Jagd, des Fischfanges wie des Ackerbaues! Von der Beute der Jagd die Felle, Geweihe und Köpfe des Wildes; von der Beute des Sieges die ruhmvoll eroberten Waffen.

Digitized by Google

Besonders merkwürdige Bildwerke zeigen solche Waffenbäume; auch der Schicksalsbaum auf dem Markt von Megara, mit dessen Falle die Stadt unterlag, war mit Waffenbeute reich behangen — kurz, es kann kein Gegenstand des beweglichen Besitzes gedacht werden, welchen nicht Inschriften, Bildwerke und Schriftzeugnisse, in ungemessener Zahl an das Baumheiligtum geweiht, bekunden. Der Hellene giebt jener Gottheit stets die Gabe zurück, von welcher er sie zur Freude des Lebens einst empfangen zu haben glaubte.

Gewährten solche religiösen Gebräuche die einleuchtendsten Erweise der Verehrung des Baumes, so bewahrheiten Schriftquellen nnd Bildwerke in einer von der Forschung bisher nicht geahnten Weise jenen Ausspruch des Plinius: Bäume seien die ältesten und ersten Tempel der Götter gewesen.

Denn älter als jeder bekannte Tempel der Hellenen ist der ihm zugehörende Gottesbaum innerhalb seines heiligen Bezirks. So beispielsweise die Orakelbuche zu Dodona, der Burgölbaum zu Athen, die Palme auf Delos, die Weide zu Samos, der Lorbeer zu Daphne bei Antiochia in Syrien. Und wenn eben so nach den lateinischen Geschichtsquellen die heiligen Bäume Roms älter waren als die Stadt Rom, so mußten sie zuerst und allein die Gottesbilder und Tempel gewesen sein; denn es wird bezeugt, daß Rom in den ersten hundert Jahren nach seiner Gründung weder Tempel noch Götterbilder, wohl aber heilige Bäume gehabt habe. — An den Baum knüpft sich bei den Hellenen die Verehrung der besonderen Götter an; als im Baume und mit ihm seiend wird die Gottheit zum ersten Male durch Opfer und Weihespenden begrüßt; mit dem Baume wird und entsteht ihr Kultus, mit ihm wandert derselbe; und wohin die Sakra als Filiale übersiedelt werden, dahin führt man einen Sprößling vom väterlichen Gottesbaum, pflanzt ihn auf und gründet der Gottheit heiligen Altar und Speisetisch, ja, der Mythos wagt gar nicht anders zu glauben, als daß dieser von Gott sich zum Abbilde und Sitze erkorene Baum eigenhändig auch von ihm zur Stätte getragen und gepflanzt sei. Wo der Gottheit Baum nicht wuchs, da konnte auch ihr Kultus nicht angesiedelt werden. Harpalos konnte den Kult des Dionysos um Babylon nicht einführen, weil hier wegen der Hitze kein Epheu wachsen wollte; und der Pontische König Mithridates konnte zu Pantikapaion (Kertsch) kein Heiligtum des Apollon und der Aphrodite stiften, weil unerachtet aller Mühen weder Lorbeer noch Myrte hier zu ziehen war. Daher, weil ohne Gottesbaum kein Heiligtum gegründet werden konnte, ist es gekommen, daß späterhin ohne solchen keine Tempelstiftung möglich ward.

So ward von den Alten die Verbreitung und Kultur der Segen gebenden und Leben erhaltenden Bäume als ein Werk der Gottheiten selbst angesehen und zu einer Disziplin ihrer Religion; und die höchste der Ehren, welche menschliche Satzung einem Manne der alten Welt zuzuerkennen vermochte, war der frische Kranz von solchem Gottesbaume eines Heiligtums. In Persien war es Religionsbrauch, daß der gleich einer Gottheit verehrte König die Bäume in seinen Paradiesgärten mit eigener Hand pflanzen und so ein Vorbild ihrer Kultur und Pflege geben mußte. — Von Demeter sollten die Eleusinier den ersten Feigen-

Digitized by Google

baum empfangen haben; durch das ganze Altertum hindurch blieb der erste von der Göttin gepflanzte Baum bei Eleusis: „die heilige Feige" genannt, ein Gegenstand der Anbetung. Der erste Ölbaum des attischen Landes, von welchem alle die hochgepriesenen Ölpflanzungen Attikas abstammten, war von Athena eigenhändig auf der Burg im Hofe des Priesterkönigs Kekrops gepflanzt; er bezeichnete den Tag der Epiphanie der Göttin, d. i. die Stiftung ihres heiligen Dienstes auf der alten Königsburg. Sein Stamm, mit Kränzen und Binden wie mit einem goldenen Meduſenhaupte geſchmückt, barg unter ſeinem Zweigdache den Altar ihres göttlichen Vaters, des Zeus, in ſeiner Eigenſchaft als Herkeios, als Hüters des königlichen Wohnhauſes des Kekrops. Viele Menſchenalter hindurch war dieſe Olive allein Tempel und Bildnis der Göttin, bevor man ihren Burgtempel ſamt dem aus Ölholz gearbeiteten Gottesbilde ſtiftete. — Herakles trug den wilden Ölbaum vom Saroniſchen Meere nach Olympia, mit deſſen Pflanzung den Dienſt des Zeus ſtiftend; ebenſo führt er vom Ufer des Totenfluſſes Acheron die Pappel hierher und gründet mit ihrer Pflanzung den Heroendienſt ſeines Ahnherrn, des Pelops. —

Von dem Delphiſchen Lorbeerbaum ſind ſo viele Abzweiger in Hellas verbreitet, als Filialtempel des Delphiſchen Apollon geſtiftet wurden. Dieſer Lorbeer war lange zu Delphi allein Bild und Tempel des Apollon, bevor noch der erſte Tempel erbaut wurde; der Gott hatte ihn eigenhändig aus dem Thale Tempe hierher getragen und damit ſeinen Kultus geſtiftet; in jedem heiligen Neunjahre feierten die Delphier dieſe Stiftung, indem ſie in Prozeſſion unter Weiheliedern einen Lorbeerſprößling aus Tempe holten und bei dem Apolloheiligtum weihten. Um den Baum waren alle hochheiligen Gegenſtände des Kultus vereinigt. Neben ihm ſtand der mantiſche Dreifuß an der Orakelkluft, und der prophetiſche Waſſerquell Kaſſotis mündete hier aus. Auch der weltbekannte Omphalos, d. h. der Nabelſtein, welcher die Mitte der Erde bezeichnete, lag hier. Unter dem Laubdache der Lorbeerzweige, die ſtets im Schmuck heiliger Binden und Weihegaben prangten, wurde der Gott, als im Baume ſeiend, verehrt. Darum erzählte mit Recht nicht bloß die älteſte Sage: daß Apollon hier zuerſt unter einer Zweiglaube von Lorbeer gewohnt habe, ſondern auch die ſpäteſte geſchichtliche Kunde von dieſer Stätte dreht ſich noch um dieſe Zweiglaube und um dieſen Lorbeer. Als Kaiſer Julianus Apoſtata ſeinen Leibarzt Oribaſius nach Delphi ſandte, in der Abſicht den verfallenen Gottesdienſt wieder herzuſtellen und den ſchweigenden Orakeldreifuß von neuem tönend zu machen, empfing der kaiſerliche Bote von den ärmlichen Pflegern des verödeten Heiligtums den merkwürdigen Beſcheid: „Sage dem Kaiſer: nieder in den Staub geſunken liege der kunſtvoll gebildete Tempelhof, keine heilige Zweiglaube beſitze Phoibos mehr und weisſagenden Lorbeer, keinen verkündenden Quell; verſiegt ſei das redende Waſſer." —

War aber ein Baum Tempel und Abbild der Gottheit, trug er ihre Sakra, dann mußte er auch ihren Namen führen. Die dodonäiſche Orakelbuche hieß Zeus Phegos, d. h. Zeus, der eine Buche iſt; — eine Buche bei Rom war Jupiter Fagutalis, der in der Buche hauſt; eine Zeder bei Orchomenos Zeder-

Digitized by Google

Artemis; eine Myrte bei Boiai Artemis die Retterin; eine Feige auf Melos Feigen-Dionysos.

Gab es ferner olympische Götter-Bäume, heilige und glückliche, dann mußte es auch unterirdische Götter-Bäume geben. Die Pinie, Cypresse, schwarze Feige, Granate u. a. sind unglückliche, dem Hades und der unterirdischen Persephone geweihte Bäume, nur zu Totenweihen bestimmt, deren Zweige nie im Dienste olympischer Götter verwandt werden durften.

In gleichem Verhältnis endlich wie die Götter stehen im Baumkultus auch die Halbgötter und Heroen. An Stelle der späteren Heroenkapellen finden sich ursprünglich Heroenbäume.

Bei den Orientalen erscheint dasselbe. Die alten Parsen haben Gottesbäume, böse Dämonenbäume und Heroenbäume. Letztere sollten von den Seelen der Tapfern und Reinen bewohnt werden; und Ormuzd nahm die Seele des Zoroaster in einen solchen Baum auf dem Berge Asmuidacher auf. —

Ließ der Glaube so des Gottes wie des Heroen Geist im Baume hausen und walten, dann mußte er auch in und an dem Baume durch automatische Lebensthätigkeit seinen Schutzbefohlenen warnende Vorzeichen, Schicksalsverkündigungen, offenbaren. Und in der That möchte kaum ein alter Staat, ein Volksstamm, eine Stadt, ein Familiensitz zu finden sein, welcher nicht an seinem Gottesbaume oder Heroenbaume seinen Lebensbaum, seinen Schicksalsbaum gehabt hätte. Keiner Stadt oder Burg Gründung ist zu denken, ohne daß nicht der Baum des väterlichen Schutzgottes mit seinem Altare Erstes und Anfang aller Gründung wäre; — denn ohne Sakra und Opferweihen kann kein Werk glücklich auspiziert, begonnen und vollendet werden. Alle solche Gründungen sind geschehen um den aufgepflanzten heiligen Baum; oft genug bezeichnet ein solcher schon stehender den Ort der Ansiedlung. Und weil die Gründung jeder Ansiedlung sich an solchen Baum knüpft, weil ihr Leben mit ihm wird, vergeht sie auch mit ihm; ihr Ursprung, Schicksal und Ende liegt in seiner Lebenskraft eingeschlossen und vorgebildet. Sein allmähliches Absterben wie sein plötzlicher, ohne jede Veranlassung erfolgter Umsturz sind die schrecklichsten Vorzeichen; sie verkünden, daß des schützenden Gottes Geist seinen Sitz verlassen, seinen Beistand den Angehörigen entzogen habe; es können keine Opfer auf dem Baumaltare mehr vollzogen werden, der Kultus erlischt auf der Stätte. Sein Wiederaufgrünen dagegen oder — nach plötzlichem Umsturz — seine Aufrichtung durch sich selbst ist dagegen ein Zeichen der Gnade, Versöhnung und Rückkehr des Gottes oder Heroengeistes.

Zwei Myrtenbäume standen auf dem Quirinal in Rom vor dem Tempel des Romulus Quirinus, des Staatsgründers. Sie waren, wie es die Myrte bei den Alten überall ist, Symbole der freiwilligen Verbindung, und zwar hier der Verbindung beider Stände der Patrizier und Plebejer zu einer Staatsgenossenschaft. Davon hieß die eine Myrte patricia, die andere plebeia; eine jede stellte nach dem festen Glauben der Römer das Leben und Schicksal ihrer Volksklasse dar. Als nun die Lebenskraft der Plebejer sinken sollte, begann die plebeia zu kränkeln und welken, sie erstarb zuletzt ganz und gar. Während

Digitized by Google

dem grünte die patricia noch kräftig weiter, bis die Macht der Edlen, durch die Marsischen Kämpfe gebrochen, nach und nach zum leblosen Schatten herabsank; da begann auch der patrizische Lebensbaum zu dorren und starb ab. So erzählt Plinius in seiner Naturgeschichte wörtlich. — Wie sich an das Bestehen eines hochalten Ölbaumes der Stadt Megara Schicksal knüpfte, so war den Athenäern der schon erwähnte Burgölbaum der Lebensbaum des Staates; und als dieser durch Xerres absichtlich bis auf den Stamm durch Feuer versengt ward, verkündete ein am Tage nach diesem Frevel dennoch aus dem Stumpfe frisch aufgeschossener grüner Sproß den Athenäern das Vorzeichen der gleich nachher erfolgten Siegesschlacht bei Salamis, welche das verkehrte Leben ihres Staates mit neuer Kraft erhob. — Waren jene zwei Quirinalischen Myrten die Schicksalsbäume der beiden Volksstände, so war dagegen der Feigenbaum auf dem Forum zu Rom (ein Pflänzling des Ruminalischen) der Lebensbaum des ganzen Römischen Staates, von welchem den Römern die Prophezeiung geworden war, daß sie ihre Selbständigkeit ungeschwächt erhalten würden, so lange er noch frisch grünend stehe. Deswegen stand er unter der alleinigen Pflege der Pontifices und der Priesterinnen, welche auch die ewige Lebensflamme des Reiches auf dem Staatsherde unterhielten: der Vestalen. Unter seinem Laubdache stand neben dem Altare das Wahrzeichen des Staates, die erzene Wölfin mit den säugenden Zwillingsknaben Romulus und Remus; an einem der Zweige sah man das erzene behelmte Haupt ihres mythischen Vaters, des Mars, mitten darauf stand das Bild des dem Mars geweihten Spechtes. Ganz Rom überfiel Trauer und Furcht, als unter Nero's markaussaugendem Regimente diese Feige plötzlich zu kränkeln begann; man sah darin das Vorzeichen von der Auflösung des Staates. Da wurde Nero gestürzt — und sogleich lebte auch der Baum in frischen Säften wieder auf.

Nach diesen Anschauungen kann es nicht befremden, wenn unter solchem Baume, gleich wie im Heiligtum, der erkorene Fürst des Landes gesalbt und inthronisiert wird. Unter der „hohen Terebinthe" zu Sichem wird Abimelech zum Könige in Juda gesalbt. — Auch in Persien war die Platane der Baum der königlichen Achämeniden. Unter einer Platane saßen Darius und seine Nachfolger stets auf dem silberfüßigen Throne. Daher ward eine Platane, unter welcher dieser Sessel im königlichen Purpurzelte stand, aus Gold gemacht und mit einer goldenen Weinrebe umrankt, deren Trauben aus feuerfarbenen indischen Edelsteinen gebildet waren. So wanderten Goldplatane und Thronsessel überall hin, wo der Fürst das Hoflager hin verlegte.

Gleichwie das Volk, der Staat, die Stadt und Burg, so besitzt auch die Familie und das Haus derselben ihren Lebensbaum. Denn weil sein Gott das Erste ist, was der Mann der alten Welt auf die Stätte hinträgt, wo er wohnen will, so ist auch keiner Familie Ansiedelung ohne Stiftungsweihe des Baumes ihres väterlichen Schutzgottes oder ihres Schutzdämon. — Als Augustus, sich mit Livia Drusilla verbindend, seine Familie gründete, berichtet Plinius, trug ein Adler, aus dem hohen Äther herabfliegend, der Livia einen voller Beeren

Digitized by Google

hangenden Lorbeerzweig auf den Schoß. Man pflanzte und pflegte dieses vom Himmel gegebene Siegesunterpfand als Familienbaum und zweigte nach und nach einen kleinen Hain von ihm ab, aus welchem jeder Triumphator der Augustischen Familie sich die Triumpheszweige brach. Als dieser Baum samt seinem Haine plötzlich abstarb und verdorrte, kündete das den schnellen Tod des letzten Adoptivgliedes dieser Familie, des Nero, im voraus an.

Die Gottesorakel, welche aus Bäumen fließen, sind aber mit nichten allein jener berühmten Dodonäischen Zeusbuche eigen; denn auch aus einem Lorbeerbaume vor dem Apollotempel zu Metapont erschallt die Gottesstimme; und die Armenische Sage redet schon in Semiramis' Zeit von der heiligen Platane bei Armavir, aus welcher die Feuerpriester die Orakelsprüche empfingen. Noch im 9. Jahrhundert nach Chr. gab eine alte, heilig verehrte, mit Schmuck und Gewanden bekleidete Palme den Arabern des Landes Yemen Gottessprüche; Moses selbst empfing ja die ersten Befehle seines Jehovah aus der Flamme, welche auf den Zweigen des Gebüsches ruhte, an dem Orte, welchen die Stimme als einen heiligen bezeichnete.

Lebte und wurde aber des Gottes Geist im Baume heilig verehrt, war dieser die sichtbare Bildform und das irdische Wohnhaus desselben, so ist die Verwandlung eines Sterblichen in die Gestalt des Baumes und die Aufnahme seiner Seele in solchen weiter nichts als ein Bild der Verwandlung in die Gottgestalt, der Aufnahme in die Wohnung und heilige Gemeinschaft des Gottes, also die Vergötterung, die Apotheosis. Dies erklärt den eigentlichen Sinn so vieler interessanter Sagen vom Sterben oder Entrücktwerden gottbegnadigter Persönlichkeiten und deren Verwandlung in Bäume durch die Gottheit.

Es ist nun ein eigentümlicher Charakterzug der heiligen Sage, wie sie eine so begnadigte Persönlichkeit stets in einen derjenigen Bäume verwandelt werden läßt, welcher des Abgeschiedenen Wesen entspricht und seine Natur festhält. So dauerte gleichsam das Leben seiner Seele nach ihrer Eigentümlichkeit in der sich fortpflanzenden Gattung des Baumes ewig lebend fort, nur in einem anderen Sein wirkend, nur in eine andere Formenhülle transfiguriert. Aus der Fülle bezeichnender Sagen mögen nur einige herausgehoben sein. — Die unberührt sich erhaltende Daphne wird vom Apollon in den Lorbeer verwandelt, das Symbol der ewigen Reinheit. „Kannst du als Gattin nicht mein werden," läßt die Sage den Gott hierbei sprechen, „sollst du als geliebter Baum ewig die Meinige sein." Und nun kränzte sich der Gott beständig mit der Daphne Zweigen, nun diente der Lorbeer in seinen Sakra fortan zu allen Reinigungsweihen. — Leib und Seele des Cyparissus, der um den Verlust eines geliebten Geschöpfes beständig trauernd im Grame verging, nimmt Apollon in die Cypresse, das Sinnbild der ewigen Trauer, auf und sagt: „Weil du um andere bis in den Tod getrauert hast, sei hinfort auch ein Zeichen der Trauer um andere."

So blieb die Cypresse den Alten ein Symbol der tiefsten Trauer; Cypressenzweige steckte man vor jedem Trauerhause auf und schmückte den Scheiterhaufen damit, Cypressen pflanzte man auf den Grabhügel. — Dem Philemon und der

Digitized by Google

Baucis, dafür, daß sie seinen Dienst so lange treu gepflegt und ihn heilig verehrt haben, giebt Zeus die Gestalt von Gottesbäumen neben seinem Altare, welche fortwährend von jedem Opfernden bekränzt und verehrt wurden: „Zum Lohne," heißt es, „daß ihr so treu verehrt habt, sollt ihr auch selbst nun ewig verehrt werden." —

Phyllis, des Demophon Verlobte, erwartet die Ankunft des Königssohnes, der sie als Weib heimführen will, lange vergebens. Das Gerücht nennt ihn gestorben. Vor Sehnsucht der Liebe verzweifelnd, erhängt sie sich an einem Mandelbaume. Aber ihr Wesen geht in den Baum über; er steht trauernd und grünt niemals. Jetzt erscheint Demophon, hört, was geschehen, und umfaßt, schmerzlich getroffen, den Baum. — Da erbebt dieser freudig zitternd, und im Augenblicke treibt er aus alten, dürren Ästen und Zweigen frisch glänzende Blätter hervor, den ersehnten Geliebten begrüßend. — Die schöne Leukothea will von ihrer Verehrung des Helios nicht lassen; deswegen vom grausamen Vater lebendig begraben, fleht sie sterbend noch des Gottes Lichtauge herbei. Und siehe — des Sonnengottes Strahlen durchdringen den Hügel ihres Grabes, und unter ihrem belebenden Feuer wandelt sich der Leib der Geliebten in den Wunderbaum des Weihrauches, dessen balsamisches Harz von nun an bei allen Gebeten als gottgeweihter Duft zu dem Antlitze des Helios aufstieg. In solcher Weise wird bei den Alten der Leib des Edlen, welcher „ausgeduldet hatte," nicht zu Moder und Staub, sondern blieb, als beständig sich erneuernder Baum, ein Unterpfand des Segens und Angedenkens für alle nachkommenden Geschlechter. — Setzte der hochalte Glaube den Baum in einen so deutsamen Bezug auf Tod und Grab, daß er aus der Asche, wie aus dem Blute, ja selbst aus den Kummerthränen edler und duldender Personen ewig lebende Pflanzen aufsprießen ließ, dann erklärt sich das Hellenische Staatsgesetz: jedes Grab mit Baumpflanzung zu versehen und den Gottesfluch auf die Verletzung solcher Gräberbäume zu setzen.

Zeigte sich in allem diesem die Bedeutung, welche der Baum in der Götterverehrung einnahm, war er der Ursprung jeder Heiligkeitsgründung, so wird es klar, warum die heilige Sage den Ursprung der Gottesverehrung, die Entstehung der Religion bildlich so ausdrücken konnte, daß sie die Gottheiten unter den Bäumen geboren und erzogen werden, oder ihren Verehrern zum ersten Male erscheinen läßt, also ihre Epiphanie setzt. Und wenn berichtet wird, daß gewisse Gottheiten unter einem Baume sich vermählt haben, so ist damit nur die Vereinigung der religiösen Verehrung beider zu einer gemeinsamen Verehrung ausgesprochen. — Unter dem Laubdache der berühmten, ewig grünen Platane zu Kortyna auf Kreta hatte Zeus die heilige Hochzeit mit Hera vollzogen; unter derselben begingen die Kreter alljährlich am Tage dieses mythologischen Ereignisses jenes Fest durch Nachahmung aller der heiligen Zeremonien, wie sie nach der Überlieferung an jener Götterhochzeit ehemals zelebriert waren. —

Als ein Ausfluß solcher heiligen Verehrung des Baumes ist das Religionsgesetz zu betrachten, nach welchem ohne frische Zweige eines Gottesbaumes niemals irgend eine gottesdienstliche Handlung vollzogen werden dürfe und könne.

Digitized by Google

Ohne Kranz des gottheiligen Gewächses durfte sich niemand der Gottheit nahen, zu dem Altare treten, opfern und beten. „Der Kranz", sagen die Alten, „ist der Herold des Bittflehens und Vorbote der Andacht, welcher das Gebet voraus hinauf zu den Göttern trägt." — Ohne sie mit heiligen Zweigen und Binden zu umkränzen und zu umwinden, konnte nicht die kleinste Opfergabe der Gottheit dargebracht werden. Opfertier, Opferbrot, die Körbe, Schüsseln und Gefäße, welche die Opferspenden enthalten, sind bekränzt und umbunden; desgleichen die Priester und Ausrichter der heiligen Handlungen. „Bekränzen und umbinden," bemerkt Aristoteles, „heißt durch und durch vollkommen machen, erfüllen; deshalb umkränzen und umbinden wir jede Gabe, welche den Göttern gereicht wird, weil wir ihnen nichts Mangelhaftes, Unvollkommenes, sondern nur Vollkommenes darbringen dürfen." Wie tief die Bedeutung des Kranzes aus dem gottesdienstlichen in das bürgerliche und Staatsleben hineingriff, erhellt am besten aus dem athenäischen Staatsgesetze, welches auf jeden, der bürgerlich ehrlos gemacht werden sollte, ganz einfach erkannte: es sei ihm untersagt, einen Kranz zu tragen. Solcher Spruch belegte den Schuldigen mit dem geistlichen und weltlichen Banne zugleich, er versagte ihm mit den bürgerlichen Ehrenrechten auch jede Teilnahme am Gottesdienste. Umgekehrt erklärte ein anderes Gesetz einen jeden, welcher eben den Kranz trage, für unantastbar gegen leibliche und moralische Beleidigungen, weil er im Dienste einer Gottheit beschäftigt sei.

Wirft man zum Schlusse einen flüchtigen Blick auf die geschichtlichen Verhältnisse des Baumkultes, so führt die Überlieferung in jene Vorzeit des Orients hinauf, aus welcher von dem Gottesbaume gemeldet wird, der mit dem heiligen Gewande bekleidet ist, unter dessen Zweigen ebenso geflügelte Gestalten, Elohim, Cherubim schweben, wie sie unter den goldenen Palmen zu sehen waren, welche die Wände im Tempel des Salomo bedeckten; wir werden in jene Zeit hin versetzt, wo die Fürsten der alten Weltstadt Ninive in der Weise den heiligen Baum verehrten, wie es die aus dem Trümmerschutte jener Stadt gezogenen Originalbildwerke uns vor Augen stellen.

Wurzelt aber der Baumkultus ursprünglich im Oriente, dann darf man sich nicht verwundern, wenn auch das Volk des alten Testaments mit Leidenschaft ihm anhing und fortwährend vom Dienste des Jehovah abfiel, um sich den Baumgötzen zu ergeben. „Allein erkenne die Sünde deines Abfalles vom Herrn, du Kind der Übertretung, da du hin und her läufst zu den fremden Göttern und zu den Götzen unter alle grünen Bäume trittst," so zürnet noch strafenden Wortes Jesaias, so Jeremias. Gideon mußte auf Gottesbefehl die Bäume des Baal umhauen und auf dem Altare des Herrn verbrennen; und schon Mosis' Gesetz befahl: „Du sollst keinen Baum pflanzen, wenn Du einen Altar des Herrn stiftest, sondern die Bäume mit den Altären der Landeskinder ausrotten." Wie innig aber der Baumkultus mit der Geschichte der Israeliten im Lande Kanaan verwebt war, bezeugt die Überlieferung, daß die erste Epiphanie des Jehovah stets unter einem heiligen Baume stattfindet, daß unter einem solchen fortwährend

Digitized by Google

die wichtigsten Akte der jüdischen Theokratie vollzogen werden. Debbóra, die Prophetin und Richterin in Israel, wohnte auf dem Gebirge Ephraim unter Palmen; unter dieselben beschied sie das Volk, sprach, unter den Bäumen sitzend, Recht und Urtel, und davon hieß sie Debbóra. — Ein Heiligtum der Familie des Gideon zu Ophra war eine Terebinthe, die „väterliche" genannt. Unter dieser erscheint dem Gideon der Herr zum ersten Male, ihn zum streitbaren Helden und Richter in Israel erklärend; und als Gideon hier das erste Weiheopfer auflegt, entzündet es die Erscheinung durch eine himmlische Flamme von selbst. Danach nannte Gideon diese Stätte mit dem Altare „Herr des Friedens" und von der Zeit ab wurde vom ganzen Volke hier geopfert. — Jene hohe Terebinthe zu Sichem, unter welcher Abimelech zum Könige gesalbt wurde, war bereits ein heiliger Baum aus hochalter Zeit; denn es war dieselbe Terebinthe, unter welcher schon Josua den Kindern Israel des Moses Gesetz verkündete und mit ihnen vereinbarte, es von ihnen beschwören ließ und als Zeugnis vom Schwure dieses Bundes den Malstein der Gesetzesstiftung unter den Zweigen errichtete, welcher da heißt „das Heiligtum des Herrn." Davon hieß der Baum „Terebinthe zum Heiligtume des Herrn." Gerade so befiehlt der Parsen König Gustasp die Fürsten seiner Völker vor seinen Thron unter die heilige Cypresse des Ormuzd, verpflichtet sie hier auf die Gesetze des Gottes und läßt diesen Gesetzesbund vom Zoroaster in die Rinde des heiligen Baumes einschreiben. — Aber die Bedeutung jener Terebinthe zu Sichem reichte noch über Josua hinauf; sie war vor diesem das heidnische Heiligtum der Familie des Lot und ihres Götzen Tempel. Denn als Jakob auf des Herrn Befehl die Götterbilder und den götzendienerischen Schmuck der Seinigen abthun sollte, um rein zu werden, wagte er, aus Furcht vor dem Baumgötzen, nicht, dieses alles zu vernichten, sondern weihte es demselben zurück, alles unter dem Baume verbergend. Selbst dem Abraham ward die Epiphanie seines Gottes zweimal unter der Terebinthe vor seinem Hause zu Mamre auf Hebron, unter welcher des Patriarchen Hausaltar neben der Quelle stand. Zum ersten Male bei der Gelegenheit, als das Weiheopfer durch eine himmlische Flamme entzündet und der Bund mit dem Herrn dadurch geschlossen wurde, zum andern Male, als ihm der Herr in Gestalt der drei Engel erschien, das Speiseopfer unter dem Baume annahm und ihm zur Besiegelung des Bundes die Verheißung gab: seine Nachkommenschaft werde den Erdkreis füllen. — An diese Terebinthe des Abraham knüpft die christliche Tradition an, zumal sie den Baum als den heiligen Nährbaum bezeichnete, dessen Früchte die erste ursprüngliche Nahrung der Menschen gewesen seien. Noch zur Zeit des Hieronymus opferten und beteten unter diesem Baume an großen Festtagen Phöniker und Araber, Heiden, Juden und Christen vereint, je nach ihren verschiedenen religiösen Riten; alle hielten den Baum, nach dem Ausdrucke des Hieronymus, für den Tempel und Altar des einigen Gottes. Der Weihequell unter seinen Zweigen hieß „Abrahamsbrunnen," der Altar neben ihm war noch der Abrahamsaltar; Götterbilder waren um seinen Stamm herum geweiht; man verrichtete hier Gebete und Gelübde bei flammenden Kerzen und entzündetem Weihrauch, schmückte den Brunnen, goß Spenden

Digitized by Google

von Wein in denselben, warf Opferkuchen und Goldmünzen hinein. Als aber die Kaiserin Helena, des Konstantin Mutter, diese Stätte sah, betrieb sie beim Konstantin die Vernichtung des uralten ewigen Heiligtums, welche der Kaiser auch durch seinen Präfekten und den Bischof von Jerusalem vollziehen ließ. Eine Kapelle bezeichnete von nun an die Stätte des Baumes.

Aber noch unter des Theodosius Regierung (fast 400 Jahre n. Chr. † 395), nachdem alle Götterbilder zertrümmert, ihre Tempel zerstört waren, weihte und verehrte besonders der Landmann fortwährend Bäume auf dem Felde als Götter. Ein Strafedikt des Theodosius hiergegen lautet: „Wer irgend einen Baum mit heiligen Binden weihen und mit Weihrauch nebst einem Altar von Rasen als eitles Götzenbild verehren wird, soll dieses mit dem Verluste von Gut und Habe büßen." Dennoch erreichte diese strenge Pön ihren Zweck nur sehr unvollkommen; denn mit welcher Lebenskraft der Baumkultus im Volke fortwucherte, ersieht man aus dem über 300 Jahre späteren Gesetze des Longobarden Luitprant, welches verordnet: „Wer einen Baum, den die Landleute einen hochheiligen nennen, verehren oder mit Weihegesängen feiern wird, der soll unserem heiligen Fiskus mit dem halben Werte seines Vermögens büßen." Dies wurde noch im 8. Jahrhundert geschrieben, ungefähr um die Zeit, als im nördlichen Europa die heiligen Eichen der Germanen unter dem Beile Winfrids und seiner Missionäre fielen. In der That eine wunderbare Verkehrung der Gegensätze. Das göttliche und menschliche Gesetz bei den Hellenen strafte jeden, der einen Gottesbaum entheiligte oder gar umhieb, mit dem Verluste von Hab und Gut, — dieselbe Strafe legt der Kodex christlicher Fürsten und Kleriker auf den, welcher einen Baum heiligt oder aufrichtet.

Das ist nur ein flüchtiger Abriß der inhaltreichen Baumverehrung der Alten in den engsten Grenzen. Nicht war sie bloß das Erste, Ursprüngliche und fortwährend Bestehende, sie war auch das Endliche, Letzte der Götterverehrung vorchristlicher Völker.

Der jüngste politische Umschwung in Amerika.

Von

John Bigelow

früher Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin.

Seit den Bürgerkriegen hat noch keine Wahl in den Vereinigten Staaten ein solches Aufsehen erregt und den Verständigen so viel zu denken gegeben wie diejenige, welche sich letzthin vollzogen hat. Und niemals hat seit der Unabhängigkeitserklärung eine Wahl die Zufriedenheit der auswärtigen Nationen in gleich lebhafter Weise und gleich großem Umfange hervorgerufen. Während im Unterhause (Repräsentantenhause) des Kongresses die Regierungspartei bisher eine Mehrheit von 8 Stimmen hatte, so hat jetzt die Gegenpartei ein Übergewicht von 142 Stimmen und mehr: ein Umschwung, welcher in so gut wie jedem

Digitized by Google

anderen Lande als eine Revolution angesehen worden wäre. Die Bedeutung, die dieser Umschwung hat, wird aber noch durch zwei Umstände vergrößert: er hat bereits nach Ablauf des ersten Jahres einer neuen Regierung[1]) stattgefunden, und er ist dadurch hervorgerufen worden, daß die von der Regierung anerkanntermaßen befolgte Politik eine Einschränkung des Handels und Verkehrs mit dem Auslande bezweckt.

Alle Welt nimmt ein Interesse daran, wie es kommt, daß das amerikanische Volk derjenigen Partei, welcher es erst vor kurzer Zeit die Geschicke der Republik anvertraut hatte, dieses Vertrauen so plötzlich und so vollständig wieder entzogen hat; und neben dieser Frage nimmt eine zweite ein gleiches Interesse in Anspruch: welche Folgen dieser Umschwung voraussichtlich mit sich führen wird. Beide Fragen werde ich im folgenden für die deutsche Leserschaft, so gut es geht, zu beantworten suchen.

Der wichtigste Grund für die Veränderung, welche die Beschickung des Repräsentantenhauses erfahren hat, ist in dem neuen Zolltarife zu suchen, welcher wenige Wochen vor dem Vollzuge der Wahlen zum Gesetze erhoben ist und welcher nach dem Vorsitzenden der Kommission, welche ihn bearbeitet hat, unter dem Namen des Mac Kinleytarifes allgemein bekannt ist. Was diesem Tarife hauptsächlich vorgeworfen wird, ist folgendes:

Zunächst war der Tarif darauf berechnet, die Staatseinnahmen zu vermehren und zwar zu einer Zeit, in welcher das Schatzamt schon ohnehin in Verlegenheit war, was es mit dem ungeheuren vorhandenen Geldüberschuß machen sollte.[2]) Dieses Geld sollte aus dem Betriebskapitale des Handels und der Industrie, wo es arbeiten konnte, herausgezogen werden und unfruchtbar in dem Staatsschatze liegen bleiben und zugleich als eine beständige Versuchung zu überflüssigen, thörichten und verderblichen Ausgaben dienen.

Zweitens ist dieses neue Gesetz, wie auch auf allen Seiten anerkannt wird, lediglich im Interesse der gewerbetreibenden Bevölkerung geschaffen, und es ist nicht die geringste Rücksicht darauf genommen worden, daß es für die an Zahl überwiegende[3]) Klasse der Konsumenten von mäßigem oder geringem Einkommen eine schwere neue Last mit sich führt. Schon ein ganz oberflächlicher Blick auf

[1]) Der jetzige Präsident Harrison hat sein Amt am 4. März 1889 angetreten und am folgenden Tage ein neues Ministerium gebildet.

[2]) Das Finanzjahr vom 1. Juli 1887 bis 30. Juni 1888 hat 379 Millionen Dollars Einnahmen und 260 Millionen Ausgaben gebracht. Für das Finanzjahr vom 1. Juli 1888 bis 30. Juni 1889 sind 337 Millionen Dollars Einnahmen und 273 Millionen Dollars Ausgaben veranschlagt gewesen, das Finanzjahr vom 1. Juli 1889 bis 30. Juni 1890 hat 403 Millionen Dollars Einnahmen und 298 Millionen Ausgaben gebracht; der Kassenbestand betrug am 1. Juli 1887: 482 Millionen, am 1. Juli 1888: 630 Millionen, am 1. Juli 1889: 643 Millionen Dollars.

[3]) Am 1. Juni 1880 zählten die Vereinigten Staaten 37 Millionen Seelen im Alter von 10 Jahren und mehr; davon waren 17 Millionen Seelen Berufsbeschäftigte, und zwar 7½ Millionen (44%) in der Landwirtschaft, 4 Millionen (23%) mit berufsmäßigen und persönlichen Dienstleistungen, 2 Millionen (11%) im Handel und Verkehr, und 4 Millionen (22%) in Industrie und Bergbau.

Digitized by Google

dies neue Gesetz beweist uns, daß es ausschließlich zu gunsten der Industriellen geschaffen worden ist. Denn nur diese haben naturgemäß ein Interesse daran, daß ein möglichst hoher Zollsatz auf die am meisten gehandelten Waren gelegt werde; solche Waren sind aber diejenigen, welche von den mittleren und niederen Klassen am meisten gebraucht werden. Dieser Erfolg ist auch erreicht worden, wie die nachstehenden Beispiele beweisen. Wollwaren, welche früher im Stücke mit 20 Cents die Elle bezahlt wurden, kosten jetzt 40 Cents. Je feiner die Ware wird, desto geringer ist der Einfluß des Zolles. Denn fertige Anzüge in der Qualität, welche früher 20—25 Dollars gekostet haben, werden jetzt mit 24 bis 30 Dollars bezahlt, aber bei den besseren Anzügen, welche früher 50—100 Dollars kosteten, ist eine merkliche Preissteigerung nicht eingetreten. Frauenmäntel von Plüsch und imitiertem Seehundsfell, welche bei einer gewissen Klasse der Bevölkerung sehr beliebt sind, kosteten früher 20—25 Dollars und werden heute mit dem Doppelten dieses Betrages bezahlt; dagegen sind die Mäntel von echtem Seehundsfell, welche im vorigen Winter mit 200 Dollars berechnet wurden, heute schon für 190 Dollars zu haben, und die ganz feine Ware, welche sonst 500 Dollars das Stück kostete, kann man jetzt für 495 Dollars bekommen. Die Art Handschuhe, welche bei Leuten mit beschränkten Mitteln im Gebrauch ist, kostete vorher 0,75—1 Dollar das Paar; heut sind sie im Preise auf 1,00 bis 1,25 Dollars gestiegen. Ein Dutzend Handtücher kosteten früher 1 Dollar, heut 1,25 Dollars; Tischtücher früher 1 Dollar das Stück, heut 1,65 Dollars; schottische Mützen, welche in Amerika viel getragen werden, früher 1,50 Dollars, heut 2,50 Dollars. Eine gleiche Preissteigerung haben auch andere Gegenstände, wie Jugramer und Brüsseler Teppiche, Steingut, Krüge, Kinderthee geschirre und Spielzeugkästen aller Art erfahren, Lederhosen, welche von den Arbeitern viel getragen werden, kosteten im Einzelverkaufe früher 2 Dollars, jetzt 2,60 Dollars das Stück; fertige Anzüge aus Kammgarn, die die Arbeiter früher für 10 Dollars bekamen, kosten jetzt unter dem Einflusse eines Zollsatzes von 110% des Wertes nicht weniger als 14 Dollars. Ein Schnitzmesser kostete früher 75 Cents, jetzt 95 Cents; für einen Scheffel Gerste wurden früher 10 Cents Zoll bezahlt, jetzt 29 Cents; für Mais und Maismehl früher 10 Cents, jetzt 20 Cents; Makkaroni waren früher zollfrei und sind jetzt mit einem Zolle von 2 Cents auf das Pfund belegt, und für Hafermehl ist der Zoll verdoppelt. Die Zigarrenfabrikanten haben ihren regelmäßigen Abnehmern angezeigt, daß sie die gewöhnlichen Preise ihrer Waren um 10 Dollars für das Tausend Stück erhöhen werden. Selbst Särge kosten jetzt das Stück 15—35 Dollars mehr als unter dem alten Tarif. Und so kann man alle Waren und Handelsartikel durchgehen, für alles, was die Masse des Volkes ißt, trinkt, am Leibe trägt oder sonst in irgend einer Weise braucht, ist der Zoll so bedeutend gestiegen, daß schon am nächsten Morgen nach dem Inkrafttreten des Mac Kinley-Gesetzes kein einziger Wähler in der ganzen Republik vorhanden war, der nicht merkte, daß ihm sein Frühstück teurer geworden war. Wohl niemals ist in den Vereinigten Staaten ein Gesetz ergangen, dessen

Digitized by Google

Folgen sich so schnell und so empfindlich und in so weitem Umfange bei allen Männern, Weibern und Kindern des ganzen Landes bemerkbar gemacht haben.

Noch mehr. Obwohl die landwirtschaftlichen Erträge unseres Landes ausreichen, um außer seinen eigenen Einwohnern noch ganz Europa reichlich mit dem, was es braucht, zu versorgen, sind dennoch die landwirtschaftlichen Erzeugnisse mit einem Eingangszolle belegt worden. Diese Thatsache ist so toll und so sinnlos, daß selbst die wenigst unterrichteten und wenigst empfindlichen Klassen des Volkes hierauf aufmerksam geworden sind und ihre Mißbilligung ausgesprochen haben. Die Vereinigten Staaten finden nur dann einen Anlaß zur Einführung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, wenn infolge von Dürre, von Fröſten oder von ähnlichen Unglücksfällen die Ernte allgemein ausgeblieben oder gering ausgefallen ist; dies ist einige Male, aber sehr selten vorgekommen. Jedenfalls bieten diese Fälle wahrhaftig keinen Anlaß, um die Einfuhr von auswärtigen landwirtschaftlichen Erzeugnissen zu erschweren. Es ist schwer zu begreifen, wie ein Kongreß von einigermaßen verständigen Staatsmännern in der Durchführung der Schutzzollidee so weit gehen konnte, um Kartoffeln mit 20%, alle Arten Körnerfrüchte außer dem Weizen mit 50% Zoll zu belegen und den Weizenzoll um 20% zu erhöhen. Diese Zölle kommen thatsächlich einem Verbot gleich, und dasselbe gilt von den Zöllen auf Eier, Zwiebeln, Speck, Butter und andere Luxusartikel des armen Mannes.

Der nächste Grund, welcher zur Stürzung der republikanischen Partei geführt hat, liegt in ihrer wilden und ungezügelten Überhebung, einer natürlichen Folge der Schutzzollpolitik, welche seit dem Bürgerkriege immer schroffer zum Durchbruch gekommen ist. Schon der alte Tarif hat der Regierung viel mehr Einnahmen gebracht, als sie zur Erfüllung der natürlichen Aufgaben des Staates bedurfte. Um nun zu verhindern, daß die Demokraten auf diesen Überschuß aufmerksam werden und sich dagegen verwahren sollten, daß aus dem Vermögen des Volkes mehr Geld herausgezogen würde, als für die Erfüllung der staatlichen Aufgaben erforderlich ist, mußten diese überflüssigen Mittel auf jede Weise weggeschafft werden. Infolge dessen hatte jeder Plan, der geeignet war, das Geld aus dem Schatzamt zu beseitigen, Aussicht auf das Wohlwollen der Regierung; hierher kommt denn auch die ungeheure Menge von Pensionen an ehemalige Soldaten. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß so gut wie alle lebenden Personen, welche den mexikanischen Krieg von 1846 bis 1848 und den Bürgerkrieg von 1860 bis 1865 mitgemacht haben, zu den Bezugsberechtigten gehören. Wir wissen alle, daß die Ausgaben des Kriegsministeriums mit Einschluß der Pensionen nicht geringer sind als das Militärbudget des Deutschen Reiches oder Frankreichs, und dabei besteht das stehende Heer der Vereinigten Staaten alles in allem genommen aus weniger als 25 000 Mann.[1])

[1]) Die Verwaltung des Deutschen Reichsheeres hatte nach dem Etat von 1889—1890 einen Anschlag von 370 Millionen Mark fortdauernden und 85 Millionen Mark einmaligen Ausgaben, die Friedensstärke des Heeres beträgt 19 Tausend Offiziere und 468 Tausend Mann, das macht 933 Mark Gesamtausgabe pro Kopf und Jahr. Nach dem Etat für 1990—1891 betragen die

Digitized by Google

Ferner hat das diktatorische Auftreten, welches der Sprecher (Vorsitzende) des Unterhauses sich unter der Unterstützung seiner Parteigenossen angemaßt hat, viel dazu beigetragen, um die republikanische Partei bei der letzten Wahl zu stürzen. Im Gegensatze zu dem ständigen Herkommen des Hauses und zu den unbestreitbaren Rechten der Minderheit hat der Sprecher beständig Mitglieder als anwesend und als Teilnehmer an der Beratung mitgezählt, welche sich aus dem Hause entfernt hatten und zwar in der ausdrücklichen Absicht entfernt hatten, um nicht an den Beratungen teilzunehmen. In derselben eigenmächtigen Weise wurden verschiedene Mitglieder der demokratischen Partei beseitigt und durch Republikaner ersetzt und hierdurch die Rechte der Gegenpartei oder ihrer Wähler auf die entschiedenste Weise verletzt.

Ein weiterer Grund besteht darin, daß der unter dem Namen force bill (Wahlfreiheitsgesetz) bekannte Gesetzantrag in der letzten Sitzung beinahe zum Gesetz erhoben worden wäre, und daß die Führer der republikanischen Partei ihre Absicht bekannt machten, diesen Antrag im Laufe der jetzigen Wintersitzungsperiode des Kongresses auf alle Fälle zur Annahme zu bringen. Dieser Umstand erregte in den südlichen Staaten, gegen die der Antrag hauptsächlich gerichtet war, eine große Erbitterung, während das Gesetz nur von den eifrigsten und verblendetsten Parteimännern des Nordens und Westens gern gesehen wird. Die Bevölkerung aller Teile der Vereinigten Staaten im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen ist sehr eifrig auf die Erhaltung aller sogenannten Reservatrechte der Einzelstaaten bedacht und trägt den auf Ausdehnung ihrer Macht gerichteten Bestrebungen der Bundesregierung kein Wohlwollen entgegen; solche Machterweiterungsversuche haben schon mehr als einmal zu Aufständen und Widersetzlichkeiten geführt; und auch die ehemalige Regierung der konföderierten Staaten hat ihren Versuch, sich von der Union los zu machen, immer damit ge-

---

dauernden Ausgaben 386 Millionen und die einmalige 297 Millionen Mark, während die Friedensstärke des Heeres auf 20 Tausend Offiziere und 487 Tausend Mann erhöht ist, so daß sich in diesem Finanzjahr die Ausgaben für Jahr und Kopf auf 1340 Mk. belaufen. — Das französische Kriegsministerium hat gemäß dem Voranschlage für das Jahr 1890 eine Ausgabe von 556 Millionen Franken, die Friedensstärke des Heeres beträgt 27 Tausend Offiziere und 534 Tausend Mann, also kamen auf Kopf und Jahr 992 Franken, oder wenn man den Franken zu 81 Pfennige rechnet, 803 Mark. Das amerikanische Kriegsministerium hatte in dem Finanzjahr vom 1. Juli 1887 bis 30. Juni 1887 eine wirkliche Ausgabe von 39 Millionen Dollars, oder wenn man den Dollar zu 4,25 Mark berechnet, von 164 Millionen Mark. Das stehende Heer bestand im April 1889 aus 2174 Offizieren und 25000 Mann, somit kommt auf Kopf und Jahr im Kriegsministerium selber eine Ausgabe von 1418 Dollars oder 6025 Mark. Daneben kennt das amerikanische Budget aber noch einen Titel Pensionen, der im Jahre 1887. 1888 die Höhe von 80 Millionen Dollars betragen und fast den dritten Teil der Gesamtausgaben (260 Millionen Dollars) für sich allein in Anspruch genommen hat. Im Finanzjahr vom 1. Juli 1889 bis zum 30. Juni 1890 hatte das Kriegsdepartement 45 Millionen Dollars (189 Millionen Mark) und der Pensionsfonds 107 Millionen Dollars (454 Millionen Mark) Ausgaben, und da die Gesamtausgaben nur 298 Millionen Dollars (1265 Millionen Mark) betrugen, so haben in diesem Jahre die Pensionen mehr als ein Drittel der Staatskosten in Anspruch genommen. Die Heeresstärke ist dieselbe geblieben.

Digitized by Google

rechtfertigt, daß sie erklärte, die Souveränität und die Sonderrechte der Einzelstaaten gegenüber der Zentralgewalt vertreten zu müssen. Das Wahlfreiheitsgesetz ist aber gerade wie eine Batterie, welche das Feuer ihrer sämtlichen Geschütze gegen die Hochburg der Bundesstaatensouveränität gerichtet hat. Es wird nämlich behauptet, daß die Farbigen in den Südstaaten ihr Stimmrecht nicht mit vollkommener Freiheit ausüben können, sondern von der Teilnahme an den Wahlen abgeschreckt oder in anderer Weise darin gestört werden. Diese Behauptung wird zum Vorwande genommen, und deshalb soll jetzt angeordnet werden, daß der Vorsitz bei den Wahlen und die Beaufsichtigung aller Wahlvorgänge an Offiziere und Soldaten der Bundesregierung übertragen wird. Eine solche Einmischung würde zur Folge haben, daß die Bundesgewalt gegenüber den Einzelstaaten in kurzer Zeit eine vollständige Diktatur erlangt, und daß die Wahlen nur zu einem Scheinakte werden. Kurz, es würde in den Vereinigten Staaten ebenso gehen wie in Frankreich unter der Herrschaft Napoleons III. Denn auch dieser täuschte dem französischen Volke durch die Plebiszite vor, daß es einen Einfluß auf die Regierung hätte, unter der es lebte. Die amerikanische Bevölkerung ist aber zu lange an die Ausübung wirklicher Macht gewohnt, um sich mit den Schatten der Macht zufrieden geben zu können, und es hat dieser Angriff auf das Wahlrecht des Volkes selbst solche Elemente in Aufregung gebracht, die an sich dem Gedanken an einen hohen Schutzzolltarif freundlich gegenüber standen.

Dies sind die Gründe, welche den Wechsel in der öffentlichen Meinung, wie er sich bei der letzten Wahl gezeigt hat, hauptsächlich hervorgerufen haben. Es kommen indes noch einige Nebenumstände hinzu. Der Präsident hat seine Partei in ihren Erwartungen schwer enttäuscht; in seinen öffentlichen Reden zeigte er sich in einem ungünstigen Lichte, er schien seiner Stellung nicht gewachsen; durch die Grundsätze, nach denen er bei der Besetzung von Ämtern verfuhr, verletzte er viele einflußreiche Parteigenossen und machte sich wenig oder gar keine neuen Freunde; er vergab Stellen in seinem Kabinette als Belohnung an Männer von geringer Herkunft, die aber große Opfer für das Zustandekommen seiner Wahl gebracht hatten; er sah darüber hinweg, daß seine Verwandten Geschenke von Personen annahmen, welche dem Präsidenten wegen einer Beförderung oder einer anderen amtlichen Begünstigung zu Danke verpflichtet waren, oder es zu werden wünschten. Überall im Lande herrschte die feste Überzeugung, daß der Präsident nicht für die Stellung geschaffen war, die er einnahm, aber man fühlte nicht, daß bei der letzten Wahl wenig oder gar keine Anstrengungen gemacht waren, um ihm einen Kongreß an die Seite zu setzen, der geeignet war, sie zu unterstützen.

Es scheint mir am Platze, noch eine zweite nebensächliche Ursache zu erwähnen, welche auch das ihre zu der jüngsten Umwälzung in den Vereinigten Staaten beigetragen hat, von der aber in der Presse nicht gesprochen worden ist, und von der man in Europa voraussichtlich sehr wenig weiß. Das amerikanische Volk bringt seine Sympathien in ganz überwiegendem Maße der demokratischen

Digitized by Google

Partei entgegen; in den 70 Jahren bis zum Bürgerkriege von 1860 war die Regierung fast ununterbrochen in den Händen der demokratischen Partei; die alte Partei der Whigs oder der Oppositionellen war thatsächlich aufgelöst; die führten die Anstrengungen, die die Sklavenstaaten machten, um ihr Sklaveneigentum auch in den unbesiedelten Territorien zur Geltung zu bringen, dahin, daß die sklavereifeindlichen Whigs und die sklavereifeindlichen Demokraten sich unter dem gemeinsamen Namen der Republikaner verbanden und im Jahre 1860 die Wahl Lincolns zum Präsidenten durchsetzten. Das einzige gemeinsame Band und der einzige herrschende Grundsatz dieser neuen Partei bestand darin, daß sie der Ausdehnung der Sklaverei Widerstand leisten wollten. Als der Krieg ausbrach, entstand in dem Grundsatze der Erhaltung der Union ein zweites und stärkeres gemeinsames Interesse für sie. Sobald aber der Krieg vorüber und die Friedensbedingungen von den aufständigen Staaten ohne Vorbehalt angenommen waren, trat in allen Fragen der inneren und der Finanzpolitik der frühere Zwiespalt wieder ein, und von nun an begann die demokratische Hälfte der republikanischen Partei ihre Beziehungen mit den eigentlichen Demokraten wieder aufzunehmen, und die alten Whigs blieben allein zurück und gewannen die Herrschaft in der republikanischen Partei, welche jetzt dieselbe Stellung einnimmt wie früher die alte Whigpartei; ihre Politik ist die der starken und überall eingreifenden Zentralregierung, während die demokratische Partei das Volk zu stärken und dem stärksten Volke eine Regierung zu geben sucht, welche sich so wenig wie möglich in die Angelegenheiten der einzelnen hineinmischt und nur dafür sorgt, daß jeder den anderen und dessen Sachen in Ruhe und Frieden läßt. Die letzte Wahl zeigt, daß der demokratische Anteil der republikanischen Partei sich mit seiner überwiegenden Mehrheit oder vielleicht gar geschlossen von den Republikanern losgesagt und seine alten Verbindungen wieder aufgenommen hat.

* * *

Die zweite Frage, von gleicher Wichtigkeit wie die erste, ist die, welche Wirkungen die Wiederherstellung der zersprengten demokratischen Partei auf die innere und äußere Politik der Vereinigten Staaten haben kann.

Da das neue Tarifgesetz die bedeutendste Rolle bei der jüngsten Staatsumwälzung spielt, so muß zuerst das künftige Schicksal dieses Gesetzes und sein Einfluß auf die Politik in Erwägung gezogen werden. Die Amtsdauer des neuerwählten 52. Kongresses beginnt am 4. März 1891, aber seine ersten gesetzgeberischen Sitzungen werden erst Dezember 1891 beginnen, falls der Präsident den Kongreß nicht früher freiwillig einberufen sollte, was aber so gut wie ausgeschlossen ist. Eine Abänderung des Mac Kinley-Gesetzes kann also vor der Verabschiedung der ersten Sitzung des neuen Kongresses, welche 1892 stattfindet, unter keinen Umständen erfolgen, sodaß alles, was geschehen kann, erst im Jahre 1893 in Wirkung treten kann. Dennoch wäre es vorschnell, wenn man annehmen wollte, daß der Mac Kinley'sche Tarif so lange in Kraft bleibt, bis er von dem neuen Kongresse im verfassungsmäßigen Wege umgeschmolzen wird.

Digitized by Google

Es ist schwer zu glauben, daß die Republikaner die Lehre, die ihnen durch die neue Wahl erteilt ist, nicht beherzigen sollten; um so mehr, als die Partei schon bei der Annahme des M'Kinley-Gesetzes durchaus nicht einmütig war. Die einflußreichste Persönlichkeit der republikanischen Partei, der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten Blaine, hat mit seinem Tadel gegen den Entwurf nicht zurückgehalten und offen ausgesprochen, daß das neue Gesetz „nicht für einen einzigen Scheffel Weizen und nicht für ein einziges Faß Schweinefleisch einen neuen Markt eröffnen würde." Im letzten Winter wurde seine Stimme nicht beachtet, aber jetzt hört man auf sie. Blaine bewirbt sich um den Präsidentenstuhl, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß seine Freunde sich bestreben werden, den Schlag, den seine Partei bei der letzten Wahl erlitten hat, zu beseitigen, indem sie noch in der jetzigen Sitzungsperiode des Kongresses, so lange sie noch in der Mehrheit sind, die Gelegenheit wahrnehmen, um das Mac Kinley-Gesetz entweder ganz aufzuheben oder es vollständig zu verändern, damit die Demokraten, wenn sie in der nächsten Sitzungsperiode ihre Plätze einnehmen, sich nicht damit brüsten können, daß nur ihnen die Reform der Finanzpolitik zuzuschreiben sei. Diese Lehre, welche den Republikanern bei der letzten Wahl erteilt ist, ist so deutlich, daß diese Partei gewiß nicht so thöricht sein wird, sie unbeachtet zu lassen.

Mit der Tariffrage müssen sich die Republikaner aber auch noch aus dem Grunde beschäftigen, damit sie im stande sind, einen solchen Tarif herzustellen, welchen die Demokraten in der nächsten Sitzungsperiode nicht mehr aufheben können. Die große demokratische Mehrheit, welche sich in dem 52. Kongreß vorfinden wird, besteht nicht ausschließlich aus Freihändlern, und wir können noch nicht einmal im voraus wissen, wie stark die Zahl der Freihändler überhaupt sein wird, auf welche Weise eine Einigung zum Zwecke der Tarifherabsetzung erzielt werden kann und welchen Umfang diese Herabsetzung annehmen wird. Es ist ein natürlicher Wunsch der Republikaner, diese vorläufige Ungewißheit für sich auszunutzen und einen Tarif von der Beschaffenheit herzustellen, daß sich nachher nicht genügend Gegner zusammenfinden, um ihn wieder aufzuheben.

Nun fragt sich aber, was dann geschehen würde, wenn die Republikaner es nicht so machen, wie ich im Gegensatz zu vielen andern erwarte, sondern sich auf ihre Mehrheit von zehn Stimmen im Senat und auf das Wohlwollen des Präsidenten stützen und jeden auf Hebung oder Abänderung des Tarifes gerichteten Versuch ablehnen? Hierauf ist zunächst zu antworten, daß eine Mehrheit von zehn Stimmen keineswegs sehr kräftig ist, und daß diese Mehrheit kaum im stande sein wird, dem überwältigenden Eindruck der letzten Wahl Widerstand zu leisten, und zweitens würde die Mehrheit durch eine solche Politik den Demokraten ihre Aufgabe bei der nächsten, 1894 stattfindenden Präsidentenwahl außerordentlich leicht machen. Und wenn diese Politik auch durch den Präsidenten Harrison, in seiner Jahresbotschaft an den Kongreß im Dezember 1890, empfohlen worden ist, so ist doch zu bedenken, daß das Mac Kinley-Gesetz durch den Einfluß seiner Gruppe in der republikanischen Partei durchgesetzt worden ist, und

Digitized by Google

daß der Präsident nicht genug von einem Brutus in sich hat, um seine eigenen Kinder töten zu lassen, daß der Präsident sich ferner um die Wiederwahl bewirbt, und daß der einflußreichste unter seinen Mitbewerbern, der Staatssekretär Blaine, ein Gegner des Mac Kinley-Gesetzes ist; es ist daher zu erwarten, daß die Senatoren weniger auf den Rat des Präsidenten Rücksicht nehmen werden als auf den Strom der öffentlichen Mißbilligung, der bei der letzten Wahl zum Ausbruch gekommen ist. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte der amerikanischen Politik, daß eine Mehrheit im Senat vor dem Scheine der Stimmurne dahinschmölze wie das Eis vor dem Scheine der Sonne. Es müßte denn sein, daß die Götter die Republikaner verblenden wollten, um sie desto sicherer zu verderben: sonst werden sie einsehen, daß sie nur dann mit Aussicht auf Erfolg in die Präsidentenwahl von 1894 hineintreten können, wenn sie vorher, so lange sie noch im Besitze der Macht sind, das ihre thun, um den Zolltarif zu mildern und die unerträglichen Lasten, welche das Mac Kinley-Gesetz den Armen zu gunsten einiger wenigen auferlegt hat, zu erleichtern.

Ich habe bereits erwähnt, daß der Staatssekretär Blaine sich um die Präsidentschaft bewirbt; wir müssen uns daher auch die Frage vorlegen, welchen Einfluß der Ausgang der letzten Kongreßwahl auf den Erfolg der nächsten Präsidentenwahl haben wird. Daß Blaine als Kandidat der republikanischen Partei oder überhaupt als Kandidat einer Partei in den Streit um den Präsidentenstuhl eintreten wird, ist so sicher vorher zu sagen, wie nur irgend etwas in der ganzen amerikanischen Politik; welchen Erfolg er aber haben wird, hängt natürlich zum großen Teile auch davon ab, welche Persönlichkeit die Demokraten ihm gegenüber stellen werden, und dies ist eine Lebensfrage für die ganze amerikanische Politik. Der frühere Präsident Cleveland, der vor zwei Jahren, als er sich um die Wiederwahl bewarb, von Harrison geschlagen wurde, wird das nächste Mal wieder als Bewerber auftreten. Dasselbe gilt von D. B. Hill, dem Nachfolger Cleveland's in seiner Stellung als Gouverneur des Staates Neu-York, in welche Stellung er vor zwei Jahren wieder gewählt ist. In einer Hinsicht scheint die nächste Wahl für Cleveland günstige Aussichten zu bieten, da dieser sich in seiner letzten Jahresbotschaft mit Entschiedenheit gegen die Übertreibung des Schutzzollsystems ausgesprochen hat. Da aber der Kampf für eine Finanzzollpolitik und gegen jede reine Schutzzollpolitik schon seit mehr als fünfzig Jahren in das Parteiprogramm der Demokraten gehört, so sind sie Cleveland wegen dieser einen Rede nicht so viel Dank schuldig, um ihn allein auf Grund dessen wieder aufzustellen.

Anderseits bedeutete das letzte Wahlergebnis in Cleveland's eigenem Heimats-Staate Neu-York, ohne dessen Unterstützung kein Demokrat jemals erwarten kann, Präsident zu werden, für Cleveland eine vollständige Niederlage. Die Stimmen in den Landbezirken des Staates Neu-York sind viele Jahre hindurch von denen der Stadt Neu-York abhängig gewesen. Im Jahre 1882 erwarb Cleveland die Präsidentschaft durch eine schwache Mehrheit in der Stadt Neu-York, und durch eine entgegengesetzte, ebenfalls schwache Mehrheit in Neu-York wurde er 1886

Digitized by Google

geschlagen. Bei Gelegenheit der letzten Wahl wurde in der Stadt Neu-York eine Opposition gegen den allgemeinen demokratischen Kandidaten Mayor ins Werk gesetzt, und mit dieser Opposition machten die Anhänger Cleveland's thörichter Weise gemeinsame Sache; die Opposition unterlag aber gegenüber einer Mehrheit von 25 000 Wahlstimmen. Der Gouverneur Hill, der auf seiten der Mehrheit unter den Demokraten stand, war somit an dem guten Erfolge mitbeteiligt. Dieses Wahlergebnis macht den weiteren Wettbewerb für Cleveland so gut wie unmöglich, denn es zeigt deutlich, daß Cleveland selbst in seinem eigenen Heimats-Staate nicht das nötige Vertrauen genießt. Daß er aber das Vertrauen verloren hat, läßt sich aus mehreren Gründen ausreichend erklären, und wir brauchen die demokratische Partei deshalb nicht für launenhaft auszugeben. Einige dieser Gründe muß ich näher angeben.

Zunächst hatte er seine erste Aufstellung zum Kandidaten der demokratischen Partei und seine darauf folgende Wahl zum Präsidenten lediglich Tilden zu verdanken. Dieser war 1876 zum Präsidenten gewählt und wurde damals um sein Recht gebracht; er blieb aber das einflußreichste Mitglied der demokratischen Partei in den ganzen Vereinigten Staaten bis zu seinem 1886 erfolgten Tode. Es ist von wohlunterrichteten und zuverlässigen Leuten bestimmt versichert worden, daß Cleveland 1882 in der nationalen Konvention, in der er als Kandidat der Demokraten aufgestellt worden ist, nicht eine einzige Stimme erhalten haben würde, wenn man nicht auf allen Seiten fest überzeugt gewesen wäre, er sei der von Tilden gewünschte Kandidat. Trotz des Dankes, den er daher Tilden schuldig war, unterließ er die ihm obliegende Verpflichtung, die von Tilden als Gouverneur des Staates Neu-York in Albany begonnene Reformpolitik in Washington fortzuführen und weiter zu bilden und sich überhaupt von Tilden's Rate leiten zu lassen; vielmehr wählte er ein Kabinet, dessen sämtliche Mitglieder bis auf eines dem Anschlage, durch den Tilden um die Präsidentenwürde gebracht ist, zugestimmt oder nicht widersprochen hatten, und er wandte vom Anfange bis zum Ende seiner Regierung Tilden und seinen Anhängern ostentativ den Rücken zu. Hierdurch hat er die einflußreichsten seiner Parteigenossen in New-York höchlichst überrascht und enttäuscht. — Ferner begann Cleveland durch Intrigen seine Wiederwahl zu betreiben, ehe er sein Amt auf Grund der ersten Wahl überhaupt angetreten hatte. Zu diesem Zwecke zog er drei Männer aus den ehemaligen Sklaven-Staaten des Südens in sein Kabinett, obwohl diese Staaten nach ihrem Wohlstande, ihrer Bevölkerungszahl und ihren Beiträgen zu den gemeinsamen Einnahmen nur einen Minister hätten stellen dürfen. Er that dies, um sich im voraus die Unterstützung aller Südstaaten zu seiner Wiederwahl zu sichern. Bei der nächsten Konvention zur Aufstellung eines demokratischen Präsidentschaftskandidaten wußte er wohl, daß die Südstaaten niemals einen Präsidenten wieder finden würden, der es so gut mit ihnen meinte wie er; und wenn der Süden geschlossen für ihn stimmte, so konnte es nicht ausbleiben, daß er wiederum als Kandidat aufgestellt wurde. — Ferner entfremdete er sich seine Parteigenossen im Kongresse dadurch, daß er sie selten um ihren Rat fragte und noch seltener

Digitized by Google

ihren Rat befolgte, wenn er ihm unbefragt gegeben wurde. Seine freihändlerische Botschaft überraschte nicht nur den Kongreß, sondern auch das Kabinett. Er unterließ es nicht nur, seine Freunde zu fragen, ob die von ihm geplante Maßregel zweckmäßig und die Zeit, sie vorzutragen, gut gewählt sei, sondern er teilte sie ihnen nicht einmal vorher mit und gab ihnen keine Gelegenheit, sich auf die Verteidigung derselben vorzubereiten, so daß sie im Kongresse zur Unzeit und als unwillkommener Gast erschienen ist; infolgedessen unterlag sie auch, und eine weitere Folge war, daß auch der Präsident selbst bei der Wiederwahl unterlag. Er hat diese Niederlage recht eigentlich der rücksichtslosen Art und Weise zuzuschreiben, in der er diese hochwichtige Äußerung seiner Partei und dem Lande vorgetragen hat. — Ferner pflegte Cleveland allen Personen in schroffer Weise entgegenzutreten, welche sich an ihn wandten, um ihn um ein Amt oder um eine Beförderung für sich selbst oder ihre Freunde zu bitten, als wenn eine solche Bitte an sich schon unanständig und unehrenhaft wäre. In dieser Weise hat er sich tausende von Personen entfremdet, welche sonst an sich geneigt gewesen wären, ihm ihre Unterstützung zu leihen. Die Zeitungen, welche seinem Interesse dienten, sprachen fortwährend von den Unannehmlichkeiten und Belästigungen, welche er von den „Stellensuchern" zu leiden hätte, und traten diese Sache überflüssig breit. — Seine Erhebung von einem gewöhnlichen, unbekannten Grafschafts-Sheriff zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ist ein ganz ungeheurer Sprung, man konnte erwarten, daß er sich hierüber klar werden würde, wie wenig er dafür gethan hatte und thun konnte, um sich diese Stellung zu erhalten; statt dessen aber redete er sich ein, er sei der vom Geschick bestimmte Mann, der niemals fallen könnte, und wenn er strauchelte, immer nach vorwärts strauchelte. Als er einem Freunde den Inhalt seiner Freihandelsbotschaft in der Nacht, ehe sie dem Kongresse vorgelegt wurde, mitteilte und dieser ihn vergeblich bat, den Erlaß der Kundgebung bis nach der Präsidentschaftswahl zu verschieben, soll er ihm die Antwort erteilt haben, er brauche sich um den Ausgang der Wahl keine Sorge zu machen, denn „Er sei der Mann des Glückes." Diese hohe Meinung von sich selbst, die auch größere Männer als Cleveland beherrscht und ins Unglück gebracht hat, erklärt allein die Rücksichtslosigkeit und Verblendung, durch welche Cleveland von der höchsten Stellung, die die Nation einem Diener des öffentlichen Wohles verleihen kann, vertrieben und wieder in das Dunkel des Privatlebens gestürzt worden ist, aus dem er hergekommen war, und in dem er nunmehr ein so geringes Ansehen genoß, daß er seine Wahl zum Grafschafts-Sheriff als eine Ehre betrachten mußte. — Ein weiterer Umstand, welcher die Aussichten Clevelands auf die Wiederwahl zum Präsidenten indirekt sehr gering macht, ist der, daß die Geschichte nicht eine einzige Maßregel kennt, die er dem Kongresse vorgelegt und mit der er Erfolg gehabt hätte. Er hat nichts gethan, um ein Andenken an seine Regierungszeit zu hinterlassen, außer daß er seine Partei, deren Einfluß im Volke damals im Wachsen war, geschwächt und das Übergewicht wieder den Republikanern verschafft hat, obgleich sich die Nation in den letzten acht Jahren vorher dreimal deutlich dahin ausgesprochen hatte, daß

Digitized by Google

sie die Bestrebungen der Republikaner verurteilte. — Ferner ist es bei mehr als fünfzig Kandidaten um den Präsidentenstuhl in den Vereinigten Staaten nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß ein Kandidat erwählt worden ist, der ein Mal vorher in der Wahl unterlegen war. Dies ist eine Lehre, welche die demokratische Partei nicht unbeachtet lassen wird. Da nun ferner die Niederlage Cleveland's niemandem so sehr zur Last zu legen ist wie ihm selbst, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er zum dritten Male als Kandidat aufgestellt werden wird, und das würde selbst dann anzunehmen sein, wenn er bei seiner Partei eben so beliebt wäre, wie er es nicht ist.

Aus diesen und anderen Gründen können wir nicht erwarten, daß Cleveland abermals als Kandidat aufgestellt werden wird.

Dagegen ist David B. Hill, der Gouverneur des Staates Neu-York, die Persönlichkeit, welche zur Zeit die meiste Aussicht darauf hat, die Stimmen der Demokraten auf sich zu vereinen. Derselbe ist schon dreimal von einer überwiegenden Majorität zum Gouverneur des Staates Neu-York gewählt worden, und es hat sich dabei gezeigt, daß er in diesem Staate eine Majorität besitzt wie kein anderer. Hierin liegt eine starke Wurzel seiner Kraft, denn wenn Hill zum Kandidaten der demokratischen Partei ernannt wird, so hat er die Stimmen desjenigen Staates sicher zu erwarten, ohne den sich niemand mit Aussicht auf Erfolg um den Präsidentenstuhl bewerben kann. Als vor zwei Jahren Cleveland bei der Präsidentenwahl unterlag, weil die Stimmen aus Neu-York ausblieben, wurde Hill gleichzeitig zum Gouverneur dieses Staates mit einer großen Mehrheit wiedergewählt. Dieser Beweis für seine Beliebtheit in einem einflußreichen Einzelstaate wird auch in der Konvention zur Ernennung eines Kandidaten der demokratischen Partei ihre große Wirkung nicht verfehlen. — Ferner ist die ganze politische Organisation der demokratischen Partei des Staates Neu-York ausschließlich in den Händen von Hill's Freunden. Infolgedessen wird die Abordnung, welche die demokratische Partei des Staates Neu-York in die Konvention zur Aufstellung eines Kandidaten entsendet, sich notgedrungen einmütig für Hill's Aufstellung erklären. Zur Zeit kann kein einziger Kandidat namhaft gemacht werden, dessen Name der National-Konvention mit gleicher Aussicht auf Erfolg vorgeschlagen werden könnte. — Hill's Privatleben ist noch niemals zum Gegenstande einer andern als einer lobenden Kritik gemacht worden; er ist Junggeselle, ohne daß sich irgend eine ärgerliche Geschichte an seinen Namen knüpfte; er ist enthaltsam in seinen Gewohnheiten, da er nicht nur mäßig ißt, sondern auch niemals Wein oder Spirituosen irgend welcher Art, ja nicht einmal Kaffee, Thee, Tabak, oder irgend welche aufregende Stoffe zu sich nimmt. Seitdem er erwachsen ist, widmet er sich ausschließlich der Politik und dem öffentlichen Dienste und er ist ohne Frage einer der erfahrensten Parteiführer in den Vereinigten Staaten. — Ferner gehört Gouverneur Hill zu der Klasse von Staatsmännern, welche in Europa unter dem Namen Opportunisten bekannt sind. Er lebt der Ansicht, daß ein Heerführer sich niemals aus der Hör- und Sehweite seiner Truppen entfernen und seinen Anhängern niemals größere Zumutungen machen darf, als denen sie

Digitized by Google

nachkommen können. Hill hat sich niemals für besser ausgegeben als seine Partei und somit eine Anmaßung vermieden, die Cleveland oft und nicht mit Unrecht vorgeworfen ist; vielmehr hat er häufig anerkannt, daß jeder Bürger das Recht hat, in der Regierung des Landes je nach dem politischen Einflusse vertreten zu werden, den er in der Gemeinde, in der er lebt, einzunehmen versteht. Gemäß diesem Grundsatze hat Hill die widersprechenden Fraktionen mit einander versöhnt und seine Partei im Staate New-York in einer solchen Weise gestärkt, wie es in der Geschichte fast nie anders vorgekommen ist. Dies Verfahren hat ihm freilich von seiten solcher Personen, deren Vorurteile oder Liebhabereien er nicht genügend berücksichtigen konnte, den Vorwurf zugezogen, er sei ein Demagog, ein Mann ohne Grundsätze und Charakter, der das Gebot der Pflicht dem der Klugheit und Politik unterordne, u. dergl. m. Indessen zeigt die Entschiedenheit, mit der sein Volk zu ihm hält, so oft es Gelegenheit findet, ein Urteil über ihn abzugeben, daß das Volk seine politische und moralische Auffassung durchaus billigt. Mit Rücksicht auf einen bekannten Ausspruch Talleyrand's mag auch darauf hingewiesen werden, daß Gouverneur Hill noch heute, wie zu Beginn seiner Laufbahn, ein ziemlich armer Mann ist. Und kein Mensch hat bis jetzt gewagt von ihm zu behaupten, daß er in irgend einer Art und Weise, sei es direkt oder indirekt, auch nur versucht habe, die vielfache Gelegenheit, die ihm vermöge seiner hohen amtlichen Stellung zu Gebote steht, dazu auszunützen, um sich oder seine Verwandten oder seine Freunde zu bereichern. — Ferner hat Hill, obwohl er in Übereinstimmung mit der von seiner Partei vertretenen Anschauung die Herabsetzung des Zolltarifes erstrebt, dennoch am Präsidenten Cleveland weder die Zeit noch die Art und Weise gebilligt, in der dieser die Frage zum Gegenstande der Besprechung im Kongresse gemacht hat. Die Gewerbsinteressenten des Landes würden es viel schwerer finden, gegen Hill anzukämpfen als gegen Cleveland, und es ist zu erwarten, daß Hill mit seinem größeren Takte und seiner größeren politischen Erfahrung in seinen auf Herabminderung des Tarifs gerichteten Bemühungen mit Leichtigkeit Erfolg haben wird, während von Cleveland zu erwarten ist, daß er die Schutzzöllner gerade da angreifen würde, wo sie ihm am meisten Widerstand entgegensetzen können.

Aus diesen und aus anderen Gründen, welche aber zu sehr provinzieller und lokaler Art sind, als daß ein europäischer Leser sie würdigen könnte, halte ich es, wenn nicht ganz unvorhergesehene neue politische Ereignisse einen Umschwung herbeiführen für sicher: 1. daß Cleveland von der demokratischen Partei nicht wieder als Kandidat für die Präsidentenwahl aufgestellt wird, 2. daß David B. Hill zur Zeit die meiste Aussicht hat, von den Demokraten aufgestellt zu werden, ebensowie Blaine die meiste Aussicht darauf hat, von den Republikanern aufgestellt zu werden.

Mag von ihnen gewählt werden, wer da will[1]), so ist es wahrscheinlich, daß eine Ermäßigung des Zolltarifs eine der ersten Handlungen der neuen Regierung sein wird. Denn es ist nicht nur bekannt, daß Blaine alles gethan hat,

[1]) Wenn Blaine gewählt werden sollte, so wäre dies übrigens der erste Fall in den Vereinigten Staaten, daß ein einmal unterlegener Präsidentschaftskandidat ein späteres Mal Erfolg hätte. Der Verf.

Digitized by Google

was in seiner Macht stand, um das Zustandekommen des neuen Zollgesetzes zu verhindern, er hat auch, seitdem er im Amte als Staatssekretär ist, seinen ganzen Eifer darauf gewandt, um engere Handelsbeziehungen mit den spanisch-amerikanischen Staaten auf dem Wege der gegenseitigen Herabsetzung der Zollsätze anzuknüpfen.

Ich glaube auch nicht, daß ein besonderer Blick in die Zukunft dazu gehört, um zu sagen, daß der Kongreß, einerlei, wer der Amtsnachfolger des Präsidenten Harrison sein wird, nicht viele wichtige Aufgaben zu bearbeiten haben wird, ehe die Sätze des Mac Kinley-Tarifs wesentlich herabgemindert sind. Denn wie ich schon erwähnt habe, giebt es schwerlich einen Mann oder eine Frau in den Vereinigten Staaten, der nicht schon am Morgen nach dem Inkrafttreten des Mac Kinley-Gesetzes die große Last und Bürde gefühlt hätte, die ihm dadurch auf die Schultern gewälzt ist.

Das Gefühl der Unzufriedenheit, welches ein Mal angeregt ist, wird mit der Zeit eher stärker werden als abnehmen, bis einige Erleichterungen eintreten. Wenn aber solche Erleichterungen geschaffen werden, mögen sie so gering sein, wie sie wollen, so wird der gesetzgebende Körper, durch den sie herbeigeführt werden, eine solche Volkstümlichkeit gewinnen, daß ein einstimmiger Ruf nach weiteren Erleichterungen erschallen wird, und die Gesetzgeber diesem Urteile folgen müssen. Wenn aber der Grundsatz des reinen Schutzzolles ein Mal ernstlich durchbrochen ist, dann wird er überhaupt aufhören, ein Parteischlagwort zu sein, und zwar wenigstens für mehrere Generationen, wenn nicht für immer. Indessen ist ein Ereignis denkbar, dessen Eintreten die Auflösung der schutzzöllnerischen Verbindung verhindern könnte. Wenn nämlich eine Mehrzahl derjenigen europäischen Staaten, welche jetzt in engem Handelsverkehre mit Nord-Amerika stehen, zu einer Vergeltungspolitik übergehen und ihren Markt solchen Waren verschließen sollten, auf deren Ausfuhr der Wohlstand Amerikas mitbegründet ist, so würde die Erleichterung, die das amerikanische Volk von einer Herabsetzung des Schutzzolltarifes zu erwarten hätte, zum Teil wieder aufgehoben werden; alsdann wäre die freihändlerische Partei nicht mehr im stande, augenscheinliche Beweise dafür vorzubringen, daß eine Herabsetzung des Tarifs für das Nationalwohl förderlich ist, und es würde sehr viel schwerer sein, das Volk zum Widerstand gegen das jetzt beliebte Chinesische Absperrungssystem anzuregen. Hierbei weise ich noch auf eine auffallende Thatsache hin, für die sich aber gewiß auch eine philosophische Erklärung finden lassen wird: so oft die Vereinigten Staaten eine Verringerung ihres Zolltarifs eingeführt haben, ist es nicht bei der einen Herabsetzung geblieben, sondern es sind dem ersten Schritte regelmäßig mehrere weitere gefolgt; und so oft die Vereinigten Staaten den Zolltarif aus lediglich schutzzöllnerischen Beweggründen erhöht haben, so sind der ersten Erhöhung regelmäßig weitere gefolgt. Die letzte schutzzöllnerische Welle erhob sich in den Jahren 1860 und 1861, als es den Gewerbetreibenden beim Ausbruche des Bürgerkrieges gelang, den sogenannten Kriegszolltarif unter Ausnutzung des Patriotismus und der Begeisterung ihrer Mitbürger durchzusetzen. Dieser erhöhte Tarif ist aber nicht wieder herabgemindert, sondern in verschiedenen Stufen immer mehr gesteigert worden, bis er jetzt eine Höhe erreicht hat, auf der er unter keinen Umständen

Digitized by Google

stehen bleiben kann. Es gehört keine Sehergabe dazu, um zu sagen, daß eine gewaltsame Reaktion gegen den Tarif stattfinden wird, aber es ist nicht möglich vorauszusehen, wie weit diese Reaktion gehen wird. Wer sich indessen eine Vorstellung von dem machen will, was wir zu erwarten haben, möge die folgenden Erwägungen anhören. Das erste Zollgesetz, welches in den Vereinigten Staaten überhaupt ergangen ist, ist von Alexander Hamilton entworfen, Erstem Schatzsekretär und Minister unter Washington's Regierung. Hamilton war der ausgesprochenste Schutzzöllner, den man sich denken kann; er hat den Zolltarif lediglich entworfen, um, wie man sich damals auszudrücken pflegte, „die im Kindesalter stehende Industrie des Landes" gegen den Wettbewerb von außen zu schützen; er hielt aber einen Durchschnittszoll von $8^1/_2$% des Wertes für einen genügenden Schutz, und wenn ihm jemand vorgeschlagen hätte, seinem Tarife einen Satz von 47%, den Durchschnittssatz des Mac Kinley-Tarifes, zu Grunde zu legen, so würde Hamilton den Vorschlag wahrscheinlich nicht für ernst gemeint gehalten haben. Aber wie jeder andere Hunger, so wächst auch der schutzzöllnerische Hunger mit dem Essen. Der erste Tarif von 1789, welcher Baumwolle und Wollenwaren mit einem Wertszoll von 5%, Eisen mit $7^1/_2$ und alle anderen Waren mit einem Durchschnittszoll von $8^1/_2$% belegte, wurde von Zeit zu Zeit durchgesehen und erhöht, bis im Jahre 1828 der Zollsatz auf 43 gestiegen war. Aber 1846 wendete sich das Blättchen unter der Regierung des Präsidenten Polk. Das Land war des übermäßigen Zolles endlich satt geworden, und der Durchschnitts-Zollsatz wurde auf 23% des Wertes ermäßigt, und 1857, also nur elf Jahre später, auf 15%. Es ist notorisch, daß der Wohlstand in den Vereinigten Staaten niemals wieder so groß gewesen ist wie in den Jahren zwischen 1846 und 1861. Der Wert der landwirtschaftlichen Grundstücke stieg um mehr als 100% und der der Manufakturwaren um 90%, während in den Jahren 1870 bis 1880, der Zeit des blühenden Schutzzolles, der Wert der Grundstücke nur um 9% und der der Waren nur um 23% gestiegen ist. Diese letzte Preissteigerung ist auffallend gering, da in derselben Zeit der Goldvorrat der Welt um mehr als 23% zugenommen hat. Man wird mich daher nicht der Übereilung zeihen, wenn ich meine Überzeugung dahin ausspreche, daß von nun an eine neue Finanzpolitik in den Vereinigten Staaten beginnen wird, daß die Zeit des reinen Schutzzolles vorbei ist, und daß jetzt eine Zeit des Freihandels beginnt, welche mit ihrem Segen nicht nur die Vereinigten Staaten, sondern alle Länder der ganzen Welt erfüllen wird.

* * *

Der Aufsatz ist mir unter den Händen so lang geworden, daß ich das Schicksal des Wahlfreiheitsgesetzes und des Silbergesetzes, welche beide von den Republikanern vertreten werden, diesmal nicht mehr erörtern will. Dies ist auch aus anderen Gründen ratsam. Das Interesse, welches man an ihnen nehmen kann, ist verhältmäßig gering, auch ist es noch sehr ungewiß, ob die Entwürfe im Kongresse angenommen werden. Wenn die Verhandlungen weiter fortgeschritten sind, werde ich vielleicht Gelegenheit finden, auf diese Entwürfe zurückzukommen.

Digitized by Google

Antwort an Herrn M. Carriere.

Von
Ludwig Büchner.

Als ich die Aushängebogen Ihrer „Vier Fragen an Ludwig Büchner" las, da stand auch mir eine schöne Erinnerung aus meiner Studentenzeit und das Bild eines Mannes von liebenswürdiger Persönlichkeit vor Augen, dem ich damals so manche wertvolle geistige Anregung verdankte und dem ich für diese Anregung ein dankbares Andenken bewahre und immer bewahren werde. Allerdings ist es bei dieser Anregung geblieben, und mein auf das Reale gerichteter und allem Phrasenhaften oder Unklaren tief abgeneigter Geist hat in Verbindung mit einem realistischen Studium später eine Richtung eingeschlagen, welche, wie Sie wissen, sich von der üblichen Schablone der Schul- und Professoren-Philosophie weit entfernt hat. Gerade weil ich, wie Sie selbst, die Philosophie nicht für eine Wissenschaft sui generis halte, sondern nur für den Sammel- oder Brennpunkt, in welchem sich die übrigen Wissenschaften gewissermaßen zu einem gemeinschaftlichen Bau des Geistes zusammenzufinden, resp. ihre Bausteine zusammenzutragen haben, oder — um mit Lassalle zu reden — für das „Bewußtsein, das die empirischen Wissenschaften über sich selbst erlangen" — gerade deswegen entfernte ich mich von dem breitgetretenen Weg der philosophischen Alltäglichkeit und strebte zunächst nach der Gewinnung möglichst zahlreicher wissenschaftlicher Thatsachen, um mittelst derselben einmal den Maßstab nüchterner Kritik an die bisherigen philosophisch-theologischen Anschauungen legen zu können und zum zweiten zu einer auf realer Grundlage aufgebauten empirisch-philosophischen Weltanschauung zu gelangen. Dazu lieferten mir selbstverständlich die Naturwissenschaften und ihre zahlreichen, in diesem Jahrhundert gemachten Fortschritte das reichste Material. Je mehr ich mich dagegen in die eigentliche Philosophie vertiefte, um so mehr wurde mir die Wahrheit des trefflichen Wortes von O. F. Gruppe klar: „Die Geschichte der Philosophie ist eine Geschichte des Irrtums mit vereinzelten Lichtblicken." —

Übrigens breche ich diese Auseinandersetzung hier ab, da mich die Weiterführung derselben in Regionen führen würde, deren Erschöpfung nicht in einem wenige Seiten umfassenden Aufsatz und kaum in einem ganzen Buch möglich sein würde. Das Nämliche gilt von den Ihrerseits an mich gerichteten Fragen, welche, wenn ich sie eingehend oder nur einigermaßen erschöpfend behandeln oder beantworten wollte, ebenfalls Auseinandersetzungen nötig machen würden, welche sich weit über den mir zu dieser Antwort zur Verfügung gestellten Raum dieser Zeitschrift erheben. In einem so engen Rahmen lassen sich so schwerwiegende Fragen nicht so erörtern, wie sie erörtert werden müssen, wenn ein greifbares Resultat dabei zu Tage kommen soll.

Glücklicherweise indessen bin ich in der Lage, fast alle Ihre Fragen auf kürzerem Wege beantworten zu können, und zwar durch einfache Verweisung auf meine bisher erschienenen Schriften oder auf einzelne Abteilungen derselben.

Digitized by Google

Was zunächst meine Standpunkte in bezug auf die erste Frage oder die Zweckmäßigkeitslehre (Teleologie) in Verbindung mit der Entwickelungstheorie angeht, so finden Sie dieselben eingehend dargelegt zuerst in dem Kap. „Die Zweckmäßigkeit in der Natur" in meiner Schrift „Kraft und Stoff," S. 214 und folg. der 16. Aufl.; ferner in meiner Schrift über die Darwin'sche Theorie, S. 150—161 der 5. Aufl.; ferner in dem Kap. „der Zweck" in meiner Schrift „Natur und Geist," S. 273 und folg. der dritten Aufl.; ferner in dem Aufsatz „Der Kreislauf der Kräfte und der Weltuntergang" in meiner Schrift „Licht und Leben, S. 207 u. folg., endlich in einem Aufsatz „Zweckmäßigkeit und Entwickelung" in dem zweiten Bande meiner gesammelten Aufsätze „Aus Natur und Wissenschaft", S. 377 u. folg. Selbst mit dem besten Willen wüßte ich dem dort Gesagten nichts Neues oder Besseres hinzuzufügen.

Was Ihre zweite Frage über die wunderbaren Vorgänge der Vererbung anbetrifft, so scheint Ihnen meine kleine Schrift über „die Macht der Vererbung und ihr Einfluß auf den moralischen und geistigen Fortschritt der Menschheit" (Leipzig, Günther 1882) unbekannt geblieben zu sein. Neben dieser Schrift erlaube ich mir Sie zu verweisen auf meine soeben zitierte Schrift über die Darwin'sche Theorie, S. 54 u. folg.; ferner auf die drei Aufsätze „Physiologische Erbschaften" in dem ersten und „Erblichkeit und Entwickelung", sowie „Über den Einfluß der Vererbungsgesetze auf den freien Willen" in dem zweiten Bande meiner bereits zitierten gesammelten Aufsätze; endlich auf den Aufsatz „Zur Philosophie der Zeugung" auf S. 282 u. folg. meiner Schrift „Licht und Leben". — Daß übrigens die Vorgänge der Vererbung bei der mikroskopischen Kleinheit der betreffenden Objekte mit Recht „wunderbare" genannt werden dürfen, wird wohl niemand in Abrede stellen, der diese Vorgänge in ihren Einzelheiten kennt, wenn auch damit selbstverständlich nicht an ein Wunder im theologischen Sinne gedacht werden kann oder soll. Freilich muß man diese Dinge, um sie richtig zu verstehen, mit den Augen des Naturkundigen, nicht mit denjenigen der spekulativen Philosophie betrachten.

Was Ihre dritte Frage oder die so viel erörterte Seelenfrage angeht, so kann ich mich auf eine sehr ausführliche Erörterung dieser Frage in den beiden Aufsätzen über das Gehirn und über die Nerven, welche den zweiten Band meiner Schrift „Physiologische Bilder" bilden, berufen. Ferner auf die Aufsätze „Gehirn und Seele", „der Gedanke," „das Bewußtsein" in „Kraft und Stoff" (16. Aufl.); ferner auf die Aufsätze Nr. 14, 19, 22, 25, 29 des ersten und Nr. 8, 39, 44 des zweiten Bandes meiner gesammelten Aufsätze; endlich auf den Artikel „Wider den Materialismus" in meiner vor kurzem erschienenen Schrift: „Fremdes und Eignes aus dem geistigen Leben der Gegenwart" (Leipzig, 1890), S. 366. u. folg.

Wer aus der Lektüre dieser Auseinandersetzungen nicht die Überzeugung schöpft, daß den dort vorgeführten Thatsachen gegenüber der spiritualistische Standpunkt in der Seelenfrage ein unhaltbarer ist, der wird auch nicht durch die Berufung auf den von Ihnen zitierten Philosophen Strauß überzeugt werden können, welcher in der Seelenfrage sehr treffend bemerkt, daß noch keine Philosophie je-

Digitized by Google

mals erklärt habe oder jemals werde erklären können, wie von einem ausgedehnten, nicht denkenden Ding, dergleichen der menschliche Leib eines ist, auf ein nicht ausgedehntes, denkendes Ding, dergleichen die Seele eines sein soll, Eindrücke übergehen, wie von dem letzteren auf das erstere Antriebe zurückgehen, wie überhaupt zwischen beiden irgend eine Gemeinschaft möglich sein solle!!

Was Ihre Anstände betreffs meiner Beurteilung der Fortschritte oder vielmehr Nichtfortschritte der Theologie anbetrifft, so habe ich bei dem Wort „Theologie" nur an dessen engere Bezeichnung, nicht aber an die mehr historischen Fächer der Kirchen- oder Religionsgeschichte und Evangelien-Kritik gedacht, vor deren Koryphäen ich eine um so größere Hochachtung habe, je mehr ich leider bemerken muß, daß die bahnbrechenden Forschungen dieser Männer auf die eigentliche Theologie und die Gestaltung kirchlich-religiöser Verhältnisse oder Vorstellungen so gut wie gar keinen Einfluß haben oder gehabt haben.

Und nun schließlich Ihre vierte Frage über die Philosophie und speziell die neuere Philosophie, auf deren Gebiet sich ja unsere beiderseitigen Standpunkte am weitesten voneinander entfernen oder am schärfsten aufeinander treffen! Wie ich darüber dachte und denke, habe ich zuerst in „Kraft und Stoff" (Kap. „Sitz der Seele" und „Schlußbetrachtungen") der Welt mitgeteilt. Seitdem habe ich denselben Gegenstand behandelt und ausführlich erörtert oder dasselbe Feld beackert in den beiden letzten Abteilungen meiner Schrift über die Darwin'sche Theorie; ferner am eingehendsten in dem „Die Philosophie" überschriebenen Kapitel meiner Schrift „Der Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft," S. 268 u. folg. der dritten Aufl.; ferner in den Aufsätzen 4, 9, 11, 12, 16, 22, 24, 28, 31, 32, 33 des ersten und 24, 26, 27, 37, 38, 41 des zweiten Bandes meiner gesammelten Aufsätze; endlich in der ersten, „Philosophisches" betitelten Abteilung meiner bereits zitierten neuesten Schrift: „Fremdes und Eignes ꝛc.," S. 1—66. Was dabei die einzelnen von Ihnen speziell erwähnten Philosophen betrifft, so habe ich Lotze, von dem Sie sagen, daß er für mich nicht existiere, in „Kraft und Stoff" nicht weniger als viermal zitiert (S. 232, 233, 306, 350 der 16. Aufl.). Über Hartmann, dessen von Ihnen gerühmte „induktive Weise" in Wirklichkeit nicht induktiv, sondern deduktiv ist, und dessen berühmte Theorie des Unbewußten aus mißverstandenen naturwissenschaftlichen Thatsachen hervorgegangen ist, (wie er später selbst zugestanden hat), während sein Unbewußtes selbst nichts Anderes ist als der alte Gottesbegriff der Theologen in philosophischer Form — finden Sie näheres in dem Aufsatz „Physiker und Metaphysiker" des ersten Bandes meiner gesammelten Aufsätze, und auf Seite 201 meiner Schrift „Fremdes und Eigenes ꝛc.," sowie an einigen anderen Stellen meiner Schriften, deren Zitation mir im Augenblick nicht gelingen will. Was endlich Wundt betrifft, der übrigens aus dem Lager der Physiologen in dasjenige der Philosophen übergegangen ist, und zwar, wie es mir scheinen will, nicht gerade zu seinem Nutzen, so habe ich mich mit ihm sehr weitläufig auseinandergesetzt in dem Aufsatz „Herr Professor W. Wundt und der Materialismus" in dem zweiten Bande meiner gesammelten Aufsätze „Aus Natur und Wissenschaft." Dasselbe geschah an gleicher Stelle in den Aufsätzen Nr. 37

Digitized by Google

und 38 mit dem von Ihnen nicht zitierten F. A. Lange (der mich bekanntlich in seiner Geschichte des Materialismus sehr glimpflich behandelt hat) und mit dem großen Kant, der ja gegenwärtig den Hauptschild der Schulphilosophie gegen den naturphilosophischen Ansturm bildet. Die Hauptrolle spielt hierbei bekanntlich die Erkenntnis-theoretische Frage oder der Erkenntnis-theoretische Skeptizismus, über welchen ich ebenfalls nicht versäumt habe, mich sehr eingehend auszulassen, und zwar zuerst in der Note 112 meiner Schrift über den Menschen, und zweitens in dem Aufsatz „Über Sinneswahrnehmung und sinnliche Erkenntnis" in meiner Schrift „Theorien und Thatsachen aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart" — Auseinandersetzungen, von denen allerdings die Herren Katheder-Philosophen meines Wissens bis jetzt verschmäht haben, Notiz zu nehmen — mit Ausnahme des einzigen, jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilenden Lange.

Was speziell meine eigenen philosophischen Standpunkte im Verhältnis zu meinen philosophischen Vorgängern und Zeitgenossen angeht, so habe ich dieselben aus Anlaß einer deshalb geführten Zeitungs-Polemik in einem Artikel „Meine Philosophie" in meiner zuletzt veröffentlichten Schrift „Fremdes und Eigenes u. s. w." darzulegen mich bemüht. —

Aus allem diesem dürften Sie wohl die Überzeugung entnehmen, daß ich nicht so unbewandert in der neueren Philosophie bin, wie Sie anzunehmen scheinen, und daß mein Urteil über dieselbe vielleicht auf Täuschung, nicht aber auf völliger Unkenntnis beruhen kann. Daß ich mit meiner ketzerischen philosophischen Richtung jemals während meines Lebens das philosophische Bürgerrecht würde zu erwerben im stande sein, daran habe ich freilich niemals gedacht und denke nicht daran, da ich zu gut weiß, wie schwer das Gesetz der Trägheit (hier auf das geistige Gebiet angewendet) auf allen reformatorischen Bestrebungen oder überhaupt auf allem Neuen lastet. Es wird mir darin vielleicht ergehen, wie es dem bekannten Philosophen Schopenhauer ergangen ist, der ja auch dieses Bürgerrecht während seines Lebens niemals erringen konnte, während er nach seinem Tode für würdig erachtet wird, nach allen Seiten philosophischerseits beachtet, beleuchtet und kommentiert zu werden.

Übrigens erlaube ich mir, ehe ich dieses Gebiet verlasse, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich eine philosophische Frage, die Sie zwar in Ihrem Artikel nicht berührt haben, von der ich aber weiß, daß sie eine philosophische Herzensangelegenheit für Sie bildet, ganz neuerdings in einer besonderen Schrift behandelt habe unter dem Titel: „Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft" (Leipzig, Spohr, 1889). Auch in dieser Schrift werden Sie manches finden, was zur Aufklärung über meine allgemeinen philosophischen Standpunkte dienen kann.

Was schließlich und zuletzt Ihre Anfrage bezüglich meiner Stellung zur Sozialdemokratie anlangt, so hätten Sie auch darauf die Antwort sehr leicht haben können, wenn Sie meine Schrift über den Menschen zur Hand genommen hätten, in deren dritter oder letzter Abteilung, S. 199—228 der dritten Auflage, ich nicht bloß meine Ansichten über die künftige Gestaltung der menschlichen Gesellschaft

Digitized by Google

ausführlich niedergelegt, sondern auch in dem Kap. „die Arbeit und die Arbeiter" mein Urteil über Lassalle (den ich persönlich gut gekannt habe) und über seine sozialistischen Theorien oder Vorschläge eingehend entwickelt habe. Dieses Urteil ist im wesentlichen heute noch ganz dasselbe, welches ich bereits vor 27 Jahren bei Gelegenheit des ersten Auftretens von Lassalle in einer vor dem Arbeitertag in Rödelheim am 19. April 1863 im Auftrag des Zentral-Komitee's der Arbeiter des Maingau's gehaltenen Vortrag, (welcher Vortrag bald darnach infolge Beschlusses der Versammlung bei R. Baist in Frankfurt a. M. dem Druck übergeben wurde) ausgesprochen habe. Mehr im einzelnen finden Sie meine Standpunkte bezüglich der Gesellschaftsfrage entwickelt in den Aufsätzen „Wahrheit und Irrtum der Sozialdemokratie" und „Die Naturwissenschaft und die moderne Gesellschaft" in der Schrift „Fremdes und Eigenes", sowie in den Aufsätzen Nr. 1 und 16 des zweiten Bandes meiner Schrift „Aus Natur und Wissenschaft".

Wenn Sie die Güte haben wollen, diese Aufsätze und Ausführungen zur Hand zu nehmen, so werden Sie sich mit Leichtigkeit überzeugen, daß von mir und meiner philosophischen Richtung nichts für Beförderung „einer furchtbaren Verwirrung und Barbarei aus den nihilistischen und anarchistischen Bestrebungen" zu befürchten steht, sondern daß im Gegenteil meine leicht ausführbaren Vorschläge nur dahin zielen, gesellschaftliche Wohlfahrt und Gerechtigkeit zu fördern und die menschliche Gesellschaft in allen ihren Gliedern (nicht bloß in denjenigen der industriellen oder Handarbeiter) glücklicher und zufriedener zu machen, als sie gegenwärtig ist. Auch ist das Bild, welches mir vorschwebt, keine Utopie, sondern ein an die gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände eng anschließendes und aus denselben herauswachsendes — also auf Reform, nicht auf Revolution abzielend. —

Sollten Ihnen nach Kenntnisnahme dieser meiner Arbeiten noch Zweifel oder Unklarheiten übrig bleiben, oder sollten Sie weitere Aufklärungen meinerseits wünschen, so bin ich gern bereit, Ihre desfallsigen Anfragen an dieser Stelle nochmals zu beantworten, und zwar um so lieber, als ich ebenso wie Sie mich mit der Hoffnung trage „auf schöne Tage in der aufsteigenden Entwickelung der Menschheit," welche wir beide freilich wohl nicht mehr erleben werden. Der Fortschritt der Menschheit geht langsam vor sich, stets unterbrochen durch rückläufige Bewegungen, und die Geschichte liebt es, jeden ihrer Schritte nach vorwärts mit unzähligen Leichenhügeln zu bezeichnen, welche keinen anderen Zweck haben, als gewissermaßen den Dünger für das Anwachsen und Blühen nachfolgender Generationen zu liefern. Trost liegt darin freilich für den Einzelnen sehr wenig; um so mehr dagegen für das Ganze, in dessen Gedeihen der Einzelne, welcher seine Kräfte für den Fortschritt einsetzt, dieselbe Befriedigung finden muß wie der Krieger, welcher mit Freuden Blut und Leben für die Ehre seines Vaterlandes hingiebt. Mensch sein heißt ein Kämpfer sein, d. h. ein Kämpfer für den immer weiter dringenden Sieg des Wahren, Guten und Schönen über das Falsche, Schlechte und Häßliche, mag auch das Ziel manchmal unerreichbar erscheinen, oder mögen noch so viele den Märtyrertod bei solchem Kampfe finden.

Digitized by Google

Und wenn auch jeder Einzelne, der die Menschheit liebt, dabei auf seine eigene Weise kämpft, so streben sie doch alle nach demselben Ziele und sollten sich gegenseitig achten und verstehen lernen, statt, wie dieses leider meistens geschieht, sich gegenseitig physisch und moralisch zu zerfleischen und herunterzuzerren. Und so kann ich diese Erwiderung mit dem durch den Schluß Ihres Aufsatzes hervorgerufenen befriedigenden Gefühl schließen, daß, wenn wir beide auch auf sehr verschiedenen philosophischen Wegen wandeln, doch das Ziel, das wir im Auge haben, beiderseits dasselbe ist!

Judith Trachtenberg von Karl Emil Franzos.[1]

Eine ergreifende, rührende und herzbewegende Geschichte, ein melancholisches Lied, aber mild und versöhnlich in feierlichen und erhabenen Mollaccorden ausklingend. Mit tief innerlicher Rührung legen wir dieses Buch aus der Hand, und noch lange zittert und bebt das Schicksal dieser unglücklichen Menschen, ihre Irrtümer und ihre Sühne in uns nach. Mit warmer Hingabe folgen wir ihnen auf ihren krausen, vielverschlungenen Lebenspfaden, mit fieberhafter Spannung hasten wir mit ihnen durch alle Prüfungen und Wirrnisse und mit stiller Wehmut scheiden wir von diesen bethörten Weltkindern, welche sich in bitterm Kampf mit Liebe, Glaube und Vorurteilen durchringen zur Klarheit, zum Siege über sich selbst. Dem geschickten Erzähler, dem findigen Fabulisten wird es nie gelingen, so erschütternde Wirkungen, so unvergeßliche Eindrücke auf seine Leser auszuüben: dieses Recht und diese Macht sind nur dem Dichter vorbehalten, und der Mann, der „Judith Trachtenberg“ geschrieben hat, ist ein Dichter. Ein rechter, wahrer Poet. Ein warmherziger, feinfühliger und vorurteilsloser Mensch, hat er sein Ohr an das Herz seines Heimatsvolkes gelegt und dessen Pulsschlag gelauscht; mit väterlicher Liebe hat er sich in die Seele dieser eigenartigen Menschen versenkt und mit männlichem Freimut deckt er in seinen Schriften die Schäden auf, welche sich seinem prüfenden, scharfspähenden Auge boten. Karl Emil Franzos hat uns von den Anfängen seiner dichterischen, nunmehr reichgekrönten Laufbahn bis zu seinem letzten Werke unentwegt das Ziel seiner Sehnsucht, seines geistigen Ringens und Schaffens gezeigt: er wollte nicht nur ein interessanter Schriftsteller, er will ein Förderer, ein Helfer sein. Ihm ist sein Beruf eine heilig-ernste Sache, eine Mission gewesen sein Lebenlang, und da sich mit dieser hohen, sittlichen Auffassung eine unerschöpfliche und glühende Erfindung, eine scharfe Beobachtung, eine wundervolle Art, in ungekünstelter Einfachheit und dennoch mit lauter Eindringlichkeit das zu sagen, was er auf dem Herzen hatte, verbanden, verdanken wir ihm eine Reihe ungetrübter geistiger Genüsse, und wir werden nicht müde, seiner Stimme zu lauschen, die uns immer aufs neue zu erzählen weiß von den Freuden und Leiden seiner galizischen Brüder. Sein wohlerworbenes und unbestreitbares Verdienst ist es, daß wir einen großen und interessanten Volksstamm, den wir bis vor zwei Jahrzehnten fast nur von der Landkarte her kannten, kennen und würdigen lernten, daß wir einen tiefen Einblick zu gewinnen vermochten in ihre Sitten und Gebräuche, daß wir uns ein Urteil bilden konnten über die politische Bevormundung, unter welcher dieses geknechtete Volk dahinächzt, und die religiösen Fesseln, welche es sich selbst angelegt. Und diese Knebelung im Glauben, die selbstgeschaffenen und die von den Andersgläubigen gezogenen Schranken bieten Franzos auch weiter in „Judith Trachtenberg“ den Stoff zu meisterhafter Schilderung: auch

[1] Judith Trachtenberg. Erzählung von Karl Emil Franzos. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt 1891.

Digitized by Google

in diesem Werke veranschaulicht er mit unerbittlicher Konsequenz und schöner, wohlthuender Unparteilichkeit den gegenseitigen Kampf religiöser Intoleranz und überhebenden Standesbewußtseins. In seinem durch nichts zu beirrenden Gerechtigkeitsgefühl aber malt Franzos seine Glaubens- und Stammesbrüder keineswegs ausschließlich mit schimmernden und glänzenden Farben: er weiß mit sicherer Hand und feinem Geschmack Licht und Schatten zu verteilen und mit dieser jedem religiösen oder politischen Fanatismus abgewandten Objektivität vermag er uns vollends in seinen Bann zu zwingen. Wir begreifen seine Menschen, wir sehen sie leben und atmen, lieben und leiden, wir fühlen, daß sie wahre, wirkliche Menschen und nicht wesenlose Schemen sind, natürliche Menschen mit guten und bösen Leidenschaften, nicht Mißgeburten einer spielenden Dichterphantasie.

Nathaniel Trachtenberg hat sich durch Fleiß, Ehrlichkeit und Intelligenz in seinem kleinen ostgalizischen Heimatsorte ein ansehnliches Vermögen und einen allseitig geachteten Namen erworben: ein köstliches Erbteil, welches er in unantastbarer Reinheit seinen beiden Kindern Raphael und Judith zu hinterlassen gedenkt. Sie erblühen ihm beide zur Freude: der Sohn, dem Handel abhold, soll die Rechte in Heidelberg studieren, ein weltfremder Jüngling, dem Vater in ehrfurchtsvoller Verehrung zugethan, seinem Glauben ohne Zweifeln und Grübeln ergeben; die Tochter, Judith, eine üppige, holdentwickelte Mädchenknospe, welche er dereinst einem gebildeten Manne aus Deutschland als Lebensgefährtin anzuvertrauen gedenkt. Aber nicht nur äußerlich unterscheiden sich die Geschwister von einander: die Jahre der Entwickelung zeigen bald auch die Verschiedenheiten der Charaktere. Raphael empfindet, als er zu denken und zu sehen gelernt hat, den Druck, unter welchem seine Glaubensgenossen dahinleben, und in richtiger Erkenntnis ihrer unterjochten Stellung mißbilligt er, erst verschwiegen, dann aber vernehmlicher den Umgang seiner Schwester Judith mit den Andersgläubigen. Das schöne, keusche, aber mit kindlicher Freude dem Leben zulachende Mädchen verkehrt in unbefangener Harmlosigkeit mit der Tochter des Kreiskommissärs Herrn von Wroblewski und mißt den Bedenken ihres Bruders gegen diese oberflächliche Mädchenfreundschaft um so weniger Wert bei, als der Vater selbst, dieser strenggläubige, ehrenvolle Mann, diesem Umgang aus religiösen Skrupeln kein Hindernis entgegenstellt. Herr von Wroblewski ist ein durch und durch korrumpierter Lump, ein bestechlicher Richter, beim Kartenspiel ein notorischer Glücksverbesserer, ein Kerl mit einem Kautschukgewissen, und seine Gattin eine verblühte Kokette, welche die mageren Reste ihrer Schönheit in nachweisbarer Unparteilichkeit einem Mitgliede des Heeres und einem Diener der Kirche zur Verfügung stellt. Nicht deren giftigen Odem fürchtet Raphael für Judith: er besorgt, daß die männliche jeunesse dorée, welche im gastlichen Hause Wroblewski's verkehrt, der „Jüdin" gegenüber sich unziemliche Freiheiten erlauben könnte, weil sie eben „nur eine Jüdin" sei. Raphaels Befürchtungen bewahrheiten sich. Ein dummer, frecher Bursche erlaubt sich auf einem Balle, welchen Wroblewski zu Ehren des neuen Gutsherrn, des Grafen Agenor von Baranowski, giebt, Unverschämtheiten gegen Judith. Der junge Kavalier, obwohl der jüdischen Rasse im allgemeinen nicht freundlich gesinnt, tritt im Bewußtsein seiner Ritterpflichten für das beschimpfte Mädchen ein; eine Forderung wird im letzten Augenblick durch einen schmählichen Vergleich des Beleidigers rückgängig gemacht. Diese Stunde entscheidet über beider Leben: die feinen, erst fast unsichtbaren Fäden zwischen ihren Herzen verweben und verketten sich unlöslich, bis das leidenschaftlich glühende Mädchen dem toll verliebten Manne bebend in die Arme stürzt. In ihrem Liebessehnen folgt sie, unbekümmert um Vater und Bruder, nur dem Zuge ihres trunkenen Herzens und flieht mit dem Geliebten, um sich mit Leib und Seele ihrem Glücke hinzugeben.

Wroblewski hat mit schlauem Blicke die Situation erkannt und versteht sie gründlich auszunützen. Er klammert sich, einem Vampyre gleich, an den jungen, reichen und willensschwachen Grafen und stößt den verliebten, charakterlosen Menschen immer tiefer und tiefer. Agenor liebt Judith, aber sie, die Jüdin, die Tochter des Nathaniel Trachtenberg, zu seinem Weibe zu machen, dagegen bäumen sich seine aristokratischen Begriffe von Ehre und Standesrücksichten auf. Ein Baranowski und ein galizisches Judenmädchen — es ist undenkbar, unmöglich. In diesem

Digitized by Google

schweren Kampfe zwischen Stolz und Liebe nimmt er die allzeit bereite Hilfe des Schurken Wroblewski an. Dieser besorgt gegen schweres Sündengeld einen erbärmlichen Lumpen, der in der komödiantenhaften Vermummung eines katholischen Geistlichen eine Scheintrauung und Taufe vollzieht. Nun lebt Judith in dem Wahn, das rechtmäßige Weib Agenor's zu sein. Sie giebt in Italien, wohin sie sich für den Winter begeben haben, einem Knaben das Leben, und erfährt während der Abwesenheit ihres Mannes, welcher sich zur Regelung finanzieller, zumeist durch Wroblewski's Saugsystem hervorgerufener Schwierigkeiten auf kurze Zeit in die galizische Heimat begeben hat, die Wahrheit von dem an ihr begangenen schmählichen Betrug durch eben denselben Schurken, welcher sie nur zum Schein getraut hat. Sie eilt nach Hause, um sich ihr nichtswürdig zertretenes Recht zu erkämpfen. Und mit kühner, durch die Verzweiflung gestählter Energie erringt sich das beleidigte, empörte Weib den Namen des Mannes, der ihre hingebende, zweifellose, opferfreudige Liebe gelohnt hat mit Schmach und Schande und Verrat. Agenor, der irregeleitete, in Standes- und Glaubensvorurteilen befangene Aristokrat, erkennt endlich die Größe und Erhabenheit von Judith's Charakter und erhebt sie zu seinem Weibe, oder richtiger, erhebt sich zu ihrem Gatten. Im Großherzogtum Weimar, welches allen anderen Staaten mit der Einführung des Zivilehegesetzes voranging — unsere Geschichte spielt Anfang der sechziger Jahre — läßt sich Agenor, Graf von Baranowski, mit Judith Trachtenberg trauen, ohne daß ein Glaubenswechsel von ihr verlangt wird. Nathaniel Trachtenberg ist gestorben, als er von Judith's Flucht mit Agenor erfährt, nur Raphael lebt noch einsam in dem elterlichen, einst so sorgenfremden Hause. Der Jüngling ist auf die Kunde von des Vaters plötzlichem Tode in die öde Heimat geeilt. Er hat die juristischen Studien, denen er in Heidelberg oblag, aufgegeben, um dem Geschäfte und dem Andenken an den jäh dahingerafften Vater zu leben. Judith ist tot für ihn: er hat sie, die Verworfene, Abtrünnige, aus seinem Leben und Herzen gestrichen. Und darin ist er dem Beispiel des Vaters gefolgt. Nathaniel Trachtenberg hat, in den letzten Zügen liegend, sein einst so heißgeliebtes Kind Judith beerdigt. Mit zuckendem und krampfendem Herzen hat er, der Sterbende, jede Erinnerung an die Verlorene, Gestrauchelte hinweggewischt. Auf seinen Befehl erscheinen an seinem Sterbelager die Vorsteher der Gemeinde, mit dem Rabbi an der Spitze, und verrichten die übliche Zeremonie der Leichenaussegnung. Es sei mir gestattet, einiges aus diesem Kapitel wörtlich anzuführen: Die Schilderung ist hier so meisterhaft, der sterbende, ehrwürdige Greis, die hebräische Sprüche murmelnden Tempeldiener, über der ganzen Szene ruht ein so unvergleichlicher Zauber von Gläubigkeit, Ergebenheit in Gott und echter Poesie, daß jede Beschreibung den gewaltigen und großartigen Eindruck nur zu schmälern vermöchte. „Kurz darauf traten die Vorsteher in die Stube, mit ihnen der Rabbi, alle den Betmantel um die Schultern, und neigten sich vor ihm, und der Rabbi fragte, ob es nun geschehen dürfe. Er nickte, da öffneten sie die Thür, und herein traten zwölf Männer der Begräbnisbrüderschaft, alle in die weißen Sterbekittel gehüllt, und in ihrer Mitte trugen sie eine seltsame Last: es war ein schöner, großer, vollblühender Rosenstrauch, an dessen Wurzeln noch die feuchte Erde hing. Sie trugen den Strauch an das Lager heran, und Nathaniel streckte die Hand aus und rührte an die Krone; seine Lippen bewegten sich, es mochte ein Segensspruch sein, ein Abschiedsgruß. Und während dies geschah, verhüllten die anderen ihr Antlitz mit dem Betmantel und einige schluchzten laut. Dann trugen sie den Strauch in die Mitte der Stube; der Rabbi trat vor und streckte die Hand über ihn und sprach laut und fest einige Worte; wohl einen Fluch. Dann faßte er den Strauch mit beiden Händen und zerbrach ihn und warf die Stücke vor sich nieder. Und einer nach dem andern traten nun die Männer heran, faßten eine Blüte und zerstreuten die Blätter, bis der Strauch ganz schmucklos und geknickt war. Der Greis hielt die Augen geschlossen; aber ein leichtes Stöhnen brach aus seinen Lippen, und die Thränen flossen ihm über die Wangen. Und so blieb er, als die Männer ein Öllämpchen hereinbrachten und es als Seelenlicht für jene entzündeten, die von nun an dem Vater und der Gemeinde für immer eine Tote war." Und als sie vom Friedhof, „dem guten Ort", zurückkehren, spricht der Rabbi: „Es ist vollbracht, wir haben nach deinem Willen gehandelt. Deiner Tochter Grab ist zwischen dem deines Weibes

Digitized by Google

und jenem, das du dir selbst gesichert hast. Und wenn der Herr einst sie vor Gericht ruft und sie stirbt in unserm Glauben, so soll ihr dies Grab offen stehen, wir schwören es dir zu!"

Judith's Schicksal erfüllt sich. Als rechtmäßige Gattin des Grafen Agenor von Baranowski zieht sie in ihren Heimatsort ein und am Grabe des Vaters versöhnt sie sich mit dem geliebten Bruder Raphael. Und nachdem sie sich ihr Recht als Gattin und Mutter erkämpft, beschließt sie in den Fluten des Schloßteiches ihr armes Leben. Sie wird, da sie ihrem Glauben treu geblieben, an der geweihten Stelle zwischen ihren Eltern begraben, auf ihrem Grabstein steht die Inschrift: „Judith, Gräfin Baranowska, die Tochter des Nathan ben Manasse aus dem Stamme Israel. Sie starb in der Dunkelheit, aber es wird einst tagen." Und aus ihrem Grabe wird der Rosenstrauch, dieses Symbol ihrer selbst, erblühen und wird mit seinen Ranken und Blättern die letzten Ruhestätten des unglücklichen Vaters und seiner unglücklichen Kinder umspinnen und wird den kommenden Geschlechtern künden, daß hier eine holde Mädchenblüte geknickt und zerzaust von den Stürmen des Lebens den ewigen Schlaf schlummert. Und kein gerechter, kein guter Mensch wird ihrem Schicksal die Thräne des Mitleids versagen.

F. P.

Litterarische Berichte.

Tirol 1812—1816 und Erzherzog Johann von Oesterreich. Zumeist aus seinem Nachlasse dargestellt. Von Dr. Franz von Krones. Innsbruck 1890. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

Das Buch ist etwas zu künstlich angelegt. Eine frisch geschriebene Biographie des Erzherzogs Johann, unbedingt einer der volkstümlichsten Gestalten aus dem Befreiungskriege, würde sicher ein allgemeines Interesse gefunden haben, zumal sich sein Name mit dem heroischen Aufstande der Tiroler verknüpfte. Aber gerade diese Episode ist hier lediglich in die Rückblicke verlegt. Hier handelt es sich wesentlich um die Verhältnisse, welche den Uebergang Tirols aus der Zerteilung, der es durch Napoleons Machtsprüche verfallen war, in den österreichischen Gesamtstaat begleiteten, Verhältnisse so unerfreulicher Art als nur denkbar. Insofern aber ist dieser neue Beitrag zu jener heroischen Epoche von ganz besonderem Werte, als er das österreichische Seitenstück, um nicht zu sagen die Karrikatur der ungeheuren Volksbewegung in Preußen und Norddeutschland im einzelnen darlegt. Das Opfer des Irrtums, daß bei der despotischen und in friedfertige Resignation erschlafften kaiserlichen Regierung, welche das Gefühl für Demütigung über dem Unmaß derselben verloren hatte, eine volkstümliche Erhebung überhaupt denkbar wäre, wurde der Erzherzog Johann. Noch einmal glaubte er jenen „edlen Rausch des Jahres 1809" erzeugen zu können, dem Tugendbund des Nordens entsprechend träumte er mit einigen patriotischen Schwärmern von einem „Alpenbund." Aber dem Kaiser war alles Volkstümliche ein Greuel, mit Verhaftungen und Ausweisungen griff er sofort dagegen ein. Um so mehr aber blieben die Augen der Tiroler auf den Erzherzog gerichtet, und als durch den Abschluß des Rieder Vertrages die Besitzfrage entschieden war, tauchte die Sehnsucht nach der Statthalterschaft des Erzherzogs Johann lebhaft genug empor. Man muß es im einzelnen nachlesen, wie der österreichische Hof zwischen den talentvollen und ehrenhaften Prinzen und das getreue Tirolervolk, die zu einander strebten, eine büreaukratische Verwaltung einschiebt, an deren Spitze ein Verräter stand, ein begabter Mann, der jedoch in den Patriotenkreisen nur als „Judas" bezeichnet wurde. Die Kunst, sich aus Mißtrauen und Verblendung selbst zu schlagen, ist selten verhängnisvoller geübt worden als in diesem Ränkespiel um die tirolische „Verfassung." Wenn auch vieles davon schon bekannt war, so hat der Verfasser doch einen festen und sichern Boden geschaffen, indem er die Tagebücher, Aufzeichnungen und Briefe des Erzherzogs selbst benutzen durfte und sie mit kritischer Schärfe und methodischer Weise prüfend seiner Darstellung zu Grunde legte. C.

Verschiedene Geschichtsauffassungen. Ein Vortrag von Paul Weisengrün. Leipzig 1890. Verlag von Otto Wigand.

„Keine unter den Fundamentierungen der Geistes- und Sozialwissenschaften ist wichtiger, ja unentbehrlicher als eine richtige Geschichtsauffassung," sagt mit Recht der Verfasser, wobei freilich nicht an „Staaten- oder Weltgeschichte" in dem engen schulmäßigen oder litterarisch herkömmlichen Begriff gedacht werden darf. „Wer Wegele's Geschichte der

Digitized by Google

deutschen Geschichtswissenschaft aufmerksam durchgelesen, wird seltsam berührt sein von der Erscheinung, wie langsam die deutsche Geschichtswissenschaft aus dem bloßen Erzählen und reinen Gelehrtenkram herauskam." In Ranke findet der Verfasser die ganze Entfaltung der Geschichte abgeschlossen, aber die geschichtsphilosophische Theorie ist dabei doch nur dürftig und kümmerlich geraten. In Herder's „Ideen" zuerst findet er eine systematische und anregende Theorie, deren entscheidende Momente mit Knappheit und Klarheit dargelegt werden, und die der Verf. schon deswegen höher stellt als alle gelegentlich geäußerten Anschauungen Voltaire's, Montesquieu's und auch Schiller's, weil „keinem die Geschichtsphilosophie so sehr Selbstzweck war wie bei Herder." Hiernach folgt eine kurze Analyse der Geschichtsphilosophie Auguste Comte's, Herbert Spencer's, Buckle's, H. Taine's, die „alle das Gemeinsame haben, daß in ihnen das Prinzip der Lebenserhaltung keine selbständige Rolle spielt," daß „die ökonomischen Verhältnisse, der Mechanismus der Produktionsweise, die Geschlechtsverhältnisse vernachlässigt oder aus irgend welchen anderen Faktoren erklärt werden." Von dieser Gruppe unterscheidet sich diejenige, die nach genauer Analyse derselben immer die Produktionsverhältnisse in den Vordergrund stellt, und deren Hauptvertreter, Marx, den Spieß umdreht und aus den Produktionsverhältnissen die intellektuelle Bewegung, die Veränderungen der Sitte, die Phasen der Religion erklärt. Nicht Hegel, wie man gesagt hat, gab den Anlaß zu dieser Auffassung. Elemente derselben finden sich bei St. Simon, Ch. Fourier, und ausgebildeter bei Rodbertus. Aber erst „der ökonomische Materialismus" des Karl Marx hat nach dem Verfasser eine Grundlage für eine richtige und fruchtbare Geschichtsauffassung gelegt, die von seinen Anhängern, besonders von Fr. Engels, durchgeführt worden ist, und die für den Verfasser nur der Präzisierung in einigen Punkten und der Ergänzung bedarf, um als die volle Lösung des Problems gelten zu können. — Die überreiche Gedankenfülle dieses meisterhaft gefügten „Vortrags" kann freilich hier kaum angedeutet werden. Mit einer die große Herrschaft über die einschlägigen Ideen ankündenden Klarheit weiß der Verfasser seinen Leser fortzureißen, und wenn auch seine eigene Geschichtsauffassung wegen der Willkür der ihr zu Grunde liegenden Hypothese Einspruch erfahren dürfte, werden doch auch diejenigen, die ihn bekämpfen, ihm die reichhaltigste Anregung dankbar anerkennen.

C.

Dr. Emin Pascha, ein Vorkämpfer der Kultur im Innern Afrikas. Von Paul Reichard. Mit Original-Abbildungen von R. Hellgrewe. Leipzig 1891. Verlag und Druck von Otto Spamer.

Das Werk ist eine Zusammenstellung des über Emin bekannt gewordenen Materials, das letztbenutzte Buch ist Stanley's „dunkelstes Afrika." Wir erhalten eine Ortsschilderung und Vorgeschichte des Aequatorialprovinz, sodann einen Bericht über Emin's Verwaltungsthätigkeit und Verwaltungsreformen, über die Aufstände Mohammed Achmeds (des Machdis) im Süden und Arabi Paschas im Norden und über ihren Einfluß auf die Aequatorialprovinz, der Emin mehr und mehr in die größte Not bringt, da indem der Gouverneur zwar nicht von der Verbindung mit Europa (über Zanzibar) abgeschnitten wird, aber aus Mangel an Munition und infolge mangelnder Treue seiner Untergebenen befürchten muß, sich gegen die immer weiter greifende Macht des Machdis nicht mehr halten zu können. Endlich schildert der Verfasser Anlaß und Vorbereitung des Stanley'schen Zuges, die Ankunft der Vorhut in vollkommen abgeriffenem Zustande am Albertsee und führt aus, wie der große Befreier, von Emin mit dem Notwendigsten unterstützt, durch seinen Rückzug nach Westen zum Anlasse des Aufstandes wird, und endlich nach seiner Rückkehr und nach dem Mißlingen seiner Verführungskünste den Gouverneur durch Gewalt und Drohung zwingt, mit ihm nach der Küste abzuziehen, auf dem Wege über Ankori, den der Befreier auf dem Hinwege trotz seiner besseren Ausrüstung und seiner größeren Macht angeblich nicht zu betreten gewagt hatte. Das Buch schließt mit dem Unfalle Emin's, seiner Genesung und seinem Ausmarsche nach dem Viktoriasee. Alles dies ist frisch und flott, übersichtlich und interessant geschrieben, bis auf die Kriegsszenen des neunten Kapitels, welche kein deutliches Bild gewähren. Im einzelnen finden sich aber in Form und Inhalt viele kleine Flüchtigkeiten, die zum Teil durch die Unbekanntschaft des Verfassers mit dem Arabischen, zum Teil durch seine geringe Achtung vor den Gesetzen des deutschen Stils hervorgerufen sind. Obwohl die einschlägige Litteratur im allgemeinen bekannt ist, hätte dem Verfasser doch angeraten werden sollen, seine Quellen an jeder Stelle anzugeben, umsomehr, als er die von ihm benutzten Schriften nicht einmal vollzählig, sondern ganz summarisch benannt hat. Leider wird auch ein Sachregister und eine Karte vermißt, von denen besonders die letztere notwendig gewesen wäre, da das Werk für einen weiteren Kreis von Lesern, anscheinend auch für jugendliche Leser berechnet ist, welche 'mit einer ausreichenden Karte nicht versehen zu sein pflegen. Dagegen soll auch nicht verkannt werden, daß der Verfasser mit großem Geschick verstanden hat, an die Reise Emin's auch anregende Schilderungen der durchwanderten Gebiete anzugliedern. Für die Leser dieser Revue wird es noch von Interesse sein, daß die einzige Stelle, in welcher ein Gesamturteil über Emin abgegeben wird, und so gut wie die einzige Stelle, welche wörtlich angeführt ist, aus der Deutschen

Digitized by Google

Revue (März 1890, S. 314. Felkin, Emin Pascha in Zentralafrika) entnommen ist. K. F.

Deutsche Geschichte von Prof. Dr. Otto Kämmel, Konrektor am königl. Gymnasium zu Dresden. Dresden 1889. Verlag von Carl Höckner, Königl. Hofbuchhändler.

Welches Geschichtswerk hätte man nicht bei seinem Erscheinen preisen hören als eines, das endlich einmal dem Bedürfnisse aller Gebildeten gerecht werde! Professor Kämmel's deutsche Geschichte wird natürlich auch als ein solches gepriesen, doch ist seit seinem Erscheinen schon manches Andere unter demselben oder gleichem Titel erschienen, ohne keinen geringeren Anspruch zu erheben. Es ist nicht zu bestreiten, daß Prof. Kämmel ein „einzigartiges Buch" hat schaffen wollen, daß seine Sprache markig und überzeugend sein kann, und daß auch der Aufbau des Ganzen das Althergebrachte zu beseitigen trachtet und neue Gesichtspunkte dem Ganzen und seinen Teilen zu Grunde gelegt sind, wie der Verfasser auch alle Zweige des deutschen Kultur- und Geisteslebens berücksichtigt und für volkswirtschaftliche Fragen ein feines Verständnis zeigt. Nur mit einem erklären wir uns nicht recht einverstanden. Kämmel teilt die deutsche Geschichte in drei Zeiträume ein: 1. bis 476 n. Chr., 2. bis 1273 und 3. von 1273—1871, den dritten Zeitraum wieder in 2 Abteilungen, deren erste „die Zerstörung des alten Reiches durch die städtischen und die kirchlichen Gegensätze (1273 bis 1648), und deren zweite „den Aufbau einer deutschnationalen Staatsordnung auf dem Grunde des weltlichen Fürstentums und der Glaubensfreiheit (1648—1871) behandelt. Hinsichtlich des letzten Teiles nun meinen wir mit Justus Möser, daß dem Deutschen seine Geschichte erst unter dem Eindruck mächtiger Thaten, durch die Entwickelung des preußischen Staates, wichtiger und werter geworden ist, und daß deswegen die Entwickelung des preußischen Staates tonangebend für die Zeit von 1648—1871 hätte sein müssen. Sehr knapp ist der Raum für die Geschichte der letzten hundert Jahre bemessen, die zu den bedeutsamsten aller Zeiten gehören; von den 1266 Seiten des Buches fallen für diese nur 281 Seiten ab. Eigentümlich klingt auch der Titel „Fürst von Hohenzollern" für den Prinzregenten von Preußen, der in Warschau (21./22. Oktober 1860) „zuerst den gewaltigen Geist und die großartigen Pläne Bismarck's in langen Unterredungen kennen lernte." L.

Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken von Dr. Paul Cauer, Gymnasial-Oberlehrer, Privatdozenten der klassischen Philologie an der Universität Kiel. Kiel und Leipzig 1890. Verlag von Lipsius & Tischer.

„Viel guter Wille und viel schlimme Wirkung," mit diesen Worten ließe sich etwa der Gesamtinhalt des vorliegenden Buches zusammenfassen. Der Verfasser meint nämlich, daß die in den letzten Jahren vom Ministerium erlassenen Verfügungen zu einer immer größeren Verstaatlichung der höheren Berufsarten und dadurch trotz bestem Willen zu manchen Uebelständen im Schulfache geführt haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß viele der erhobenen Beschwerden begründet sind, wenn auch der Verfasser in seinen Anklagen wohl manchmal zu weit geht, so z. B in dem, was er im dritten Kapitel über die Erziehung zum Patriotismus und über die Verteilung der Lehrstunden auf die einzelnen Fächer sagt. Um so mehr ist wieder seinen Erörterungen über die praktische Vorbildung der Lehrer, besonders über das pädagogische Seminar, beizustimmen, anstatt dessen er die Wiedereinführung nur eines Probejahrs wünscht. Die Abhandlung über die Tyrannei der befreienden Idee, nachgewiesen am Christentum, an der evangelischen Kirche, an der Politik und Wissenschaft, soll zur Bestätigung der vorangegangenen Ausführungen dienen und enthält viel Beachtenswertes. Ueber die im 7. Kapitel aufgestellten praktischen Folgerungen und Forderungen zu sprechen, erübrigt sich deshalb, weil diese zu sehr Ansichtssache und schon zu oft erörtert sind. Den Schluß bildet ein Exkurs über die von des Verfassers Vater, dem verstorbenen Schulrat Cauer, herausgegebene Schrift Wilhelms von Humboldt, „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen." Der Verfasser wendet sich hierbei gegen den Vorwurf, welchen ein neuerer Herausgeber dieser berühmten Schrift gegen den früheren erhoben hat; er verteidigt mit Recht und mit Erfolg die Ausführungen seines Vaters und weist auf die Wichtigkeit dieser 1850 im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erschienenen Abhandlung hin. Das ganze vorliegende Buch verdient wegen der Reichhaltigkeit seines Inhalts eine aufmerksame Beachtung. C. S.

Karl Ludwig von Knebel. Ein Lebensbild von Hugo von Knebel-Doeberitz. Weimar 1890. Verlag von Hermann Böhlau.

Aus Knebel's Nachlaß sind eine Reihe von Veröffentlichungen durch Düntzer längst geschehen; aber eine eingehendere Darstellung des Lebens jenes Genossen der goldenen Zeit unserer Poesie fehlte. Es erklärt sich leicht daraus, daß es ein stilles, zurückgezogenes, langes Leben war, und daß derjenige, der es geführt hat, durch keine größeren Werke glänzte. Nun aber hat ein Angehöriger der Familie ein Lebensbild des „Urfreundes" von Goethe entworfen und im vorliegenden Buche teilnehmenden Lesern vorgelegt. Der Verfasser ist kein Litterarhistoriker und kein Schriftsteller von Fach, wie man an manchem gewahrt; aber das Buch ist leicht und lesbar geschrieben, beruht auf guten Quellen und zeigt ein gerechtes, vorurteilsloses Urteil.

Digitized by Google

Begeistern und erheben kann eine Persönlichkeit, wie die Knebelsche war, eben nicht. Von kräftigem, stattlichem Körperbau, klagte er sein Leben lang über seine Gesundheit. Geistig begabt, ein Vielleser, von ausgeprägtem Formtalent, erwarb er doch nur ein unzusammenhängendes Vielwissen, brachte es zu nichts irgend Größerem aus eigener Kraft, und erreichte nur als feiner Nachbildner das Höchste, was er leistete. Ihm fehlte Ausdauer und strenger Fleiß. In geschäftiger Trägheit die Natur beobachten und mit unleugbarem Epikuräismus weise Ruhe des Gemütes pflegen, die jeden Augenblick aber durch Ausbrüche leidenschaftlicher Erregung getrübt ward, gehört zu Knebels Art zu leben. In der Jugend streng kirchengläubig, wird er Materialist; als es dann zu Tode geht, findet er aber die persönliche Unsterblichkeit wünschenswert. Er dient neun Jahre im Potsdamer Garderegiment, haßt aber dann Preußen, schwärmt für die französische Revolution, verehrt Napoleon wie einen Götzen und empfindet keine Teilnahme weder für die Leiden noch für die Erhebung seines Volkes. Karl August hat mit gutem Grunde Knebels Verlangen, ihm statt der Pension ein Amt zu geben, wiederholt abgeschlagen, denn er wußte, daß der Mann, den er sonst schätzte, nur eine bequeme Sinekure wolle. Der ganz vortreffliche Brief des Herzogs vom 4. Oktober 1781, der in diesem Buche zuerst wortgetreu abgedruckt wird (S. 48 f.), ist eine eindringliche Charakteristik Knebels und eine schöne Motivierung, weshalb der Fürst dessen Wunsch nicht erfüllen konnte. So sehr Knebel den Zwang des Hofes haßte und Weimar deshalb mied, wo er konnte, so war er doch eine Natur, die nur durch fürstliche Gunst, wie das Weimarsche erlauchte Haus sie nachsichtig und einsichtig spendete, überhaupt durch das Leben getragen werden konnte. Denn mit dem Ernst des Lebens in eigener Kraft zu ringen, war er nicht angethan. Er war nur geeignet, durch das, was trotz aller Mängel in ihm lag, in den feineren, höheren Luftschichten etwas zu wirken. Q.

Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhunderte. Von Berthold Volz. 1. bis 4. Abteilung. Leipzig 1890. Verlag und Druck von Otto Spamer 1890.

Die stärkere Betonung insbesondere der neueren und der neuesten Zeit, für die sich bekanntlich unser Kaiser in einer Kabinetts-Ordre ausgesprochen, hat wohl hauptsächlich den Direktor des Viktoria-Gymnasiums dazu veranlaßt, eine Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert zu schreiben, welch' löblichen Zweck zu Nutz und Frommen seines Volkes erreichen zu können ihm die Fähigkeit nicht abzuerkennen ist. Gestützt auf ausgiebige Quellenkenntnis, stellt er zunächst Deutschland „im Banne der Fremdherrschaft" dar und entwirft dann ein Bild vom „Widerstand der nationalen Eigenart und den nach den Freiheitskriegen folgenden „stillen Zeiten." Dies in aller Kürze der Inhalt der vier uns vorliegenden Abteilungen des Werkes, über welches natürlich ein abschließendes Urteil abzugeben noch nicht angethan erscheint. L.

Ein Goethe-Strauß. Jugend-Gedichte Goethes nach der Handschrift des Dichters von 1788, biographisch erläutert von Robert Keil. Mit 10 Illustrationen und einem farbigen Lichtdruck: Die schöne Mailänderin. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1891. Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt.

Herr R. Keil hat in dem vorliegenden Büchlein zwanzig Gedichte Goethes aus der Zeit von 1767—1787 nach der Handschrift, welche Goethe selbst für die Ausgabe von 1788 herstellte, wiederdrucken lassen und mit biographischen Ausführungen versehen, in die zum Teil auch die älteren Textgestalten eingefügt sind. Das Werkchen macht keinen Anspruch, zur „Goethe-Philologie" gerechnet zu werden, sondern will nur die schönen Lieder, die allen bekannt sind, nach ihrer Entstehung, nach Stimmung und etwaigen Anspielungen auf Thatsachen für gebildete Leser erläutern. Die Illustrationen geben bekannte Bilder in Holzschnitt wieder. Die wertvollste ist ein Lichtdruck nach der in Herrn Keils Besitz befindlichen Aquarelle Goethes von der jungen Mailänderin. Q.

Lebensfragen. Von K. J. Schott. Leipzig 1890. Verlag von Th. Thomas.

Die Lebensfragen, von denen das vorliegende Buch handelt, sind: Glück und Unglück, Wille, Gott und sein Verhältnis zum Menschen, Grundlagen der Sittlichkeit, Wesen der Religion. In allen diesen Kapiteln zeigt sich der Verf. als Anhänger einer materialistisch gefärbten Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Seine Ueberlegungen dringen niemals in die Tiefe und zeugen von einer bedauerlichen Unkenntnis des historischen Materials über die von ihm behandelten Gegenstände. Trotzdem dürfte das klar und bescheiden geschriebene Büchlein unter den gebildeten Laien Anklang finden, besonders unter den sogen. „Freidenkern", bei denen der Ton mit Recht auf der ersten Silbe ruht. M. D.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Jaenicke, Hermann: Kurze Weltgeschichte.

Groß-8. 646 Seiten. Halbfranz gebunden 10 Mark.

Für Jedermann geeignet, der sich rasch und genau über irgend ein Vorkommnis der Weltgeschichte bis auf die neueste Zeit unterrichten will. Ein vorzügliches Festgeschenk für die heranwachsende Jugend.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Zopf, Professor Dr. Wilhelm, die Spaltpilze. Nach dem neuesten Standpunkte bearbeitet. Mit 41 vom Verfasser selbst auf Holz gezeichneten Schnitten. gr. 8°. 3. Aufl. 1885. **Mk. 3.**

— **die Pilztiere oder Schleimpilze.** Nach dem neuesten Standpunkte bearbeitet. Mit 52 meistens vom Verfasser selbst auf Holz gezeichneten Schnitten. gr. 8°. 1885. **Mk. 5.**

— **die Pilze** in morphologischer, physiologischer, biologischer und systematischer Beziehung. Mit 163 Abbildungen. gr. 8°. 1890. **Mk. 18.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Mark Aurels

Meditationen.

Aus dem Griechischen

von

F. C. Schneider.

Vierte durchgesehene Auflage.

16. Geheftet 2 Mk.

Elegant gebunden 3 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts.

Von

Rudolf von Gottschall

5. vermehrte und verbesserte Auflage.

4 Bände. Geheftet 20 Mk., höchst eleg. in 2 Halbsaffianbde. geb. 27 Mk. 20 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Auszug aus einer Besprechung von Dr. Rud. Pfleiderer im „Deutschen Litteraturblatt“:

Die glänzenden Hauptcharakterzüge dieses bedeutenden und fesselnden Werkes, welche sich von Anfang bis zum Ende in ungeschwächter Energie manifestieren, sind: brillante Darstellung, geistreiche, pikante Schriftstellercharakteristik, ein volles Maß von Stoffbeherrschung und warme Liebe zur Sache, sowie geschichtlich-kulturgeschichtliche Betrachtungsweise und Entwickelung.

Digitized by Google

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Theater

von

Karl von Holtei.

6 Bände. 12 Mark, elegant gebunden 15 Mark.

Inhalt: Lenore. — Lorbeerbaum und Bettelstab. — Wiener in Berlin. — Der alte Feldherr. — Berliner in Wien. — Die weiblichen Drillinge. — 33 Minuten in Grünberg. — Sie schreibt an sich selbst. Und viele andere Stücke mehr.

Preis jeden Bandes 2 Mark.

Erzählende Schriften

von

Karl von Holtei.

Gesammt-Volksausgabe. 37 Bände.

Geheftet 34 Mark 20 Pf.,
in 14 Leinwandbände gebunden 48 Mark.

Inhalt: 1.—6. Band: Kriminalgeschichten. — 7.—9. Band: Noblesse oblige. — 10.—12. Band: Die Vagabunden. — 13.—17. Band: Christian Lammfell. — 18.—20. Band: Ein Schneider. — 21.—23. Band: Die Eselsfresser. — 24.—28. Band: Kleine Erzählungen. — 29.—34. Band: Vierzig Jahre. — 35.—37. Band: Der letzte Komödiant.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Zweite Auflage.

Franzos, Karl Emil:

Judith Trachtenberg.

Erzählung.

8. 340 Seiten. Schön gebunden. Preis 6 Mark 40 Pfg.

Das Problem dieser neuen Erzählung von Franzos — die Mischehe zwischen Juden und Christen — ist ein tiefgreifendes und darf namentlich in unseren Tagen auf Beachtung hoffen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Mappe für die Kunsthefte

der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, für mehr als 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von **12 Mark** durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgegeben von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhdlg. 3 Terthefte bilden stets einen Band.

Breslau. **Eduard Trewendt**, Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Sechzehnter Jahrgang — Preis vierteljährlich 6 Mark

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1891. März

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und
halbjährlich ein Kunstheft

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

März 1891.

Seite

I. **Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.** XXII. . . 257

II. **L. Westkirch:** Die große Klippe. Erzählung. I. 274

III. **Robert Biewend:** Aus der Familienchronik von Robert Koch. Biographische Mitteilungen. II. 296

IV. **A. Gottstein:** Der Kampf gegen die Feinde der Menschheit (Schluß). 318

V. **Die französische Revolution und ihre Bedeutung für den modernen Staat.** VI. 337

VI. **A. Gottstein:** Semmola's Gutachten über die Koch'sche Behandlung der Lungenschwindsucht. Eine Entgegnung 350

VII. **St. Petersburger Brief** 353

VIII. **Naturwissenschaftliche Revue.** 368

IX. **Litterarische Berichte.** 374

Nervosität und Mädchenerziehung in Haus und Schule. Von Chr. Ufer. — Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Von L. Quidde. — Aus meiner Studienmappe. Von Friedrich Spielhagen. — Die ewigen Rätsel. Von Rudolf von Wichert. — In Algerien, Marokko, Palästina und am Roten Meere. Von Alfred Stähelin. — Preußische Feldherrn und Helden. Von Wilhelm Bußler. — Tugendhafter Jungfrauen und Junggesellen Zeit-Vertreiber. Herausgegeben von Hugo Hayn. — Tertullian. Von Ernst Noeldechen. — Die Seele des Kindes. Von W. Preyer. — Die Lebensanschauungen der großen Denker. Von Rud. Eucken. — Freiland. Von Theodor Hertzka.

X. **Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.** 380

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Diesem Hefte ist eine Beilage von R. Oldenbourg in München über **„Die deutsche Emin-Pascha-Expedition von Dr. Carl Peters“** eingefügt, welche hiermit gefälliger Beachtung empfohlen wird.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
MAR 14 1891
LIBRARY.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXII.

Es erscheint angemessen, an dieser Stelle, — da Roon's amtliches Wirken bis zu einem wichtigen Abschnitte gelangt ist — noch einen Blick auf sein Privat- und Familienleben zu werfen. — Wie erwähnt, war er im Herbst 1866 sehr leidend; in dem darauf folgenden Winter schien dagegen eine erfreuliche Besserung seines Befindens eingetreten zu sein. Er schreibt am 14. Januar 1867 aus Zimmerhausen in Pommern, wo er einige Tage zum Besuche der Blanckenburg'schen Verwandten weilte, daß er „nach einem sehr hübschen still verlebten Sonntage heute bei herrlichem Wetter gute Jagd gemacht habe" und „morgen zu gleichem Zwecke nach Witzmitz fahre." Noch mehrere andere Jagdpartien scheint er in jenen Tagen ohne sonderliche Beschwerde unternommen zu haben.

Auch am 12. Februar kann er aus Berlin seiner kurze Zeit in Schlesien weilenden Gattin melden: „Du merkst wohl, daß ich leidlich wohl bin, wenngleich ich gestern Abend bis 11 Uhr auf dem Kronprinzlichen Feste war, dem Du Dich entzogen hast. . . .

Am Donnerstag erster Hofball auf dem Schlosse; ich habe Dich und E. entschuldigt und werde mich pflichtmäßig opfern, unter gebührender Schonung meiner Sohlen . . . .

Gestern habe ich mir übrigens unsern Enkel angeseh'n; der Bursche ist wie aus Eichenholz geschnitzt — Gott erhalte ihn! —"

In ziemlichem Wohlbefinden konnte er auch am 30. April den Tag feiern, an welchem er sein 64. Lebensjahr vollendete. Es war dies stets ein Festtag nicht nur für seine große, damals vollzählig in Berlin versammelte Familie, die dann immer mit einigen alten Freunden (Feldprobst Thielen, General von Holleben, Dr. Böger, General-Superintendent Büchsel, Herr v. d. Knesebeck-Jühnsdorf u. a.) zu einfachem aber sehr heiterem und gemütlichem Mahle im Kriegsministerium vereinigt wurde, sondern auch für viele Verehrer nah' und fern. In diesem Jahre aber waren die herzlichen Zurufe und Adressen, die gereimten und ungereimten Glückwünsche, welche der gefeierte Mann empfing, besonders zahlreich —

Digitized by Google

wie sich aus der noch erhaltenen Sammlung derselben ergiebt. Durch alle hindurch klang der Gedanke, die die an ihn gerichteten Verse von G. Hesekiel an diesem Tage ausdrückten, in denen es hieß:

„Es war ein klein Geschwader, das wich und wankte nicht.
Die Heerschaar der Getreuen, der Hingebung, der Pflicht;
Und Du, des Königs Treuster zu Wasser und zu Land,
Du hieltest unser Banner in Deiner starken Hand! —
Es wird auf dieser Erde beendet nie der Krieg,
Doch gab uns Gott in Gnaden jüngst einen großen Sieg;
Gott segne Deine Mühen, Er ebne Deine Bahn,
Zeuch Du noch viele Jahre zum Siege uns voran!"

Übrigens wurde die Festfreude diesmal besonders noch dadurch erhöht, daß Roon's dritter Sohn Arnold sich kurz vorher mit Helene von Langenbeck, einer Tochter des schon damals hochberühmten Chirurgen, verlobt hatte; der Familienkreis war dadurch wieder in sehr erfreulicher Weise erweitert worden.

Mit besonderer Wärme gratulierte auch Perthes:

„Möge Gott Sie . . . noch lange erhalten und Ihnen die Kraft und Frische des Körpers, die Sie für uns Alle, für unser theures Vaterland geopfert haben, wiedergeben . . . und Sie nicht allein von der Pein der Athemsnoth, sondern auch von jenem Gefühl der Hinfälligkeit dessen Sie wieder am 25. erwähnten bald, recht bald genesen lassen; — und möge Gott Ihnen das Bewußtsein, daß Er Ihnen und Sie Gott nahe sind durch unsern Herrn und Heiland — in allen Lagen Ihres Lebens, in guten und bösen Tagen, im Leben und im Sterben, recht lebendig machen und erhalten! Und mich behalten Sie lieb, wie Sie es bisher gethan, obschon ich jetzt noch weniger als früher zu gewähren habe! — —

Wie gern hätte ich — das lassen Sie mich heute noch hinzufügen — zu allem Außerordentlichen, was Sie siegreich erkämpft, auch noch die Genugthuung Ihnen und die Sicherheit unserm Lande und dem norddeutschen Bunde und ganz Deutschland gewünscht, daß Moltke's Antrag: „bis zum Erlasse eines abändernden Bundesgesetzes bleibt es in der Armee und für die Armee bei'm Alten, und die Herrn stellen Männer und zahlen Thaler wie einmal bestimmt" — zu dem Haupt- und Fundamental-Satz der Norddeutschen Bundesverfassung erhoben worden wäre. Es war zu erreichen, davon bin ich fest überzeugt, wenn der Ausbruch des Bismarck-Vulcan nicht um einige Tage zu früh erfolgt wäre und (statt die drei Thaler Diäten) jeden Versuch, die Artikel 56 und 58 zu beschränken, mit seinem Glutstrom überfluthet hätte; „wer aber kann Percy vorwerfen, daß er Percy ist!" — — —

Gott stehe Ihnen und den andern Männern bei, welche die furchtbare Frage entscheiden müssen, ob militärische und politische Gründe den Krieg in diesem Jahre verlangen, weil sie in diesem Jahre uns, im nächsten aber den Franzosen die Wahrscheinlichkeit geben. Meine Neigung ist stark dem Frieden zugewendet, mein politischer Instinct aber fordert Krieg. — — —"

Digitized by Google

Während des Frühjahrs und Sommers 1867 wurden Roon's Gedanken — nachdem die Luxemburger Frage im friedlichen Sinne entschieden war — außer durch die (im vorigen Hefte erwähnten) zahlreichen Amtsgeschäfte auch durch Pläne zur Erwerbung eines Grundbesitzes, einer eigenen Heimat für die Nachkommen, in Anspruch genommen. Roon liebte das Landleben, welches er bisher immer nur als Gast kennen gelernt hatte, über alles; auch hielt er sich verpflichtet, den Wünschen seines gnädigen Königs in betreff der Verwendung der empfangenen National-Belohnung möglichst bald zu entsprechen.

„Am liebsten" — so schreibt er Ende Mai an den in diesem Punkte als Ratgeber ganz vorzugsweise geeigneten Freund Moritz von Blanckenburg — „kaufte ich in Pommern . . . wie lange hast Du in Stettin zu thun? wäre es Dir nicht möglich, mich noch vor dem Zusammentritt des Landtages auf der Güterschau zu begleiten? . . .

Zwar drängt mich nichts, mein Geld in Grundbesitz anzulegen, d. h. nichts Äußerliches, wohl aber der in meinem Innern lebende Gedanke, daß es meine Pflicht, meine Geld- und Familien-Verhältnisse zu ordnen, denn — „wer weiß, wie nahe mir mein Ende," und Alles würde sich leichter und verständlicher ordnen lassen, wenn ich in dem Familien-Statut mit realen und concreten Verhältnissen zu thun habe. — —"

Wenige Tage darauf wendet Roon sich in derselben Angelegenheit nochmals an Blanckenburg, der ihm noch nähere Auskunft über ein in erster Linie vorgeschlagenes Gut verschaffen soll. „Kommst Du," heißt's dann weiter, „zum 29. her zur zweiten Berathung der Verfassung? . . Daß Bismarck den Collegen Lippe durch parlamentarische Hebel entfernen wolle, bezweifle ich. Darüber habe ich noch gestern mit ihm gesprochen. Er denkt nur an conservative Nachfolger und perhorrescirt mit mir die Beseitigung auf parlamentarischem Wege . . .

Meine Frau geht nächstens, sobald es warm werden sollte, nach Marienbad . .

Wenn man sich so nahe steht wie wir beide, so verstehen sich Segenswünsche zum Geburtstage (die ich Dir neulich auszusprechen vergaß) wie ich denke, von selbst."

Mitte Juni unternahm Roon verschiedene Ausflüge, zum Teil von Blanckenburg und einigen anderen befreundeten landwirtschaftlichen Autoritäten begleitet, um vorgeschlagene Güter näher zu besichtigen — ohne indessen zum Entschlusse kommen zu können. —

In denselben Tagen hatte auch Perthes wieder ausführlich geschrieben und ihm mitgeteilt, daß seine Gesundheit sich fortwährend verschlechtere; er wolle nun in den nächsten Wochen nach Rigi-Scheideck gehen, um dort wenigstens Erleichterung zu finden, wie er hoffe . . . In Betreff der damaligen politischen Lage fügte er u. a. hinzu: . . „Der Erfolg den Zollvereinsstaaten gegenüber ist ein neuer Beweis von der außerordentlichen Begabung des außerordentlichen Mannes (Bismarck). Welche Aufgabe wird nach hundert Jahren der Biograph desselben haben, wenn Licht und Schatten sich scheiden lassen und an dem weiteren Gange der Geschichte erkennbar für alle Welt geworden ist, welcher Segen und welches

Digitized by Google

Verderben als Keim in der Thatkraft eines einzigen Mannes eingeschlossen sein kann! — — Mit Ekel erfüllt mich die Wichtigkeit, welche die Zeitungs-Correspondenten der Frage beilegen, ob Viele oder Wenige geschrien haben in Paris, als der König, einige Kaiser und Bismarck durch die Straßen fuhren [1]); mag doch schreien wer will und das Maul halten wer will, was geht das uns, was geht das einen König, Minister oder sonstige Obrigkeit an! Freilich, es ist das auch so eine Art allgemeinen und geheimen Stimmrechts . . . Den Hut ab vor dem Volke, d. h. dem organisirten, welches sich kund thut in Organen seines politischen Lebens . . . — aber vor der bloßen Menge, vor der Masse, vor der Summirung vieler Einzelner kann und will ich keinen Respekt haben, mögen die Kerle schreien oder schweigen . . ." — —

Während seine Gemahlin inzwischen nach Marienbad gegangen war, setzte Roon die Güterschau fort. „Gestern," schreibt er am 24. Juni aus Berlin, „sind wir von R. (Niederlausitz) zurückgekehrt, zwar entzückt von Haus und Garten, nicht aber von Wald und Feld, bin daher sehr zweifelhaft, ob aus dem Handel etwas werden kann . . .

Bei meiner Rückkehr kam mir der Kastellan lächelnd und gratulirend entgegen: die Universität Halle hat Bismarck, Moltke und mich zu — Doktoren der Philosophie gemacht. Ja, ja, Frau Dr., was aus dem Menschen nicht Alles werden kann! Heute haben wir die Kammer geschlossen, morgen früh fahre ich mit Moritz, der mir sehr nützlich gewesen, nach Zimmerhausen und weiter. Am 1. Juli kehre ich nach Berlin zurück, um die neuen Fahnen nageln und weihen zu helfen und am 5. wieder abzureisen, zunächst noch in Güter-Angelegenheiten, dann nach Marienbad zu Dir (vielleicht am 10. oder in den Tagen).

Bismarck ist in Külz, erwartet dort Moritz, will dann mit ihm nach Varzin gehen. Der König, bei dem ich eben war, neckte den „Dr. von Roon" in liebenswürdiger Weise, hat mir unbestimmten Urlaub gegeben, will aber immer wissen können, wo ich bin . . ."

Auch in den nächsten Tagen setzt Roon seine Berichte an die Gemahlin treulich fort:

Zimmerhausen, 26. 6. 67.

„Gestern angenehme Fahrt hierher. Allseitige unmenschliche Freude. Die größte verursachte mir fast unser kleiner Albrecht [2]), der von einer beispiellosen Ausgelassenheit war, aus dem Lachen, Schäkern und Necken nicht herauskam. Ebenso jauchzend und liebenswürdig war er heut bei'm Baden u. s. w.

Heut früh fuhr ich mit M. durch die blühenden Felder, nach Trieglaff und Bahnerow . . . Mit Gerhard Thaden und Bl. finden die lebhaftesten Besprechungen über ev. Pommersche Güterkäufe statt . . .

Diese ganze Angelegenheit fängt an mir fürchterlich zu werden, d. h. ich werde nervös auf dem Punkt, und möchte gern davon vergessen, aber es läßt

[1]) König Wilhelm machte bekanntlich im Juni 1867 mit Bismarck einen Besuch bei Napoleon III. und traf in Paris auch mit dem Kaiser von Rußland zusammen. — D. H.

[2]) Roon's ältester Enkel, mütterlicherseits zugleich der Enkel von Moritz von Blanckenburg.

Digitized by Google

mir keine Ruhe. Freilich sind hier in Pommern hübsche Güter, allein das Klima ist wirklich feindselig; darin hat Moritz ganz Recht . . . Fürchte übrigens nichts: Du sollst gehört werden vor jedem Definitivum."

Berlin, 1. Juli.

„Wir kehrten vorgestern in Strippow, bei Moritz's Vettern ein, die jene Colberger Gegend mit dem Blanckenburg'schen Namen mehr und mehr überranken. 1/2 Meile von Strippow liegt das z. Z. einem Herrn v. Thielen gehörige Gut Hohenfelde (an der Chaussee von Colberg nach Cöslin, 1 Meile von der Colberg-Cörliner Eisenbahn, 3/4 Mln. von Pleushagen); dies haben wir vorgestern Nm. flüchtig besehen, aber nicht, oder noch nicht gekauft. Mündlich Näheres und Vieles darüber[1]).

Gestern, Sonntag, fuhren wir über Schulzenhagen, wo man mich getauft und meinen Vater begraben hat, nach Pleushagen. War das eine wehmüthig freudige Fahrt! In Pleushagen buchstäblich kein Stein mehr auf dem alten Fleck, aber ich war vollkommen richtig orientirt. Ich hätte die alte Scholle gewiß nicht wieder erkannt, wäre ich mit einem Zauberschlage auf dieselbe gesetzt worden, aber darüber unterrichtet wo ich sei, würde ich nachher nimmer fehl gegangen sein. O wie klein Alles, was im Kinderspiegel so groß erschienen war! Es lebte noch ein Mensch mit dem ich einst vor 60 Jahren gespielt, ein braunrothes Gesicht unter ergrauendem Haar: Jakob Thadwal rühmte sich, mich, der ich einige Jahre jünger, oft im Kinderwagen durch den Dünensand gezogen zu haben. Ich schenkte ihm einige Thaler und erinnerte ihn zu seiner Verlegenheit an die Püffe, die er mir gegeben. Der jetzige Besitzer von Pleushagen, ein breiter Mecklenburger, hat viel für das Gütchen gethan. Allgemeines Staunen erregte es, als ich im Baumgarten einige Birn- und Äpfel-Sorten richtig zu bezeichnen wußte. — Ich bin nicht übermäßig sentimental den wirklichen Dingen gegenüber, aber hinterher habe ich mich seit gestern einigemale auf sentimentalen Anwandlungen ertappt, wenn ich mir vorstellte, daß meine wankenden alten Füße nun den Boden wieder betreten, auf dem ich geboren und auf dem sie einst gehen lernten; und daß ich dieselben Dünen wieder mühsam durchkroch, die einst den kleinen Beinen und noch schwachen Kräften des Bübchens wie Chimborasso's erschienen. — — Die See aber hatte das alte Gesicht und das alte Lied. — —

Gestern Abend fuhr ich noch bis Stettin zurück, nachdem ich mich in Cörlin von dem lieben Moritz getrennt. Hier fand ich heute alle Hände voll zu thun und noch einige mehr." — —

Berlin, 5. 7. 67.

. . . „Der König ist soeben nach Ems abgereiset, und College Heydt wird morgen früh zu Euch nach Marienbad dampfen, um übermorgen dort zu erscheinen und den Österreichern einen Begriff von unsern dicken Portefeuille's beizubringen . . . Warum auch nicht? haben wir's doch!

[1]) Der Kauf von Hohenfelde unterblieb. Dasselbe gehört gegenwärtig dem General v. Kameke, welcher bekanntlich 1873 Roon's Nachfolger als Kriegsminister wurde.

Digitized by Google

Ich hoffe einige Tage später auch auf Eurer Bildfläche zu erscheinen, aber voraussichtlich muß ich vorher noch ein bischen nach Preußen zu Below und Paleske, es sei denn, daß sie mir abschrieben. Dann komme ich gleich zu Euch. Hier wie immer viel Arbeit. Gestern hatte ich einen fünfstündigen Vortrag in Babelsberg zu halten, dann habe ich bei Langenbeck's gegessen und unserer Jungen Gesundheit getrunken. Vorgestern war Fahnenweihe in Potsdam, im Lustgarten, sehr schön, sehr feierlich. Bernhard[1]) hielt eine treffliche Rede.

Bei Tafel hielt der König eine solche, indem er die Gesundheit der Armee, der beiden Prinzen, die sie im vorigen Jahre geführt, des Kriegsministers, der sie in so vorzüglichen Stand gesetzt, und des Chefs des Generalstabes, der ihn mit weisem Rath bei der Leitung der Operationen unterstützt, ausbrachte. Der Herr war überhaupt den ganzen Tag des 3. in sehr gehobener, gerührter Stimmung, und hat mir und Anderen auch sonst noch viel Schönes gesagt . . . Die hier anwesenden Italiener, Prinz Humbert und Gefolge schienen von Allem was sie gesehen sehr imponirt. Die Franzosen aber reitet der Teufel, wie es scheint, denn sie kochen immer und immer wieder Gift. Doch nichts von Politik! — Bismarck ist noch immer in Varzin, um gesund zu werden; sie hier, aber sie will nachgehen." — — —

Hohendorf bei Reichenbach, Ostpreußen, 10/7. 67.

Du wirst, meine Geliebte, gestern schon durch W. von meiner Abreise erfahren haben. Ich bin in Kreuz mit Bl. zusammengetroffen; die Nacht haben wir in Bromberg zugebracht. Mein Einzug in dies Preußische Paradies wurde von dem kalten regnerischen Tage nicht eben begünstigt; jedenfalls hat der Eindruck desselben sehr viel von dem Bestechenden verloren, was er sonst hätte haben müssen. Aber ich will mich auf Beschreibungen und Schilderungen nicht einlassen. . . . Hr. v. Below, mein gütiger Wirt, hat mich aufs herzlichste und freundlichste empfangen und leistet meinen Interessen jeden möglichen Vorschub. Leider konnten wir heute Nachmittag, bei dem strömenden Regen, nicht daran denken, die benachbarte Herrschaft zu besehen. Hoffentlich wird's morgen besser sein. — — Uebrigens befürchte nur nicht, daß ich etwa schon entschlossen sei, hier zu kaufen . . . ich würde jeden angemessenen Märkischen Grundbesitz jedem andern vorziehen. Aber ich darf mich, um des Gewissens und der Kinder willen, nicht von meiner Faulheit bestimmen lassen, von der Prüfung des Vorzüglichsten, was andere Provinzen in größerer Ferne darbieten, ganz abzusehen. — — Uebrigens ist dies Hohendorf in der That ein „idealischer Landsitz;" könntet Ihr es sehen, so würdet Ihr mir zustimmen und mir gern etwas Aehnliches wünschen, wenn's auch in Ostpreußen läge. — — —"

Wie sich aus andern Briefen Roon's ergiebt, traf er etwa am 20. Juli mit den Seinen in Marienbad zusammen und verließ mit ihnen am 27. „dies glückliche Thal", um über Regensburg, Augsburg, Lindau, Schaffhausen nach

[1]) Bernhard Rogge, Hof- und Garnisonprediger in Potsdam, ein Bruder von Roon's Gemahlin.

Digitized by Google

Interlaken zu gehen. Hier wurde die Reisegesellschaft noch durch seinen ältesten Sohn und — vorübergehend — durch Moritz von Blanckenburg und dessen Gattin verstärkt. Mit diesen wurden einige gemeinsame Partien unternommen, an denen Roon seines Asthmas wegen jedoch persönlich nur selten teilnehmen konnte. In Interlaken blieb man einige Wochen (in dem schönen Hotel Jungfrau-Blick), dann ging die Reise weiter über die Furca-Straße (Rhone-Gletscher) nach Lugano, wo gleichfalls ein längerer Aufenthalt genommen wurde. Obwohl Roon dort ganz und gar für seine Gesundheit lebte, konnte er mit derselben selten ganz zufrieden sein. Immer wieder erneuerten sich die sehr peinigenden Husten-Anfälle und die beängstigende Atemnot und wirkten sehr nachteilig auf sein allgemeines Befinden. Auch von Perthes erhielt er, nach dessen Heimkehr aus Rigi-Scheideck, keine erfreulichen Nachrichten, so daß seine Sorge um das Leben dieses teuren Freundes täglich wuchs. — Anfang September mußte Roon mit den Seinigen den Heimweg antreten, weil die (bereits erwähnte) Herbstsession des Reichstages seine Anwesenheit in Berlin forderte. —

Auch in den nächsten Wochen und Monaten ließ seine Gesundheit infolge häufiger Asthma-Anfälle fortgesetzt so viel zu wünschen übrig, daß er sich zu weiteren Diensten nicht mehr fähig fühlte; er sei „zu müde am Körper und könne die nötige Geistesfrische nicht wiedergewinnen," klagte er wiederholt dem Freunde Perthes. Zwar hatte er, wie wir sahen, im Oktober die Genugthuung, daß das große Werk der Heeres-Reform auch formell und legislatorisch zum Abschluß gebracht wurde, und erlebte in denselben Wochen einige sehr freudige Familien-Ereignisse: die Hochzeit seines Sohnes Arnold mit Helene von Langenbeck, die Verlobung seiner älteren Tochter Elisabeth mit dem Landrat Heinrich von Brauchitsch und die Geburt seiner ersten Enkelin (Tochter seiner zweiten Tochter, Hedwig von Wißmann) — aber auch dies Familienglück vermochte nicht, ihm die nötige Frische und Lebenszuversicht, die Hoffnung auf Herstellung wiederzugeben. Auch drangen die Ärzte, über seinen immer hartnäckiger auftretenden Luftröhren- und Kehlkopf-Katarrh ernstlich besorgt, auf einen mehrmonatlichen Aufenthalt in einem südlichen Klima, der allein noch die Möglichkeit versprächte, sein Leiden zu heben, oder doch erheblich zu bessern. Er entschloß sich daher schon im Oktober, um seinen Abschied zu bitten, da es ihm gegen das Gewissen ging, abermals um einen langen Urlaub einzukommen. —

Auch auf eine andere irdische Trennung mußte er sich in denselben Tagen vorbereiten: sein geliebter Perthes schrieb ihm noch einmal persönlich, am 15. Oktober, um ihm Glück zu wünschen zur Verlobung der Tochter und zu dem trefflichen Schwiegersohne; aber der schon mit recht zitternder Hand geschriebene Brief war diesmal nur kurz; er schloß: . . . . „doch ich endige, ich fühle mich seit einer Anzahl Tagen sehr krank, kränker als bisher je; ob der Stoß auch dieses Mal wie früher schon manches Mal vorübergehen wird, entscheide ich nicht. Mein Gefühl sagt nein. Es sind die Nieren angegriffen und was das bedeutet wissen Sie.

Digitized by Google

Mein lieber, alter, theurer Freund, unseres Gottes Segen mit Ihnen und allen den Ihrigen und meinen Dank für das, was Sie mir so manches Jahr hindurch gewesen sind!

Ihr Perthes."

Das klang ganz wie ein letztes Lebewohl — und — war es auch. — —

Roon hatte es für seine Pflicht gehalten, den Minister-Präsidenten Grafen Bismarck sowohl amtlich wie persönlich von seinen Rücktritts-Absichten zu unterrichten. Schon seit dem Frühjahr hatte er in vertraulichen Gesprächen diesen ihm so besonders nahe stehenden Amtsgenossen darauf aufmerksam gemacht, daß Alter und Hinfälligkeit ihn sehr bald zu solchem Schritte nötigen würden, weil der Allerhöchste Dienst andernfalls durch die Unzulänglichkeit seiner jetzigen Leistungsfähigkeit Schaden nehmen müsse. Bismarck hatte aber stets mit aufrichtig freundschaftlichen Gegenreden und Einwendungen geantwortet, indem er versicherte, daß er Roon's Verbleiben im Dienste unter allen Umständen für den König, das Staatswohl und für sich (Bismarck) selbst als ganz unentbehrlich ansehen müsse; halb scherzend hatte er mit Bezug darauf eine Anspielung auf des toten Cziska's Haut hinzugefügt.

Roon hatte dies einerseits für eine „Überschätzung" erklärt; „auch könne ihm bei lebendigem Leibe eine solche Kalbfell-Rolle keine Befriedigung gewähren, abgesehen davon, daß er seiner Haut eine gleiche Resonanz gar nicht zuzuschreiben vermöge." Immerhin mußte er sich jedoch sagen, daß durch sein Ausscheiden sowohl für den König wie für Bismarck gewisse dienstliche und persönliche Unbequemlichkeiten entstehen würden; und daß er die Pflicht habe, im Hinblick auf die ganze Vergangenheit, auf beider Wünsche und Empfindungen bei seinen Entschlüssen die größte Rücksicht zu nehmen.

Nach Mitteilung des Inhalts seines auf Grund all' dieser Erwägungen verfaßten Immediat-Gesuches an Bismarck antwortete dieser:

Berlin, 30. October 67.

„Ich habe es gestern und heut nicht durchgesetzt zu Ihnen zu kommen, und bin jetzt so erkältet, daß ich den Versuch auszugehn bei'm Ankleiden aufgab.

Es wird mir sehr schwer auf Ihren Brief zu antworten, weil ich ein herzloser Egoist in diesem Sprudel geworden bin, dicke Steinkruste politischer Erwägung angesetzt, die meine von Jugendheimweh getragene Freundschaft für Sie erst mit einem pommerschen Fußtritt sprengen muß, damit ich Ihnen ganz ehrlich beistimmen kann mit dem votum auf 6 Monat Urlaub. Ich fürchte nicht, daß das Kriegs-Ministerium in der Zeit Schaden leidet; dazu haben Sie zu gute Schule herangezogen: aber im Collegium der Gespielen bleibe ich „unter Larven die einzige fühlende Brust," und dem Könige gegenüber ist der Beistand Ihrer politischen Autorität gar nicht zu ersetzen, da niemand so viel Salz mit dem Herrn gegessen hat wie Sie.

Aber es wäre schlechter als ich geworden bin, wenn ich auf Ihre treue Hingebung für den „Dienst" spekulirte, und es wäre unklug, da ich hoffe, daß der

Digitized by Google

Frühling, wenn wir beide leben, uns wieder neben einander in Front sieht. — Ich möchte Sie nur um Aenderung eines Passus in Ihrem Schreiben an den König bitten, ich habe ihn angemerkt. Ich halte dieſen Personenwechsel im Miniſterium nicht rathſam und fürchte daß er meine Stellung sehr viel mühſamer und ſchwerer machen würde; aber von allen ſolchen Wechſeln kann ich nicht daſſelbe ſagen, da kommt mehr das Beharrungsvermögen Sr. Majeſtät in Betracht.

Ihrem Vertreter möchte ich bitten vor allem den objektiven Standpunkt des Staatsmannes zu empfehlen, der nicht in wildem Reſſort-Patriotismus fragt, „was kann ich noch kriegen," ſondern als Geſammt-Preuße: „was muß ich haben, und was kann ich vertagen." Ich bin in der Beziehung etwas ängſtlich vor Podbielski[1]) und fürchte daß er innerlich alles Andre als feindliches Ausland anſieht.

Wie dem auch ſei, Gott helfe Ihnen zu alter Rüſtigkeit, und geben Ihnen allen reichen Segen in Leib und Seele, den ich Ihnen allzeit von ganzem Herzen wünſche.

Treu der Ihrige v. Bismarck."

Auch nach Empfang dieſes Schreibens zögerte Roon noch mit Abſendung ſeines Immediat-Geſuches. Am 9. November folgte er ſogar dem Könige zu den Herbſtjagden nach Letzlingen. Zu dieſer Exkurſion hatte er ſich entſchloſſen (wie wir aus einem Briefe an Blanckenburg erfahren) „um vor weiteren entſcheidenden Schritten noch das alte, oft probat gefundene Reſtaurationsmittel eines mehrtägigen Aufenthaltes in friſcher Luft zu verſuchen; und, falls es ſich bewährte, damit von dem mir drohenden Exil loszukommen." —

Indeſſen, dieſer Verſuch mißlang, ſein Leiden verſtärkte ſich im Gegenteil, ſo daß er am 16. November ſeine Eingabe an den König abſandte.

Nach Hinweis auf ſeine dauernd ſchwankende, ſchwer erſchütterte Geſundheit erwähnte er darin, daß nach dem übereinſtimmenden Urteil ſeiner Ärzte ein längerer Aufenthalt — alſo bis Mitte Mai — unter einem milderen Himmel nicht nur zu einer möglichen Beſſerung ſeines Zuſtandes, ſondern ſogar zu ſeiner Erhaltung das einzige Mittel ſei.

Beſcheidenheit und Pflichtgefühl ſowie die Wichtigkeit des ihm übertragenen Amtes verböten ihm jedoch durchaus, abermals einen entſprechenden Urlaub zu beantragen; er ſei daher zu dem ſchweren Entſchluſſe gelangt, Se. Majeſtät hierdurch „um allergnädigſte Enthebung von ſeinen Aemtern und um Bewilligung der verdienten Penſion zu bitten."

„Nur die tiefſchmerzliche Ueberzeugung von meiner ſeit einigen Jahren immer deutlicher hervorgetretenen körperlichen Unfähigkeit zu Leiſtungen, welche dem Dienſte und meinem Ehrgefühl genügen könnten, zwingt mich dazu, die früher gehegte Hoffnung aufzugeben, Ew. Majeſtät meine Dienſte bis zum letzten Atemzuge widmen zu können."

[1]) General von Podbielski war damals Direktor des allgemeinen Kriegs-Departements.

Digitized by Google

Das Gesuch schloß mit der Bitte, „die augenblickliche Beunruhigung gnädigst zu verzeihen, welche mit seinem Austritt verbunden sein dürfte; indessen fehle es dem theuren Vaterlande und seinem trefflichen Herrn nicht an Männern, die bereit und geeignet seien, ihn zu ersetzen." —

Das Gesuch wurde am 17. November dem Könige vorgelegt, und schon am selben Abend hatte Roon nachstehende eigenhändige Antwort in Händen:

Berlin, 17. 11. 67.

„Daß ich von den von Ihnen gestellten Alternativen zur Pflegung Ihres Gesundheitszustandes nur die einer Beurlaubung wählen kann, werden Sie sehr leicht begreifen. Wem ich so viel verdanke wie Ihnen, der aber, bei Erringung dieses Dankes, seine Gesundheit opferte, — den muß ich mir und dem Vaterlande zu erhalten bestrebt sein. Ich muß also Ihrer Mitteilung entgegensehen, wann und auf wie lange ungefähr Sie beurlaubt zu sein wünschen, und ob bei einer längeren Abwesenheit Sie die Vertretung nur durch General von Podbielsky wünschen oder ob Sie andere Absichten haben. Ich glaubte freudig, daß als die Gerüchte über einen beabsichtigten Urlaub Ihrerseits verstummten, Sie Ihre Gesundheit befestigt glaubten. Leider sehe ich jetzt das Gegenteil und kann nun nur wünschen, daß Sie Alles mögliche zu einer völligen Herstellung anwenden mögen.

Ihr dankbarer Wilhelm."

In einem Briefe an Moritz von Blanckenburg vom 18. November, in welchem er diesem von Obigem und von seiner im Dezember bevorstehenden Abreise „nach dem großen Europäischen Siechen- und Bummelhaus Nizza" im allgemeinen Mitteilung machte, fügte Roon noch hinzu:

„Soll ich nun näher sagen, wie es mir geht, so muß ich zunächst gestehen, daß ich durch diese mir aufgenötigte Beurlaubung eigentlich auf's tiefste verstimmt bin. Wenn auch der König die von mir erbetene Pensionirung aufs gnädigste abgelehnt und mich freundlich ermahnt hat, nichts zu versäumen, was zu meiner gründlichen Wiederherstellung dienen könnte, so steht doch zwischen den gnädigen Zeilen das Unbehagen deutlich zu lesen, was ihm diese leidige Nothwendigkeit verursacht; und Bismarck! Du weißt wie er darüber denkt, und dennoch mußte ich ihm ansinnen, seine Bedenken unterzuordnen, was er auch wie ein edelmüthiger Freund gethan hat. Diese Beiden zu betrüben und zugleich mein eigenes sehr begreifliches Interesse an der weiteren Entwickelung der Dinge, die ich machen zu helfen berufen war, bei Seite zu setzen: dies Alles kann mich natürlich nicht heiter stimmen, abgesehen von der ohnehin durch meine Kränklichkeit hervorgerufenen Herabstimmung; aber die Aerzte und die Weiber triumphiren in tugendhafter Rechthaberei. — —

Der neu eröffnete Landtag, der Dich nicht hergebracht, scheint mir um deswillen, trotz seiner 432 Zungen, doch sehr unvollständig. Ich fürchte unsere führerlosen Freunde werden nicht sehr gescheidt operiren; die Präsidentenwahl,

Digitized by Google

die man thörichterweise wieder zum Kraftmesser machen will, obgleich man keine unbedenklichen Kandidaten auf unserer Seite hat, wird die erste Probe davon liefern. Ich würde ohne Bedenken lieber für Forckenbeck als für Arnim oder Schwerin stimmen, aber, als den Zahlenverhältnissen entsprechend, darauf dringen, daß ein geschickter (nur ein solcher) Conservativer mit ins Präsidium gewählt würde, also etwa die jüngere Eule. Im Hôtel de Rome ist man, so höre ich, noch nicht schlüssig, und ich fürchte, man wird sich etwa auf den Einarmigen verbeißen, der m. E. viel zu eingenommen und ungewandt dazu ist und der Parthei zum enfant terrible werden würde.

Der semper lächelnde Lippe hat zum drittenmale die Demission gefordert, diesmal ohne Allerhöchsten Widerspruch; wer aber wird sich auf den leeren Stuhl setzen? wen soll man darauf nöthigen? Wir wissen noch keine Antwort darauf, aber ich habe einige Sorge, der Dreihärige könnte wieder einen genialen und überraschenden Einfall haben . . .

Daß Eulenburg nichts Vernünftiges fertig hat, ist nur zu gewiß und die alten Schablonen ziehen nicht; es wird (siehe Thronrede) über das Stadium der Thronrede daher nicht hinaus geschritten werden. Überhaupt wünschen wir natürlich eine ganz kurze Session ohne Prinzipienstreit, denn Zollparlament und Reichstag treten dem Landtag auf die Hacken; aber der Zank wird nicht zu vermeiden sein, dazu ist die Zahl der Zänker zu groß. —

Mit meinem Güterkauf steht es so, daß ich W. jeden Tag haben kann. Allein das Geschäft und die Reise nach Cannes geht nicht zusammen. Überdies wird mir immer klarer, daß ich, so lange der König lebt und noch ein Restchen von mir übrig ist, nicht loskomme, daß daher ein Güterkauf in der Nähe von Berlin meinen Verhältnissen am meisten conveniren würde, wenn ich davon etwas genießen soll. —

Mein Statut ist übrigens fertig, wird in einigen Tagen verlautbart werden und gesetzliche Bedeutung erlangen; es ist darin Alles so geordnet, daß Grundbesitz gekauft werden kann oder nicht. — Unsere beiderseitigen Kinder sind wohl, ebenso unser kleiner Enkel . . .

Viele Grüße von uns Allen, auch an Deinen geliebten alten Vater, dem Gott nahe sein möge . . ."

Vielfach waren Roon's Gedanken in jenen Tagen auch in Bonn am Sterbelager des lieben Perthes. Dieser, jetzt an Herzbeutelwassersucht unrettbar erkrankt, war — wie ein gemeinsamer Freund mitteilte —, auf seinen Abschied vom Leben innerlich vollständig vorbereitet: „seine Gespräche behandeln hauptsächlich die höchsten Dinge, sein ganzes Dasein ist Liebe und Wohlwollen; gestern schien es ihn sichtlich heiter zu stimmen, daß der Kronprinz ihm sein Tagebuch aus dem letzten Feldzuge schickte; er zeigte es mir und sagte: es macht mir doch Freude, daß er an mich denkt, vielleicht hat er gehört, wie es mit mir steht . . ." — — In der Nacht vom 25. zum 26. November endete dies edle Leben. Der telegraphischen Benachrichtigung folgte ein ausführlicher Bericht (eines seiner Söhne) an Roon. „Sanft, ohne daß Einer von den Umstehenden es bemerkt hat, ist unser lieber

Digitized by Google

Vater eingeschlafen; seine inbrünstigen vielen Gebete, daß Gott ihm die Todespein nicht zu schwer machen möge, sind also gnädig erhört worden . . .

„Viel, sehr viel hat er die letzten Tage sich mit Ew. Excellenz beschäftigt. Gegen 11 Uhr Abends, also keine Stunde vor seinem Tode, sagte er noch: meinen alten lieben Roon grüßt mir aufs Aeußerste!" — —

Roon war auf's tiefste erschüttert von diesem Verluste: „der 25. November" — so schreibt er u. a. an Blanckenburg — „hat mir einen tiefen Schmerz gebracht, da an diesem Tage mein theurer Perthes, den ich wie einen Bruder liebte, sanft und seelig zu des Herrn Frieden eingegangen und nun — wie wir glauben — da ist, wo Deine liebe Mutter und Dein Mariechen und mein kleiner Josua weilt. So sehr ich mich in Selbstlosigkeit darüber freuen sollte, so wenig war ich doch Herr meiner Trauer, und die sehr ernsthaften Gedanken, die sich daran knüpften und knüpfen, machten und machen mir die Pflichten des täglichen Verkehrs, also auch des brieflichen, nicht leicht." In demselben Briefe (8. Dezember) erwähnt er, daß er vor wenigen Tagen sein vollendetes Familienstatut vor dem Stadtgericht verlautbart habe; „damit ist diese Sache eigentlich zum Abschluß gekommen, so daß ich mich in dieser Beziehung zum Heimgang bereiter fühle als sonst; ich habe auch noch die landesherrliche Bestätigung nachgesucht, um auf diese Weise Sr. Majestät davon in Kenntniß zu setzen, daß der Königliche „Wunsch" — wie die betreffende Cabinets-Ordre sich ausdrückt — von mir als Befehl betrachtet und ausgeführt worden ist.

Mit meiner Gesundheit geht es zwar abwechselnd, aber doch in einem solchen Grade besser, daß ich zuweilen Gewissensbisse wegen meines Urlaubs empfinde. In diesem Gefühl und in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des organisatorischen Abschlusses gewisser amtlicher Ziele und daß ich vor solchem Abschluß Berlin nicht mit der nöthigen gedeihlichen Seelenruhe verlassen könne, habe ich kürzlich der versammelten Familie meinen Entschluß kundgegeben, das heilige Weihnachtsfest noch in ihrem Schooße feiern zu wollen, wogegen mir der anwesende Dr. Böger das mit Handschlag bekräftigte Versprechen abnahm, Berlin jedenfalls vor Neujahr zu verlassen . . .

Die Zungendrescherei hier hat ihren guten Fortgang, wenn auch das Fechten mit Lippen nun — ich finde sehr zur Unzeit — sein Ende erreicht hat. Aber der Pfeil — ich meine seine Demission — war vor 5—6 Wochen abgeschossen und mußte endlich zum Ziele führen, denn ultra posse etc. . . ., und der Mann ist körperlich eine Ruine viel mehr als ich. Die Wahl seines Nachfolgers, der sich einen „strammen Conservativen" nennt, war erst nach der Erledigung sehr schwerer Bedenken möglich. Mir ist sie erleichtert durch Benningsen's Ausspruch, daß Leonhardt zwar ein seltener Jurist und organisatorischer Kopf, aber „ohne politisches Verständniß" sei. — Es freut mich, daß Du Dich ganz in Deine Privatverhältnisse versenken kannst; deshalb aber glaube nicht, daß Deine 15jährigen staatsmännischen Bestrebungen als Kraftverschwendung angesehen werden dürfen, denn — abgesehen von dem segensreichen Vorhandensein solcher Käuze auf der Bühne des öffentlichen Lebens und ihrer heilsamen Rückwirkung

Digitized by Google

auf die vaterländischen Zustände — glaube ich auch, daß Dir persönlich jene Bemühungen förderlich gewesen sind, da sie sich nicht Dir selbst und Deiner himmlischen Berufung entfremdet haben. — —

Aber ich will schließen, da ich zu Eulenburg zum Essen muß, denn er feiert den 8. Dezember immer als Jahrestag seines Eintritts durch ein Diner nur der Minister, diesmal ohne Lippe. Letzterer war eben bei mir; er ist nicht ohne Bitterkeit gegen Otto, obwohl er ihn sehr anerkennt . . .

Dein A. v. Roon.

Durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 20. Dezember wurde die Urlaubs-Angelegenheit erledigt. Es hieß darin: „Mein Wunsch Sie bald wiederhergestellt zu sehen, um Mich noch lange Ihrer guten Dienste erfreuen zu können, ist so lebhaft, daß ich Sie ersuche, dem Rate Ihrer Aerzte zu folgen und bewillige Ich Ihnen hierzu zunächst gern einen dreimonatlichen Urlaub vom 28. Dezember cr. ab. Wenn sich dieser Zeitraum für die Erfüllung Ihres Zweckes nicht als genügend erweisen sollte, sehe Ich einer diesfälligen Anzeige entgegen, damit Ich nach Erfordern eine Verlängerung Ihres Urlaubs eintreten lassen kann. Ich wünsche Ihnen einen glücklichen Erfolg Ihrer Kur, 2c."

Die Stellvertretung im Kriegsministerium erhielt General von Podbielski, für das Marine-Ministerium Admiral Jachmann. — —

Als Roon am 30. Dezember die Heimat nicht eben leichten Herzens verließ, war er trotz aller bezüglichen, oben näher erörterten Wünsche, selbst keineswegs sicher darüber, wann er dorthin würde zurückkehren können und ob es ihm möglich sein würde, sein Amt wieder zu übernehmen. Noch mehr wurde im großen Publikum seine Abreise als die Einleitung zum definitiven Rücktritt angesehen. „Herr von Roon", hieß es in den Zeitungen, „hatte längst gewünscht, von allen Ämtern entbunden zu werden. Diejenigen, welche am Tage vor seiner Abreise seine herzliche Ansprache an die Beamten seines Ressorts mit angehört haben, glauben aus des Ministers bewegten Worten schließen zu dürfen, daß er in seine bisherige Stellung nicht zurücktritt. u. s. w."

Daran knüpften sich denn auch die üblichen, im ganzen übrigens sehr wohlwollenden Abschiedsworte der liberalen Presse:

„Seine Carriere als Minister," hieß es da u. a. „schließt glänzend ab, denn mit Moltke zusammen war er es, der den letzten großen Krieg vorbereitet, durchdacht und glücklich durchgeführt hat. Die Militär-Verwaltung war unter Roon die mustergültigste. Der energische und kluge Mann wurde aus einem Verächter des Parlamentarismus langsam und allmählich doch zu einem halbwegs konstitutionellen Minister" . . . „Roon scheidet aus einem vielbewegten politischen Leben. Freund und Feind bewahrt ihm das beste Andenken, denn darin sind alle einig, daß sein Charakter stets tadellos gewesen ist. Der verdiente Minister stand für alles, was sein Amt anging, mit Leib und Seele ein, er gehörte ihm ganz und voll an, in großer Begabung nach jeder Seite hin." u. s. w. . . .

Digitized by Google

Während ihm diese und ähnliche warme Worte nachklangen, hatte der gen Süden Reisende, in dessen Begleitung sich seine Gemahlin und älteste Tochter, zeitweise auch der Bräutigam der letzteren befanden, zunächst mit recht empfindlicher Winterkälte zu kämpfen, welche seinem chronischen Halskatarrh nicht eben zuträglich war.

In Hannover wurde das erste, in Düsseldorf das zweite Nachtquartier genommen; an beiden Orten suchten Roon und seine Damen liebe Freunde bezw. Verwandte auf, in Düsseldorf auch das Grab seines so schmerzlich beklagten jüngsten Sohnes. Der nächste Besuch — in Bonn — galt der Familie des geliebten Perthes; mit ihr, Mendelssohn's, Hasse's u. a. wurden am 2. Januar genußreiche Stunden verlebt; am 3. gelangte man bis Heidelberg, am 4. durch viel Schnee und Eis bis Basel, wo am 5. gerastet wurde. „Je weiter südlich, desto mehr Kälte," schrieb Frau von Roon. Dazu meist sehr unbehagliche Wartesäle und oft „krampfhaft ausgekühlte" Zimmer und Betten — so daß die gemütliche Heimat oft recht lebhaft vermißt und der Nutzen der ganzen Expedition sehr bezweifelt wurde. In Genf, wohin die Reisenden am 6. gelangten, fanden sie zwar auch ungeheure Schneemassen, aber es war nicht sehr kalt und ganz still, so daß sie mehrere Stunden in der schönen Stadt, die „bei Schnee und Eis einen fast noch schöneren Eindruck wie im Sommer machte," umhergehen konnten.

Auf französischem Boden herrschte der Winter nicht minder grimmig. Seit 1830 hatte man dort nicht solche Kälte, so viel Schnee und Eis erlebt. Bei Bellegarde auf dem Wege nach Lyon mußten mehrere Züge aus dem Schnee herausgeschaufelt werden. In Lyon, wo sie im Grand-Hotel gut untergebracht waren, blieb die Reisegesellschaft mehrere Tage, um erst sichere Nachrichten über Cannes und die anderen Orte der ligurischen Küste einzuziehen, welche vorläufig sehr ungünstig lauteten. Als Vergnügung in Lyon wird u. a. das Schlittschuhlaufen erwähnt, welchem man bei Fackelschein zusehen konnte.

Von Lyon (wo sie nach Frau von Roon's Mitteilung beiläufig in $2^1/_2$ Tagen für 45 Frank Holz für ihre Kamine verbraucht hatten) trafen die Reisenden am 10. Januar in Marseille ein. Hier (wie auch auf den früheren Stationen) Empfang durch den preußischen Konsul und große Zuvorkommenheit der Behörden. Eine Einladung des Präfekten zum Ball und in seine Theaterloge wurde dankend abgelehnt.

Übrigens wehten auf der Fahrt nach Marseille doch schon lindere Lüfte; und als der über eine halbe Meile lange Tunnel kurz vor Marseille — und damit der letzte Gebirgszug — passiert worden war, fand man sich mit einem Schlage aus dem Winter in den Frühling versetzt; der Strom war hier eisfrei, man erblickte weidende Schafherden und grünende Waldungen und Hecken u. s. w.

In Marseille selbst waren die Reisenden überrascht von der Schönheit, Größe und Eleganz namentlich des neuen Stadtteils und von dem außerordentlich lebhaften Treiben in der alten Stadt (sie wohnten in letzterer, in einem großen Hotel in der rue cannebière) und in dem großen Hafen mit seinem Mastenwalde. Der ganze Verkehr trug einen ebensowohl kosmopolitischen wie südländisch-

Digitized by Google

orientalischen Charakter, wie ihn die Damen wenigstens bisher noch nie zu sehen bekommen hatten. Besonders begeistert waren sie aber von der großartigen Aussicht, welche sie von der hochgelegenen Kirche Notre Dame de la garde aus über die ganze Stadt, die Häfen, die Inseln mit ihren Festungswerken und weit hinaus in das Mittelmeer genossen — zumal das ganze zauberhafte Märchenbild an jenem Tage von einem prachtvollen südlichen Himmel überwölbt und von glänzender Sonne bestrahlt wurde. —

Am 12. Januar abends wurde nach einer „anfangs wunderschönen Fahrt" Toulon erreicht. Dies machte natürlich, im Vergleiche zu Marseille, den Eindruck einer kleinen, stillen Stadt, in der sich alles im wesentlichen auf die Marine und den Kriegshafen konzentriert. Auch die Umgegend zeigte keine besondere Schönheit: „die ganz kahlen Felsen und die Gebirge in den wunderlichsten Formen haben etwas sehr Eintöniges und, wenn die Sonne darauf scheint, Blendendes" . . .

Indessen waren die Reisenden in einem sauberen Hotel im neuen Stadtteil behaglich genug logiert, so daß beschlossen wurde, einige Tage zu rasten, um die Antworten auf Telegramme und Briefe, welche nach verschiedenen Orten der ligurischen Küste in betreff der erwünschten Unterkunft abgesandt worden waren, abzuwarten. (Die Übersiedelung nach Algier, an welche sie in den kalten Tagen von Lyon und noch in Marseille gedacht hatten, war jetzt aufgegeben, da das Wetter sich fortgesetzt besserte und erwärmte).

Roon genoß sehr zufrieden diese Ruhetage, und seine Gesundheit befand sich gut dabei. Seine Gattin verriet, er habe dort in den Mußestunden und am Abend „mit einer wahren Passion" die trois mousquetaires von Alexander Dumas gelesen. Es war freilich lange her, seit er sich eine Romanlektüre hatte gestatten können. — —

Übrigens nahm er aber auch manche Sehenswürdigkeiten in Augenschein: den schönen jardin des plantes, „wo wir unter Palmen- und Kamelienbäumen wandelten," die Häfen, das Arsenal, sowie den für Fremde zugänglichen Teil des Bagno. „Die stets paarweise zusammengeschlossenen Sträflinge mit ihren gelb und rothen Anzügen, zum Teil halbirt, je nach der Länge der Strafzeit, werden mir wohl Nachts im Traume erscheinen" — schreibt Frau von Roon. Am 15. wurde dann in Begleitung des Konsuls ein großes Kriegsschiff (der Solferino), welches völlig „in Dienst gestellt" im Hafen lag, besucht. Die Besatzung betrug 850 Matrosen; „die Leute aßen gerade. Sie werden ähnlich verpflegt — etwas besser — als unsere Soldaten und sahen sehr gesund und kräftiger aus als die Soldaten, die wir hier sehen. Alle Einrichtungen interessirten uns sehr. Ein amerikanisches Geschwader — Admiral Faragut — der seine Frau mit an Bord hat, was in Frankreich sehr selten statuirt wird, haben wir mit unserer Barke umkreist." Schließlich fuhr man auch noch nach Lassyen, wo die Hauptwerft sich befand, hinüber. Dort kletterten sie auf einem im Bau befindlichen Riesen und auf einem schwimmenden Dock umher u. s. w.

Digitized by Google

Eigene Äußerungen Roon's über das in Toulon Gesehene, das für ihn als Marineminister jedoch von besonderem Interesse war, liegen nicht vor; er hat während der ganzen Reise überhaupt verhältnismäßig wenig geschrieben, da er ganz seiner Gesundheit leben und auch die Korrespondenz mit den Kindern und Verwandten im wesentlichen seiner Gemahlin überlassen wollte — welche letztere diese Aufgabe denn auch mit der ganzen rührenden Sorgfalt, wie sie ihrem zärtlichen Herzen natürlich war, in ausführlicher Weise gelöst hat.

Immerhin sind auch aus jenen Monaten einige Briefe Roon's aufbewahrt worden, die an vertraute Personen gerichtet waren, und die sein damaliges äußeres und inneres Leben anschaulich genug schildern. Dies macht es möglich, ihn auch an dieser Stelle wieder selbst zu Worte kommen zu lassen:

Nizza, 1. Februar 1868.

Mein geliebter Moritz! (von Blanckenburg)

Dein freundlicher Brief vom 23. v. M. hat mich vor einigen Tagen glücklich erreicht und mir und uns viel Freude gemacht, denn so schön es hier auch sein mag, die Heimath ist es nicht! . . . .

Uebrigens hätte „Vater Roon" am 10. v. M., an dem Tage, wo er von Lyon nach Marseille reiste, hie und da auf der Rhone Schlittschuh laufen können; Schneespuren begleiteten uns bis in die nächste Nähe von Marseille, ja noch auf dem Wege von M. nach Toulon. In dieser berühmten Feste saßen wir ganz comfortable bis zum 16. sehr gut und warm, in den Mittagstunden sogar im Freien unter Palmen. Meine von dort aus versuchten Quartier-Unterhandlungen führten nirgends zu befriedigenden Resultaten, und es war leichtsinnig, am 16. von Toulon abzureisen. In Cannes war, wie in Hyères, gar kein passendes Unterkommen zu erlangen; wir scheiterten also hier in Nizza in einem etwas weniger unpassenden. In der dritten Woche hier, bin ich entschlossen, weiter zu steuern, zunächst nach Bordighera, um zu versuchen, ob ich dort vielleicht schlafen kann, was mir hier, trotz 4, 5, 6 stündigem Aufenthalt in freier Luft, gehend, fahrend, sitzend, durchaus nicht gelingen will, so daß ich Schaden, statt Gewinn, an meiner Gesundheit nehme. Uebrigens wohnen wir hier, aus dem Gesichtspunkte des Natur-Vergnüglings betrachtet, unbeschreiblich schön im Hôtel Suisse (ganz nahe an dem alten, hochgelegenen Schlosse). Das alte Mittel-Meer rauscht und brandet unmittelbar unter unsern Fenstern, und der Blick über die schön von Häusern, Gärten, Felshöhen umkränzte Bai von N. ist entzückend. Die Luft ist, so lange die südliche Sonne scheint, außerordentlich schön, wenn es nicht gerade windet und staubt, was nicht selten der Fall. Die Gärten sind mit glühenden Orangen besäet, die Rosenhecken, Veilchen, Kamelien und viele unbekannte Gewächse stehen in voller Blüthenpracht u. s. w., was aber kann mir das Alles helfen, wenn ich nicht schlafen kann und meine Nerven, statt sich zu beruhigen, immer kränker werden. Mein Asthma und mein Husten sind freilich erträglicher und dafür, sowie für das glückliche Vermeiden jedes neuen Katarrhs während der kalten Winterreise muß ich dankbar sein. Die Einsamkeit von Bordighera, ganz

Digitized by Google

abgesehen von den Promenaden in dem dortigen Palmenwalde, dem größten in Europa, wird mir gut thun, während mich die hier durch 10,000 Gäste conzentrirten Thorheiten beider Hemisphären und das damit verknüpfte vergnügungssüchtige Treiben so vieler reicher Bummler nicht blos aufregt, sondern geradezu erbittert. Denn Du begegneſt hier allen Nichtswürdigkeiten von Paris, Baden-Baden u. ſ. w. Blos das Spiel iſt nach dem nahen Monaco verbannt, und unter Anderem ſind es auch die von dort nächtlich unter meinem Fenſter vorüber heimrollenden Taugenichtſe, die meinen Schlaf ſtören. Anna u. Eliſabeth ſind ihre resp. Reiſekatarrhe ziemlich los. Der Bräutigam der letzteren wird uns nächſtens verlaſſen. Sie werden ſich die Reiſe als Hochzeitsreiſe rechnen und daher dieſe moderne und m. E. unſchickliche Mode nicht mitmachen.

Von Politik und Geſchäften weiß und höre ich Gottlob wenig. Ich begreife und würdige Deine in dieſer Beziehung faſt gleich günſtige Lage, und freue mich, daß ſie Dir immer noch behagt. Aber Du haſt einen, zwei große Vortheile vor mir voraus: Du biſt geſund, und kannſt in Deinem Heim, im glücklichen Kreiſe der geſunden Deinigen, Nützliches wirken und ſchaffen, während ich zum bloßen Vegetiren verdammt bin, um — geſund zu werden — ? — Alle an dieſes Fragezeichen geknüpften Zweifel Dir gegenüber zu rechtfertigen, das würde mich zu weit führen; wie aber ſagt der Lateiner? wenn ich nicht irre: „senectus ipse morbus“ u. ſ. w. — und dagegen hilft kein Faullenzen in irdiſchen Paradieſen. —

Wenn ich heimkehrend ſo glücklich ſein ſollte, einen meinen Jahren und Verhältniſſen angemeſſenen Grundbeſitz zu erwerben ohne meine Kinder dabei zu beſtehlen, ſo gehe ich nicht wieder auf dieſen ſtark befahrenen ſüdlichen Wechſel. Doch davon ſpäter!

Vorläufig bitte ich Dich, Dir ein paar neue — Büchſen anzuſpendiren, wenn's nöthig, und mit Deiner lieben Th. zu E.'s Hochzeit nach Berlin zu uns zu kommen, u. das darfſt Du uns gar nicht abſchlagen. Freilich iſt's thöricht auf ſo lange hinaus einzuladen, weil Hochzeitvater gar nicht weiß, ob er's erlebt, aber jedermann ſucht ſich zu ſichern was er lebhaft begehrt. Ende Mai oder Anfang Juni ſollen ſie getraut werden. — Tauſend Grüße an Deine Lieben und den ganzen dortigen Winkel.

Dein alter Freund u. ſ. w. A. v. Roon. —“

R. v. D.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die große Klippe.

Erzählung

von

L. Westkirch.

Sie kam die lange Hauptstraße herab. Der Frühlingswind spielte mit den Enden ihrer Schärpe und färbte ihre Wangen. Freude beflügelte ihren Schritt, Siegesfreude. Aus den von andauernder Nachtarbeit leicht geröteten Augen blitzte diese Freude, sie streckte die schlanke Gestalt über ihr gewöhnliches Maß hinaus; sie schien in all' den fröhlich flatternden Falten und Falbeln ihres dunkeln Sommerkleides sie zu umrieseln. Ein Bildhauer, welcher dem Mädchen in dem mittäglichen Gewühl der Großstadt Aufmerksamkeit geschenkt hätte, würde an ihm ein prächtiges Modell zu einer Siegesgöttin haben studieren können.

In ein schönes Haus an einer breiten Straße bog sie ein, nicht atemlos trotz des raschen Gehens. Ihre Brust wogte, sie hatte zehn Jahre ihres Lebens abgestreift, mühevolle, arbeits- und sorgenreiche Jahre, solche Jahre, die doppelt zählen. Heute war sie wieder neunzehnjährig, wie ihre lustige, kleine Schwester, die Tilde. Sie lief die vier Treppen hinauf, ohne zu rasten, und das Klingeln der Flurglocke, welche sie in Bewegung setzte, erscholl wie ein Triumphgeläut.

Es dauerte eine Weile, bis eine ältliche Frau herbeigeschlurft kam, um zu öffnen. „Du bists, Mila? Mein Gott, wie reißest du denn heut an der Schelle? Doktor Wolpers ist da."

„Um so besser, Mama, um so besser!"

Schon im Flur zog sie die Nadel aus dem Hut und warf ihn, stürmisch eintretend, auf die Kommode, während die Frau die Thür schloß und langsam folgte. Sie hatte genau dasselbe schmale Vogelgesicht mit der vorspringenden Nase und den von dunklen Schatten wie von einem Federkranz eingerahmten Augen, wie ihre Tochter; nur haftete dem stolz getragenen Kopfe des Mädchens etwas Adlerartiges an, während der Mutter Antlitz lebhaft an das einer in der Mauser befindlichen Eule erinnerte. Jeder ihrer Blicke schien eine Anklage gegen das Schicksal, und seufzend, wie es ihre Gewohnheit war, betrat sie das Gemach. Dies war kein unwirtlicher Aufenthalt, nachdem man ihn einmal glücklich erklommen hatte, sonnig und hell nach Art aller Höhen. Aber heller noch als die breiten Sonnenstreifen auf dem dunkelbraunen Fußboden, heller als das Silberhaar des alten Herrn, der am Tische saß, leuchtete heute Mila's Angesicht.

„Onkel Wolpers! Mama! Ich hab's erreicht! Endlich! Endlich! Mein letzter Roman — er ist in Buchform erschienen — Sie wissen, Onkel Wolpers."

„Ja," nickte Frau Wingolf, „ohne Honorar. Und allein an der Kopie hat meine Mila Wochen und Wochen gearbeitet —"

„Was liegt daran, Mama! Hier sieh'! Sehen Sie, Onkel Wolpers! Lesen Sie diese Besprechungen! Lesen Sie diese Briefe!"

Digitized by Google

Sie breitete einen Stoß Schriften vor den beiden aus. Der alte Herr durchblätterte dieselben mit sichtlichem Vergnügen, die Mutter mit einer Art ungläubigen Erstaunens. Die Rezensionen sprachen von einem am Himmel der Litteratur neu aufgegangenen Sterne, lobten Erfindung und Durchführung des Romans, der sich den besten Leistungen der Neuzeit an die Seite stelle, und prophezeiten der Verfasserin eine ehrenvolle Zukunft. Die Briefe gingen von Redaktionen hervorragender Zeitschriften aus und enthielten die Aufforderung zu dauernder Mitarbeiterschaft.

„Zehn Jahre habe ich gearbeitet, gerungen für diesen Augenblick," sagte Mila bewegt. „Es ist mir nicht immer leicht geworden. Wie hab' ich mir die Stunden, die Minuten zum Arbeiten zusammenstehlen müssen! Endlich setze ich meinen Fuß auf die erste Sprosse der Leiter! Endlich darf ich hoffen, aus der Flut der Mittelmäßigkeit aufzutauchen, tüchtiges, dauerndes zu leisten."

Der alte Herr hielt seine klaren, blauen Augen nachdenklich auf das Mädchen gerichtet. Er kannte sie von ihrer Kindheit an, ihr lebhafter Geist hatte früh schon sein Interesse erweckt. Als er seinen Liebling jetzt vor sich stehen sah, die Hände verschlungen, tief atmend, das Antlitz verjüngt, verschönt von Hoffnung, kam ihm ein seltsamer Gedanke, Vorahnung würde er ihn genannt haben, wäre er im mindesten abergläubisch gewesen.

„Sie dürfen hoffen, liebe Emilie," sagte er herzlich. „Ich habe nie daran gezweifelt, daß Ihr schönes Talent den Sieg erringen müßte, falls Ihnen die nötige Ausdauer nicht fehlte, und sie hat Ihnen nicht gefehlt! Auch dazu wünsche ich Ihnen Glück. Ja, liebes Kind, jetzt dürfen Sie das Höchste hoffen, und da ist nur eine einzige Klippe, an welcher das mit vollem Winde segelnde Schifflein Ihres Glücks zerschellen könnte, die große Klippe. Der Himmel möge Sie in Gnaden daran vorüberleiten!"

„Sie fürchten, der Erfolg könne mich eitel und flüchtig machen," ergänzte sie rasch.

„Ich dachte an etwas Anderes, liebes Kind, an eine Klippe, vor der keine Mäßigung, keine Klugheit, keine Bescheidenheit schirmt. Kennen Sie die Sage vom Magnetberg? — Doch wozu die Unbefangenheit Ihres Blicks durch meine Grillen trüben? Gott segne Sie! Er erhalte Sie, wie er Sie geschaffen hat, zur Freude Ihrer Mutter, zur Freude Ihrer Freunde, und gebe Ihnen das Glück in solcher Gestalt, wie Sie sich's wünschen. Weil er sich aber dazu der Menschen als Werkzeuge zu bedienen pflegt, will ich hinausgehen und meinem Bruder, dem Buchdruckereibesitzer und Herausgeber verschiedener Zeitungen, das Lob Ihres Talents auf Grund dieser Dokumente hin mit vollen Backen blasen, auf daß Ihr nächster Roman nicht mehr honorarlos erscheine. Auf Wiedersehen!"

Frau Wingolf begleitete den alten Herrn hinaus.

„Unsere Kinder wachsen uns über den Kopf, liebe Frau Kanzleirätin," sagte er, die Thür in der Hand. „Wirklich, Sie dürfen stolz auf Ihre Älteste sein."

„Ja, ja, Herr Doktor, das bin ich auch. Meine Mila ist ein gutes Kind. Alles, was sie verdient, giebt sie mir. Und so hat sie's immer gehalten. Was

Digitized by Google

sollte wohl aus mir armen, kränklichen Person geworden sein, ohne das gute Herz meiner Mila. Aber sagen Sie mir, was meinten Sie mit der Klippe, mit dem Magnetberg? Sie haben mich recht erschreckt. Ich fing wirklich schon an zu hoffen, daß wir Pechvögel endlich einmal auf einen grünen Zweig kommen könnten, indem ich mir habe sagen lassen, daß die Buchschreiberei, die mir anfänglich 'gar nicht einleuchten wollte, einigen doch ganz gut bezahlt wird, und nun soll's wieder nichts damit sein! Sagen Sie mir ums Himmels willen, was fürchten Sie? 's ist doch besser, wenn man gewarnt ist und kann sich vorsehen."

„Liebe Freundin, ängstigen Sie sich nicht; was ich andeutete, steht in weitem Felde. Ich bin ein thörichter, alter Schwätzer und hätte besser den Mund gehalten. Aber wenn man erst einmal siebenzig Jahre lang den Lauf der Welt und die Schicksale der einzelnen Menschen mit Teilnahme verfolgt hat, dann drängen sich einem, man weiß nicht wie, Vergleiche und Erinnerungen in den Sinn und leider oft am unrechten Orte auf die Lippen. Legen Sie dem kein Gewicht bei."

„Aber was ist's mit dem Magnetberg?"

„Der Magnetberg — wenn ich Ihnen doch Rede stehen muß — ist eine sagenhafte Klippe irgendwo im Weltmeer, liebe Frau Wingolf, ein Seitenstück zum fliegenden Holländer. Die Schiffer erzählen sich von ihm in den langen Winternächten, wenn sie das Bedürfnis des Gruselns empfinden. Jedes Schiff, so behaupten sie, das sich ihm bis auf eine bestimmte Entfernung genähert hat, ist rettungslos dem Untergang verfallen, denn da dieser wunderliche Fels vom Scheitel bis zur Sohle aus magnetischem Eisen besteht, so zieht er alle Eisenteile des Fahrzeugs unwiderstehlich an sich. Nimmer vermag es ihm auszuweichen, nachdem die Anziehungskraft einmal zu wirken begonnen hat. Im gleichen Augenblick springen die Nägel, die Klammern, die Riegel, die Ketten in lustigem Tanz aus dem Holzwerk heraus, dem Felsen zu, die Masten stürzen; die Planken des Rumpfs, ihrer Bindung beraubt, scheiden sich voneinander; das Schiff, ehe es noch zerschellt, löst sich auf: es ist gewesen. — Dieser Magnetberg allerdings ist eine Fabel, die Schöpfung erregter Phantasie, welche sich die Schrecken des öden Weltmeers verkörpert. Doch habe ich im wirklichen Leben häufig eine Gefahr wahrgenommen, welche in ihrer dämonischen Anziehungskraft, ihrer unwiderstehlichen, unheimlichen und verderblichen Zaubergewalt mich seltsam an die alte Schifferfage gemahnt. Gar manche scheinbar gesicherte Existenz hab' ich daran scheitern sehen; kräftige, willensstarke Männer, doch mehr noch, weit mehr Frauen, und gerade die bedeutendsten, die mit Gaben und Talenten verschwenderisch ausgestatteten vor andern. Sie sehen mich zweifelnd an. Sie denken, ich werde Ihnen jetzt etwas Ungeheuerliches nennen, etwas so Seltsames und Seltenes wie den Magnetberg. Nein, verehrte Freundin. Das Gewaltigste, Zwingendste ist immer das ganz Alltägliche. Suchen Sie nicht zu weit. Die Klippe, die ich meine, ist ganz einfach die Liebe, die immer der Frau verhängnisvoller wird als dem Manne, weil der Frau ganzes Leben aufzugehen pflegt in ihrer Empfindung, den meisten Männern dagegen die Liebe etwas von ihrem eigenen Leben Getrenntes, im besten Fall nur ein Teil ihres Lebens ist."

Digitized by Google

Frau Wingolf's Augen, die rund geworden waren vor staunender Erwartung, klappten bei diesem Schluß mit dem Ausdruck der Enttäuschung wieder zu der engen Spalte zusammen, als welche sie gewöhnlich erschienen.

„Ach so, Sie meinen, daß meine Mila sich verlieben könne? Nun, dem Himmel sei Dank, wenn es nichts Schlimmeres ist! Mit dem Verlieben wird es wohl gute Wege haben."

„Ich hoffe es. Sollte aber dennoch die Liebe, die Gewalt hat über jedes Menschenherz, in unserer lieben Mila Leben eingreifen, dann möge es eine recht, recht beglückte sein."

Kopfschüttelnd kehrte die Frau in die Stube zurück, wo Mila noch am Tische stand, die Schriften mit ihren Blicken liebkosend.

„Sonderbare Reden führte Onkel Wolpers heute," rief sie der Eintretenden entgegen. „Hast Du eine Ahnung, Mama, was für eine Gefahr er meinen konnte?"

„Ja, Mila, ich habe ihn darum gefragt. Er meint — 's ist zu dumm! — er meint die Liebe."

„Die Liebe?!" Emilie wurde rot und lachte kurz auf. „Welch' seltsamer Einfall!"

„Ja, nicht wahr? Ich habe ihm auch geantwortet, du mit deinen dreißig Jahren würdest über solche Thorheit wohl weg sein."

Das Mädchen zog einen Augenblick die Brauen zusammen, dann lächelte sie. „Das da ist besser als Liebe, Mama," sagte sie mit Ueberzeugung, und fuhr schmeichelnd mit der Hand über den Stoß Papiere hin.

Frau Wingolf nickte. „Liebe zehrt, Arbeit nährt. Zeit wär's schon, daß einige Groschen zu uns in's Haus geflogen kämen. Schmalhans war lange genug Küchenmeister. Und wie ärmlich es bei uns aussieht! Kattunüberzüge über den Möbeln — und was für Kattun!"

„Grämе dich nicht, Mamachen. Von dem ersten größeren Honorar, das einkommt, kaufe ich dir ein braunes Samtsofa."

Frau Wingolf hatte Mühe, bei dieser Aussicht den verdrossenen Ausdruck auf ihrem Gesicht festzuhalten. „Ja, Mila, du bist gut, das weiß ich. Und ein Samtsofa hab' ich mir längst gewünscht. — Aber dazu gehören auch Stühle."

„Die kaufen wir gleich mit."

„Ach, du solltest nur erst an deine Garderobe denken. Mit deinen alten Fahnen geht's wirklich nicht mehr."

„Es kommt wenig darauf an, wie ich aussehe, aber Tilde, Mama, die soll das hellblaue Wollenmousselinkleid haben, von dem sie im Wachen und Schlafen träumt."

Frau Wingolf fühlte das Bedürfnis, ein paar Tropfen Wermut in den Kelch der Freude zu gießen, er wurde ihr zu süß.

„Ja, ja, Mila, das Kleid wird die Tilde schon bekommen; du hast noch immer gehalten, was du versprachst. Und du bist ja nun auch allem Anschein nach ganz wohl versorgt. Aber ich habe eben zwei Kinder; wenn die Sorge für das eine aufhört, fängt die Sorge für das andere an."

Digitized by Google

Hier raffte Mila ihren Hut und ihre Briefe zusammen. Über die Zukunft Tilden's, ihren Fleiß und ihre Arbeitslust stimmten ihre Ansichten nicht ganz mit denen ihrer Mutter überein. Sie wollte heute nicht streiten, darum ging sie über den Flur in ihr Zimmer.

Hier war ihr eigenstes Reich. Sie hatte sich's in heißem Kampfe mit Tilde und der Mutter erobert, eine enge Heimat, aber doch eine Heimat. Hier war sie allein mit ihren Sorgen, ihrer Freude.

Auf dem weißgedeckten und weißverhangenen Bett an der leicht abgeschrägten Rückwand des Zimmers lag ein weißes Etwas, anzuschauen wie eine kuriose Falte der Überdecke oder ein Bündel Watte. Bei Mila's Eintritt jedoch öffneten sich zwei schwarze Augen in der scheinbaren Watte, und ein rosa Mäulchen riß sich zu herzhaftem Gähnen auseinander.

„Muck," rief das Mädchen herzutretend, „da schau, was ich Gutes bringe!"

Muck schnupperte ein wenig, und da ihre feine Nase sofort herauswitterte, daß dies Gute jedenfalls nichts Eßbares war, begnügte sie sich in behaglichem Dehnen eine breite Vordertatze auszustrecken, bewehrt mit fünf halbzolllangen, nadelspitzen Krallen.

„Faulpelz," sagte Mila, dem Tiere über den Kopf streichend, „begreifst du's nicht, daß wir auf dem Wege sind, berühmte Leute zu werden, du und ich?"

Daraufhin begann Muck ganz schwach zu schnurren, nur aus Höflichkeit, und sie blinzelte schläfrig dazu. Philosophisch angelegt, wie alle ihres Geschlechts, gab sie nicht viel um den Ruhm, ein Stück Braten war ihr lieber. Als aber ihre Herrin jetzt in der Kammer auf und ab zu wandeln begann, mit sich selbst redend, wie ihr volles Herz es ihr eingab, abgerissene Verse vor sich hinsprechend, eigene und fremde, wie sie zu ihrer gehobenen Stimmung paßten, ihr ein Ausdruck schienen für das Glück, das ihr überquellend Herz und Seele erfüllte, und immer den Kopf hoch tragend, mit dem stolzen Siegerschritt, während das Kleid um ihre Füße wie eine Freudenflagge wehte, dämmerte in Muck allgemach das Verständnis auf, daß etwas ungemein Erfreuliches sich ereignet haben müsse. Das formlose Wattebündel wickelte sich auseinander zu einer auffallend schönen und klug blickenden Angorakatze, die, vom Bett herabspringend, allerlei Schalkheit um die Hin- und Herwandelnde zu treiben begann und zuletzt, da Mila nicht auf sie achtete, mit einem raschen Satze ihr auf die Schulter flog. Ihre schwarzen Augen funkelten dabei aus Freude über den gelungenen Streich.

Mila griff lachend in das seidene Fell. „Bist da, Muck? Willst deinen Glückwunsch anbringen? Schau, Mietze, das ist verständig. Wird auch für dich eine gute Zeit werden. Was meinst du zu einem Freudenkotelett?"

Da sie sich gerade in der Nähe des Schreibtisches befand, schüttelte sie die Katze ab auf den Tisch, wo diese sich behaglich über ein Manuskript ausstreckte, und setzte ihre Wanderung fort.

Plötzlich stockte sie mitten in der Rezitation eines Gedichtes und lächelte. „Der gute, vorsorgliche Onkel Wolpers! Die Liebe fürchtet er für mich! Die Liebe! Ist die zu fürchten?"

Digitized by Google

Wie ein grauer Schleier senkte es sich bei der Frage über ihr Antlitz. Für unerfahrene Gemüter — vielleicht. Sie, sie hatte geliebt. O, es war lange her! Eine Studentenliebe. Ihre Mutter verschaffte sich damals durch Abvermieten eine kleine Nebeneinnahme, und ein angehender Tierarzt hatte bei ihnen gewohnt, gerade als Emilie ihre Studien auf dem Lehrerinnenseminar vollendete. Damals hatte sie geliebt. Es war eine äußerst harmlose Geschichte und sehr alltäglich, wenn sie die Feiertagsgefühle abzog, mit welchen ihr empfindungsbedürftiges Herz und ihre feurige Phantasie die trockenen Geschehnisse und den noch trockneren Helden derselben umkleidet hatten. Und das Ende war platt zum Lachen. Als der junge Mensch sein Examen bestanden hatte, reiste er ganz einfach heim und heiratete die reiche Bäuerin, welche sein Vater für ihn in Bereitschaft hielt. Noch heute sah sie ihn vor sich stehen, vierschrötig, ungeschickt, mit dem halb trübseligen, halb verlegenen Ausdruck in den vorstehenden Augen.

„Es ist mir leid, Fräulein Mila — wahrhaftig! Wenn, — wenn Sie nur etwas vermögend wären! — 's ist zu schade! Aber das Leben ist kein Schäferspiel, nicht wahr? Ich bin sehr unglücklich. Ich werde Sie nie vergessen."

Und sie hatte gemeint, sterben zu müssen an der Trennung! Monatelang war sie herumgeschlichen, in ihren Schmerz drapiert wie in einen Trauerflor. Vielleicht wäre sie wirklich an diesem Schmerz gestorben, hätte sie nur Zeit behalten, ihm nachzuhängen. Aber sie mußte arbeiten, um Mutter und Schwester zu ernähren, Stunden geben von früh um acht bis abends neun, und wenn sie dann todmüde auf ihr Lager sank, umfing sie der Schlaf so fest, so tief, daß auch im Traum kein Plätzchen für die Qual hoffnungsloser Liebe blieb. Wie sie heute den einst Geliebten vor sich sah, ohne das Licht, mit welchem ihre Neigung, ohne den Schatten, mit welchem ihre Enttäuschung ihn umgossen hatte, mit dem klaren Blick, welchen die Besprechungen ihres Romans vor anderen an ihr rühmten, dem Blick, der Menschen und Dinge leidenschaftslos sieht, wie sie sind, heute hätte er ihr kniefällig zu Füßen legen können, was er war und was er besaß, sie würde sich nicht danach gebückt haben. Das Blut schoß ihr ins Gesicht, wenn sie ihrer Thorheit gedachte. So oft sie später im Sommernachtstraum Titania den Eselskopf umarmen sah, glaubte sie wie im Spiegel ihr Bild zu erblicken. Wahrlich, es lohnte wohl, ein ernstes Lebensziel einer Leidenschaft zum Opfer zu bringen, die so grausam zum Narren hielt!

„Sei ruhig, du guter, sorglicher Mahner! Ich habe der Thorheit meinen Zoll bezahlt und das Recht erworben, weise zu sein. Wohl mag es eine Liebe geben, eine große, heilige, echte, die über alles beseligt, — aber die ist so selten wie das Glück, wie der Ruhm, wie das ganze Talent, die vollkommene Schönheit, selten wie alles Große, Herrliche auf dieser Welt. Wenigen nur wendet das karge Schicksal einen dieser Haupttreffer in der Lebenslotterie zu, zwei verschwendete es noch an keinen. Das aber ist der Fluch der Menschen, daß sie die Blumen zu ihren Füßen zertreten und die Hände ausstrecken nach den Sternen, die ihnen ewig unerreichbar bleiben müssen. Ich will mich klüger bescheiden. Ein seltenes, unschätzbares Geschenk hat mir der Himmel verliehen: mein Talent,

Digitized by Google

die Wonne, mich einspinnen zu können in meine Gedanken, mein eigen Schicksal zu vergessen über dem Schicksal meiner Gestalten. Durch mein Talent werde ich die Sorge von unserer Schwelle scheuchen, ich werde den Frohndienst des Stundengebens einschränken können, vielleicht bald mich völlig von ihm befreien. Sorglos und ungeteilt einem geliebten Berufe leben dürfen, ist viel, — so viel, wie der Himmel nur Auserwählten verleiht. Thöricht und undankbar müßte ich sein, wollte ich, so reich gesegnet, die Hand ausstrecken nach einem Glück, das er andern vorbehalten hat!"

Sie ließ sich vor ihrem Schreibtisch nieder, und ihre Augen begannen zu leuchten. Vor ihrem Geiste ließ sie die Gestalten ihrer neuen Romane an sich vorüberziehen und freute sich, wie sie vollblütig, kraftstrotzend daherkamen, die warme Farbe des Lebens auf den Wangen. Welche Lust, sie so festzuhalten, sie einzufangen in Wort und Schrift in ihrer unverfälschten Eigenart, daß sie aus den Blättern des Buches in unberührter Frische auferstehen mußten vor den Augen des staunenden Lesers! Welche Lust, jetzt, da sie mit Bestimmtheit wußte, daß die in stiller Kammer beschriebenen Blätter ein Buch werden und daß dies Buch Freunde finden würde!

* * *

Von der neu erbauten Hauptstraße mit ihren vierstöckigen Palästen zweigte sich eine bescheidene Querstraße ab. Hier behaupteten die alten, windschiefen Häuschen noch ihren Platz. Regellos in ihre von morschen Holzzäunen umschlossenen Gärtchen hingestreut, schief und quer zur Linie der Straße gerichtet, je nach der Laune des Erbauers, säumten sie in unregelmäßigen Bogenlinien den ungepflasterten, vom Frühjahrsregen bis zur Bodenlosigkeit aufgeweichten Weg. Schneeglöckchen und Krokus sproßten aus dem braunen Erdreich in den Gärten und schienen sich zu dehnen im Sonnenschein. Man meinte es mit Augen zu sehen, wie die Knospen an den Fliederbüschen sich zu kleinen, zartgrünen Blättchen auseinander falteten.

Hinter einem der zerfallenden Holzzäune stand ein junges Menschenkind, frisch wie der erwachende Frühling ringsum, und schaute aus großen, schalkhaft blitzenden Augen einem elegant gekleideten Herrn zu, der mit verdrossener Miene allerlei halsbrechende Künste aufwandte, um seine feinen Stiefel möglichst vor der Berührung mit dem zähen Schlamm des Weges zu schützen. Jetzt versah er's bei einem besonders kühnen Schwung, und während das Schmutzwasser hoch um ihn aufspritzte, konnte die Kleine am Zaun sich nicht enthalten, laut aufzulachen. Ärgerlich, errötend vor Verdruß, wandte der Verhöhnte den Kopf, aber seine finstere Miene klärte sich auf, als sein Auge die hübsche Spötterin traf. Selbst lächelnd zog er den Hut und trat vorsichtig einen Schritt näher.

„Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, mein Fräulein. Ich war nicht vorbereitet auf die Eigentümlichkeiten dieser vorsündflutlichen Idylle."

„Verzeihen Sie," stammelte das Mädchen. „Gewiß, mein Lachen war recht unpassend."

Digitized by Google

„Ihre Heiterkeit kleidet Sie so allerliebst, daß ich's Ihnen verzeihe, mich zum Gegenstand derselben gemacht zu haben.“ Er senkte den Blick auf ihre halb in die durchweichte Erde eingesunkenen Stiefelchen. „Freilich, wissen möchte ich, auf welche Weise Sie selbst diesen Morast überwinden, Sie müßten denn als richtige Hexe des Fliegens kundig sein.“

Er brach ab, ein Lächeln zuckte um seine Lippen. „Pardon! Ich störe offenbar. Auf Wiedersehen, wie ich hoffe.“

Mit leichtem Gruß wandte er sich ab und watete als wohlerzogener Mensch die Straße hinunter, ohne sich umzusehen.

Doch das Mädchen sah sich um, befremdet über die Ursache dieses plötzlichen Rückzuges. Fünf Schritte hinter ihr, im Schatten der Hauswand, stand ein junger Mensch mit schlichtem, blondem Haar und merkwürdig hellblauen Augen, die in diesem Augenblick zornig funkelten. Er trug einen schäbigen Überzieher von verschossenem Braun, beschmutzte Stiefel mit schiefgetretenen Absätzen, zu weite Beinkleider, welche über den Stiefelschäften umgekrempelt waren; unter dem Arm hielt er eine große Mappe. Im Vergleich zu dem feingekleideten, jungen Herrn, welcher sich eben verabschiedet hatte, spielte er eine traurige Figur. Das Mädchen verzog die Unterlippe.

„Du bist's, Toni? Endlich doch! Seit einer geschlagenen Stunde warte ich auf dich.“

„Die Zeit ist dir nicht lang geworden, wie ich sehe.“

„Fängst da schon wieder an? Rasch, komm' hierher. Sieh' dorthin! Weißt du, wer der Herr ist?“

Toni lehnte seine Mappe an die Hauswand. „Wüßt' ich's selbst, dir würde ich doch gewiß nichts Neues damit sagen.“

„Du bist ein Narr! weißt du das? Du langweilst mich mit deiner Eifersucht, die dich nicht einmal kleidet, nein, nicht besser als dein abscheulicher Rock, den einem Lumpensammler zu schenken ich dich zwanzigmal gebeten habe und den du mir zum Trotz im hellen Sonnenschein weiter trägst. Wirklich, schämen muß man sich, mit dir bekannt zu sein.“

„Ich will dir das Erröten ersparen! Bin ich schon ein Narr, wie du sagst, so groß ist meine Narrheit doch nicht, daß ich bezweifelte, was ich mit meinen Augen sehe, mit meinen Händen greife! Meinetwegen brauchst du mich nicht mehr zu kennen, aber wenn du denkst, daß ich's leide, daß du dich an den Stutzer hängst —“

„Gutenmorgen.“ Sie schritt dem Ausgang zu.

„Tilde! warte doch! Ich habe mich den ganzen Morgen auf deinen Besuch gefreut. Ich bin vom Büreau heimgerannt, daß die Menschen mich für unklug hielten! Und nun willst du nicht einen Augenblick verweilen. — Tilde! Ich bitte dich!“

„Willst du vernünftig sein?“

„Kann ich vernünftig sein? Du bist so schön und so — so leichtherzig! Und niemand von deinen Leuten ist für mich, deine Mutter nicht, deine Schwester

Digitized by Google

schon gar nicht. Und die jungen Herren gaffen dir nach auf Schritt und Tritt, ja, ja! ich seh's täglich. Ist es da im geringsten vernünftig, zu glauben, daß du einem armen Schreiber die Treue halten werdest? Obenein bin ich kein schöner Mensch, das weiß ich; treu und verläßlich, ja, — aber was geben die Mädchen darauf? Ein klirrender Säbel oder auch ein paar Augen die aus dem Kopf gucken wie ein paar brennende Fidibusse, als wollten sie gleich alles in ihrem Bereich anfengen, das gilt! das zählt! Dafür zertreten sie das treueste Herz."

Sie zerrte lachend mit ihrem winzigen Händchen an einem seiner keineswegs kleinen Ohren. „Dummer Toni! hattest du ein anderes Gesicht, als wir als Kinder hier zwischen den Gemüsebeeten einander haschten und du mir der liebste Spielkamerad unter allen warst, oder damals, als wir uns auf jenem Bänkchen drüben in der Bohnenlaube einander versprachen fürs Leben?! Was?"

„Ach, Tilde!" Er zog sie in seine Arme. „Hab' Geduld mit mir. Ich bin ja nur mißtrauisch, weil ich so gar nichts bedeute noch besitze, wodurch ich mein großes Glück verdiene!"

Und dann saßen sie neben einander auf der verwitterten Bank in der Bohnenlaube, von welcher zur Zeit nur die morschen Stangen in die Luft starrten, im warmen Sonnenschein und plauderten, bis eine Frau in der Hausthür auftauchte, eine früh gealterte Frau mit müdem Gang und gebeugtem Rücken. Die eine Hand unter der blauen Küchenschürze, die andere zum Schutz über die Augen gelegt, hielt sie Umschau im Garten.

Tilde sprang auf. „Nun, das ist hübsch! Deine Mutter hat das Essen schon aufgetragen, und ich bin noch hier! Schöne Schelte wird das geben daheim! Adieu, Toni! Adieu, Frau Waßmann! Nun gilt's aber flink sein!"

Sie huschte aus der Gartenpforte und den aufgeweichten Weg entlang, bog rechts um in die Hauptstraße und trat in dasselbe Haus, in welches kurz vorher die junge Schriftstellerin eingetreten war.

Frau Wingolf empfing sie vorwurfsvoll. „Wie du dich wieder verspätet hast, Mädchen! Wann soll denn nun das Mittagessen auf den Tisch kommen? Du weißt doch, daß Mila auf Pünktlichkeit hält."

Tilde verzog die vollen Lippen ein wenig und rannte ohne Antwort an der Mutter vorüber in die gemeinsame Kammer, um ihren Ausgehstaat abzustreifen. Frau Wingolf folgte ihr dorthin.

„Nun wird sie wieder böse werden und mit Recht. Ich begreife nicht, wo du dich immer so lange versäumst."

„Nun ja, ich hatte Abhaltung, Mama. Lenchen und Friedel hingen sich an mich, ich mußte für Frau Waßmann etwas Fleisch einkaufen, und dann kam Toni spät. Es geht eben nicht alles in der Welt, wie unsere Prinzessin sich's träumt."

„Dacht' ich's doch! Die Liebelei mit dem Schreiberjungen ist wieder die Ursache. Seiner Mutter gehst du zur Hand und darüber vernachlässigst du deine Pflichten gegen die eigenen Angehörigen. Und wenn's noch Ernst werden könnte! Aber der Toni ist viel zu jung zum Heiraten. Ja, thät' er's selbst, was du als Frau eines Kanzlisten zu erwarten hast, das siehst du, mein' ich, an mir."

Digitized by Google

Tilde antwortete nicht.

„Du solltest dir ein Beispiel an deiner Schwester Mila nehmen," fuhr die Mutter fort. „Die schaut nicht rechts noch links und rührt ihre Hände. Drum bringt sie's auch zu etwas. Und sie hat ganz recht, wenn sie sagt, ich sei zu schwach gegen dich. Das Herumbummeln taugt nicht. Ich hätte dich bei Zeiten zur Wahl eines ernsten Berufs anhalten müssen."

Tilde blieb, das abgestreifte Kleid in der Hand, auf halbem Wege zum Schrank stehen.

„ — Aber Mama, willst du denn mit Gewalt zwei alte Jungfern großziehen? Seh' ich aus wie eine Lehrmamsell?"

Sie sah nicht so aus. Widerwillig mußte die Erzürnte ihr das zugestehen. Kein Zug in dem vollwangigen, blühenden Antlitz mahnte an die Vogelphysiognomien von Mutter und Schwester, die fein gebogene Nase sprang nicht unbescheiden vor, nicht die Andeutung eines Schattens zog sich um die großen, braunen Augen, aus welchen die fröhlichste, sorgloseste Schelmerei strahlte. Wie sie in Unterrock und Schnürleib dastand, die runden Arme, den vollen Nacken entblößt, da mahnte sie nicht an ein Geschöpf, das verurteilt ist, mit geisttötender Arbeit sein kümmerlich Brot zu erwerben, weit eher an einen schönen Kunstgegenstand, welchen der Kenner in seinem Hause aufstellt, sich zur Freude und Erbauung, ohne Rücksicht auf seinen praktischen Nutzen. Einer Eva glich sie in ihrer unberührten Frische, der Eva am Schöpfungsmorgen, nicht der aus dem Paradiese vertriebenen, mit dem Fluch der Arbeit belasteten.

Und sie schlang schmeichelnd die Arme um den Nacken der Mutter. „Du hast mich und Anton doch sonst gewähren lassen, Mama. Rede nicht so böse; es sind auch gar nicht deine eigenen Gedanken. Die Mila hat dich bloß gegen uns verhetzt."

Diese Rede erzürnte die kaum Besänftigte aufs neue. „Schämen sollte sich du dich! Die Mila verhetzt nicht! Die hat ein viel besseres Herz als du! Ja wohl! Du, du denkst nur an dich und deinen Staat. Als du ein paar Mark eingenommen hattest für das Retouchieren von Photographien, — was du bald genug wieder hast liegen lassen, gerade so wie das Monogrammsticken! — was hast du damit angefangen? Eine seidene Fahne hast du dir dafür gekauft! Nicht Mutter noch Schwester haben einen Pfennig abbekommen. Die Mila wird jetzt einen ganzen Berg Geld verdienen, aber an sich denkt die zuletzt. Mir hat sie ein Samtsofa versprochen und dir will sie ein blaues Sommerkleid kaufen. —"

Ein Aufschrei der Freude unterbrach hier Frau Wingolf's Rede. Tilde fiel ihr um den Hals und erstickte sie fast mit Küssen.

„Soll ich's haben, mein blaues Kleid? wirklich? wahrhaftig? Das ist zu lieb von der Mila! — Ach, du weißt ja, Mama, ich mein's nicht so böse! Wenn ich auch mal brumme, im Grunde lass' ich mich totschlagen für unsere Prinzessin. Rasch, rasch, Mama, hilf mir die Eierkuchen einrühren. Nun soll sie auch ihr Mittagessen mit dem Glockenschlage bekommen, und ich will die Kuchen backen, genau wie sie sie gern mag, ganz rösch."

Digitized by Google

Im Umsehen hatte das Mädchen ein schlichtes Morgenkleid übergeworfen, die Ärmel aufgestreift und stand am Herd, Feuer anzündend, in froher, hastiger Geschäftigkeit. Die Mutter sah ihr schweigend zu und dachte in ihrem Sinn, wenn kein Prinz sich fände, ihr Aschenbrödel vom Herd weg auf den Thron zu heben, dann — hätten die Prinzen eben keinen Geschmack.

Abermals ertönte die Flurglocke. Wenige Augenblicke später stürzte Tilde in der Schwester Heiligtum.

„Du, Mila, 's ist ein Herr draußen, ein feiner Herr! Ich hab' durch die Thürspalte geblinzelt. Und ich hab' ihn heute schon einmal gesehen, bei Waßmanns ging er vorüber. Der will dich sprechen. Mila, ist's denn wahr, daß du jetzt berühmt wirst und Berge Geld verdienst? und — und — bekomme ich auch mein blaues Kleid?"

„Ich hoffe es."

„Das ist zu nett! du, Mila, aber nicht wahr? mit gekrausten Ärmeln und einer langen, langen Schleife an der Seite? Ja?"

„Ganz wie es dir gefällt, Kleine. Ein Herr will mich sprechen?"

„In Geschäften. Wahrhaftig, du wirst jetzt eine wichtige Person, Mila. Und du brauchst dich gar nicht mit ihm zu beeilen. Ich gebe den Pfannkuchenteig nicht eher in die Pfanne, bis er fort ist. Das sind wir dir schuldig. Du bist unser Hausherr. Sag' mal, Mila, was will er denn eigentlich?"

„Das werden wir ja erfahren."

Gemächlich strich das Mädchen die verwirrten Stirnlöckchen zurecht und ging hinüber in die gute Stube, froh und sicher und ruhig bis ins Herz hinein. Der Besucher stand an dem mittleren Fenster, um welches Tilde äußerst geschickt eine Guirlande von lebendem Epheu gezogen hatte, und sah durch den grünen Rahmen hinaus auf das Dächergewirr, die einzelnen dazwischen aufragenden Baumwipfel und die mit dem Himmel verschwimmende Bergkette.

Bei ihrem Eintritt wandte er sich um und stellte sich vor.

„Doktor Eduard Frankenberg, Redakteur des Feuilletons der Morgenzeitung."

Er hatte das Buch der jungen Schriftstellerin gelesen, er kam persönlich sie um einen gelegentlichen Beitrag für seine Zeitung zu ersuchen. Seinen Namen kannte sie längst. Sie pflegte mit besonderer Vorliebe seine Besprechungen von Theateraufführungen und neuen Romanen zu lesen. Nun überraschte es sie, daß der Eindruck, welchen seine Persönlichkeit auf sie machte, genau der gleiche war, welchen sie von seiner Schreibweise empfangen hatte. Er war eine vornehme Erscheinung, vornehm im Ausdruck seines Gesichts, in der Ruhe seiner Haltung, vornehm bis in die Spitzen seiner dunkeln Glacehandschuhe. Es lag überdies etwas Besonderes in seinem Blick, seinem Lächeln, etwas, das ihn heraushob aus der Herde der Menschen, ihn einzig erscheinen ließ in seiner Art, so daß er Mila bekannt, vertraut erschien wie ein still im Herzen getragenes Ideal und sie es doch als das höchste Wunder an diesem Tage der Wunder empfand, daß solch Ideal leibhaftig, lebendig in der Wirklichkeit wandle.

Digitized by Google

Es dauerte eine Weile, bis sie Fassung gewann, ihn zum Niedersetzen einzuladen. Dann waren sie rasch vertieft in ein lebhaftes Gespräch über Kunstereignisse, Dramen, Lebensanschauungen, künstlerische Richtungen, — lauter Dinge, über welche sonst niemand mit der armen Mila redete, ja, für die sie in ihrer Abgeschiedenheit nicht einmal Zuhörer fand, wenn ihr das volle Herz davon überströmte, die geduldige Muck ausgenommen. Doch hatte diese wiederum den Fehler, daß sie bei den geistreichsten Erörterungen ihrer geliebten Herrin sänftlich schlief — und einer schlafenden Zuhörerschaft gegenüber erkaltet zuletzt auch der feurigste Enthusiasmus. Nun berauschte das Glück, endlich einmal ihren Anschauungen Worte leihen zu dürfen, Emilie wie ein feuriger Wein.

Als der Doktor sich spät empfahl, stand sie wie verzaubert. „Leben solche Menschen, und ich kannte sie nicht? Giebt es solch' ein Glück, und ich wußte nichts davon?"

Zwei Köpfe lugten rechts und links durch die halbgeöffneten Thüren: Tilde und die Mutter.

„Wer war's, Mila? Was wollte er?"

„Doktor Frankenberg, Mama. Und er ersuchte mich um einen Beitrag für die „Morgenzeitung". — Übrigens hast du ganz recht, Mama, mit meinen alten Kleidern geht's wirklich nicht mehr. Ich muß mir ein neues anschaffen."

Einige Tage später kehrte sie heim ohne das für ihre Unterrichtsstunden fällig gewesene Honorar, aber dafür mit einem neuen Hut und Schirm, neuen Handschuhen und dem Stoff zu einem neuen Kleide. Dies nähte sie nun, unbekümmert um das angefangene Manuskript auf ihrem Schreibtisch.

Die Mutter seufzte, als sollte ihr das Herz brechen. „Auf das Sammtsofa verzichte ich ja gern, aber du weißt doch, wie sehr sich unsere Kleine auf den versprochenen Sommeranzug gefreut hat. Für den ist nun wohl nichts übrig geblieben?"

„Wenn sie nicht warten will, mag sie selbst die Hände rühren," antwortete Mila ungeduldig. „Als ich neunzehn Jahre alt war, erhielt ich durch meine Arbeit schon dich, mich und sie."

Tilde setzte eine Märtyrermiene auf. Ihr war das Kleid versprochen worden, und Mila kaufte sich's! Seit diese das viele Geld erwarb, ging die Mutter mit ihr um wie mit einem rohen Ei. Stets bekam sie Recht gegen die jüngere Schwester und: „Verdien' dir was, so hast du was," war der Kehrreim auf Tilden's leidenschaftliche Klagen. Wirklich, da half nichts, wollte sie nicht wie ein Aschenbrödel neben der geputzten Schwester einhergehen, so mußte sie wieder anfangen Bilder zu retouchieren. Sie that's trotzig, schmollend. Thränen traten ihr in die Augen und hinderten sie, klar zu sehen, so oft sie bedachte, wie viele dieser Dutzendphysiognomien sie zu menschlichem Aussehen würde zurechtstutzen müssen, ehe sie die Kaufsumme für ein einfaches Kleidchen beisammen hätte, sich damit zu schmücken, sie, die zehnmal hübscher war als alle diese nach dem Modejournal gekleideten Damen! Und wunderliche Gedanken kamen ihr in den Kopf, keine guten Gedanken. Den Pinsel in der Hand begann sie zu träumen, wie das sein würde, wenn der

Digitized by Google

Toni nicht ein vermögensloser Schreiber, sondern ein reicher Bankier, oder ein Graf, oder ein Assessor, oder auch nur ein wohlhabender Kaufmann wäre. Daß er auch gar so arm sein mußte! Die Mutter hatte wohl recht: Die Armut war aller Übel schlimmstes.

Als Mila den letzten Stich an ihrem neuen Kleide genäht hatte, legte sie's an und machte einen Abstecher von ihrem Schulweg über die Promenade. Seit Frankenberg's Besuch war eine ungewohnte Unruhe in ihr. Täglich hoffte sie ihm zu begegnen, das Gespräch von damals fortzusetzen. Sie wollte ihm gefallen! Es kränkte sie, daß er sie in unvorteilhafter Kleidung gesehen hatte, und sie fühlte ein brennendes Verlangen, sich ihm jetzt zu zeigen, verjüngt, verschönert. Aber sie traf Frankenberg nicht auf der Promenade. Das machte sie krank vor Ungeduld. Über diese großen Städte! Ein Sandkorn in einer Schale voll Sand findet man so leicht wieder wie einen Menschen, der uns in ihrem Gewühl entschwunden ist. Ihn aber wollte sie finden! An einer Anschlagsäule las sie die Anzeige der Theatervorstellung für den Abend. Es war eine Novität. Sie erinnerte sich, daß seine Pflicht als Berichterstatter seines Blattes ihn ins Theater führen würde. Rasch entschlossen ging sie zur Kasse und kaufte ein Billet. Zwar hatte sie den Abend arbeiten wollen, nachholen, was sie während der Schneidertage versäumen mußte. Aber ist eine Künstlerin nicht auch verpflichtet die Werke der Mitstrebenden kennen zu lernen? Und was lag wohl an einem einzigen Abend? Sie ging also ins Theater. Sie sah die Vorstellung mit halbem Blick, Frankenberg sehr genau. Daheim in ihrem Bett spann sie sich's weitläufig aus, wie das gewesen sein würde, wenn er sie angeredet, sie heimbegleitet hätte, was er gesagt haben würde in diesem Falle und was sie geantwortet haben würde, auch allerlei Abenteuer, die ihnen begegneten, Betrunkene, die sie beleidigten, und von denen er sie befreite, ein durchgehendes Pferd, das sie umzurennen drohte und welches er noch rechtzeitig anhielt, aber er war dabei verletzt worden, und sie pflegte ihn, und dann ging er wieder aus und besuchte sie um ihr zu danken und so weiter ins Endlose, eine phantastische Geschichte, wie sie in Büchern häufig, im Leben nimmer sich zuträgt. Während sie mit offenen Augen ins Dunkel starrte, schlug die Pendule Stunde um Stunde, eins und zwei und drei. Die Dunkelheit lichtete sich. Schon traten das Büchergestell und Muck's Schlafkorb deutlich aus der Morgendämmerung, als Mila sich zornig aufraffte. „Wirklich, ich bin toll! Doktor Wolpers hat recht. Meine Nerven sind krank. Was ist mir Doktor Frankenberg? Was kann er mir sein, daß ich mir seinetwegen eine schlaflose Nacht und einen Kopfwehtag schaffe?!"

Sie drückte den Kopf tief in die Kissen und begann in Gedanken das Lied von der Glocke herzusagen, immer gegen den Klang seiner Stimme an, die ihr im Ohr tönte, und gegen sein Bild, das in greifbarer Deutlichkeit vor ihren geschlossenen Augen stand, und als sie das Gedicht beinahe bis zum Schluß hergesagt hatte, sank sie wirklich in Schlaf.

Mit schwerem Kopf stand sie am Morgen auf und setzte sich an ihre Arbeit. Aber wie die Augen des Redakteurs während der letzten Tage aus den

Digitized by Google

Falten des entstehenden Kleides zu ihr aufgeschaut hatten, so schauten sie jetzt aus den unbeschriebenen Blättern zu ihr auf. Aus dem Kleide aufblickend hatten sie sie angespornt, die Arbeit zu beschleunigen. Aus dem werdenden Manuskript auffschauend, lähmten sie ihre Schaffenskraft. Die Gestalten des begonnenen Werkes verblichen, und ihre Hand rastete, während ihre Phantasie den Traum der Nacht weiterspann.

In ehrlicher Verzweiflung sprang sie endlich auf, tauchte ein Tuch in Wasser und kühlte ihre Stirn damit.

„Dies ist klarer Wahnsinn. Ich bin behext! Was hat dieser Mensch mir angethan?“ Dann ging es wie ein Erschrecken durch ihren Körper. „Kann es möglich sein? Liebe ich ihn?“

Sie trat an das Fenster. Die Kronen der hohen Bäume im Garten drunten reichten gerade bis zum Sims hinauf. Eine Schwarzdrossel saß auf der höchsten Pappel und flötete, die Strahlen der Frühlingssonne fluteten warm durch die Scheiben.

„Kann es sein, daß ich ihn liebe? — Warum nicht? Verdient er's nicht? Ist er nicht klüger, liebenswürdiger, talentvoller als alle Männer, die ich jemals kannte? Steh' ich selbst nicht in den Jahren, von welchen es heißt, daß in ihnen die Frau am wärmsten empfinde? Es kann sein, daß ich ihn liebe, aber — es soll nicht sein!“

Sie richtete sich auf, in ihrem Auge flammte ein Strahl der Energie, die sie durch Hindernisse und Widerwärtigkeiten jeder Art zum Erfolg geführt hatte. „Onkel Wolpers mahnt recht: für meinesgleichen taugt die Liebe nicht. Zu hoch, zu fern ist das Ziel, zu kurz das Leben. Vom geraden Wege abweichen — und lockten die Blumen abseits noch so lieblich, — heißt sich für immer verirren. Ich werde dieses Unsinns Herr werden.“

Sie konnte nichts Neues schaffen an diesem Morgen, sie versuchte es nicht mehr. Da lag ein älteres Manuskript, das einiger Umänderungen bedürftig war und ins Reine geschrieben werden mußte. Das nahm sie vor und malte geduldig Buchstaben um Buchstaben, bis in der dumpfen Abspannung, die sich ihres ganzen Wesens bemächtigte, das böse, lockende Antlitz endlich vor ihrem geistigen Auge versank. —

Tage, Wochen vergingen, Wochen voll Arbeit und Erfolg. Die neue Novelle war vollendet, gelungen, ward abgeschickt, zum Druck angenommen, und Mila lächelte, wenn sie ihres Fieberanfalls gedachte, wie man lächelt über einen wunderlichen Traum. Da fügte sich's eines Tages, daß sie von ungefähr dem Doktor begegnete. Sie tauschten einen Gruß im Vorübergehen, einen Gruß, wie Hunderte, wie Tausende ihn auf der Gasse tauschen, wie er Mila hundertmal geworden, wie sie ihn hundertmal erwidert hatte. Aber vor diesem flüchtigen Gruß, vor der Sekunde, während welcher beider Blicke in einander ruhten, sank das von Vernunft und Willenskraft mühsam errichtete Gebäude ihrer Sicherheit in sich zusammen.

Digitized by Google

In dieser Nacht träumte sie abermals mit offenen Augen und sie träumte vor ihrem Schreibtisch am nächsten Morgen, die Feder in müßiger Hand, als Tilde ihr den Besuch Doktor Frankenberg's meldete.

Er kam wegen der eingereichten Novelle. Im ganzen gefiel sie ihm wohl, doch wünschte er einige Einzelnheiten geändert. „Die Wahrheit zu gestehen, mein gnädiges Fräulein, diese unbedeutenden Änderungen sind es nicht, was mich in Person zu Ihnen führt. Vielmehr empfand ich das Verlangen, abermals eine Viertelstunde mit meiner liebenswürdigen Kollegin zu verplaudern. Ich hoffe, daß mein egoistisches Eindringen Sie nicht in wichtigem gestört hat."

Mila wurde flammend rot vor Freude. „Sie können mich niemals stören, Herr Doktor," erwiderte sie ehrlich.

„Auf Grund dieser liebenswürdigen Versicherung werde ich mir also erlauben, die kurze Frist nach Kräften zu nützen, welche mir bleibt, um mich Ihrer Gesellschaft zu erfreuen."

„Die kurze Frist?" Der Erschrockenen stand das Herz still. „Beabsichtigen Sie denn unsere Stadt zu verlassen? Ist es nicht Ihre Vaterstadt?"

„Der Abschied wird mir nicht leicht werden, denn ich bin in der That eng verwachsen mit dem Leben und Treiben meiner Heimat. Doch wird sich schwerlich gerade hier ein neuer Wirkungskreis für mich finden, und ein weichliches Anhänglichkeitsgefühl darf mich nicht veranlassen, auf einem Posten auszuharren, auf welchem ich meine Fähigkeiten nicht nutzbringend entfalten kann, meine Überzeugung den abweichenden Ansichten meines Chefs zum Opfer bringen muß. Ich sage Ihnen das im Vertrauen, öffentlich ist die Sache noch nicht, doch bin ich entschlossen, mit dem Jahreswechsel aus der Redaktion der „Morgenzeitung" auszuscheiden."

In Mila's Kopf jagten sich während dieser Rede die Gedanken. Er sollte nicht fort! Er durfte nicht fort! Und sie, sie würde ihn halten. Ja, ja! das war's! das mußte gelingen! Sie wunderte sich über sich selbst: noch hatte sie sich nicht überwinden können, in ihrem eigenen Interesse den Bruder des Doktor Wolpers aufzusuchen, wie freundlich der alte Herr ihr auch die Wege ebnete. Für ihn, der ihr da gegenüber saß, schrak sie vor keinem Bittgang zurück.

„Warten Sie. Warten Sie!" stammelte sie atemlos. „Sie sollen nicht bereuen, mir Vertrauen geschenkt zu haben. Vielleicht, — vielleicht kann ich Ihnen helfen! das heißt, nicht ich, oh nein! — nicht direkt wenigstens, ein Freund unseres Hauses, der etwas auf meine Bitten giebt, an den ich mich wenden werde. Ich hoffe, Sie sind nicht so stolz, mir diese Freude zu wehren, Sie nehmen den kleinen Dienst von mir an?"

„Ich würde glücklich sein, Ihnen danken zu dürfen, gnädiges Fräulein, nur verstehe ich nicht —"

„Kennen Sie den Buchdruckereibesitzer Adolf Wolpers?"

„Von Ansehen."

„Er beabsichtigt eine belletristische Wochenschrift herauszugeben."

„Ich habe davon gehört."

Digitized by Google

„Weder über den Charakter des Blattes noch auch in bezug auf die leitende Kraft ist, so viel ich weiß, bis jetzt ein endgiltiger Beschluß gefaßt worden. Wie wär's, wenn Sie, Herr Doktor, an die Spitze der Redaktion träten? An Raum zur Entfaltung Ihrer Eigenart würde es Ihnen hier nicht mangeln, und der Name, der Kredit, die geschäftliche Umsicht des Herrn Wolpers sichern dem Unternehmen einen festen Rückhalt für die ersten Jahre."

„Es wäre die Erfüllung meiner liebsten Träume, gnädiges Fräulein, eine Aussicht, so verlockend schön, daß ich nicht auf ihre Verwirklichung zu hoffen wage, um so weniger, als zu einem so verantwortungsreichen Posten stets ein älterer, erfahrenerer Mann ausersehen zu werden pflegt."

„Mit Unrecht. Denn hat das Alter die Erfahrung voraus, so ist bei der Jugend die Thatkraft, die rasche, fröhliche Wageluft, das Verständnis der Gegenwart. Und bei Ihnen eint sich beides, Jugendmut und Erfahrung. Gewiß, ich würde mich nicht zur Vermittlerin in dieser Sache erbieten, wenn ich nicht überzeugt wäre, Herrn Wolpers dadurch einen mindestens ebenso großen Dienst zu erweisen wie Ihnen."

Doktor Frankenberg stieg in eigentümlicher Bewegung die vier Treppen hinab. „Ein wunderbares Mädchen! klug und energisch wie ein Mann und gut, gut wie — ja, wie was? Die reine Güte ist nicht häufig in der Welt. Wo sie mit Klugheit und Talent vereint auftritt, wirkt sie unwiderstehlich. Ein wunderbares Mädchen! Wie ihre Augen leuchteten und wie sie jung aussah in ihrer Erregung! Wie alt kann sie denn überhaupt sein? Sie ist nicht alt. Nur die harte Arbeit, die Sorge um das tägliche Brot haben sie vor der Zeit altern lassen, — ihre Züge, nicht ihr Gemüt. Sie würde aufleben im Schoße des Glücks, im Arme der Liebe, sie, die unverbittert durch die schwere Schule der Armut, der Entbehrung gegangen ist." Der Liebe? warum nicht? Wie sie heute vor ihm stand, begreift er, daß sie eine Frau ist, die man lieben kann. Nur daß er ihr gar so viel danken soll, ist ihm nicht recht. Er möchte ihr geben, jeder Mann möchte dem Weibe geben, das er liebt, oder zu lieben glaubt, und nun kann er ihr nichts geben, muß seine ganze Zukunft aus ihrer Hand empfangen. Auch ihre Zeit opfert sie ihm, die Zeit, von der jeder Augenblick Geld ist, Geld, dessen sie für ihren Unterhalt und den der Ihrigen bedarf. Den Weg zu dem Buchdruckereibesitzer könnte er ihr jedenfalls abnehmen; wenn sie ihm ein Empfehlungsschreiben verschaffte, würde er selbst gehen. Was soll der Mann auch von ihm denken, wenn er ein ihm fernstehendes Mädchen sich für ihn bemühen läßt?

Er war in solchen Gedanken die halbe Straße hinuntergegangen. Jetzt kehrte er um. Er wollte diesen Plan seiner Beschützerin sofort mitteilen. Die Flurthür stand offen, die Zimmerthür war nur angelehnt. Er klopfte leise und trat ein. Vor dem Tischchen am Fenster saß Mila über Briefe oder Papiere gebeugt, wenigstens war's ihr abgetragenes schwarzes Kattunkleid, ihre Kopfhaltung. Doch als sich dieser Kopf beim Geräusche seiner Schritte zurückwandte, da trug er der Schriftstellerin Züge freilich nimmermehr: ein junges, blühendes

Digitized by Google

Gesicht schaute den Eintretenden aus lachenden Augen an, ein Gesicht, das er schon einmal gesehen zu haben meinte, — wo doch nur?

„Verzeihen Sie, ich suche Fräulein Wingolf."

„Wingolf ist wohl auch mein Name, aber die Sie suchen, bin ich drum doch nicht. Ich geh', meine gescheite Schwester zu rufen."

Diese eigentümliche Grazie des Umwendens — Richtig! jetzt erinnerte er sich.

„Warten Sie doch, gnädiges Fräulein. Sind wir nicht eigentlich alte Bekannte?"

Sie lachte. „Zaunbekanntschaften zählen nicht, Herr Doktor."

„Besonders wenn sie als Störenfriede auftreten. Es ist das mein Verhängnis Ihnen gegenüber, gnädiges Fräulein. Ich bitte für damals und heute um Entschuldigung."

„Sie meinen —" Tilde wurde rot. „Ach, damals, das war nur der junge Waßmann, der Sohn des Hauses." Ihr Blick streifte die schlanke Gestalt des Redakteurs, seine hübschen Züge, den leichten Sommeranzug von unaufdringlicher Vornehmheit in Stoff und Schnitt, gesucht einfach und doch jedenfalls so viel wert wie eines Diätars dreimonatliche Einnahme, und sie stellte ihren Verlobten daneben in seinen schief getretenen Stiefeln und mit dem unmöglichen Überrock. Wirklich, es war schwer, sehr schwer, sich zu ihm zu bekennen, — für Tilde war's unter Frankenberg's forschendem Blick unmöglich. „Wir haben früher in dem nämlichen Hause gewohnt, seine Eltern und meine Eltern, sehr viel früher, als wir Kinder waren. Nun besuche ich seine Mutter noch ab und zu."

Den Redakteur berührte diese Erklärung angenehm, er wußte selbst nicht, warum? Um das Gespräch in die Länge zu ziehen, deutete er auf das Tischchen.

„Sie retouchieren, wie ich sehe, gnädiges Fräulein."

„Ach ja." Mit einem tiefen Seufzer.

„Ist's schwer?" fragte er gutmütig.

„Urteilen Sie selbst." Sie nahm zwei Photographien auf. „Sehen Sie: so steht dies Gesicht auf der Platte und so geht es aus meinen Händen hervor. Mir deucht, die Dame ist mir zu einigem Danke verpflichtet."

Frankenberg mußte lachen, der Gegensatz war grotesk. Und dann wurde er sehr ernst. Ein inniges Mitleid überkam ihn mit dem hübschen, lebensfrohen Geschöpf, das seine herrlichen Augen verdarb über den feinen Pünktchen und Strichelchen, Augen wahrlich eher gemacht, Glück zu spenden und Freude um sich zu verbreiten durch ihren Blick, und die sich nun im Zwang knechtischer Arbeit vor der Zeit trüben würden ganz wie die der älteren Schwester. Ohne Zweifel hatte die Schriftstellerin einmal ausgesehen wie diese hier. Konnten wenige Jahre der Überanstrengung einen Menschen so traurig verändern? Arme Mila! Ärmere Kleine!

„Ja, wenn ich unserer Prinzessin Ausdauer besäße," fuhr Tilde fort, die ebensowenig wie ihr Partner Eile hatte, das Gespräch abzubrechen. „Wir nennen Mila immer unsere Prinzessin, müssen Sie wissen, nicht, daß sie sich's bequem machte, wie eine Prinzessin, behüte! Ruhe und Muße gönnt die sich keinen Augen-

Digitized by Google

blick, aber weil ſie unſer Haupt iſt und das ganze Haus kommandiert, wie's ihr auch zukommt, weil ſie ſo furchtbar klug iſt. Ich wundere mich oft, woher ſie nur all' ihre Gedanken nimmt, und dann bin ich verdrießlich, daß ich ſelbſt ſo ſehr zu kurz gekommen bin.

„Mir ſcheint, Sie dürfen zufrieden ſein."

Wie ſie vor ihm ſtand, das Köpfchen ein wenig zur Seite geneigt, während die Zähne zwiſchen den ſchelmiſch lächelnden Lippen hervorblitzten und die großen Augen ihn anſtrahlten, dünkte die Kleine ihm die Verkörperung der Jugend, der Poeſie, der Unſchuld.

„O, ich gönn's ihr, was ſie voraus hat," beteuerte Tilde eifrig. „Alles Beſte gönn' ich ihr. Sie verdient's! Und eitel bin ich auf ihre Berühmtheit, ungeheuer eitel!"

„Sie verziehen ſie wohl ſehr?"

„Man thut, was man kann. Das müßte auch eine abſcheuliche Perſon ſein, die einer ſolchen Schweſter nicht die Wünſche an den Augen ableſen wollte."

Und ſie fuhr fort, der andern Loblied zu ſingen, die kleine Unſchuld, auf eine Weiſe, daß Mila, hätte ſie's hören können, wohl ein gewaltig Staunen angewandelt haben würde. Nicht klares Bewußtſein, — der dunkle Grund, aus welchem ihre Thaten quollen, trat ſelten klar vor Tilden's Bewußtſein, — der unfehlbare Inſtinkt des Weibes, das gefallen will, ſagte ihr, daß von dem Glorienſchein, mit welchem ſie vor den Augen des hübſchen jungen Mannes freigiebig der Schweſter Haupt umrahmte, der hellere Glanz auf ſie ſelbſt zurückfallen müſſe.

Und Frankenberg vergaß, was er Mila hatte ſagen wollen, und verließ das Haus, erregter das zweite als das erſte Mal. Er glaubte in ein Feenland eingedrungen zu ſein. Hatte er ſo lange gelebt, ſo viele Menſchen kennen gelernt, um die auserwählteſten, herrlichſten abſeits von der Straße, auf der die Strebenden ſich zuſammendrängen, in den beſcheidenſten Verhältniſſen zu finden? Oder wo hatte er je geſehen, was ſich dieſen beiden Schweſtern an die Seite ſtellen ließ?

Mila befand ſich inzwiſchen auf dem Wege zu Doktor Wolpers. Seine Sprechſtunden waren beendet, ſie wurde ſofort vorgelaſſen.

„Grüß' Gott, Mila. Ihr Antlitz ſtrahlt ja. Was bringen Sie Gutes, Kind?"

„Wirklich Gutes, Onkel Wolpers! Einen guten Gedanken; und Sie ſollen mir helfen ihn zu verwirklichen." Danach trug ſie ihr Anliegen vor mit glühenden Wangen, mit der ſtürmiſchen Beredſamkeit der Leidenſchaft.

Er hörte ſie ohne Unterbrechung zu Ende. Sein Blick, der mit Milde auf ihr ruhte, wurde womöglich noch milder, in dem Maß, wie ſie vorrückte. Endlich ſchüttelte er den Kopf.

„Ich hoffte, Kind, Sie würden etwas für ſich ſelbſt erbitten. Sie wiſſen, mein Bruder erwartet von Ihnen einen ſenſationellen Roman."

Digitized by Google

„Ich bringe Ihnen weit wertvolleres: kein totes Buch, eine lebendige Kraft.“

„Ja, ja, ich weiß; es ist Ihre Gewohnheit gewesen von Kindheit auf, sich selbst zu vergessen um anderer willen. Aber dieser andre — verstehen Sie mich recht. Ich sage nichts gegen Doktor Frankenberg's Person. Er soll ein talentvoller Schriftsteller sein, ein ehrenwerter Charakter; man sagt's, ich glaub's. Gleichwohl — verzeihen Sie mir eine indiskrete Frage: was ist dieser Doktor Frankenberg Ihnen, daß Sie sich mit solcher Wärme für ihn verwenden?“

Mila errötete. „Wie kann die Wärme meiner Verwendung Sie wunder nehmen, Onkel Wolpers, da Sie selbst zugestehen, mein Schützling sei ein talentvoller Schriftsteller, ein ehrenhafter Charakter. Er ist überdies, das kann ich aus Erfahrung hinzufügen, ein liebenswürdiger Mensch —

„— den Sie lieben.“

Mila lachte; es klang gezwungen. „Dacht' ich's doch, daß Sie da hinauswollten! Ihr ewiges Schreckgespenst! Nein, nein, ich liebe ihn nicht. Mama hat's Ihnen schon gesagt, Onkel Wolpers, über solche Thorheit bin ich hinaus.“

„Werden Sie nicht ungehalten, kleine George Sand! Ich gönne Ihnen jedes Glück. Das Beste wäre mir eben gut genug für Sie. Ich gönne Ihnen auch eine glückliche Liebe, ja, von Herzen. Aber zu einer unglücklichen, welche dem Menschen Mark und Kraft aussaugt, sind Sie mir zu schade. Der Beste von uns ist's nicht wert, daß Sie sich in unerwiderter Liebe um ihn verzehren. Verzehren, das ist das Wort. Lachen Sie nicht. Da, wie Ihr Puls wieder fliegt! Sie haben nicht hausgehalten mit Ihren Kräften in der Zeit des Überflusses. Der Rückschlag bleibt niemals aus. Sie müssen sich schonen, Mila, der Arzt sagt Ihnen das. Mäßig in der Arbeit, mäßig im Vergnügen und vor allem jede Erregung vermeiden.“

„Aber Onkel Wolpers, ich fühle mich gesund, gesund, frisch und unternehmungslustig wie nie in meinem Leben!“

„Um so besser. — Schicken Sie mir Doktor Frankenberg. Ich will mit meinem Bruder reden. Sie kennen meine Schwäche, kleine Hexe. Was ich Ihnen zu Liebe thun kann, geschieht gewiß. Nun machen Sie aber auch dem alten Onkel Freude. Schreiten Sie stetig fort auf der Bahn des Erfolges, die Sie mit Glück betreten haben, Schritt für Schritt, aber vorwärts mit jedem und schonen und pflegen Sie Ihre Gesundheit. Ruhe, ein tüchtiges Streben und frischer, froher Mut, das sind drei Lebenselixire, derengleichen in keiner Apotheke verkauft werden. Auf baldiges Wiedersehen!“

Mila kehrte in gehobener Stimmung heim. An welches Unternehmen immer ihr Geist sich in dieser Zeit wagte, sie brachte das kühnste zum Gelingen. Ihre ältesten Arbeiten fanden Aufnahme und Anerkennung, ihre neuen Arbeiten freilich, die rückten nicht sonderlich vom Fleck. Aber wer kann arbeiten, wenn ihm das Herz in der Brust so voll Freude, voll Hoffnung, voll Erwartung schlägt? Dies dumme, vorlaute Herz, das sich gar nicht wieder zur Ruhe geben will. Später wird Zeit sein, das Versäumte nachzuholen. Einstweilen befolgt sie Doktor

Digitized by Google

Wolper's Mahnung: sie pflegt ihre Gesundheit, in frischer Luft streift sie herum, die altbekannten Gassen der Stadt auf und nieder, und die Häuser scheinen ihr andere Physiognomien zu tragen als vordem, sie lächeln und blinzeln ihr zu, sie sind mit froh geworden an ihrer Freude. Und wenn sie zwischen diesen alten lieben Häusern zufällig dem Doktor Frankenberg begegnet, dann ist's, als würden die verwitterten Steinfassaden jung, so leuchten sie, und die Karyatiden unter den Balkonen nicken ihr zu mit den schwer belasteten Häuptern.

Es dauert auch gar nicht lange, da tritt Doktor Frankenberg wieder bei ihr ein. Er bringt ihr das Honorar für ihre Novelle und erkundigt sich nach dem Erfolg ihrer Verwendung. Sie ist glückselig, ihm gutes melden zu können. Doktor Wolpers hat geschrieben. Sobald sein Bruder von einer längeren Geschäftsreise zurückkehrt, beabsichtigt derselbe in Unterhandlungen mit dem jungen Redakteur zu treten. Frankenberg dankt ihr bewegt. Er ist aufmerksam, höflich wie immer, und doch will es Mila bedünken, als stehe etwas Fremdes zwischen ihnen, als gäbe er sich nicht ganz so frei, so offen wie bei seinen beiden ersten Besuchen. Was ist's, das ihn innerlich beschäftigt, das er ihr verheimlicht?

Da öffnet sich die Thür, Tilde tritt ein mit einer Flasche Wein und Gläsern, Tilde im Sonntagskleid. Warum kommt sie? Warum hat sie zu der einfachen Verrichtung ihren Sonntagsstaat angelegt?

„Ernste Beratungen bedürfen der Anfeuchtung, Herr Doktor, sonst werden sie zu trocken. Meine gelehrte Schwester denkt nur an Ihren Geist, erlauben Sie deshalb mir, für Ihr körperliches Wohlbefinden Sorge zu tragen."

Sie setzt Wein und Gläser auf den Tisch. Frankenberg ist aufgesprungen und sagt ihr verbindliches, während er sich eifrig bemüht, ihr behilflich zu sein. Wie seine Augen leuchten! Ein stechender Schmerz durchzuckt Mila's Brust bei dem Anblick, ihre Finger krümmen sich gegen die Handflächen.

„Die Herrschaften kennen einander bereits?"

„Ich hatte neulich den Vorzug, Ihrem Fräulein Schwester hier im Hause zu begegnen."

Und das hat Tilde ihr verschwiegen! Die Hand, welche das Glas, das Tilde ihr reicht, ergreifen will, zittert so heftig, daß sie es umstößt, aber in ihrer Erbitterung giebt sie der andern die Schuld.

„Wie ungeschickt du wieder bist, Tilde!"

Die Schwester sagt kein Wort. Sie nimmt das Wischtuch aus einem Wandkorb und bemüht sich emsig, den vergossenen Wein vom Tische, vom Boden, von der Schwester Kleid aufzutupfen. Auch hierbei erweist Doktor Frankenberg sich hilfreich. Mila steht wie eine Bildsäule.

„Welchen Aufstand du verursachest, Tilde! Der Herr Doktor und ich, wir haben über ernste Angelegenheiten mit einander zu reden. Du störst uns."

Und wieder sagt Tilde kein Wort, legt das Tuch an seinen Platz, nimmt das Präsentierbrett und geht hinaus, jeder Zoll das unschuldig, von der bösen Schwester gekränkte Aschenbrödel. Es muß einen Stein erbarmen, ihre Demut zu sehen, und Doktor Frankenberg ist kein Stein.

Digitized by Google

Kein behagliches Gespräch konnte mehr aufkommen. Frankenberg empfahl sich bald. Als er an der Küchenthür vorüber kam, vernahm er dahinter ein verhaltenes Schluchzen.

Mila war zurückgeblieben, tief unzufrieden mit sich selbst. „Bin ich nicht eine Närrin?“ dachte sie. „Was wandelte mich an? Wie? Eifersüchtig? richtig eifersüchtig? ich, die ich ihn nicht liebe, nicht lieben will! Und eifersüchtig auf dies Kind! Ist's edel, sie dafür büßen zu lassen, daß sie jung ist und hübsch und fröhlich, während du früh gealtert, verblüht, voll Sorge und Ernst neben ihr stehst? Schäme dich, Mila. Wahrhaftig, ich glaube, der Erfolg steigt dir zu Kopfe und macht dich eigensüchtig, herrisch und wunderlich. Das muß gut gemacht werden!“

Sie ging in ihre Kammer, nahm aus einer Lade drei Doppelkronen von dem zuletzt eingegangenen Honorar und ging in die Küche, wo Tilde am Tische stand und Fleisch für den Mittag hackte. Mila zeigte sich immer sehr empfindlich gegen das Klappern des Hackmessers. Gleichwohl hielt die vorsorgliche Schwester nicht in ihrer Arbeit inne, im Gegenteil, sie klapperte noch ein bischen lauter, und ihre Lippen waren schmollend aufgeworfen.

„Kleine“, redete Mila gutmütig in das Geklapper hinein, „du hast dir ein Kleid gewünscht. Seit gestern hab' ich das Geld dazu bekommen. Hier, nimm.“

Tilde sah sich gar nicht nach ihr um. „Weißt Du, in Doktor Frankenberg's Gegenwart brauchtest du mich gerade nicht auszuschelten wie eine Dienstmagd. Und das Glas hast du umgestoßen obenein.“

„Du hast recht; ich werde es nicht wieder thun.“

Tilde brach in Thränen aus. „Es ist zu ungerecht, wie ich von dir behandelt werde! Gescholten, mißachtet wie eine Dienerin, da ich doch alles thue, was ich dir an den Augen absehen kann! Da ich dir doch jede Freude, jeden Wunsch zum Opfer bringe!“

„Na, Kleine, zum Opferlamm fehlt dir noch einiges. Rühr' dich nur nicht selber mit der Aufzählung all' deines Unglücks. Kauf' dir lieber ein hübsches Kleid und geh' am Sonntag damit zu Waßmann's.“

„Ich gehe nie mehr zu Waßmanns,“ schluchzte Tilde.

„Warum denn nicht?“

„Du willst ja nicht, daß der Anton und ich uns lieb haben sollen! Und — da hab' ich ihm eben abgeschrieben. Ja wohl! vorigen Montag war's. Sogar meinen Anton hab' ich dir zum Opfer gebracht —“

Mila wurde bleich wie die weißen Porzellannäpfe im Küchenspind. „Abgeschrieben?! dem Anton?! ohne den nicht leben zu können du stets beteuert hast! Den Anton hättest du mir geopfert?“ — Sie faßte mit schmerzendem Griff den Arm des Mädchens. „Lüg' nicht! Mir — oder dem Doktor Frankenberg?“

Tilde schrie laut auf; die Mutter kam erschrocken herbei.

„Um Jesus Willen! was giebt's? Vertragt Euch doch!“

Digitized by Google

Mila sagte kein Wort mehr. Sie wandte sich kurz um und ging auf ihr Zimmer.

„'sist wieder kein Auskommen mit der Prinzessin, Mama," klagte Tilde. „Sogar dem Anton hab' ich abgeschrieben, weil sie von unserer Liebe nichts wissen wollte, und nun ist ihr auch das nicht recht! Nun macht sie mir noch Vorwürfe!"

Frau Wingolf war ebenso verblüfft wie ihre Älteste. „Dem Anton? Du hast dem Anton abgeschrieben?"

„Nun ja. Sonderbar seid ihr! Nun bist du am Ende auch nicht damit einverstanden, Mama?!"

„Aber weshalb denn nur?"

„Ja, ihr habt doch immer gescholten, wenn ich zu Waßmann's ging! Und du hast gesagt, der Anton wäre arm, und unser Verspruch wäre eine Kinderei, und es könnte im Leben nichts daraus werden. Und wenn doch nichts daraus werden kann, hab' ich mir gedacht, warum soll ich euch Kummer und Ärger deswegen machen?"

Frau Wingolf schüttelte den Kopf. Es war ihr nicht lieb gewesen, daß ihre Tilde sich an den Schreibersjungen hängte, sie wollte höher hinaus mit ihrem schönen Liebling. Nein, diese Jugendneigung war ihr nicht lieb, aber sie besaß ein rechtschaffenes, treues Gemüt. Der Anton, das wußte sie, hing an ihrer Tochter mit abgöttischer Liebe, und nun war's ihr bitter peinlich, und sie schämte sich, daß ihr Kind, ihre Tilde, mit dem Herzen des ehrlichen Burschen ihr Spiel getrieben hatte.

Die Tochter mißverstand ihre Empfindung. „Warum siehst du mich so betrübt an? Macht die Zukunft von solch' einem unberechenbaren Ding, wie ich bin, dir Sorge? Grämʼ dich nicht, Mama. Sieh', es kann in der Welt nicht lauter tugendsame Küchengewächse geben; hier und da sprießt auch einmal ein lustiges, buntes Unkräutlein zwischen ihren steifen Reihen auf. Solch' ein Unkräutlein bin ich, denk' ich mir. Die ehrsamen Köche gehen naserümpfend an mir vorüber, aber getrost! Es kommt wohl einmal ein gelehrter Professor des Weges, der mich wissenschaftshalber in seine Trommel einheimst." Sie klimperte behaglich mit den Goldstücken, welche Mila auf dem Tische zurückgelassen hatte.

„Ein feiner Anzug wird das werden. Rot oder blau? zu welcher Farbe rätst du mir, Mama?" — — —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Familienchronik von Robert Koch.

Biographische Mitteilungen
von
Robert Biewend,
Bergrat in Klausthal.

(Fortsetzung.)

Von Natur stiller als die lebhaften Geschwister, denen die Pflege der Leibesübungen, des Schwimmens, Schlittschuhlaufens, Kletterns und Turnens, über alles ging, liebte Robert Koch es, den geräuschvollen Spielen sich entziehend, in einer verborgenen Ecke seinen naturwissenschaftlichen Studien obzuliegen, welche durch seine rasch wachsenden Sammlungen stets neue Nahrung erhielten.

In dieser Hinsicht fand er schon früh Unterstützung bei seinem Großvater Biewend, welcher, selbst ein großer Freund der Naturwissenschaften, gleichfalls eifrig und mit Verständnis das Sammeln von Mineralien und Gesteinen, Pflanzen, Insekten u. dergl. betrieb.

Auch eine andere Neigung Koch's, seine Vorliebe für das Schachspiel, ward durch diesen Großvater auf ihn vererbt. Letzterer, welcher als pensionierter Beamter in Goslar lebte, pflegte, wenn er zum Besuche nach Klausthal kam, beim Spielen mit den Enkeln kleine Geldprämien für den Gewinner auszusetzen. Mit Bezug hierauf schreibt der junge Gymnasiast im März 1859 an denselben: „Wenn Du aber wieder mit uns Schach spielst, so wollte ich Dir nur raten, statt zwei Gutegroschen höchstens einen zu setzen, sonst würden wir Dir viel abgewinnen, denn wir haben uns diesen Winter sehr geübt und besonders en quatre gespielt." An dem Spiele pflegten außer Robert Koch und dessen älterem Bruder Wilhelm der Verfasser und einige Schulfreunde teilzunehmen. Es wurde in den Ferien und an Sonntagen oft stundenlang hintereinander mit der größten Leidenschaft, welche sich auch den schachkundigen Zuschauern mitteilte, gespielt und zwar am liebsten das jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommene Schach zu vieren. Nicht selten geschah es hierbei, daß das Spiel durch Umstülpen der Figuren von seiten eines heißblütigen Verlierenden, welchen die Korona durch vorzeitiges Anstimmen eines mit Klavierbegleitung vorgetragenen Triumphgesanges aufs höchste zu reizen pflegte, ein jähes Ende nahm, was uns übrigens nicht hinderte, nach einigen, der Beruhigung gewidmeten Minuten in friedlichster Weise das Spiel von neuem zu beginnen.

Um diese Zeit trat an Koch die Frage heran, welchem Lebensberufe er sich widmen solle. Sein Vater hatte schon im Jahre 1850, als Koch erst sieben Jahre zählte, auf Grund seiner damaligen Vermögensverhältnisse und der geistigen Ver-

Digitized by Google

anlagung seiner Söhne, insoweit dieselbe sich bereits übersehen ließ, einen „Erziehungsplan“ aufgestellt, aus welchem hervorgeht, daß sämtliche Söhne neben ihrem Brotfach ein Handwerk erlernen sollten. Demgemäß sollte der Älteste Landwirt werden (ist geschehen) und daneben das Zimmerhandwerk erlernen. Der Zweite sollte Theologie studieren und daneben sich das Tischlerhandwerk aneignen (er wurde Kaufmann und daneben praktischer Bergmann und starb in Mexiko als Bergwerksbesitzer). Da die Mittel nicht ausreichten, die übrigen auch studieren zu lassen, so sollte Robert zwei Jahre nach seiner Konfirmation als Handlungslehrling in ein kaufmännisches Geschäft eintreten und daneben das Schuhmacherhandwerk erlernen. Thatsächlich gestalteten sich die Verhältnisse jedoch so, daß nur einige der Söhne Talent und Neigung zum Studieren zeigten. Infolgedessen und durch bessere Einnahmen ward es dem Vater ermöglicht, den Kindern in der Wahl ihres Berufes völlig freie Hand zu lassen unter der Voraussetzung, daß das gewählte Fach einen genügenden Broterwerb garantierte. Auch die Idee des Reservehandwerks wurde aufgegeben.

Am liebsten hätte Robert Koch sich wohl ganz dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet und bei seiner ausgesprochenen Neigung, fremde Länder zu bereisen und zu studieren, würde er wohl einen ausgezeichneten Forschungsreisenden abgegeben haben. Aber hierzu fehlten die Mittel; er mußte sich also darauf beschränken, ein Fach zu wählen, welches, eine naturwissenschaftliche Grundlage erfordernd, ihm das Studium seiner Lieblings-Wissenschaften gestattete. Als solches wählte er den ärztlichen Beruf. Dabei hegte er die Hoffnung, als Schiffsarzt seiner Reiselust genügen, oder in überseeischen Ländern sich eine Praxis suchen zu können. Seinen Auswanderungsgedanken ward erst nach beendetem Studium durch seine frühzeitige Verlobung und Verheiratung ein Ziel gesetzt.

Die Erfüllung des Wunsches, ausschließlich seinen wissenschaftlichen Studien leben zu können und daneben Erfrischung und Anregung zu neuen Arbeiten in der Ausführung interessanter Reisen suchen zu dürfen, ist Koch in vollem Maße erst jetzt durch die im vergangenen Herbst stattgehabte Befreiung von seiner bisherigen dienstlichen Thätigkeit zu Teil geworden. Durch die Erbauung der jetzt im Entstehen begriffenen bakteriologischen Institute mit Krankensälen ꝛc. ist es Koch ermöglicht worden, auf dem mit unerreichtem Erfolge kultivierten Gebiete unbehindert durch andere Pflichten weiter zu arbeiten und neue Triumphe zum Wohle der leidenden Menschheit zu erkämpfen.

Nach Ablegung der Reifeprüfung am Klausthaler Gymnasium bezog Koch Ostern 1862 die Universität Göttingen. Seinen Antritt daselbst schildert er in einem an seine Mutter gerichteten Briefe vom 2. Mai 1862 folgendermaßen:

„Hier ist es wie im August so heiß; kaum kann man noch des Mittags aus dem Hause gehen vor Hitze. Diese Hitze ist aber auch das Einzige, was mich plagt, sonst habe ich mich recht schnell an alles gewöhnt, als: schlechtes

Digitized by Google

Wasser, ein Bett, in dem man vor vielen Decken verschwindet, Wirtshausessen und was sonst noch für Kleinigkeiten sind. Mein Essen habe ich so billig, als nur irgend möglich ist, eingerichtet. Morgens trinke ich Milch und esse ein Stück Brod dazu, Mittags den sogenannten Aschanti und zwar ¾ Portion von der schlechtesten Sorte und Abends ein Schmalzbrod. An Frühstück und Nachmittagsbrod darf ich nicht denken, weil sonst mein Brod nicht ausreicht. Und doch, trotzdem ich soviel als möglich zu sparen suche, verschwindet das Geld im Umsehen. Über 16 Thaler habe ich für Kollegien, 7 Thaler für die Immatrikulation bezahlen, dann theure Lehrbücher anschaffen und eine Menge Geld für Kleinigkeiten ausgeben müssen."

„Papa wird diesen Brief ja wohl auch lesen und so will ich ihm denn schreiben, welche Kollegia ich belegt habe; nämlich Trigonometrie und Steonometrie bei Ulrich, Physik bei Weber und Botanik bei Griesebach. Zusammen sind es 17 Stunden und doch habe ich für diese wenigen Kollegia so viel zu thun, daß mir nicht viel Zeit übrig bleibt. Selbst der Sonnabend und Sonntag sind durch botanische Excursionen in Anspruch genommen. Herr Professor Ulrich hat mir abgeraten, jetzt schon in das mathematisch-physikalische Seminar zu gehen und so habe ich es denn auch gelassen. In das literarische Museum bin ich ebenfalls noch nicht eingetreten, weil das Sommersemester zu kurz ist und weil ich meine freie Zeit auf andere Weise verwenden muß."

Zu Koch's Freude gelang es seinem Vater im folgenden Jahre ein Stipendium zu erwirken, dahingegen scheiterten seine Bemühungen um einen Freitisch. Der „Aschanti"-Mittagstisch erwies sich jedoch, besonders im Sommer, als so ungenießbar, daß Koch trotz aller Sparsamkeit denselben mit einem Wirtshausessen zu monatlich 6 Thalern vertauschte, welchem Umstande er namentlich seinen guten Gesundheitszustand zu verdanken glaubte. Inzwischen ward das Studium so eifrig fortgesetzt, daß selbst die lockendsten Einladungen für die Sommerferien aus jeglichem Mangel an Zeit und Geld abgelehnt werden mußten. Die Briefe aus Göttingen an seine Eltern geben Zeugnis von seiner nicht erlahmenden Arbeitsfreudigkeit. So schreibt er am 9. Okt. 1863 an seine Mutter, nachdem er bedauernd das Unheil geschildert, das eine aufgegangene Flasche an seiner Wäsche angerichtet: „Dies ist also ein Pech, welches mich getroffen hat; dagegen habe ich auch Glück gehabt, daß ich gleich Arbeit vorfand bei meiner Ankunft, da am Tage vorher eine frische Leiche angekommen war."

Der Erfolg seiner Thätigkeit blieb denn auch nicht aus, denn unter dem 11. Juni 1865 konnte er seinem Vater die Mitteilung machen, daß ihm ein Preis zuerteilt worden sei. Die Mitteilung erfolgte mit der von Koch allgemein bekannten, schlichten Bescheidenheit. Mit besonderer Genugthuung erfüllte es ihn, darauf hinweisen zu können, daß seine vom eigenen Vater vor kurzem noch mit Mißtrauen betrachteten Kenntnisse nun an maßgebender Stelle die gebührende Anerkennung gefunden hatten. Dem Vater, welcher über zunehmende Korpulenz zu klagen hatte, wollte nämlich die ihm von seinem Sohne em-

Digitized by Google

pfohlene karge, seinem Geschmacke nicht sonderlich zusagende Kost nicht behagen, und als ihm nun endlich gar die von ihm bisher für so unschuldig gehaltene Kartoffel als fetterzeugend denunziert ward, da konnte er es doch nicht unterlassen, Zweifel an der Zuverlässigkeit dieser Behauptung zu äußern. Die betreffende Stelle des Briefes lautet: „Obgleich Du bei unserem letzten Zusammensein keine allzuhohe Meinung zu haben schienst von meinem medicinischen Wissen im allgemeinen und von der merkwürdigen Eigenschaft der Kartoffeln, magere Leute fett zu machen, insbesonders, so ereignet es sich doch bisweilen, daß auch eine blinde Taube ein Korn findet, wie es mir jetzt z. B. ergangen ist. Nämlich bei der diesmaligen Preisverteilung ist mir für meine Arbeit der Preis zuerkannt. Alle näheren Umstände werde ich Euch später mitteilen."

Dieser nicht geahnte Erfolg erfüllte den Vater Koch's mit großer Freude, und als bald weitere Erfolge sich hinzugesellten, begann er die künftige Größe des Sohnes zu ahnen. Selten wohl gab es einen Vater, der — seine eigenen nicht unbedeutenden Leistungen hintanstellend — so ganz dem Ruhme seines Kindes lebte. Jeder weitere Fortschritt des letzteren auf der Bahn des Ruhmes steigerte seinen Freudensrausch, und tief schmerzlich war es den Hinterbliebenen, daß der durch den Sohn so hoch beglückte Mann die den Weltruhm des letzteren begründenden Thaten, die Entdeckung der Tuberkel- und der Cholera-Bacillen, nicht mehr erleben sollte!

Auch die Mutter hatte ihre Freude an dem nun herangewachsenen Sohne. Früher freilich hatten sie die durch seine wissenschaftlichen Neigungen rasch wachsenden Bedürfnisse mit Sorge erfüllt. „Wie wird Robert," so schreibt sie am 7. Oktober 1861, „mit seinen vielen Geschichten fahren, der muß immer neue und andere Bedürfnisse haben, während Wilhelm" (der zweitälteste Sohn) „sich mit dem Nötigsten zu den dringendsten Bedürfnissen behilft." Aber als er nun von Göttingen in den Ferien zurückkommt und sich einige Tage mit ihr in dem benachbarten Badeorte Grund aufhält, da schreibt die Mutter am 28. August 1865 an des Verfassers Mutter: „Ein Trost, Stütze und lieber Gesellschafter ist mir Robert; mit seiner klaren, ruhigen Anschauung hilft er mir freundschaftlich rathend über manches hinweg. Er wurde förmlich von meinen vielen lieben Bekannten in Grund gefeiert. Hier las er vor, mit jenem spielte er Schach, dort mußte er eine Wunde verbinden, den jungen Mädchen buk er Spiegeleier im Walde, dann mußte er mit einem Herrn spazieren gehen, der sich an seiner sinnigen Unterhaltung erfreute, und gegen alle war er gleich gefällig."

Diese liebevollen Worte der Mutter zeichnen uns den damaligen Studenten, und ganz dieselben Eigenschaften, welche wir hier schon angedeutet sehen, finden wir in vervollkommneter Weise beim gereiften Manne wieder.

Es möge uns gestattet sein, bei dieser Gelegenheit auf die Charaktereigenschaften und Eigentümlichkeiten Koch's — denn auch solche fehlen dem Gelehrten keineswegs, ist doch fast jeder bedeutende Mann mehr oder weniger ein Orginal — etwas näher einzugehen. Koch's große persönliche Liebenswürdigkeit, sein

Digitized by Google

schlichtes und bescheidenes Wesen werden mit Recht allgemein gerühmt, und doch wird mancher ihn von ganz anderer Seite kennen gelernt haben. Seine Freundlichkeit verwandelt sich in kalte Höflichkeit, sobald er Fremden gegenübersteht, welche nicht das Interesse für die Wissenschaft oder persönliche Zuneigung zu ihm führen, sondern welche ihn aufsuchen und in seiner Arbeit, oder in der Behaglichkeit seiner Muße stören, um den berühmten Mann gesehen und gesprochen zu haben, welche sich seines Einflusses bedienen wollen, um Vorteile für sich zu erreichen, welche ihn auszuhorchen suchen, um die Gespräche der Öffentlichkeit zu übergeben, oder welche ihn an sich heran zu ziehen suchen, um sich des Verkehrs mit ihm zu rühmen, Leute, welche mit groben oder feinen Schmeicheleien an ihn herantreten. Da macht Koch keinen Unterschied, und mancher Hochstehende, welcher, überzeugt davon, daß sein Name allein hinreichen werde, den Gelehrten für sich zu gewinnen, hat eine bittere Enttäuschung erlebt. In solchen Fällen kann Koch, dem nichts widerlicher ist als das Anhören von Schmeicheleien, recht frostig werden. Öffentliche Ehrenbezeugungen und Ovationen sind ihm gleichfalls höchst peinlich. Bekannt ist es, wie er, nachdem es ihm gelungen, dem von den Berliner Ruder- und Turner-Vereinen ihm zugedachten Fackelzuge zu entgehen, aus der großen Scylla in die kleine Charybdis geriet. Koch hatte sich nämlich Ende Dezember vorigen Jahres nach Klausthal begeben mit der ausgesprochenen Absicht, dort einige Tage der Ruhe zu verleben. Kaum aber ward dieses bekannt, als die Krieger-, Turner- und Gesangvereine sich regten, um Koch durch einen Fackelzug zu ehren. Vergeblich waren alle Abmahnungen von seiten der Verwandten Koch's. Die Bürger glaubten ein Anrecht darauf zu haben, ihren Ehrenbürger in seiner Vaterstadt zu begrüßen, und wer wollte ihnen dieses nicht zugestehen? Es blieb also weiter nichts übrig, als Koch die ihm drohende Gefahr, so lange es eben ging, zu verheimlichen. Eines Abends, von einer gemütlichen Schlittenfahrt soeben zurückgekehrt, hörten wir bereits die lustige Musik der herannahenden Vereine erschallen, der Himmel begann sich vom Lichte der Fackeln zu röten, da mußte das unselige Geständnis gemacht werden. Koch's Entrüstung war keine geringe, in der ersten Aufregung stellte er sogar seine sofortige Abreise in Aussicht. Da dieselbe indessen unausführbar, so blieb dem Gelehrten nichts weiter übrig, als das Unvermeidliche mit Würde zu ertragen. Nachdem er geduldig die Ansprache der Deputation angehört und sie in längerer Rede erwidert, richtete der Präsident des Kriegervereins, Herr Landtagsabgeordneter Oberbergrat Engels, folgende Worte an ihn, welche unter geschickter Vermeidung aller Schmeicheleien das Eigentümliche der Situation erkennen lassen.

Hochgeehrter Herr Geheimrat und Professor Koch!

Wir haben in den Zeitungen gelesen und von Ihren verehrten Geschwistern versichern hören, daß Ihnen die persönlichen Lobeserhebungen Ihres Ruhmes durchaus zuwider sind. Wir haben die Befürchtung aussprechen hören, daß Sie womöglich abreisen würden, wenn Ihnen eine Ovation dargebracht würde [1]). Im

[1]) Durch Neigen des Kopfes bei diesen Worten gab Koch zu erkennen, daß diese Befürchtung gerechtfertigt gewesen sei.

Digitized by Google

geheimen sind aber die Vereine thätig gewesen, um möglichst unbemerkt Ihnen einen Gruß der Bergstadt Klausthal darzubringen. Daß Ihre Vaterstadt Sie nicht unbehelligt lassen konnte, damit wollen Sie diesen Überfall freundlichst entschuldigen. Wir sind nicht gekommen, auch nicht dazu berufen, Ihren Ruhm zu verkünden; wir wollen Ihnen nicht schmeichlerische Worte sagen, aber wir wollen Ihnen versichern, daß wir stolz darauf sind, in Ihnen unseren Mitbürger zu wissen, stolz darauf, derselben Bergstadt anzugehören, in welcher Ihre Wiege gestanden hat, in welcher Sie Kind und Knabe gewesen sind, in welcher Sie die Schulzeit durchgemacht und darnach frohe und ernste Tage verlebt haben. Der Name Ihrer Familie hatte schon früher bei uns einen guten Klang. Mit Achtung nennen wir den Namen Ihres verdienstvollen Herrn Vaters und gedenken gern seiner unvergeßlichen Verdienste um den oberharzer und unterharzer Bergbau und Hüttenbetrieb. Wollten Sie es uns da verargen, daß wir uns des Sohnes dieses geachteten Mannes freuen, daß wir stolz sind, den großen Sohn als ein Bergmannskind, als Sohn unserer Bergstadt bezeichnen zu können?"

Daß Koch auf Orden keinen Wert legt, kann nach Vorstehendem nicht überraschen. Ausnahmen machen die Orden, welche ihm von seinem Landesherrn für besondere Verdienste und unter ungewöhnlichen Nebenumständen verliehen wurden. Der erste Orden, den Koch erhielt, der Kronenorden zweiter Klasse, ward ihm vom nachmaligen Kaiser Friedrich persönlich angeheftet. Im vergangenen Herbste erhielt er sodann das Großkreuz des roten Adlerordens.

Anerkennenswert ist Koch's Anhänglichkeit an alte Freunde und namentlich an solche, welche die Freuden seiner Jugend mit ihm teilten. Da kennt er keine Rangunterschiede, mögen die Freunde im Kampfe ums Dasein auch noch so weit hinter ihm zurückgeblieben sein. In liebenswürdigem, herzlichem Verkehr bleibt er ihnen das, was er ihnen immer war, ein treuer Freund. Da werden die gemeinsamen, liebgewonnenen Jugenderinnerungen aufgefrischt und die späteren Erlebnisse ausgetauscht. Koch ist ein lebhafter und geistvoller Erzähler. Mit Vorliebe spricht er von seinen Reisen. Seine Schilderungen sind reizvoll und klar. Auf seine Entdeckungen bringt Koch das Gespräch in Gegenwart von Laien nie und nur, wenn er ein wissenschaftliches Verständnis voraussetzen kann, geht er auf darauf bezügliche Fragen näher ein. So interessant Koch als Erzähler ist, so dankbar ist er auch als Zuhörer. Beim Lächeln nimmt Koch's Miene einen humoristischen, fast ein wenig spöttischen Ausdruck an. Diese Eigentümlichkeit wäre ihm beinahe verhängnisvoll geworden. Jemand hatte gegen Koch eine Beleidigungsklage angestrengt und als wesentliches Belastungsmoment die Behauptung unter Beweis gestellt, daß der Gelehrte ihn beim Kegeln „höhnisch angeschnüffelt" habe. Die Zeugenaussage ergab aber, daß das vermeintliche höhnische Anschnüffeln die Folge eines Stockschnupfens war, an welchem Koch damals litt. Der Gegner ward also kostenpflichtig abgewiesen.

Digitized by Google

Als Freund durch Scherze gewürzter Unterhaltung ist Koch harmlosen Neckereien keineswegs abhold. Eine solche möge hier erzählt werden: Vor Jahren geschah es, daß ihm sein Töchterchen Tag für Tag mit lebhafter Freude das Steigen des Barometers verkünden konnte. Ein Heinzelmännchen, als welches der eigene Vater endlich entlarvt wurde, hatte durch tägliches Verschieben des Zeigers dafür gesorgt, daß der trügerische Wetterprophet dem Kinde nie den Kummer zu machen wagte, ihm schlechtes Wetter anzuzeigen.

In den Haushalt betreffenden Dingen ist Koch keineswegs unerfahren. Ein tüchtiger Arzt soll ja eigentlich nicht nur theoretisch die Physiologie des Geschmacks studiert haben, sondern der Hausfrau bei der Zubereitung der Speisen für den Patienten auch mit praktischem Rat an die Hand zu gehen im stande sein. Daß Koch Spiegeleier zu backen verstand, sahen wir bereits. Im Verein mit Freunden wurden vermittelst einer im Walde versteckt gehaltenen Pfanne und von Hause mitgebrachten Fettes frisch gefangene Fische gebraten. Auf den gemeinschaftlichen Familien-Touren fiel ihm das Geschäft des Kaffeekochens zu, auch Krapfen verstand er zu backen, wie seine Frau berichtet.

In den Herbstferien des Jahres 1865 machte Koch mit seinem Vater eine Erholungsreise an den Rhein, woran sich ein Besuch der Insel Helgoland in Begleitung des Verfassers knüpfte. Die nur dreitägige, sehr angenehm verlaufende Reise nach Helgoland, welche bei herrlichem Wetter und frischer Ostbrise zurückgelegt wurde, hinterließ in Koch so angenehme Erinnerungen, daß er den Beschluß faßte, den Besuch der schönen grünen Insel gelegentlich auf längere Zeit zu wiederholen. Darüber waren ca. 20 Jahre ins Land gegangen, als Koch im Herbst 1887 mit Frau, Tochter und seiner ältesten Schwester die Reise zum zweiten Male unternahm. In Helgoland traf die Familie mit einem ihr schon von Berlin her bekannten, angeblich ganz zufällig dorthin verschlagenen, jungen und liebenswürdigen Stabsarzte zusammen, welcher leider infolge einer lästigen, sehr hartnäckigen Erkältung an einem ebenso hartnäckigen Trübsinne litt. Fast hätte man Liebeskummer vermuten sollen, da eine Erkältung doch nicht als alleiniger Grund für dies in der schönen Natur um so auffälligere Bedrücktsein des jungen Mannes angesehen werden konnte. Vergeblich hatte das Töchterchen sich schon ringsum nach einer vermeintlichen Attentäterin auf das Herz des interessanten jungen Mannes umgesehen, und die Rückreise mußte angetreten werden, ohne daß man der Sache auf die Spur gekommen wäre. Aber bald darauf in der Heimat fand das Rätsel seine allseitig befriedigende Lösung darin, daß nämlich das Töchterchen in übergroßer Bescheidenheit ihre eigene kleine Person ganz übersehen hatte. Karten verkündeten die Verlobung des Stabsarztes Dr. Pfuhl (z. Z. Professor am Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin) mit Robert Koch's einziger Tochter Gertrud. Doch kehren wir zu Koch's Studentenzeit zurück. Auf die Zeit der Erholung folgte wiederum um so ernstere Arbeit.

Im Winter des Jahres 1865 erregte die Trichinenepidemie in Hedersleben bei Magdeburg allgemeines Aufsehen bei Ärzten und Laien. Virchow schickte Cohnheim, die medizinische Fakultät Halle sandte 4 junge Ärzte zum Studium

Digitized by Google

dorthin. Hierdurch angeregt, wandte sich Koch's bereits erwähnter Onkel, der Dr. ph. E. Biewend in Hamburg, welcher sich in seinen Mußestunden mit mikroskopischen Untersuchungen und darunter auch bereits mit der Herstellung und Zeichnung von Trichinenpräparaten beschäftigte, an Robert Koch mit der Aufforderung, sich gleichfalls nach Hedersleben zu begeben, um sich daselbst mit dem Studium einiger von dem Onkel näher bezeichneter Fragen zu beschäftigen, hoffend, daß sich seinem Neffen hierbei Gelegenheit bieten werde, durch eigene Forschungen sich einen Namen zu machen. Er knüpfte daran die Bitte, ihn mit einigen frischen Präparaten nicht eingekapselter Trichinen zu versehen, welche er zu zeichnen beabsichtigte, da ihm die Virchow'schen Zeichnungen gänzlich ungenügend erschienen, und erbot sich zugleich, Koch einen Reisekostenzuschuß von 150 Mark zu gewähren.

Welch' ein verlockendes Anerbieten für einen thatenlustigen und zugleich unbemittelten Studenten! Aber Koch, zu ehrlich, mehr zu versprechen, als er zu halten vermochte, hielt sich für verpflichtet, das freundliche Anerbieten abzulehnen. Der betreffende Brief möge hier folgen:

Göttingen, d. 12. Dez. 1865.

Lieber Onkel!

Mit großer Freude habe ich aus Deinem Briefe vom 4. Dez. gesehen, wie sehr Du an meinem Fortkommen Antheil nimmst und fühle ich mich dafür zu großer Dankbarkeit verpflichtet. Um so mehr thut es mir leid, daß ich auf Deinen Plan und Dein so gütiges Anerbieten nicht eingehen kann. Ich hoffe Dich durch die Auseinandersetzung meiner Gründe davon zu überzeugen, daß ich diese sehr verlockende Gelegenheit nicht etwa leichtfertig und unüberlegt von der Hand weise.

Es ist auch meine Überzeugung, daß unsere Kenntnis von der Trichinenkrankheit und allen damit zusammenhängenden Verhältnissen noch mehrere gar arge Lücken hat. Man kennt freilich die Erscheinungen, welche durch die Einwanderung der Trichinen im menschlichen Organismus hervorgerufen werden, sehr genau, so daß jeder damit Vertraute die einmal entstandene Krankheit leicht erkennen kann, auch die bei der Sektion gefundenen Veränderungen sind hinreichend erforscht. Dagegen sind bis jetzt nur erst die direkten Vorsichtsmaßregeln gegen die Krankheit bekannt, was nämlich die Übertragung der Trichinen vom Schwein auf den Menschen betrifft; wie man aber verhüten soll, daß die Trichine in das Schwein gelangt, darüber existiren erst noch ganz vage Vermuthungen, da man gar nichts Sicheres über den ursprünglichen Wohnsitz der Trichinen weiß. Die schwächste Seite bleibt aber jedenfalls die Behandlung der Krankheit, da es kein Specificum, d. h. ein schnell wirkendes Tötungsmittel, für die Trichinen im menschlichen Darmkanal, oder während ihrer Wanderung in die Muskeln, bis jetzt giebt; ich will die Existenz eines solchen nicht gerade für eine Unmöglichkeit halten, aber sie ist mir doch sehr unwahrscheinlich; denn während des Aufenthalts der Trichinen im Darm thut

Digitized by Google

ein energisches Abführmittel dieselben Dienste; nach der Einwanderung und beim Beginn der Abkapselung ist keine Behandlung mehr nöthig, denn der Mensch stirbt nur an den außerordentlich heftigen Reizzuständen, welche die durch den Organismus wandernden Trichinen verursachen, während er die in Ruhe befindlichen abgekapselten, wie die Erfahrung mehrfach gezeigt hat, ohne Schaden erträgt; es würde also nur noch der Zeitraum der Wanderung eines derartigen Mittels bedürfen; es ist aber leicht einzusehen, daß man bei dem außerordentlich geschwächten Kraftzustande des Patienten leichter diesen, als die lebenden kräftigen Trichinen töten wird. Es würde nun thöricht sein, gleich a priori nach einer solchen Betrachtung ein hierher gehöriges Mittel ganz zu bezweifeln, zumal wenn man die Thatsache in Erwägung zieht, daß es einige Gifte giebt, die von einzelnen Thieren sehr gut vertragen werden, während sie den Menschen und andere lebende Wesen töten können, so daß man die Möglichkeit der Existenz eines Stoffes nicht wird leugnen können, der in einem ähnlichen Wechselverhältnis stehen würde zum Menschen und zur Trichine, so daß ersterer verschont bliebe, letztere aber vernichtet würde durch seine Einwirkung. Jedenfalls können Säuren und Alkalien zu diesem Zwecke nicht dienen, da sie nie unverändert in die Säftemasse übergehen, sondern in den theils sauren, theils alkalischen Verdauungssekreten neutralisirt werden, oder wenn dies nicht der Fall ist, wie alle anderen ätzenden Gifte, nämlich an Ort und Stelle, zerstörend wirken, nicht aber dort, wo sich die Trichinen schon in Sicherheit befinden. Mineralische Präparate, besonders Quecksilber (vom metallischen Quecksilber soll nach allen Experimentatoren nichts in den Organismus übergehen), wirken in den gewöhnlichen Gaben viel zu langsam und zu schwach, höhere Dosen würden sehr gefährlich sein; es bleiben wahrscheinlich also nur die Pflanzenmittel übrig.

Du wirst mir jetzt vielleicht beistimmen, daß diese beiden Hauptfragen, nämlich nach dem ersten Ursprung der Trichinen, um so das Übel in der Wurzel auszurotten, und nach einer specifischen Behandlung der einmal ausgebrochenen Trichinenkrankheit, weniger bei einer zufällig bestehenden Epidemie, als durch sorgfältige Untersuchung aller dem Schweine zur Nahrung dienenden Gegenstände (einige wollen dieselben in Ratten und Mäusen, welche bekanntlich öfters von Schweinen gefressen werden, gefunden haben; andere in Maulwürfen und Spitzmäusen), zu beantworten sind und ferner durch die eingehendsten und genauesten Experimente an dazu geeigneten Thieren, da wir die leider so vielfach erkrankten Menschen hierzu wohl nicht mißbrauchen können. Derartige Untersuchungen würden aber, wenn sie die zur praktischen Verwendung nöthige Sicherheit erlangen sollten, nicht Monate, sondern vielleicht Jahre langes Studium und bedeutende Kosten erfordern. Ein so ausgedehntes Unternehmen würde mich aber zu weit von meiner jetzt rein praktischen Richtung abziehen und muß ich also auf die Ausführung desselben verzichten. Was nun noch einige andere in Deinem Briefe berührte Fragen über die Trichinenangelegenheit betrifft, so ist vollkommen

Digitized by Google

festgestellt, daß die Trichinen nur in den quergestreiften, sogenannten willkührlichen Muskeln gefunden werden. (Der Weg, wie sie dahin gelangen, ist noch nicht festgestellt, auch ein Punkt, der sich nur durch Experimente an Tieren würde bestimmen lassen). Über ihre Resistenz gegen höhere Temperatur sind von Küchenmeister und Fiedler sehr genaue Untersuchungen angestellt, welche ergeben haben, daß bei 55—60° R. (wobei das Eiweiß gerinnt) die Trichinen sicher getötet werden, es sollen aber größere Fleischstücke nach einstündigem Kochen, besonders aber beim Braten, in ihrer Mitte diese Temperatur nicht vollständig erreichen.

Da ich zufällig vom Professor Krause Fleisch mit eingekapselten (hier zufällig einmal bei der Section gefunden) und auch freien Trichinen (letzteres von einem tödtlich verlaufenen Fall, welcher vor Kurzem im Hessischen vorgekommen ist) bekommen konnte, so habe ich daraus einige Präparate angefertigt und werde mir ein Vergnügen daraus machen, Dir dieselben, sobald der Lack die gehörige Festigkeit erlangt hat, zu schicken. Vielleicht kann ich bis dahin auch noch von dem Hederslebener Fall Fleisch bekommen.

Ich hoffe nun, lieber Onkel, Dich von der Richtigkeit meines Handelns überzeugt zu haben, und daß ich auch ferner mir Dein Wohlwollen erhalten werde und bleibe Dir noch vielmals dankend

Dein Dich herzlich liebender Neffe

R. Koch.

Schon vor der Verleihung des Preises, nämlich im Februar 1865, hatte Koch die Stelle eines Assistenten am pathologischen Museum angetreten. Nach W. Becker[1]) soll die offizielle Ernennung hierzu freilich erst am 19. Juli 1865 stattgefunden haben. Diese Angabe stimmt nicht recht überein mit dem Inhalte eines Briefes vom 16. Februar 1865, in welchem Koch seinem Vater die Nachricht vom Antritte dieser ehrenvollen Stelle machte. Die bezüglichen Zeilen lauten:

„Zugleich kann ich Dir die erfreuliche Mittheilung melden, daß ich die Stelle vor 8 Tagen schon definitiv, und nicht, wie es früher sein sollte, interimistisch angetreten habe. Bis Ostern habe ich nur das Sektions-Protokoll zu führen, was mich an meinen Studien durchaus nicht behindert. Im nächsten Semester werde ich dann freilich mehr Beschäftigung davon haben, aber doch auch solche, die mir für meine praktische Ausbildung nützlich ist, wie ich denn überhaupt meine ganze Richtung stets darauf lenken werde, später als praktischer Arzt zu fungieren. Ich glaube daher, daß Du die in Deinem letzten Briefe ausgesprochenen Besorgnisse fallen lassen kannst."

Daß diese Besorgnisse thatsächlich unbegründet waren, ergab der Ausfall des am 13. Januar des folgenden Jahres (1866) abgelegten Doktor-Examens, welches mit dem ersten Grade bestanden wurde. Nach wenigen Tagen der Er-

[1]) W. Becker, „Robert Koch, eine biographische Studie." 2. Aufl., S. 7.

Digitized by Google

holung im elterlichen Hause, wo Koch einen freudigen Empfang fand, sehen wir ihn bereits am 22. Januar auf der Reise nach Berlin, wo er außer dem angebrochenen Semester noch das Sommersemester zu verbringen gedachte. Indessen fand er, aus der kleinen Universitätsstadt kommend, in welcher sich das ganze Leben um den Studenten und das Studium dreht, in Berlin die Verhältnisse zu groß, um den erhofften Nutzen zu erzielen; auch war seiner sparsamen Natur das Leben in Berlin zu teuer, und so hielt es ihn da nicht lange. Den Eindruck, welchen Berlin mit seiner Universität im Jahre 1866 auf ihn gemacht, schildert Koch seinem Vater in den Briefen vom 24. Januar und 2. Februar 1866 folgendermaßen:

„Vorgestern Abend langte ich um 8 Uhr ganz wohlbehalten hier in Berlin auf dem Potsdamer Bahnhofe an. Am gestrigen Tage habe ich mir die Stadt angesehen mit ihren wunderschönen Straßen, Plätzen, Palästen und anderen prachtvollen Gebäuden, ferner die vielen Statuen, Monumente und dergl., die Freskogemälde am Museum, kurz eine Menge von herrlichen Gegenständen, welche meine frühere Vorstellung von der Schönheit Berlins, die ich mir nach Maßgabe von Hannover und Hamburg gemacht hatte, weit übertreffen ließen. Gestern Abend gingen F . . . . und ich in den Cirkus Renz, der mir außerordentlich gefallen hat. Heute will ich zu den Professoren gehn, deren Kliniken ich besuchen will, ferner werde ich das Museum besuchen und heute Abend gehen wir in die Oper. Du siehst, daß ich wenigstens für die erste Woche mich nicht viel abzuquälen brauche, wie ich meine Zeit angenehm zubringen soll; aber auch das Nützliche werde ich von morgen an ins Auge fassen und die Kliniken besuchen."

Berlin, den 2. Febr. 1866.

„Gestern bin ich in meine Wohnung eingezogen und meine Adresse ist jetzt: „Französische Str. 53, 4 Tr." Du siehst aus derselben, daß ich im vierten Stock wohne; ich muß 81 ziemlich hohe Stufen steigen, um dahin zu gelangen; übrigens ist es eine sehr schöne, helle und luftige Stube. Meine Wirthin ist eine ältere Wittwe; ich habe sie noch nicht gesehen, da sie augenblicklich krank ist. Ich habe nun schon ziemlich alles, was Berlin Merkwürdiges bietet, gesehen und habe auch den eigentlichen Charakter des hiesigen Lebens kennen gelernt und ich muß gestehen, daß es mir hier außerordentlich gut gefällt und ich meinen Aufenthalt hierselbst so viel als möglich ausdehnen möchte, wenn nicht zwei ganz bedeutende Hindernisse in den Weg träten. Dies ist vor Allem der Umstand, daß meine Erwartungen über den Nutzen, welchen ich in wissenschaftlicher Beziehung hier zu finden hoffte, bei weitem nicht erfüllt werden. Die Einrichtungen sind hier alle in viel zu großem Maßstabe angelegt, sodaß der Einzelne mit seinen Interessen vollständig dagegen verschwindet; in der Charité z. B. liegen beständig über 4000 Kranke, es werden dann 1 oder 2 Fälle herausgesucht, welche in der Klinik von dem Professor besprochen und erklärt werden, aber es fehlt vollständig die Anschauung, welche doch bei unserm Studium die Hauptsache bildet, denn nur ein Practi-

Digitized by Google

cant bekommt die Untersuchung, die übrigen 200 stehen und sitzen in weiter Entfernung, können die mit dem Kranken vorgegangenen Veränderungen gar nicht, oder nur zum Teil sehen, und erfahren auch später fast nie wieder etwas von demselben. Viele suchen diese Lücken durch Privatissima auszufüllen, doch kosten dieselben heilloses Geld und erfüllen auch nicht immer ihren Zweck. Ich suche wenigstens noch so viel als möglich zu profitiren und hospitire die Kliniken und einen praktischen Kursus bei Virchow. — Mein zweiter Grund, mich hier nicht lange aufzuhalten, ist die Kostspieligkeit und ich möchte deswegen nicht länger, als bis Ostern, hierbleiben. Aber was dann anfangen? Diese Frage beschäftigt mich schon seit einiger Zeit. Jetzt schon als praktischer Arzt in irgend ein Dorf zu gehen, das ist mir ein unerträglicher Gedanke, und würde mich eine solche Stellung unglücklich machen. Um diesem zu entgehen, habe ich meinen schon früher geäußerten Plan verfolgt, als Militärarzt in eine größere Stadt eines fremden Staates zu gelangen; ich bin zu diesem Zweck bei der russischen Gesandtschaft gewesen, habe vielfach Erkundigungen eingezogen von hier studierenden fremden Medicinern, aber überall war das Resultat meiner Nachfrage, daß es jetzt in Friedenszeiten außerordentlich schwierig sei, eine solche Stelle zu bekommen. Ich habe deswegen diesen Plan aufgegeben und einen anderen ins Auge gefaßt, nämlich einige Zeit als Schiffsarzt auf einem großen Dampfschiff zu fungiren, um als solcher Verbindungen anzuknüpfen und mir eine meinem Zwecke entsprechende Stellung zu verschaffen. Es ist mir gerade zu diesem Wege hier von mehreren Seiten gerathen. Sollte sich später diese Hoffnung nicht erfüllen, dann bleibt mir als ultimum refugium noch immer eine Anstellung in Hannover und ich hätte außerdem den Vorteil, daß ich nicht zu jung in eine größere Praxis komme und schon ein Stück von der Welt gesehen und manche Erfahrungen gesammelt habe. Wenn es irgend angeht, so laß mich Deine Meinung über diese Angelegenheit bald wissen, damit ich mich in nächster Zeit nach einer derartigen Stelle umsehen kann."

Inzwischen ward eine Assistentenstelle am Hamburger Krankenhause frei, über welche Koch aus Berlin am 21. Februar 1866 an seinen Vater schreibt:

„Da es außerordentlich vortheilhaft wäre, wenn ich die Assistentenstelle am Hamburger Hospital bekäme, so will ich nichts unterlassen, was mir dieselbe verschaffen kann; die nöthigen Besuche habe ich in Hamburg schon gemacht. Unglücklicherweise wird aber auch ein Staatsexamen verlangt; ich dachte anfangs daran, schnell noch das Hamburger Staatsexamen zu machen; ich würde es auch ausgeführt haben, wenn ich ganz sicher dadurch die Stelle erhalten würde; da sich aber auch noch andere Bewerber gefunden haben und ich daher jene Sicherheit nicht habe, so will ich lieber das Hannoversche Staatsexamen machen, um so für alle Fälle gedeckt zu sein. Wie Du weißt, dauert dasselbe ungefähr vier Wochen, und ich muß mich also sehr beeilen, wenn ich vor Ostern noch fertig werden will, doch hoffe ich dieses ausführen zu können."

Befürchtungen, daß das Examen fehlschlagen könne, wie sie den Examinanden sonst wohl zu drücken pflegen, scheinen Koch sehr fern gelegen zu haben,

Digitized by Google

er fühlte sich vollständig sicher. Schon am folgenden Tage reiste er nach Hannover ab. Nach Beendigung des Examens, welches bis zum 16. März dauerte, begab er sich wieder nach Klausthal, um den Erfolg seiner Meldung um die Assistentenstelle am Allgemeinen Krankenhause in Hamburg abzuwarten. Diese Ruhezeit benutzte er, um sich mit Emmy Fraatz, der jüngsten Tochter des Generalsuperintendenten Fraatz in Klausthal, mit welchem Koch's Eltern seit Jahren in freundschaftlichem Verkehre standen, zu verloben. Leider warf ihn, der sonst eine unverwüstliche Gesundheit besaß, in dieser Zeit eine akute Krankheit danieder und fesselte ihn auf Wochen ans Bett.

Nach seiner Genesung trat Koch endlich im Juni 1866 die ersehnte Assistentenstelle an. Über dieselbe schreibt er am 21. Juni 1866 an seine Eltern:

„Was nun meine Wenigkeit betrifft, so fühle ich mich sehr wohl, obgleich ich seit meinem Eintritt ins Hospital (gestern morgen) schon sehr stark in Anspruch genommen werde. Ich muß nebst einem zweiten Assistenten die ganze chirurgische Abtheilung, welche augenblicklich sehr voll ist, besorgen. Einen um den andern Tag habe ich einen freien Nachmittag, doch kann ich diesen Vortheil in der nächsten Zeit noch nicht ausnützen, da ich mich erst einarbeiten muß. Meine Wohnung (Stube und Kammer neben einander) liegen hinten hinaus nach den Gartenanlagen zu, so daß ich vor meinen Fenstern schöne hohe Bäume habe. Mit den übrigen Assistenzärzten habe ich schon Bekanntschaft geschlossen, wir frühstücken, essen zu Mittag und Abend stets zusammen. Das Essen ist Kernfutter, zum Frühstück schon Fleisch, Mittags Fleisch und Wein, Abends wieder warmes Fleisch, außerdem Bier und Selters-Wasser in unbegrenzter Quantität; also verhungern und verdursten werde ich wohl nicht. Auch für alle andern Bedürfnisse ist auf das Comfortabelste gesorgt; doch von den übrigen Einzelheiten später."

Indessen wütete in Hamburg eine sehr heftige Choleraepidemie, und dürfte es interessieren, daß Koch schon damals, von seinem erwähnten Hamburger Onkel ermuntert, der Choleraursache mit Hilfe des Mikroskops auf den Grund zu kommen sich bemühte. Mit Schaudern erinnere ich mich noch des Anblicks, wenn ich ihn so mit der Untersuchung des Darminhalts der Cholerakranken und Leichen beschäftigt traf, während auf einem nicht weit davon entfernten Tische das vorbeschriebene „Kernfutter," das allerdings zu dem Göttinger „Aschanti" des ausgehungerten jungen Arztes einen höchst erfreulichen Gegensatz gebildet haben mag, seiner wartete. Da zu jener Zeit die Meinung vielen Glauben fand, daß die Cholerakeime durch die Luft übertragen werden, so quälte mich der häßliche Gedanke, daß diese bösartigen Keime ihren Platz unter dem Mikroskope verlassen und sich auf dem benachbarten Kernfutter ansiedeln könnten.

Länger als drei Monate hielt es Koch indessen zum Bedauern seiner Eltern in dieser lehrreichen Stellung nicht aus; es ließ ihm der Wunsch keine Ruhe, sich baldigst durch Verheiratung eine behagliche Häuslichkeit zu schaffen, und wenn die Eltern mit der Absicht einer so frühzeitigen Verheiratung des erst 22jährigen Sohnes nicht recht harmonierten, so trösteten sie sich doch damit, daß Koch mit

Digitized by Google

der Verheiratung seine Absicht, ins Ausland zu gehen, dauernd fallen lassen würde.

Nach einigen vergeblichen Bemühungen fand Koch endlich als Anstaltsarzt an der Idiotenanstalt zu Langenhagen bei Hannover eine mit bescheidener Landpraxis verbundene Stelle, welche er noch im Oktober antrat. Er hatte anfänglich keine allzuhohen Erwartungen an die Annehmlichkeiten der Stelle geknüpft, welche ihm jedoch bei näherer Betrachtung ganz einladend erschien. Er schrieb darüber aus Langenhagen am 19. Oktober 1866 an seine Eltern, wie folgt:

„Nachdem ich mich hier nun etwas eingebürgert und mit den Verhältnissen so ziemlich vertraut gemacht habe, beeile ich mich, Euch alles, was Euch interessiren kann, mitzutheilen. Über die hiesige Gegend und über den geselligen Verkehr, den ich zu finden hoffte, hatte ich mir weit geringere Vorstellungen gemacht, als ich es nun angetroffen habe. Langenhagen unterscheidet sich höchstens durch die etwas weitläufige Bauart von andern Dörfern; es sind hier auch, wie anderwärts, viele Felder, Wiesen, einige kleine Wälder, von denen einer unmittelbar hinter der Anstalt liegt, aber von Lüneburger Heide oder etwas Derartigem merkt man nichts. Die Anstalt selbst liegt ganz hübsch, es gehören mehrere Gärten dazu, und schöne Spaziergänge sind in der Nähe; das Einzige, was mir fehlt, ist fließendes Wasser und schöne Aussichten. Unter den hier angestellten Lehrern sind mehrere recht gebildete Leute, ebenso auch der Apotheker, der alte Arzt und der Pastor R . . ., ein geborener Andreasberger, mit denen ich allen im Verkehr stehe. Außerdem kann man immer leicht nach Hannover kommen, da täglich die Post hin und zurückfährt, an einigen Tagen gehen auch mehrere Omnibus dahin. Auch meine Stellung zur Anstalt hat sich besser gemacht, als ich glaubte; ich bekomme 230 Thaler Gehalt und freie Wohnung in der Anstalt. Eigentlich sollte ich mir die Möbeln selbst halten; aber ich habe mir ein paar Stühle, Tisch, Kommode und ein Bett von der Anstalt geliehen, so daß ich mir nur erst ein Sopha gekauft habe in Hannover, das mir bei meinem beständigen Unwohlsein (in den ersten Tagen hatte ich auch Fieber dabei) schon sehr gute Dienste gethan hat. Die übrigen Möbeln lasse ich mir nach und nach hier am Orte selbst machen, da sie hier sehr billig sein sollen. Essen, Feuerung, Öl für meine Lampe, Wäsche ꝛc. erhalte ich vorläufig ebenfalls unentgeltlich von der Anstalt und ich will hoffen, daß das Comité diese Einrichtung so läßt. Aber wie alles Angenehme auch seine Schattenseiten hat, so auch hier, meine Privatpraxis existirt noch gar nicht, es klagen augenblicklich freilich alle Ärzte über geringe Beschäftigung, aber der Dr. M. hat mich auch überdies etwas bedenklich gemacht, er sagte, daß in Langenhagen die Praxis immer gering gewesen sei; doch ich will das Beste hoffen."

Er stürzte sich jetzt mit dem größten Eifer in die aufreibendste Thätigkeit. Die weiten und beschwerlichen Touren, welche er sämtlich zu Fuß auf den unergründlichen Landwegen zurückzulegen hatte, dabei das schlechte, nasse Herbst-

Digitized by Google

wetter waren freilich seiner Gesundheit nicht zuträglich. Er schreibt am 28. November 1866;

„Meine Praxis wird allmählich etwas besser; ich werde mich im ersten Jahre meines Hierseins wohl mit meinem Gehalt und allem auf 400 bis 500 Thaler stehen; natürlich wird dies in den folgenden Jahren rasch zunehmen."

Auch am 31. Dezember spricht er sich in hoffnungsvoller Weise über die Entwickelung der Praxis aus, zugleich aber klagt er über die seinen Gesundheitszustand schädigenden Strapazen, welche ihn nötigen, ein Reitpferd zu erwerben, für welches das Kaufgeld allerdings noch nicht vorhanden ist und welches daher nur 80—100 Thaler kosten darf. Die betreffende Stelle lautet:

„In der kurzen Zeit, die ich nun wieder hier bin, habe ich schon wieder mehrere male über Land gemußt und es scheint wirklich so, als ob meine Praxis jetzt einen ganz erfreulichen Aufschwung bekommen würde; leider wurde ich bei den schlechten, oft grundlosen und durch Moor führenden Wegen zweimal ganz gehörig durchnäßt und habe mich dabei auch wieder stark erkältet. Ich habe deswegen jetzt den Entschluß gefaßt, um mich in diesem Winter nicht noch ganz zu verderben, mir ein Pferd anzuschaffen, was ich freilich erst im Sommer thun wollte, wenn ich das nöthige Geld verdient hatte, aber unter diesen Umständen halte ich es doch für gerathener, es schon jetzt zu thun und Dich zu bitten, ob Du mir die erforderliche Summe nicht bis zum Sommer vorstrecken kannst."

Allerdings schien ihm die Erwerbung eines einspännigen Wagens vorteilhafter, zumal er im Reiten nicht geübt war und außerdem zu Pferde den Unbilden der Witterung nach wie vor ausgesetzt blieb. Aber infolge des zu hohen Preises von 60—80 Thalern für einen Wagen und der zum Teil ganz unpassierbaren Wege blieb das zunächst ein frommer Wunsch. Das Pferd, ein angeblich fehlerfreier und außerordentlich frommer 6—7jähriger Litthauer, ward gekauft und mehrere Jahre von Koch benutzt. Mit der Frömmigkeit des Tieres scheint es freilich nicht sonderlich bestellt gewesen zu sein, wenigstens erzählt Koch's Frau, sie habe, wenn sie den Hufschlag des herannahenden Tieres vernommen, sich immer erst durch den Augenschein überzeugen müssen, ob der Reiter auch noch vorhanden war; denn es ereignete sich, daß letzterer erst nach einiger Zeit nachgehinkt kam.

Mit welchem Eifer Koch in dieser Zeit, wie überhaupt während seiner ärztlichen Thätigkeit, seiner Praxis obgelegen, geht aus zahlreichen brieflichen Äußerungen hervor, so schreibt er z. B. am 7. Juli 1867 seinem Vater:

„So könnte ich noch Bogen vollschreiben von meinen Erlebnissen aus der Praxis, doch will ich das lieber der mündlichen Mitteilung überlassen, sonst hätte ich ja Deinen sicherlich sehr interessanten Erzählungen von der Pariser Ausstellung gar nichts entgegenzustellen."

Nach $^3/_4$jährigem Aufenthalte in Langenhagen hatten sich die pekuniären Verhältnisse des jungen, äußerst sparsamen Arztes derartig gebessert, daß er in der

Digitized by Google

Lage zu sein glaubte, an seine Verheiratung denken zu können, welche demgemäß am 16. Juli 1867 in Klausthal stattfand. Der neu eingerichtete Haushalt konnte zwar nur äußerst bescheidener Natur sein, indessen die Bedürfnislosigkeit des jungen, an Entbehrungen gewöhnten Paares — auch die junge Frau stammte aus einer zahlreichen mittellosen Familie — ließ sie keinen Mangel empfinden. Dahingegen erreichten Koch in dieser Zeit Klagen aus dem Vaterhause, in welchem die Sorge um die Zukunft der jüngeren Geschwister den Eltern, namentlich der Mutter, manche schwere Stunde bereitete. In eines guten Sohnes würdiger Weise war Robert Koch in dieser schweren Zeit bemüht, seinen Eltern mit liebevollem Rat zur Seite zu stehen; ja, nicht genug hiermit, bot er ihnen sogar, obgleich er selbst kaum genug für seine geringen Bedürfnisse hatte, seine sauer erworbenen Ersparnisse an. Auch versuchte er es, seine Mutter von den sie bedrückenden Verhältnissen eine Zeitlang wenigstens zu befreien, indem er sie aufs herzlichste zu sich einlud, wobei er ihre ihm bekannte Vorliebe für Tiere benützte, um ihr den Aufenthalt in Langenhagen recht verlockend erscheinen zu lassen.

„Hoffentlich," schrieb er am 29. September 1867, „entschließt Ihr Euch auch bald einmal dazu, unser gemüthliches Leben hier kennen zu lernen, für Mama würde es hier ein rechtes Eldorado sein; hier giebt es keinen Kinderlärm und flickenbedürftige Hosen und Strümpfe, dagegen die größte Ruhe, angenehme Spaziergänge in nächster Nähe; ein reizendes Hündchen und Kätzchen, die ganz allerliebst mit einander spielen, saure Milch in beliebiger Menge und tausend andere Annehmlichkeiten."

Und später am 20. März 1868:

„Kann denn Mama nicht bald einmal kommen, sie sollte hier schon etwas Anderes zu sehen bekommen, als Schnee und Eis; die Bäume fangen schon stellenweise an, auszuschlagen, die Felder werden grün und die kleinen Lämmer springen auf den Wiesen."

Welchen Anteil Robert Koch an dem Fortkommen seiner Geschwister nahm, ergeben folgende beiden Briefe ohne Datum aus Langenhagen, welche aus dieser Zeit stammen.

Lieber Papa!

„Dein lieber Brief hat mich so recht mitten in die Sorgen versetzt, welche unsere Familie bedrücken und die ich um so tiefer mitfühle, je mehr ich sie mir vergegenwärtige. Wie vieles würde ich darum thun, wenn ich Euch diese Lasten auch nur in Etwas erleichtern könnte; leider sind sie derart, daß mir dies noch nicht vergönnt ist. Doch ich halte es für meine Pflicht, Dich wenigstens auf eins aufmerksam zu machen; mag es nun sein, daß meine Auffassung der Verhältnisse dadurch eine andere geworden ist, als die Deinige, weil dieselben mich nicht so unmittelbar treffen, oder mag es daher rühren, daß ich meine Geschwister von einem anderen Standpunkte aus betrachte, als Du; aber ich kann einige in Deinem Briefe berührte Punkte nicht für so besorgnißerregend ansehen. Vor allem muß man bedenken, daß die meisten meiner Brüder jetzt gerade in der Periode sind, wo sie sich eine feste Existenz erkämpfen

Digitized by Google

sollen, natürlich wird dies nicht allen gleich schnell gelingen, aber es ist doch vorauszusehen, daß dies früher oder später der Fall sein wird .... E. ist freilich für alles theoretische und abstrakte Lernen durch den Gymnasialschlendrian total verdorben, das hindert aber doch durchaus nicht, daß er im praktischen Leben fortkommen sollte. Wie oft kommt es vor, daß man unreife, eckige und selbst tölpische Jungen kennt und wenn man sie nach einigen Jahren, nachdem sie zugestutzt wurden und sich im regen Verkehr des Lebens bewegten, als die coulantesten Kaufleute wiedersieht, ein solches Wunder für kaum möglich hält."

Liebe Mama!

Dein letzter Brief enthält Angenehmes und Unangenehmes, zu letzterem rechne ich, was Du mir über Papa schreibst; wie leid thut es mir jedesmal, wenn ich höre, daß der gute Papa sich so abquälen muß; anfangs dachte ich immer, daß die Beamten nur während einer kurzen Übergangsperiode so übermäßig in Anspruch genommen würden, doch scheint es ja nun gar kein Ende nehmen zu wollen. Bei den mancherlei Sorgen, die sich außerdem noch auf Euch häufen, ist es mir wirklich unbegreiflich, wie die Kleinen, die man doch jetzt schon fast nicht mehr so nennen kann, Euch immer noch so viel Last machen. Was die Zukunft derselben betrifft, so kann ich mich nur A's. Ansichten anschließen, und ich kann nicht glauben, daß die Primareife für sie ein so großes Glück ist; denn schwerlich werden sie wohl ein Fach ergreifen sollen, wo diese unbedingt gefordert wird und als Kaufleute würden sie doch früher oder später ihren Brüdern nach Amerika folgen. Das Experiment mit A's, zu dem sich doch Papa auch nur mit schwerem Herzen entschlossen hat, ist ganz gut eingeschlagen und ebenso glaube ich, wird Papa auch nicht bereuen, wenn E. und H. je eher, je besser, vom Gymnasium genommen und der Schule des Lebens anvertraut werden, die sie wohl schwerlich besser, als in Amerika finden.

Gerade bei meinen Brüdern habe ich die Überzeugung gewonnen, daß nicht die Schule, sondern das Leben den Kaufmann zu dem macht, was er sein soll."

Zu Opfern für seine Geschwister war Koch stets bereit, auch wenn er selbst kaum für sich genug zum Leben besaß. Die weitgehendste Gastfreundschaft bethätigte er den weniger mit Glücksgütern gesegneten durch Übersendung des Reisegeldes. Kamen sie abgebrannt zu ihm, so rechneten sie nie vergeblich auf seine Hilfe, und während des Krieges wußten die im Felde stehenden Brüder seine Teilnahme und Unterstützung nicht genug zu rühmen.

Einen interessanten Fall erzählt sein Bruder Hugo aus Tarnowitz folgendermaßen:

„Robert war 1868 nach Nimegk gegangen und Albert und ich besuchten ihn daselbst Ende December 1868 von Berlin aus (als Studenten). Während Albert noch blieb, kehrte ich nach drei Tagen zurück und sah mich beim Abschiede zu dem peinlichen Geständnisse genöthigt, kein Geld mehr zu haben. Robert gerieth in große Verlegenheit und erklärte, ebenfalls völlig blank zu

Digitized by Google

sein, was für einen Mann, der für Frau und ein $^1/_2$jähriges Kind zu sorgen hatte, gewiß ein bedenklicher Zustand war.

Als indessen alle Kasten umgedreht wurden, fanden sich noch 3 Thlr., mit denen ich fröhlichen Muths zunächst zu Fuß über Treuenbrietzen und weiter über Potsdam abzog. Als Robert im Sommer darauf uns in Berlin besuchte, hatte ich einige Mühe, ihm das Geld wieder einzuhändigen; er wollte den Noblen spielen und hatte es doch so nötig."

Nachdem Robert Koch fast zwei Jahre in Langenhagen seiner Praxis obgelegen, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen, ward er durch die Verhältnisse genötigt, sich eine andere Stelle zu suchen, was ihm keineswegs unangenehm war, da er die Hoffnung hegen durfte, ein besseres Auskommen zu finden. Er schreibt darüber am 26. Mai 1868 an seinen Vater:

„Eurer Meinung nach sitze ich ganz sicher und wohlbehalten hier in Langenhagen. Bisher glaubte ich das auch und dachte noch manches Jahr hier zu bleiben, doch scheint es anders zu kommen, als wir geglaubt haben. An der Anstalt war man gezwungen, Ersparungen zu machen und muthete mir daher einen bedeutenden Abzug an meinem Gehalte zu; — natürlich ging ich darauf nicht ein und die Folge davon war, daß man einen neuen Director anstellt, der zugleich Arzt ist und mir dagegen gekündigt werden soll; ich verliere damit nicht allein den Gehalt von der Anstalt, sondern erhalte dadurch einen zweiten Concurrenten. Für einen Arzt würde die Praxis in Langenhagen recht passend sein, aber für zwei Ärzte ist sie zu klein, und da ich derjenige bin, welcher kein Vermögen und keinen festen Gehalt hat, so muß ich wohl weichen; ich thue dies nichts weniger als ungern, da es augenblicklich gerade an Ärzten mangelt und die schönsten Stellen vielfach ausgeschrieben werden. Demnach habe ich es auch nicht an Bemühungen um eine solche fehlen lassen und habe bis jetzt vor vielen andern namentlich auf zwei meine Augen gerichtet, ich lege Dir die darauf bezüglichen Briefe bei und wollte Dich um Deinen Rath bei der Auswahl bitten. Die eine in Ihlienworth, ungefähr 1 $^1/_2$ Stunden von Otterndorf, ist eine bedeutende Landpraxis in einer der reichsten und dichtbevölkertsten Gegenden Hannover's, unangenehm dabei ist, daß man das Haus kaufen soll.

Die andere in Braetz, einem kleinen Städtchen zwischen Frankfurt a. d. O. und Posen, hat ebenfalls vieles für sich, namentlich, daß die Eisenbahn sie berühren wird; doch konnte ich keine genaueren Erkundigungen einziehen, wie bei der ersteren. Das zweckmäßigste wird sein, daß ich selbst hinreise und mir die Sache ansehe."

Dies geschah; auf der Durchreise verweilte er einige Tage in Berlin, wo er mit dem Verfasser zusammentraf. Letzterer überredete Koch zu einer Partie nach Pichelswerder, welche beinahe einen höchst unglücklichen Ausgang genommen hätte. Wir spazierten bei herrlichem Wetter zunächst über den Spandauer Bock durch den Grunewald nach Pichelsberg, von wo wir uns nach Pichelswerder übersetzen ließen. Der Verfasser, als geborener Hamburger mit dem Wasser vertraut, schlug

Digitized by Google

eine Segelpartie vor, zu welcher Koch, der freilich vom Segeln nichts verstand, in Rücksicht darauf, daß die schwache Brise keine Gefahr befürchten ließ, seine Zustimmung gab. So ging es nun in den See hinaus, bis das Segel, auf die andere Seite überschlagend, Koch die Mütze vom Kopfe riß. Inzwischen hatte sich die Brise bedeutend verstärkt, und wir waren in wenigen Sekunden so weit an der Mütze vorbei geschossen, daß sie kaum noch sichtbar blieb. Koch wollte dieselbe aber nicht Preis geben, und so begann ein Lavieren gegen den Wind, und ein im Kreise Herumfahren, welches am Ufer Aufmerksamkeit erregte. Schon traf der Bootsverleiher, in Unkenntnis über den Grund unserer Irrfahrten, Veranstaltungen, um uns zu Hilfe zu eilen, als es Koch endlich gelang, die unzählige Male überfahrene Mütze, welche wir dieses Mal im Vorbeisegeln glücklich streiften, triumphierend aus dem Wasser zu ziehen. Nach lange Zeit fortgesetztem Lavieren gegen Strom und Wind erreichten wir endlich zu Koch's großer Freude ohne jeglichen Unfall das Ufer. Schon hatte der Bootsmann die Kette erfaßt, als Koch mit den Worten: „Gott sei Dank, daß wir wieder da sind" auf die Anlegebrücke sich schwingend, zu kurz trat und — die Wogen stürzten über seinem Kopfe zusammen. Auftauchend und mit der Hand die Kette ergreifend, erblickte er dicht neben sich im Wasser die erst eben so mühsam gerettete Mütze. Dieselbe mit der andern Hand erfassen und sich dann mit Hilfe des Bootsmanns auf die Brücke schwingen, war das Werk eines Augenblicks. Rasch brachten wir den Verunglückten zu Bett, dessen umgestülpte Stiefel und nasse Kleider, an Zaunpfählen aufgehängt, von den zahlreichen Berliner Gästen neugierig umstanden wurden. Mit Sachen des Bootsmanns angethan, erhob sich Koch bald, um nun der Erwärmung halber noch eine Ruderpartie auf demselben See mit mir anzutreten, welche erst mit sinkender Sonne ihr diesmal glücklicheres Ende fand. —

In Braetz fand Koch seine Hoffnungen nicht erfüllt, da der dortige Arzt erst nach längerer Zeit das Feld zu räumen beabsichtigte; er sah sich daher nach weiteren Stellen um, wählte aus elf Erkundigungen die empfehlenswertesten aus und teilte letztere seinem Vater mit, denselben bittend ihn mit seinem Rate zu unterstützen. Er schreibt am 23. Juli 1868 aus Berlin dem Vater unter anderm folgendes:

„Am besten hat mir „Arnswalde" gefallen . . . . Es wäre dies eine schöne Gelegenheit, in eine, wenn auch kleine Stadt zu kommen, es ist doch immer ein Unterschied, ob man mit Bauern zu verkehren hat oder mit gebildeten Leuten. Außerdem würde sicherlich sich einmal Gelegenheit finden, die Kreiswundarztstelle und später vielleicht das Physikat zu erhalten. Ich hätte auch gleich eingewilligt, aber ich habe nun einmal ein förmliches Kanonenfieber, wenn ich daran denke, in eine Stadt zu gehen. Wie mancher hat schon Jahre lang sitzen müssen, ehe er zu einer Praxis kam; in diesem Falle liegen die Verhältnisse ja sehr günstig, aber bei meiner Jugend und geringen Erfahrungen könnte es doch leicht kommen, daß ich nicht gleich reussiere." Und weiter:

„Du kennst ja nun die Vortheile und Nachtheile der einzelnen Stellen und wirst mir wohl Deinen Rath nicht vorenthalten wollen. Ich bin zu sehr

Digitized by Google

dabei interessirt und könnte leicht einen falschen Entschluß fassen und habe mir daher vorgenommen, mich ganz nach Deinem Rath, den Du mir ertheilen wirst, zu richten."

Schließlich wird keine der auf die engere Wahl gebrachten Stellen angenommen, sondern Koch entscheidet sich für das Städtchen Niemegk bei Jüterbogk, von welchem er folgende Schilderung entwirft.

„Ich werde nun bestimmt hier in Niewegk bleiben und habe auch schon geschrieben, daß unsere Sachen von Langenhagen hierhergeschickt werden. Anfangs wollte es nicht recht mit der Praxis gehen und deshalb war ich noch zweifelhaft, ob ich bleiben würde, doch wird es jetzt schon besser und wird wohl allmählig noch mehr in Zug kommen. Der hiesige Ort ist ein recht nettes, reinliches Städtchen, hat noch etwas Altväterisches und ist nicht zu viel von der Cultur beleckt; es sind hier eine Anzahl Familien, die einen ganz gemüthlichen Umgang gewähren, so daß man nicht ganz auf sich selbst angewiesen ist, wie das in Langenhagen der Fall war, übrigens bin ich in jeder Beziehung zufrieden mit dem Tausch meiner Stelle, namentlich auch aus dem Grunde, weil ich hier nicht solche übermäßige Strapatzen zu machen brauche, wie in Langenhagen, wobei ich mir doch über kurz oder lang einmal eine Krankheit zugezogen hätte."

Während Koch die Übersiedelung in den neuen Wohnort einleitete, beschenkte ihn seine bei ihren Eltern in Klausthal zu Besuch weilende Frau mit einem Töchterchen, welches am 6. September 1868 das Licht der Welt erblickte. Groß war Koch's Freude hierüber, und mit aller Sorgfalt und Liebe, deren er fähig war, überwachte er das Gedeihen und Heranwachsen des Kindes, welches das Einzige bleiben sollte. Als die Mutter mit dem Kinde nach ungefähr zwei Monaten in der neuen Heimat bei ihm eingetroffen, schreibt er am 4. November seinen Eltern folgendes:

„Das Kind hat alle meine Erwartungen übertroffen, so hübsch und gesund, so freundlich und artig ist es und hat in der Zeit seines Hierseins schon außerordentlich an Körper und Geist zugenommen. . . . Vorgestern hat sie uns aber einen argen Schrecken eingejagt; denn nachdem sie schon am Tage vorher fieberhaft gewesen war, bekam sie plötzlich einen krampfartigen Erstickungsanfall, so daß ich schon glaubte, daß sie uns unter den Händen gestorben wäre und nur mit der größten Mühe gelang es uns das Kind ins Leben zurückzurufen; doch hat sie sich schnell wieder erholt und ist jetzt wieder so munter, wie vorher. Unseren Schrecken wirst Du Dir denken können, ebenso, wie unsere Freude, daß wir das süße Kind behalten haben."

Am 16. Dec. berichtet er weiter darüber:

„Unser Kindchen gedeiht auf's Beste; lasse Dir nur von M. eine genaue Beschreibung davon machen; wenn ich sie Dir aber mit kurzen Worten schildern soll, so muß ich mit dem körperlichen Zustand beginnen: sie ist tüchtig gewachsen, recht rund und dick, hat rothe Bäckchen, blaue große Augen und ein beständiges Lächeln auf den Lippen; ihr Appetit ist ganz genügend, so daß

Digitized by Google

sie auch in Zukunft Aussicht auf körperliches Gedeihen giebt. Auch geistig entwickelt sie sich täglich mehr; sie hört und achtet schon auf Alles, ist stets vergnügt und fängt auch schon an, nach einzelnen Gegenständen zu greifen. Ihre Weihnachtsgeschenke hat sie schon bekommen, nämlich ein paar Hampelmänner, eine kleine Schaukel mit einem rothen und einem blauen Jungen, welche ihr namentlich Vergnügen machen und eine kleine Klapper."

Und 1 Jahr später, am 16. Dezember 1869, schreibt Koch an seine Mutter:

„Doch genug von Hunden, ich werde Euch von Etwas Besserem, von meinem Trudchen erzählen; die ist mein ganzer Stolz. Jeder der das Kind sieht, freut sich darüber, wie kräftig entwickelt und wie klug sie schon ist. Sie läuft schon sicher und geschwind, versteht fast alles, was man ihr sagt und spricht einzelne Worte recht niedlich, dabei kann sie eine Menge kleiner Kunststücke, so tanzt sie im Kreise und singt dazu oder läßt ihr Püppchen tanzen und springen und fährt sie in einem kleinen Wagen; sie holt mir meine Pantoffeln und will sie mir anziehen, spielt Kriegen und versteckt sich hinter dem Schrank. Wenn ich nach Hause komme, ruft sie laut und in der zärtlichsten Tonart „Papa" und umklammert mein Bein. Ich freue mich schon darauf, wenn ich sie im nächsten Sommer zu Euch schicken und Ihr das kleine süße Thierchen wiedersehen werdet."

Die oben angedeutete Mitteilung Koch's an seine Mutter über Hunde bezog sich auf ein Wachtelhündchen, welches er ihr durch den Verfasser übersandt hatte, um die kurz zuvor durch den Tod eines Seidenpudels entstandene Lücke auszufüllen.

Inzwischen hatten Koch's Erwartungen in bezug auf die Praxis in Niemegk sich keineswegs erfüllt, worauf schon der vorerwähnte Geldmangel beim Besuche eines Bruders hinweist. Die ganze Praxis lag dort in den Händen der Heilgehilfen, wogegen Koch nicht anzukämpfen vermochte. Eine hierauf bezügliche Anfrage des Vaters beantwortet Koch's Frau im Sommer 1869 folgendermaßen.

„Du fragst in Deinem letzten Briefe nach der Praxis. Es geht ungeheuer schlecht; wir müssen uns furchtbar einschränken und dabei doch noch sorgen, ob wir durchkommen. Ich berede Robert immer, von hier fortzugehen; denn es muß doch noch bessere Stellen geben, aber Robert hat allen Glauben daran verloren und hat wieder die Idee, ins Ausland zu gehen. Ehe Robert einen festen Entschluß faßt, muß er nothwendig mit Papa erst sprechen."

Den Plan ins Ausland gehen zu wollen, ließ Koch zwar fallen, gab aber, überzeugt davon, daß er hier sein Auskommen nicht finden und schließlich in Schulden geraten werde, seine Praxis rasch auf, um sich in Rackwitz, Provinz Posen, niederzulassen. Zunächst begab er sich im Juli 1869 allein dorthin und holte dann, nachdem er sich dort eine Wohnung gemietet, Anfang August Frau und Kind nach.

Über die Aussichten, welche sich Koch in Rackwitz boten, macht er seinem Vater folgende Mitteilung.

Digitized by Google

„Nachdem ich mich in meinem neuen Wohnorte umgesehen und mich entschlossen habe hier zu bleiben, beeile ich mich, Euch dies mitzutheilen und meine jetzigen Verhältnisse zu schildern. Die Stadt Rackwitz hat 2000 und einige hundert Einwohner und macht für den Neuankommenden gerade keinen angenehmen Eindruck; fast alle Häuser sind einstöckig, niedrig und mit Schindeln gedeckt. Trotzdem ist die Bevölkerung nicht arm und kann recht wohl einen Arzt erhalten. Mein Vorgänger, der eine Kreiswundarztstelle angenommen hat, soll sich auf 1200 bis 1500 Thaler gestanden haben (ohne Pferd und Wagen zu halten). Ich will hoffen, daß diese Angabe auf Wahrheit beruht und nicht, wie man in Niemegk gethan hatte, rein aus der Luft gegriffen war, um einen Arzt dort hinzuziehen."

Am 15. August 1869 schreibt er ferner:

„Meine jetzige Stelle gefällt mir bislang sehr gut, ich habe eine reichliche Praxis gleich von Anfang an bekommen und wenn das so fortgeht, werde ich meine Finanzen bald verbessert und die Kosten des Umzuges ꝛc. wieder erworben haben. Durchschnittlich habe ich während meines Hierseins 3 Thaler am Tage verdient und jetzt ist doch eigentlich die stillste Zeit für den Arzt. Die Stadt Rackwitz hat 2500 Einwohner, dann kommen noch zwei andere Städte in Entfernungen von $^3/_4$ Meilen hinzu, von denen die eine Rostaczewo 1000 und Wielichowo 1500 Einwohner hat, beide auf den Rackwitzer Arzt angewiesen. Dann sind mehrere Dominien in der Umgegend, welche den Arzt fixieren, sodaß jährlich ein festes Honorar von 200 bis 300 Thaler zusammenkommt. — Im ganzen ist der Boden sehr fruchtbar, namentlich wird hier viel Hopfen und merkwürdigerweise auch Wein gebaut (seinem Geschmack nach noch unter dem Grünberger stehend). Die Bevölkerung ist sehr gemischt, Juden, Protestanten, Katholiken, Deutsche und Polen, alles ist kunterbunt durcheinander gemischt. Da ich natürlich die polnische Sprache nicht verstehe, so habe ich ein Dienstmädchen gemiethet, die fertig deutsch und polnisch spricht und mir dolmetschen muß, wenn Leute kommen, die kein Deutsch verstehen, was oft genug der Fall ist."

Auch vom Dezember kann Koch Gutes melden. Bei einer vermutlichen Jahreseinnahme von 1000 Thalern hofft er sogar 400 Thaler erübrigen zu können, was auf seine und seiner Frau Sparsamkeit und Genügsamkeit ein helles Licht wirft. Er schreibt:

Meine jetzigen Verhältnisse sind für mich bislang noch immer sehr zufriedenstellend gewesen. Ich habe eine reichliche und doch nicht im Übermaße anstrengende Praxis. Manchen Tag bin ich freilich sehr in Anspruch genommen, so hatte ich z. B. an meinem Geburtstage 5 auswärtige Touren zu machen, so daß ich von Morgens $4^1/_2$ Uhr bis Abends $11^1/_2$ Uhr ununterbrochen auf Reisen war; dafür habe ich aber auch an andern Tagen manche freie Stunde, die ich zu meinen Studien benutzen kann. Nachdem, wie mein Verdienst bis jetzt gewesen ist, rechne ich ungefähr auf eine Einnahme von 1000 bis 1100 Thaler, so daß ich nach Abzug von 600 Thaler für den Haus-

Digitized by Google

halt und sonstige Ausgaben jährlich 400 bis 500 Thaler zurücklegen zu können denke, was meiner Ansicht nach bei den jetzt für Ärzte (und namentlich Landärzte) immer schlechter werdenden Zeiten schon eine recht gute Stellung ist. Ich hatte von Langenhagen noch 300 Thaler nach Niemegk genommen; nun, nachdem ich alle Ausgaben, namentlich den Möbeltransport und die kostspieligen Reisen bestritten, nachdem ich andere Möbeln und eine Menge Kleinigkeiten, außerdem Pelzwerk für 50 Thaler und einen neuen Anzug, den ich nöthig hatte, angeschafft habe, sind mir doch immer noch wieder 300 Thaler baar übrig geblieben, wozu die Einnahme des letzten halben Jahres in Rackwitz natürlich beigetragen hat, so daß ich von Niemegk noch mit einem blauen Auge davon gekommen bin. Du schreibst mir, lieber Papa, daß Du noch immer so viel Ausgaben für die unversorgten Kinder hast, wenn Dir mit dem, was ich besitze, gedient ist, dann würde ich es Dir auf das Bereitwilligste zur Verfügung stellen und Du würdest mir einen großen Gefallen thun, wenn Du mir gestatten würdest, Dir nach meinen Kräften Deine vielen Sorgen zu erleichtern. So lange ich in Niemegk war und selbst nicht wußte, wie ich auskommen sollte, konnte ich leider das nicht thun, aber unter den jetzigen Umständen halte ich es für meine Pflicht, meiner Familie so viel als möglich nützlich zu sein."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf gegen die Feinde der Menschheit.

Von

A. Gottstein.

(Schluß).

Und dennoch ist der Arzt auch im *Angriff* nicht machtlos; es bleibt das unbestreitbare Verdienst der Bakteriologie, das Gebiet ärztlicher Thätigkeit erweitert zu haben, ihm Mittel in die Hand gegeben zu haben, durch welche er den Gegner in seinem Versteck *aufspüren*, ihm Waffen in die Hand gedrückt zu haben, durch welche er sie daselbst *vernichten* kann. Der Hauptruhm und die Hauptaufgabe der Bakteriologie bleibt es, für die *Verhütung*, die Prophylaxe der Krankheiten, einen festen Grund gelegt zu haben; hier stehen wir nicht mehr vor Hoffnungen und Erwartungen, hier stehen wir vor *Thatsachen*.

Wenn für die Seuchenprophylaxe der gegenwärtige Stand wissenschaftlicher Anschauungen geschildert werden soll, so muß zunächst auch hier das Bekenntnis abgelegt werden, daß sich zwei Parteien gebildet haben, die sich im Kampfe der Grundanschauungen gegenüber stehen. Auch in dieser Frage ist den Bakteriologen der Vorwurf nicht erspart geblieben, daß sie einseitig die Hygiene mit der Bakteriologie identifizieren, daß sie, befangen in den Resultaten der Laboratoriumsversuche, den Schwerpunkt der Seuchenprophylaxe, der Krankheitsverhütung, auf die

Digitized by Google

Vernichtung der Bakterien legen und für alle anderen Ursachen der Entstehung von Epidemieen kein Auge hätten. Man hat einen Gegensatz zwischen der sogenannten Berliner Schule und anderen bewährten epidemiologischen Forschern herausbilden wollen; es ist keine vereinzelte Erscheinung, daß, wenn irgend eine verdienstliche Forschung epidemiologischen Inhalts erscheint, welche andere Faktoren als die Bakterien, wie z. B. klimatische Verhältnisse, berücksichtigt, in dem Vorwort ein leiser oder stärkerer Protest gegen die bakteriologische Anschauung durchklingt, die alle Verhältnisse allein zu klären beanspruche und die sich dabei in Widerspruch zu den Thatsachen setze. Unseres Erachtens ist unter voller Anerkennung der Berechtigung, ja der Notwendigkeit auch andersartiger Forschungen, die Zuspitzung zu einem Gegensatze zweier Schulen in keiner Weise sachlich berechtigt. Ein prinzipieller Streit ist schon deshalb zu vermeiden, weil auf diesem Gebiete die Folgen experimenteller Studien praktische Maßregeln von oft einschneidender finanzieller und sozialer Tragweite sind. Thatsache ist, daß die Bakteriologie an die Stelle früherer unbestimmter Begriffe, die man als direkte Krankheitsursachen gelten ließ, wie Kontagien und Miasmen, sichtbare und greifbare Dinge gesetzt hat, deren Beziehungen zu unserer Außenwelt eben Beachtung finden müssen. Wir haben nicht mehr mit einem X als Krankheitserreger zu rechnen, sondern mit der oder jener in ihrer Eigenschaft mehr oder weniger studierten Bacillenart. Nun lehrt uns die Epidemiologie, d. h. die Summe derjenigen Erfahrungen, welche bei der Beobachtung von Seuchen gesammelt worden sind, daß bei dem Ausbruch und der Verbreitung einer solchen oft gewisse Eigentümlichkeiten hervortreten, welche durch unsere bisherigen Kenntnisse von den Eigenschaften der Bakterien noch keine genügende Erklärung gefunden haben. Es gehört dazu z. B. die Art der Verbreitung von Epidemien, das völlige Verschontbleiben gewisser Orte, es gehört dazu, um vielleicht ein populäres Beispiel zu wählen, die Entstehung der letzten Influenzaepidemie in Europa. Aber es folgt hieraus doch keineswegs, daß diese Erscheinungen auf dem bisher beschrittenen Wege der induktiven Forschung der Bakteriologie, welche ihren Ausgangspunkt vom Verhalten der Bakterien selbst nimmt, unaufgeklärt bleiben müßten. Auch der Epidemiologe kann das Studium der Bakterien nicht mehr entbehren. Der Bakteriologe studiert das Verhalten des Bakteriums zum Wasser, zum Boden, zur Luft, er entdeckt, welche Unzahl von zufälligen Berührungen schon im Versuch die Übertragung desselben nach den verschiedensten Orten vermitteln können, Zufälligkeiten, welche bei den Verhältnissen im großen in noch viel ausgedehnterem Maße stattfinden, und er entnimmt daraus, daß nach der Summe der bisherigen Erfahrungen kein Grund vorliegt, andere Faktoren als die Bakterien selbst in erster Linie für die Ausbreitung der Epidemien verantwortlich zu machen; diese andern Verhältnisse sind zwar durchaus nicht gleichgiltig als Mittel zur Verbreitung, aber sie kommen erst in zweiter Linie. Im Gegensatze zu derjenigen Theorie, welche die Beschaffenheit des Bodens zunächst in den Vordergrund schiebt, hält sich der Bakteriologe an die Thatsache, daß die Bakterien nur in den obersten Lagen desselben zu gedeihen vermögen, daß aber die tieferen Bodenschichten vollkommen bakterienfrei sind. Dagegen

Digitized by Google

findet er, daß das Wasser für viele Formen ein vorzüglich geeignetes Mittel zur Weiterverbreitung ist; er bringt diese Beobachtung in Verbindung mit schon beobachteten Thatsachen, aber ohne Voreingenommenheit ist er weit entfernt, nunmehr alle Epidemien auf die Verbreitung durch Trinkwasser zurückzuführen und der Bodentheorie die Wassertheorie entgegenzustellen; die gleiche Bedeutung hat für ihn der direkte menschliche Verkehr, und schließlich ist für jede einzelne Form der Verbreitungsweg aus den Lebenseigenschaften des Bacillus gesondert zu studieren. So lange aber diese Anschauung zum Verständnis der bisher gemachten Erfahrungen hinlänglich und die Erklärung bisher nicht aufgehellter Verhältnisse möglich erscheint, ist ein Abgehen von dem eingeschlagenen Wege, die Entstehung der Epidemien vorzugsweise von dem Verhalten ihrer Erreger und von ihrer Verstreuung allein abhängig zu machen, nicht geboten. Schließlich kommen beide Anschauungen praktisch auf das Gemeinsame hinaus, daß sie die Beziehungen der Bakterien zum Boden, zum Wasser, zur Luft und zum menschlichen Verkehr zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machen. Daß die Prophylaxe am besten an beiden Punkten einsetzt, darüber wird wohl kaum ein Zweifel bestehen; die Frage lautet vielmehr, an welchem Punkte sie es bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse am wirksamsten vermag.

Es ist ein altes Bild, das schon gelegentlich der ersten Cholerakommission bei Beratung der Abwehrmaßregeln gebraucht wurde, daß man den Seucheherd mit einem brennenden Hause verglich und die Ausbreitung der Epidemie mit dem Umsichgreifen des Brandes. Offenbar wirken auch für die Entstehung von Feuersgefahr zwei Ursachen mit, es muß brennbares Material vorhanden sein und eine Ursache, welche das Feuer hervorruft; für die Verbreitung des Brandes spielen dann der Wind und die Funken die entsprechende Rolle. So lange es sich um prinzipielle Beratungen handelt, wie einer etwaigen Feuersgefahr vorzubeugen sei, mögen die Techniker sich einig werden, wie der Bau am zweckmäßigsten aufgeführt werde; ist einmal das Feuer ausgebrochen, so muß dasselbe auf seinen Herd beschränkt, so müssen vor allem die Funken, die der Wind doch überall hinträgt, gelöscht werden. Auch für die Prophylaxe bleibt es die idealere und dankbarere Aufgabe, für möglichste Vermeidung brennbaren Materials zu sorgen, und wo solches sich anhäuft, es vor dem Nahen der Gefahr unschädlich zu machen. Aber einerseits sind wir noch nicht genügend unterrichtet, um hierbei wirksam vorzugehen, anderseits ist diese Thätigkeit oft nicht in die Hand des Arztes, sondern des Staatsmannes und Sozialpolitikers gegeben; gegen Armut, armselige Wohnung und ungenügende Ernährungsverhältnisse vermag der Hygieniker nicht anzukämpfen. Wie es mit der Löschung des Brandes selbst, mit der Heilung der Krankheit steht, ist im ersten Teil zur Genüge behandelt worden. Aber die Funken sehen wir, die vom Brandherd auffliegen und den Brand andern gleich gefährdeten Stellen zuzutragen drohen. Der Hygieniker unserer Tage also, mag er in der Unverbrennlichkeit der Gebäude die beste Abwehr sehen, wie der Epidemiologe, mag er wie die Bakteriologie in erster Linie die fliegenden Funken berücksichtigen, steht praktisch vor der einzigen Aufgabe, diese letzteren zu bekämpfen.

Digitized by Google

Und mit Stolz kann er sagen, daß er hierfür die richtigen und brauchbaren Methoden angegeben hat. Die Aufgabe, die Bakterien der verschiedensten Krankheiten an den Stellen außerhalb unseres Körpers sicher zu vernichten, an denen sie vermöge ihrer uns jetzt bekannten Eigenschaften vorzugsweise zu treffen sind, gilt also gegenwärtig als die vornehmste Aufgabe unserer Seuchenprophylaxe. Ob dieselbe genügend sicher durchzuführen ist und ob sie in der Praxis ausreicht, um den Kampf mit den Epidemien mit Erfolg zu bestehen, das wird die Erfahrung der nächsten Jahre, die Statistik zu erweisen haben; die Hoffnungen sind keine geringen, die sich an diese Bestrebungen knüpfen, aber dieselben sind unerfüllbar, wenn nicht jeder im Auge behält, daß die Maßregeln, so drückend sie zuweilen für den Einzelnen sein mögen, im Interesse der Gesamtheit notwendig, eines der Opfer sind, die der Einzelne dem Allgemeinwohl schuldet.

Die Mittel zur Vernichtung der außerhalb des menschlichen Organismus vorhandenen krankheitserregenden Organismen giebt uns die Lehre von der Desinfektion in die Hand, wie sie nach den von Koch geschaffenen und schon im vorigen Heft angegebenen Methoden sich entwickelt hat. Die Lehre von der Desinfektion umfaßt drei Abschnitte. Sie zeigt uns zunächst diejenigen chemischen und physikalischen Hilfskräfte, welche für eine wirksame und praktisch anwendbare Vernichtung von Bakterien zur Verfügung stehen. Sie klärt uns zweitens für jede der einzelnen in Frage kommenden Bakterienkrankheiten, so weit dieselben bis jetzt wissenschaftlich bekannt sind, über das Verhalten des Bacillus in unserer Umgebung und die Wege, auf denen er Zugang zum Körper findet, auf; sie lehrt dann im dritten, speziellen Teil, welche Maßregeln für eine jede einzelne Krankheit im besonderen Falle zu ergreifen sind.

Diejenigen Substanzen, welche früher zur Desinfektion mit Vorliebe verwendet worden sind, haben sich einer genaueren Prüfung unterziehen müssen, welcher durchaus nicht alle stand hielten; eine ganze Reihe früher beliebter und zum Teil kostspieliger Methoden sind als wirkungslos verworfen worden, andre haben sich zwar als wirksam, aber aus praktischen Gründen nicht gut verwendbar herausgestellt, und so ist die Zahl der zur Benützung empfohlenen Mittel eine recht geringe, aber für die Bedürfnisse des täglichen Lebens in ihren wechselnden Formen doch ausreichende. Die unbedingte Anforderung an jedes dieser Mittel war, daß es nicht nur Bacillen, sondern auch Sporen und zwar in verhältnismäßig kurzer Zeit vernichtete. Von alters her spielten als Desinfektionsmittel die Gase eine Rolle, und schon die homerischen Helden räucherten mit Schwefel, d. h. sie desinfizierten mit schwefliger Säure in Gaszustand. Aber gerade für dieses Mittel, die schweflige Säure, haben Koch und Wolffhügel schon im Jahre 1881 nachgewiesen, daß sie zwar desinfizierend wirkt, jedoch auch bei sporenfreiem Material eine wirksame Desinfektion dann nicht zuläßt, wenn die Mikroorganismen in dickeren Schichten und nicht unmittelbar unter der Oberfläche liegen; bei sporenhaltigem Material läßt schweflige Säure auch in stärkster Konzentration im Stich.

Mit den Dämpfen von Chlor sind die Erfolge besser, wie denn diese beiden Mittel an sich zu unsern stärksten Desinfektionsmitteln gehören; es läßt sich in

Digitized by Google

einer mit Flüssigkeit gesättigten Atmosphäre die Desinfektion aller in dünner Schicht angetrockneter und in lufttrockenem Zustande befindlichen Bakterien erreichen. Aber in trockner Luft bewirkt selbst starke Konzentration keine Desinfektion, in größeren Räumen ist es sehr schwierig, die nötige Konzentration andauernd und gleichmäßig durch den ganzen Raum verteilt zu erhalten; das Verfahren ist nicht ganz billig, die verschiedensten Gegenstände leiden unter demselben, und für Kleider und Substanzen tierischer und pflanzlicher Herkunft ist es überhaupt nicht verwendbar.

Von festen Körpern kommen überhaupt nur in Betracht das Queckſilberchlorid oder Sublimat, die Karbolsäure und verwandte Körper, Ätzkalk und Chlorkalk. Sublimat ist eins unserer stärksten Desinfektionsmittel, es vernichtet in der Verdünnung von 1:1000 Sporen in wenigen Minuten; es ist billig; dagegen ist es nicht verwendbar für eiweißhaltige Stoffe und Metalle, weil es mit ersterem feste Verbindungen giebt und dann nicht in die Tiefe dringt, Metalle aber durch Bildung von Legierungen verdirbt. In Verbindung mit Säuren, als Salzsäure- und Weinsäuresublimat, kann die Wirkung noch gesteigert werden. Sublimat eignet sich zur Desinfektion von Holz, von Fußböden u. s. w. Karbolsäure vernichtet Sporen in der starken Konzentration von 5% und bei längerer Einwirkung. Eine Verbindung der rohen Karbolsäure mit Schwefelsäure, die sogenannte Sulfokarbolsäure, hat bedeutend stärkere desinfizierende Kraft und eignet sich wegen ihrer Billigkeit und des leichten Eindringens in eiweißhaltige Substanzen und weil sie nicht zerstört, zur Desinfektion menschlicher Ausscheidungen, aber auch zur Desinfektion von Wänden, Tapeten und Möbeln. Der Ätzkalk hat hohen desinfizierenden Wert, aber erst nach längerer Einwirkung; viel schneller wirkt Chlorkalk und zwar schon in geringer Konzentration und in der Zeit von wenigen Minuten, besonders wenn ihm noch etwas Salzsäure hinzugesetzt wird. Nicht chemisch, sondern mechanisch desinfiziert noch frisches Brot, welches, wie von Esmarch nachwies, bei der Abreibung größerer Flächen alle denselben anhaftenden Bakterien entfernt und in sich aufnimmt.

Die Hauptrolle in der Desinfektionstechnik spielt aber die Hitze; eine Temperatur von 100° C. und darüber tötet bei nicht zu großer Dauer der Anwendung auch die widerstandsfähigsten Sporen. Die trockene Hitze beansprucht eine Anwendungszeit von etwa einer halben Stunde; man erzielt dieselbe sehr einfach, indem man einen Blechschrank mit doppelten Wandungen durch eine darunter gestellte Gasflamme erhitzt, und erzielt hierbei Temperaturen bis zu 150° C. Diese Methode findet nur unter kleineren Verhältnissen, in der Laborationstechnik und in der praktischen Chirurgie zur Desinfektion oder Sterilisierung von Glas- und Porzellaninstrumenten sowie von Verbandstoffen Verwendung, für Flüssigkeiten, organisches Material und Metallgegenstände ist sie ungeeignet. Auf einem anderen sehr einfachen Wege erzielt man die zur Desinfektion erforderliche Temperatur durch Kochen von Wasser oder auf dem Wasserbad; es ist die bequemste Methode, um chirurgische Metallinstrumente vor und nach dem Gebrauch zu desinfizieren; in der Praxis hat das Prinzip Verwendung gefunden für die Sterilisierung unserer

Digitized by Google

Speisen, denn auch das gewöhnliche Kochen derselben erzielt ja deren Desinfektion von anhaftenden Bakterien; mit vollem Bewußtsein aber und nicht als zufällige Nebenwirkung, sondern als Hauptzweck kommt das Sterilisieren auf dem Wasserbade zur Verwendung bei unseren Milchkochapparaten, vorzugsweise dem seit einigen Jahren so verbreiteten Soxhlet'schen Milchkochapparat. Für die Technik im großen wird aber weder die trockene Hitze noch das siedende Wasser herangezogen, sondern die desinfizierende Wirkung der Wasserdämpfe und zwar in zwei Formen, entweder als gespannter ruhender Wasserdampf bei Atmosphärenüberdruck oder als strömender Wasserdampf bei 100°. Nach einem dieser beiden Systeme sind alle unsere modernen Desinfektionsapparate gebaut; bevorzugt wird in letzter Zeit das Prinzip des strömenden, nicht gespannten Dampfes. Die Wirkung dieser Apparate ist eine absolut sichere, ihre Anwendung erstreckt sich auf alle pflanzlichen und tierischen Gewebe, also vorzugsweise auf Kleider, Wäsche, Betten, Möbelüberzüge, gerade diejenigen Gebrauchsgegenstände, die am meisten geeignet sind, die infizierenden Materialien aufzunehmen, festzuhalten und weiterzuverbreiten. Die Größe der Apparate schwankt in weiten Grenzen von den größten mit Kesselheizung, welche den Bedürfnissen einer Stadt wie Berlin genügen, bis zu den kleinen, welche als transportable Desinfektionswagen für kleine Landbezirke konstruiert sind oder welche in Krankenhäusern zur Verwendung kommen und zu den kleinsten, welche im Sprechzimmer des Arztes, durch eine Spirituslampe erhitzt, ihre Benützung finden oder welche sogar für den Privatgebrauch im Haushalt angegeben worden sind. Auf die verschiedenen Konstruktionen dieser Apparate soll hier nicht eingegangen werden; es möge, um ein Bild von der Einrichtung und der Benützung eines solchen zu geben, die Beschreibung der Desinfektionsanstalt hier angeschlossen werden, welche die Stadt Berlin nach den Angaben von Merke und Guttmann im Jahre 1886 eingerichtet hat und deren Benützung durch die Einwohner bei bestimmten Krankheiten auf Grund von Polizeivorschriften obligatorisch ist.

Das ziemlich isoliert gelegene Gebäude der Desinfektionsanstalt hat eine Tiefe von 38,5, eine Breite von 46,0 resp. 42,6 Meter und wird durch das Hauptgebäude in zwei nahezu gleiche Höfe geteilt, von denen der eine für die Zufuhr der zu desinfizierenden Gegenstände, der andere für die Abfuhr der desinfizierten bestimmt ist. Das in der Mitte befindlich Hauptgebäude hat eine T-Form; der Vorderflügel enthält das Kesselhaus mit zwei Dampfkesseln, sowie Badeeinrichtung ꝛc., der ca. 26 m lange Mittelbau den eigentlichen Desinfektionsraum im vorderen, die Aufbewahrungsräume im hinteren Teile. Der Desinfektionsraum, 9 m lang, ist durch die in der Mitte stehenden Apparate und eine zwischen ihnen befindliche, über dieselbe hinweg zum Dache hinaufgeführte sogenannte Rabitz'sche Wand (Drahtnetz mit doppeltem Gipsputz) in zwei hermetisch von einander abgeschlossene Hälften geteilt, in deren eine die infizierten Gegenstände in die Apparate verladen, in deren anderer sie aus ihnen herausgenommen werden. Der Aufbewahrungsraum, 15 m lang, ist ebenfalls in zwei vollständig getrennte Längshälften geteilt, die mit Regalen, Haken u. s. w. zur Aufnahme der infizierten

Digitized by Google

resp. desinfizierten Objekte versehen sind. In die Mitte dieses Raumes ist von der Hinterwand her das Expeditionszimmer hineingebaut, das jedoch nur von außen zugänglich ist. Die Trennung infizierter Gegenstände von den desinfizierten ist also aufs strengste durchgeführt.

Der Desinfektionsraum kann vier Desinfektionsapparate aufnehmen. Jeder derselben besteht aus einem großen, doppelwandigen Kasten, der außen 2,50 m hoch, 1,60 m breit und 2,85 m lang ist. Auf dem Boden des Kastens liegen in einer Höhe von 0,5 m zwei Reihen gußeiserner, zur Vergrößerung der Heizfläche mit Rippen versehener Heizrohre und über diesen ein kleineres, in kurzen Zwischenräumen von Löchern durchbohrtes Kupferrohr, das in fünf Längssträngen durch den Apparat geführt ist. Den oberen Teil des Apparates nimmt ein eiserner Wagen von 4,5 cbm Rauminhalt ein, dessen Räder auf Schienen gehen und der durch ein Gestell zurückklappbarer Schienen vor der Thür eines jeden Apparates heraus- und hineingeschoben werden kann. Schließlich besitzt der Apparat noch Luftzuführungsrohr, Abzugsrohr mit Abzugsklappe und Manometer. Der Desinfektionsvorgang geschieht in der Weise, daß der Apparat mittels der Rippenrohre angehängt wird, dann nach Schließung der Zuführungs- und Abzugsöffnungen mit dem einströmenden Dampf aus dem durchlöcherten Rohr beschickt und nach Ablauf der zur Desinfektion erforderlichen Zeit nach Absperrung des Dampfes ventiliert wird. Jeder Apparat kann bei 12stündiger Arbeitszeit 9mal täglich geladen werden, die Desinfektion kostet für den Kubikmeter der zu desinfizierenden Objekte 0,15 Mark Feuerungsmaterial.

Für den Betrieb, die Behandlung, Einpackung und Verladung der Gegenstände, das Verhalten der Mannschaften (Desinfektoren) sind die zweckentsprechenden Anordnungen getroffen worden (Leinenhüllen mit 5% Karbolsäure getränkt, verschiedene Wagen für infizierte und desinfizierte Gegenstände ꝛc.). Die bakteriologische Untersuchung, welche in der Weise angestellt wurde, daß in die Mitte der zu desinfizierenden Gegenstände Päckchen mit Milzbrandsporen und Gartenerde hineineingelegt wurden, hat ergeben, daß überall im Innern des Apparates im Verlauf von einer halben Stunde eine Temperatur von 100° C. zu erzielen ist und daß diese Zeit zur völligen Desinfektion genügt; die eingebrachten Objekte werden durch den Desinfektionsprozeß wenig oder gar nicht angegriffen.

Mustergiltig sind auch die in dem vor wenigen Monaten neueröffneten städtischen Krankenhaus am Urban getroffenen Maßregeln zur Desinfektion, ja man kann sagen, daß die Beschaffung der für den Kranken nötigen Gebrauchsgegenstände auf diesen Zweck der Desinfektion durch strömenden Dampf berechnet ist. Die Bettgestelle können durch eine einfache Hebelvorrichtung auf kleine Rollwagen geladen werden, auf welchen sie durch unterirdische Gänge, die sämtliche Pavillons untereinander und mit dem Desinfektionsraum verbinden, leicht in letzteren gerollt werden, die abnehmbaren oberen Platten der Betttische bestehen aus geriftem, mattem Glas u. s. w.

Mit Hilfe dieser wenigen Methoden sind wir für alle Fälle ausgerüstet, welche eine Desinfektion beanspruchen, sind uns alle die Gegenstände zugänglich, an

Digitized by Google

denen die vom Kranken nach außen beförderten Ansteckungsstoffe haften. Sämtliche zur Bekleidung gehörigen pflanzlichen und tierischen Produkte, wie Betten, Wäsche, Kleider, werden der Desinfektion im Dampfapparat unterzogen, die Abfallsprodukte werden durch fünfprozentige Schwefelkarbolsäure oder durch Chlorkalk mit entsprechendem Salzsäurezusatz steril gemacht; am meisten Schwierigkeit bereitet die Desinfektion des Wohnzimmers und der Holzmöbel. Die Wände werden nach dem Esmarch'schen Verfahren mit Brot oder mit Karbol gerieben, ebenso die Möbel mit besonderer Berücksichtigung der Fugen und dann der Wohnraum einer gründlichen Ventilation unterworfen. Für die Stadt Berlin ist seit August 1890 von seiten des Polizeipräsidiums die Bestimmung getroffen worden, daß im Interesse einer einheitlichen Ausführung auch die Desinfektion von Wohnungsräumen nicht mehr durch private Kräfte, sondern durch die Beamten der städtischen Desinfektionsanstalt nach bestimmtem Reglement obligatorisch durchzuführen ist.

Die Anforderungen, welche die verschiedenen Krankheiten an die Desinfektionsmaßregeln stellen, sind je nach den verschiedenen Eigenschaften des Bacillus durchaus verschieden.

Als typisches und gut gekanntes Beispiel möge auch hier wieder der Milzbrand dienen. Der Milzbrand ist überwiegend Tierkrankheit, welche nur gelegentlich Menschen befällt, dieselbe tritt in manchen Gegenden als furchtbare Geißel des Herdenviehs epidemisch auf, namentlich kennt man sogenannte „Milzbrandweiden", auf denen zur Zeit des heißen Sommers die Krankheit massenhaft ausbricht. Die Entwickelung der Spore spielt sich nur in den oberflächlichsten Schichten des Bodens ab, in schon geringer Tiefe ist eine solche Bildung unmöglich; die zur Sporenbildung führenden Bacillen können in den Boden durch die Abgänge oder bei der Verwesung oberflächlich begrabener gefallener Tiere entweder unmittelbar oder von Wasserläufen fortgeschwemmt hingelangen und dann zugleich mit dem Futter in den Tierkörper eindringen. Die praktischen Maßregeln gegen den Milzbrand gestalten sich hiernach ziemlich einfach. Sobald die Krankheit erkannt ist, sind sämtliche Abfälle, namentlich die Blutabgänge, aufs sorgfältigste durch Karbolsäure ꝛc. zu desinfizieren, das verendete Tier ist am besten mit Haut und Haaren zu verbrennen, oder wenn das wegen der Größe nicht angeht, zwei Meter tief im Boden zu vergraben; in dieser Tiefe ist ein Auskeimen der Bacillen zu Sporen absolut durch die Temperaturverhältnisse verhindert. In Fällen vereinzelter und immer wiederkehrender Stallinfektion gelingt es, wie dies ein positiver Fall beweist, durch gründliche Desinfektion der Wände und Dielen die Krankheit dauernd zu beseitigen.

Ganz andere Eigenschaften hat der Bacillus der Cholera. Wir können von der Streitfrage ganz absehen, ob zur Entstehung der Cholera außer dem Bacillus noch besondere epidemiologische Bedingungen erfüllt sein müssen. Jedenfalls muß erst der Bacillus selbst von außen eingeschleppt worden sein, sobald die Krankheit entstanden ist, jedenfalls ist nun die leichteste Gelegenheit durch die komplizierten Bedingungen unseres sozialen Lebens zu seiner Weiterverbreitung gegeben, und jedenfalls ist die Bekämpfung leichter, wenn es sich erst

Digitized by Google

um einige wenige vereinzelte Fälle handelt, als wenn einmal die Krankheit um sich gegriffen hat. Zunächst ist also der Kranke nach Möglichkeit zu isolieren, wie diese Bedingung auch für alle andern epidemischen Krankheiten selbstverständlich ist. Alle weiteren Maßregeln stützen sich auf die bekannten Eigenschaften des Cholerabacillus selbst. Derselbe besitzt keine Dauersporen, obgleich er in feuchtem Nährboden sich genügend lange lebensfähig halten kann, er ist durch Austrocknung außerordentlich leicht zu vernichten und geht in allen Faulflüssigkeiten, wie z. B. Abfuhrwasser, durch das Überwuchern anderer Arten schnell zu Grunde. In den Körper dringt er höchst wahrscheinlich nur durch den Verdauungskanal ein, und auch hier ist sein Eingang beschränkt durch den Salzsäuregehalt des normalen Magensaftes; aus dem Körper tritt er nur aus durch die Darmabfälle, kein anderer Teil des Körpers, speziell die Person des Kranken als solche nicht, ist ansteckend, weil sie keine Bakterien enthält. Auf feuchtem Nährboden, wie feuchter Wäsche, Nahrungsmitteln, im Wasser, vermag er sich oft ganz außerordentlich rapid zu vermehren, ohne sichtbare Veränderungen z. B. in der Milch und auf Pflanzenkost hervorzurufen. An diese Eigenschaften haben sich die Vorbeugungsmaßregeln eng anzuschließen. Zunächst ist die erste Regel für Gesunde, in den Cholerazeiten nur keimfrei gemachte Nahrungsmittel zu genießen, der Aufbewahrung derselben nach dem Kochen äußerste Sorgfalt zu widmen und peinlichste Sauberkeit bei den Mahlzeiten walten zu lassen, ferner stets auf gesunden Magen zu halten. Daß diese Maßregeln nicht so schwer zu erfüllen sind, lehrt die Thatsache, daß seit einer ganzen Reihe von Jahren in allen hygienischen Laboratorien seitens zahlreicher Forscher mit Reinkulturen des Cholerabacillus experimentiert worden ist und daß es bis auf einen Fall niemals zur Ansteckung gekommen ist. Was den Kranken selbst betrifft, so hat zunächst auch das Wärterpersonal die äußerste Reinlichkeit als größte Pflicht zu bewahren, es ist ferner die benützte und verunreinigte Wäsche häufig zu wechseln und sofort zu desinfizieren. Die Abgänge werden mit Chlorkalk oder roher Schwefelkarbolsäure gemischt und sofort in die Abfuhrkanäle befördert, wo sie keinen Schaden zu stiften vermögen, selbst im Falle nicht ganz genügender Desinfektion. Die Verunreinigung der Wohnräume ist wegen des Absterbens der Bacillen durch Eintrocknung nicht zu fürchten.

Ganz ähnlich ist das Verhalten des Typhusbacillus. Die Erkrankung an Unterleibstyphus tritt meist sporadisch auf, und es ist möglich, daß zur Entstehung derselben noch eine besondere Disposition des Organismus erforderlich ist. Vereinzelte Fälle von Typhus kommen in jeder Stadt, namentlich den größeren, stets vor mit der eigentümlichen Erscheinung, daß ihre Zahl zu gewissen Jahreszeiten regelmäßig zunimmt, zu anderen fällt. Zuweilen macht der Typhus größere Epidemien, für deren Ursachen noch keine Erklärung gegeben ist; ob dieselbe im Einzelfall durch Verbreitung größerer Mengen der Bacillen durch Trinkwasser oder durch Speisen geschieht, ist in vielen Fällen gar nicht zu ermitteln; Thatsache bleibt, daß der Typhusbacillus durch das Trinkwasser verbreitet werden kann; in vielen Fällen ist der sichere Nachweis geliefert worden, daß eine Kommunikation

Digitized by Google

der Abfallsgruben auf dem Lande mit Brunnen steten Anlaß zu Neuerkrankungen abgegeben hat. Auch der Typhusbacillus findet sich vorzugsweise in den Darmentleerungen, wenngleich dieselben nicht wie bei der Cholera die einzigen Quellen seiner Beförderung nach außen sind. Also besteht auch hier die Hauptaufgabe in der sachgemäßen Desinfektion der Entleerungen und der Wäsche; die letztere hat schon oft Gelegenheit zur Übertragung der Krankheit nicht auf das Wärterpersonal, sondern auf die mit der Besorgung und Reinigung der Wäsche Betrauten gegeben. Bei der Vorbeugung der Krankheit ist der Hauptnachdruck auf die Reinhaltung der oberflächlichen Bodenschichten, mehr noch des Trinkwassers zu legen.

Besondere Verhältnisse liegen bei der Diphtherie vor, die leider in den Städten endemisch geworden ist und z. B. in Berlin unendliche Opfer verlangt. Der Krankheitserreger derselben ist erst in der letzten Zeit mit Sicherheit festgestellt worden; es wurde von ihm schon mitgeteilt, daß er erstens durch Bildung eines starken Giftstoffes verhängnisvoll wirkt, welcher schon aus der Reagensglaskultur künstlich dargestellt worden ist, und daß er zweitens die Eigentümlichkeit hat, anderen Bakterien, den Streptokokken, den Zugang zum Körper zu vermitteln, durch welche dann häufig die tödliche Blutvergiftung im Gefolge der Diphtherie erzeugt wird. Der Diphtheriebacillus kann noch durch die dritte Eigentümlichkeit verhängnisvoll werden, daß seine Membranen den Kehlkopf des Kindes verstopfen und so den Erstickungstod herbeiführen. Der Diphtheriebacillus wird durch direkte Ansteckung übertragen, doch besitzt er nicht in allen Fällen die gleiche Giftigkeit, die vielmehr großen Schwankungen unterliegt. Zur Entstehung der Krankheit scheint eine gewisse Disposition des befallenen Körpers notwendig zu sein, denn der Bacillus findet sich zuweilen im Munde ganz gesunder Kinder, und Erwachsene sind, selbst wenn sie sich der äußersten Ansteckungsgefahr aussetzen, zu schweren Erkrankungen weniger geneigt, wenn sie auch durchaus nicht völlig verschont bleiben. Anderseits bedarf es sicher dort, wo größere und konzentrierte Mengen der Bacillen verstreut sind, wie in den Krankenräumen, keiner Disposition, um die Krankheit auf die Geschwister zu verbreiten. Der Bacillus kann sehr leicht mit der Nahrung verbreitet werden und scheint ungemein hartnäckig zu sein; an Orten mit nur mäßigem Feuchtigkeitsgehalt kann er monatelang seine Virulenz bewahren und sogar an ganz trocknen Orten sich beträchtlich lange übertragungsfähig halten. Aus diesen Gründen erklärt sich seine Eigentümlichkeit, an Wohnungen, besonders wenn sie feucht sind, beträchtlich lange zu haften, so daß zwischen der Erkrankung zweier Kinder derselben Familie ein monatelanger Zwischenraum liegen kann. Mir ist ein Fall aus einem großen Berliner Mietshause gegenwärtig, das in bekannter Weise aus sechs Geschossen, nämlich Keller, Parterre und vier Stockwerken besteht, und dessen rechte und linke Hälfte je zwei getrennte, gleichbeschaffene Wohnungen enthält. Auf der rechten Seite dieses Hauses sind im Verlauf von 4 Jahren in jedem Stockwerk außer dem dritten und zwar in der Vorder- wie in der Hinterwohnung, zum Teil mehrfache Fälle von Diphtherie ganz zerstreut vorgekommen, von denen zwei tödlich endeten; in der linken Hälfte des Hauses kam

Digitized by Google

während desselben Zeitraums nicht ein einziger Fall vor, obgleich die Kinderzahl in beiden Hälften gleichmäßig groß war. In vielen Fällen ist also der Keim der Diphtherie in der Wohnung zu suchen, in den meisten geschieht die Ausbreitung durch den Verkehr. Bei unsern verwickelten Beziehungen ist die Verstreuung des Keimes so leicht möglich, und die leider noch ganz fehlende Schulung des Volkes antiseptisch, antibakteriell zu denken, gebietet diesen Gelegenheiten keinen Einhalt; Fälle, in denen die Milchverkäuferin eben erst ihrem diphtheriekranken Kinde den Hals ausgespült hat und nun mit denselben Händen ihren Kunden Milch zumißt, Fälle, in denen der Kranke direkt aus dem Wartezimmer des Arztes persönlich statt des Bettes das Lokal seiner Krankenkasse aufsucht und hierzu die Pferdebahn benutzt, gehören in ihrem naiven Egoismus und ihrer furchtbaren Gefahr nicht zu den Seltenheiten. Gegen solche Fälle ist man natürlich machtlos, bis die Belehrung auch diesen Kreisen zugänglich geworden ist. Aber die sonst dem Arzte erwachsende Aufgabe der Vorbeugung bleibt groß genug, wenn es ihm gelingen soll, im Falle eingetretener Erkrankung das Übergehen der Bacillen in die Wohnung und den Verkehr zu verhindern. Er hat darauf zu halten, daß im Krankenzimmer des streng isolierten Patienten nur die allernotwendigsten Geräte stehen, daß von den so großen Mengen infektiöser Absonderungen, die bei dieser Krankheit schon durch die Behandlungsmethoden (Gurgeln, Pinseln) reichlich nach außen befördert werden, nichts auf den Boden, sondern womöglich alles in ein bestimmtes, mit Desinfektionsflüssigkeit halb gefülltes Gefäß entleert werde. Da dies aber nicht ganz durchführbar ist, sondern das sich wehrende Kind Betten und seine Kleider sowie die der Pfleger beschmutzt, so müssen die Pfleger Leinwandbekleidung tragen und alle Wäsche täglich gewechselt und desinfiziert werden. Ausgehustete Membranen sind sofort zu verbrennen, die benutzten Eß- und Trinkgeräte nach dem jedesmaligen Gebrauche sofort aufzukochen. Das Krankenzimmer ist nach beendeter Desinfektion auf das gründlichste zu desinfizieren. Leider ist die Anerkennung der Notwendigkeit aller dieser Maßregeln noch nicht so sehr allgemeines Eigentum geworden, und der Arzt, der alles sicher angeordnet zu haben glaubt, erblickt beim nächsten Besuch oft wieder Mißgriffe nach dieser Richtung, die ihn verzagen machen. Daher wird es wünschenswert, daß in jedem Falle von Diphtherie entweder eine geschulte Wärterin in Thätigkeit tritt oder, wo dies und die Einrichtung eines isolierten Krankenzimmers nicht möglich ist, daß der Kranke einem öffentlichen Krankenhause zur Behandlung überwiesen wird. Es sind nicht geringe Opfer, die in solchen Fällen den Angehörigen zugemutet werden, aber sie sind im Interesse der Gesamtheit zu verlangen.

Eine besondere Bedeutung hat die Heranziehung der Desinfektion für eine Krankheit in jüngster Zeit gewonnen, für welche nach früheren Anschauungen dieselbe am wenigsten nötig erschien, für die Tuberkulose. Es ist schon früher ausgeführt worden, wie beträchtlich die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle gerade an diesem Leiden ist, so daß man dasselbe geradezu als eine soziale Schädigung des Gesamtwesens von erstem Range bezeichnen muß. Die Tuberkulose der Lunge galt bis zur Entdeckung des Tuberkelbacillus als der Ausdruck

Digitized by Google

sozialen Elends, ihre Ursache wurde in den mannigfachsten Veranlassungen gesucht; war ein Familienzweig in seinen Säften erschöpft, dem Aussterben entgegengebracht, wie dies der ewige Wechsel der auf- und niedersteigenden Generationen bedingt, so gingen seine Mitglieder an Tuberkulose zu Grunde, gleich den welken Blättern eines Baumes, die der Sturmwind herabfegt, während die vollsaftigen sich sofort wieder aufrichten; war ein Mann im Kampfe ums Dasein durch Sorgen am Rande seiner Kräfte, so brachte ihm die Lungenschwindsucht die Erlösung; schlechte Ernährung, Not, Kummer, schwere Arbeit in stauberfüllter Atmosphäre, das waren die Ursachen, in denen man die Entstehung der Lungenschwindsucht fand. Bekannt ist der oft zitierte Ausspruch von Niemeier, daß Goethe mit Recht die Schwester von Beaumarchais im Clavigo nicht am gebrochenen Herzen, sondern an der Schwindsucht sterben ließ. Allein seit der Entdeckung des Tuberkelbacillus heißt es alle bisherigen Erfahrungen mit dieser Thatsache in Einklang bringen. Auch hier herrscht wieder ein Gegensatz zwischen den Vertretern der experimentellen bakteriologischen Schule und denjenigen der Praxis. Für die ersteren kommt als Entstehungsursache einzig und allein der Bacillus in Betracht, während die meisten Praktiker der Ansicht sind, daß noch eine gewisse Disposition des Körpers für das Haften des Bacillus in den Geweben des Körpers erforderlich sei und daß die bloße Einatmung desselben zur Entstehung der Krankheit nicht genüge. Diese Disposition kann eine allgemeine Widerstandslosigkeit des Körpers sein, wie sie vererbt oder durch schwächende Einflüsse der genannten Art erworben wurde, sie kann aber auch rein lokaler Natur durch die Einwirkung von Schädlichkeiten bedingt sein; jedenfalls genüge die „Ansteckung“ mit dem Bacillus allein noch nicht, um einen sonst gesunden Menschen tuberkulös zu machen. Auch diejenigen Ärzte, welche sich um die Behandlung der Tuberkulose so große Verdienste erworben haben, wie der verstorbene Brehmer in Görbersdorf, wie Dettweibe in Falkenstein, stehen auf dem Standpunkt der Disposition, ebenso Pathologen vom Rang eines Bollinger. Denn es haben zwar die Untersuchungen von Cornet, dem entschiedensten Verfechter der reinen Ansteckungsursache der Tuberkulose, ergeben, daß nicht, wie man früher annahm, der Bacillus überall in unserer Umgebung vorhanden ist, sondern daß er vorzugsweise nur im Staube in der unmittelbaren Umgebung solcher Lungenkranker zu finden ist, welche mit ihrem Auswurf leichtsinnig umgehen. Aber die Zahl der von solchen Kranken nach außen beförderten Bacillen ist noch immer groß genug, um in einem Jahre ganz Berlin tuberkulös zu machen. und an Gelegenheit, mit Schwindsüchtigen in Berührung zu kommen, fehlt es nicht, und doch wählt der Bacillus unter seinen Opfern. So erkrankt in gewissen Fabrikbetrieben eine besonders große Zahl von Arbeitern, in anderen eine viel geringere Zahl, und es wäre gezwungen anzunehmen, daß in dem einen Betriebe der Bacillus eine bessere Brutstätte fände als in dem anderen; die Erscheinung aber, daß im ersten Falle die Entwickelung von Staubabfällen (metallischen wie pflanzlichen und tierischen) im geschlossenem Raume nie fehlt, deutet auf eine ursächliche Mitbeteiligung der Staubeinatmung. Nirgends erliegt ein so großer Bruchteil einer bestimmten Klasse der Schwindsucht als in

Digitized by Google

Zuchthäusern; soll man auch hier wieder eine besonders reichliche Gelegenheit zur Infektion voraussetzen und nicht viel mehr in der mangelhafteren Ernährung und Bewegung, in der fehlenden Luft, in dem seelischen Druck die Erzeuger einer Disposition für das Haften des Bacillus finden, zumal wenn es sich herausstellt, daß von den Zuchthäuslern diejenigen, welche, in der Küche oder Bäckerei beschäftigt, Gelegenheit zu besserer Kost und Luft haben, von der erhöhten Sterblichkeit verschont bleiben? Man wird also vorläufig und, bis bessere Beweise vorliegen, zu der Annahme geführt, daß der Bacillus allein für den sonst gesunden und in normalen Verhältnissen lebenden Menschen vielleicht doch noch nicht die große Gefahr abgiebt, wenn nicht jene schwächende Disposition vorliegt; aber selbst diese Einschränkung ändert nichts an der Thatsache, daß die Disposition ebenfalls eine ungemein verbreitete ist und es so ermöglicht, daß eben der Tuberkelbacillus mehr Opfer erfordert als jeder andere Bacillus. Auch der strengste Anhänger der Dispositionslehre hat darum auf der einen Seite das disponierte Individuum, auf der andern Seite den Bacillus, dessen Eingreifen nötig ist und ohne dessen Eindringen in den Organismus niemals und unter keinen Umständen die Krankheit entsteht; die Tuberkulose ist und bleibt trotz dieser Disposition eine übertragbare Krankheit, verursacht durch einen spezifischen Bacillus, der Bacillus selbst muß vernichtet werden, wo auch immer er außerhalb des Körpers zu finden ist.

In diesem Sinne ist es die strenge Forderung der Hygiene, daß die neuerdings von Cornet auf Grund sorgfältiger Studien vorgeschlagenen prophylaktischen Maßregeln aufs genaueste durchgeführt werden, um so mehr als deren Ausführung in der Praxis auf gar keine Schwierigkeiten stößt und nur guten Willen verlangt, und als bisher hier außerordentlich viel gefehlt worden ist.

Das Wachstum des Tuberkelbacillus ist an enge Temperaturgrenzen gebunden, so daß er außerhalb des Tierkörpers nicht vermehrungsfähig ist, doch kann er in feuchtem und eingetrocknetem Zustande etwas über drei Monate auch außerhalb des Tierkörpers lebensfähig bleiben. Aus Flüssigkeiten kann er niemals durch Luftbewegungen in die Atmosphäre getragen werden, wohl aber, wenn die Flüssigkeit, in der er enthalten ist, eingetrocknet und staubförmig geworden ist, aus der Luft sinkt er aber bald vermöge seiner Schwere zu Boden. Der Tuberkelbacillus findet sich also außerhalb des Körpers nur in der unmittelbaren Umgebung solcher Orte, an denen Lungenkranke ihren Auswurf entleert haben und an denen er Gelegenheit hatte einzutrocknen. Zu solchen Orten gehören aber selbstverständlich bei der bisher üblichen Praxis außer dem Krankenzimmer sämtliche Räume, an denen stärkerer Menschenverkehr ist, wie Fabrik- und Bureauzimmer, Hotels, Eisenbahn- und Pferdebahnwagen ꝛc.; daß jedoch Ausstreuung des Tuberkelbacillus leicht vermeidbar ist, lehrt die Thatsache, nach welcher in gut geleiteten Krankenhäusern, in welchen jahraus jahrein zahlreiche Lungenkranke liegen, auch nicht ein einziger Bacillus im Staube zu finden war. Die zweite und letzte Ansteckungsquelle ist der Genuß der Nahrungsstoffe tuberkulöser Tiere, besonders perlsüchtiger Rinder, und hier handelt es sich weniger um eine Gefahr durch Fleischnahrung, da im Muskelfleisch der Bacillus äußerst selten ist, als um die-

Digitized by Google

jenige durch Milchgenuß. Denn der Übergang des Bacillus in die Milch findet leicht statt, der Prozentsatz der Perlsucht unter milchenden Kühen ist ein sehr großer und man hat berechnet, daß 5% der Marktmilch Bacillen enthalten.

Auf Grund dieser Entwickelungen ist die Verhütung der Ausstreuung von Tuberkelbacillen in unserer Umgebung eine technisch ungemein leichte Aufgabe, welche nur guten Willen, Sorgfalt und Sauberkeit verlangt. Zunächst ist die Milch, gleichviel woher sie stammt, ein für alle Mal gekocht zu genießen; auch kurz dauernde Siedehitze, welche für manche andere Bakterienformen nicht ausreicht, genügt, um den Tuberkelbacillus unschädlich zu machen. Dann aber ist nicht bloß jeder Lungenschwindsüchtige und nicht bloß dieser, sondern jeder, welcher Auswurf nach außen befördert, auf das strengste durch Belehrung wie Zwangsmaßregeln dazu anzuhalten, daß der Auswurf niemals Gelegenheit hat lufttrocken und staubförmig zu werden. Der Auswurf darf also niemals auf den Boden oder auf Wäschestücke und in Taschentücher[1]), sondern muß stets in wasserhaltige Speinäpfe entleert werden; es bedarf nicht des Zusatzes von desinfizierenden Substanzen zu jener Flüssigkeit, denn aus dem Wasser geht der Bacillus eben nicht in die Luft über; und wird dann das Wasser täglich mit seinem Inhalt in die Abfuhrkanäle befördert, so geht dort der Bacillus durch Fäuluis von selbst schnell zu Grunde. Damit diese so leicht zu erfüllenden und doch so wichtigen Forderungen praktische Durchführung erlangen, bedarf es viel größerer Aufmerksamkeit und Sorgfalt namentlich in den Fabriken und Verkehrsanstalten, viel besseren Willens seitens der in Frage kommenden Leiter, viel ausgebreiteterer Belehrung über die Ziele, auf die es ankommt, als diesem Gegenstande bisher geschenkt worden ist. „Mit drei Gegnern, die jeden Fortschritt aufhalten, hat auch die Prophylaxis der Tuberkulose zu kämpfen: die Unwissenheit, die Indolenz und die Böswilligkeit. Hoffen wir, daß sie dieselben besiegen wird, und bedenken wir, daß selbst, wenn nur ein Teil der Infektionsquellen verstopft wird, schon ein entsprechender Ausfall in Neuerkrankungen unsere Bemühungen ebenso sicher als reichlich belohnt." Mit diesem Worte schließt Cornet seine Untersuchungen über die Vorbeugungsmaßregeln gegen die Tuberkulose.

Von anderen übertragbaren parasitären Erkrankungen ist nichts Besonderes hervorzuheben, teils weil bei denselben die Krankheitsursache nicht bekannt ist, wie besonders bei den ansteckenden Ausschlagskrankheiten Masern, Scharlach, Flecktyphus, teils weil sich die Verhütungsmaßregeln nach derselben Richtung hin bewegen wie in den früher genannten Fällen. Denn auch hier spielt die Kontaktinfektion, die Übertragung der Krankheitsursache durch die Berührung des alltäglichen Verkehrs die Hauptrolle, nicht aber die Luftinfektion. Es ist dies bei diesen Infektionskrankheiten Erfahrungsthatsache, die bei einer derselben, dem Flecktyphus, schon zu einem durch seinen Erfolg bemerkenswerten Beispiel der prophylaktischen Herabsetzung der Krankheitsziffer führte. Der Flecktyphus ist bekanntlich eine der häufigsten Kriegsseuchen, der in manchen Feldzügen, wie in

[1]) Zur Vermeidung der Taschentücher sind von verschiedenen Seiten besondere in der Tasche leicht unterzubringende und leicht zu reinigende Speigläser konstruiert worden.

Digitized by Google

dem Zuge der Franzosen nach Rußland im Jahre 1812, mehr Opfer verlangte als Blei und Stahl. Im Krimkriege hatten die englischen Truppen, wie Koch in seiner Rede „Über die Bekämpfung der Infektionskrankheiten, insbesondere der Kriegsseuchen", anführt, welcher die folgenden Notizen entnommen sind, einen Verlust durch Waffen von 1761, durch Krankheiten von 16297 Mann gehabt, die viermal so starken französischen Truppen verloren durch Waffen 20240, durch Krankheiten aber 75375 Mann. Vergleicht man die einzelnen Kriegsjahre, so starben im ersten Winter von Engländern 10283, von Franzosen ebenfalls 10934 Mann an Krankheiten, im zweiten Winter dagegen von Engländern nur 551, von Franzosen aber 21182 Mann aus gleicher Ursache. Die sanitären Verhältnisse der Franzosen waren also mindestens 10 mal so schlecht als die der Engländer, während doch alle übrigen Bedingungen die gleichen waren. Die Engländer hatten aber Abwehrmaßregeln mit größter Energie und in größtem Umfange eingeführt, welche den Kostenaufwand von 15 Millionen Franks mit bestem Erfolge wieder einbrachten.

Dieses eine Experiment im großen Stile möge auch als Ermutigung dafür dienen, daß es in der That gelingt, durch Abwehrmaßregeln die Gefahr einer Epidemie im ausgedehnten Maßstabe abzuschwächen, und möge die Berechtigung derartiger Maßregeln beweisen, wie sie in jüngster Zeit für Berlin besonders mit aller Strenge durchgeführt sind, wenn sie auch für den Eingeborenen oft genug drückend und in ihrer Ausdehnung auf die Verhältnisse namentlich der ärmeren Bevölkerung praktisch nur unter den größten Schwierigkeiten und Opfern an Geld durchführbar sind. Freilich, der Einwurf der Zweifler, daß immer nur die von der Person des Kranken ausgehende Gefahr allein zur Bekämpfung gelangt, während der Umstand keine Berücksichtigung findet, daß die Infektionskeime sich noch an anderen Stellen ganz außerhalb des Bereichs der Person des Kranken in unserer Umgebung finden können und daß die Abwehrmaßregeln unmöglich bei dem verwickelten persönlichen Verkehr alle Zutritte der Infektionskeime treffen können, dieser Einwurf ist vorläufig durch Gründe nicht zu widerlegen; aber er ist kein Grund, sich nunmehr ganz thatenlos zu verhalten, und die Erkrankungsstatistik des nächsten Jahrzehnts als der allein maßgebende Faktor wird hoffentlich die Berechtigung des jetzigen Vorgehens erweisen.

Es soll also zugegeben werden, daß die jetzt geforderten und wenigstens für Berlin streng durchgeführten Desinfektionsmaßregeln oft recht hart für den betreffenden sind, aber wie milde erscheinen sie, wenn man sie mit Maßregeln früherer Jahrhunderte vergleicht, und wie sehr unterscheiden sie sich von denselben durch die sichere Kenntnis der Beschaffenheit des Feindes, den man treffen, und der Waffen, die man gegen ihn anwenden will. Wie einfach sind die jetzt vorgeschlagenen Maßregeln gegen die Tuberkulose, welche nur Sorgfalt und guten Willen verlangen, wenn man liest, was im vorigen Jahrhundert noch in Italien zur Bekämpfung derselben Krankheit für erforderlich gehalten wurde. In Neapel erschien im Jahre 1782 ein Dekret, welches folgende Bestimmungen enthielt.

Digitized by Google

1. Jeder Fall von Tuberkulose ist bei Strafe von 300 Dukaten und im Wiederholungsfalle bei unwiderruflicher Verbannung auf 10 Jahre ärztlich anzuzeigen.

2. Arme Patienten sind ohne weiteres einem Spitale zuzuführen.

3. Kleider und Leinwand für solche Kranke sind gesondert aufzubewahren.

4. Es soll seitens der Obrigkeit ein Inventar über alle Kleidungsstücke des als tuberkulös erkannten Patienten aufgenommen und nach dem Tode desselben nachgesehen werden, ob alle notierten Sachen noch vorhanden sind. Jede Widersetzlichkeit gegen dieses Vorgehen der Behörde wird mit Gefängnis und selbst Galeerenstrafe bedroht.

5. Alle der Infektion nicht verdächtigen Mobilien sind alsbald zu reinigen, die derselben verdächtigen unverzüglich zu verbrennen oder auf angemessene Weise unschädlich zu machen.

6. Die Obrigkeit hat die Verpflichtung, das Zimmer des betreffenden Patienten weißen, den Fußboden, Decken und Wandbekleidung erneuern, die Fenster und Thüren verbrennen sowie durch neue ersetzen zu lassen.

7. Neubauten dürfen nicht vor Ablauf eines Jahres nach Fertigstellung bezogen werden.

8. Schwere Strafen werden allen denen angedroht, welche Kleidungsstücke oder Effekten phthisischer Individuen kaufen oder verkaufen.

Heute erscheint uns dieses Dekret unerträglich in seiner Härte und in seinem Eingreifen in private Verhältnisse; und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo man das gleiche Urteil auch über das jetzt in Berlin eingeführte Desinfektionsverfahren auf Grund besserer Kenntnisse fällt. Die Forschung steht nie still, unsere Theorien wechseln, und unsere Anschauungen sind wandelbar, aber es wäre ein Vergehen gegen unser Gewissen, wenn wir in Erwartung späterer Entdeckungen darauf verzichteten, das, was wir nach dem heutigen Stande unseres Wissens als heilsam und keine anderen Opfer verlangend als Geldopfer, erkennen, im Interesse des allgemeinen Wohles zur Geltung zu bringen.

Es beschränken sich also unsere heutigen Abwehrmaßregeln vorzugsweise auf die von den Erkrankten selbst ausgehende Gefahr, wenn sie sich auch von den Maßregeln früherer Zeiten wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie nicht die ganze Person des Kranken als vergiftet aus der Gesellschaft ausstoßen, sondern nur die bacillenhaltigen Abgänge vernichten, den Kranken selbst aber mit all' der humanen Fürsorge umgeben, welche auch der nicht ansteckende Kranke früherer Zeit entbehren mußte. Die Prophylare erstreckt ihre Maßregeln erst in zweiter Reihe auf die Medien, die uns umgeben, auf Luft, Boden, Wasser; und das mit Recht, wenn sie sich wieder auf die Thatsachen in bezug auf die Verbreitung der Krankheitserreger bezieht. Die Luft galt, als man noch von Miasmen und Kontagien sprach, als der Hauptverbreitungsweg infektiöser Krankheiten. Jetzt wissen wir, daß Bakterien aus feuchten Aufenthaltsorten nun und nimmer durch irgend welche noch so starke Luftbewegung in die Atmosphäre aufgenommen werden können; nur im Zustande der Eintrocknung vermögen sie vom Winde

Digitized by Google

fortgeführt zu werden. Aber hierdurch werden sie einerseits so sehr in der ganzen Atmosphäre verteilt, daß ihre Gefährlichkeit abnimmt, andererseits sinken sie vielfach durch ihre Schwere zu Boden, und viele Arten sind in eingetrocknetem Zustande überhaupt nicht mehr gefährlich. Die Luft spielt also jedenfalls nicht die Hauptrolle als Vertreterin ansteckender Krankheiten, die man ihr früher zumaß, obgleich diese Rolle für einzelne Krankheiten, wie die Tuberkulose, immerhin noch groß genug ist; anderseits ist ihre Bedeutung als Abwehrmaßregel in der Form der Ventilation zur Entfernung infektiösen Staubes durchaus nicht allein ausreichend, denn es sind schon große Luftströmungen erforderlich, um denselben aus der infizierten Wohnung zu entfernen; und nur bei den Maßnahmen gegen den Flecktyphus im Krimkriege hat sich die Ventilation als das wirksamste Abwehrmittel erwiesen. Immerhin bleibt der Luftersatz in allen Fällen, wenn auch nicht das allein ausreichende, doch ein unentbehrliches prophylaktisches Mittel.

Der Boden spielt als siechhafter Boden eine große Rolle in epidemiologischen Theorien, es ist aber von ihm bakteriologisch erwiesen, daß die tieferen Schichten desselben, vorzugsweise das in denselben enthaltene Grundwasser, vollständig keimfrei sind, während die oberflächlichen Lagen einen ausgezeichneten Nährboden für Bakterien und einen Schlupfwinkel für die Sporen derselben abgeben. Da die Bakterien nur bei Feuchtigkeitsgehalt zu gedeihen vermögen, so beschränkt sich die Forderung der bakteriologischen Hygiene auf möglichste Reinhaltung und Trockenerhaltung der oberflächlichen Bodenschichten. Das Wasser gestattet den meisten pathogenen Bakterienarten selbst bei sehr geringem Gehalt an organischem Material die Vermehrung; auf die Beschaffung reinen Trinkwassers ist also besonderes Gewicht zu legen. Ganz zu vermeiden ist Oberflächenwasser oder dasjenige der sogenannten Kesselbrunnen, welches durch Verunreinigung von außen denselben Wert hat wie das erstere. Vorzuziehen sind Röhrenbrunnen, welche das keimfreie Grundwasser zugänglich machen, oder Hochquellenleitungen oder die Leitungen filtrierten Wassers, wenngleich die neuesten Forschungen dargethan haben, daß die Filter nicht absolut und nicht unter allen Umständen zuverlässig sind.

Demgemäß gehören also auch Ventilationsvorrichtungen, Kanalisationssysteme, Wasserleitungen zu den Abwehrmaßregeln gegen Infektionskrankheiten, ebenso noch die Fleischuntersuchungen und Schlachteinrichtungen unserer modernen Schlachthäuser. Auf diese Fragen im einzelnen hier einzugehen, liegt keine besondere Veranlassung vor, es soll nur noch zweier Thatsachen gedacht werden, weil sie ganz neuerdings Gegenstand bakteriologischer Untersuchung waren. Es ist früher als unbedingte Forderung der Hygiene hingestellt worden, daß tierische Kadaver, die z. B. an Milzbrand gefallen waren, verbrannt oder zwei Meter tief vergraben werden sollen; und es erscheint ein Widerspruch, daß die Leichen der an Infektionskrankheiten verstorbenen Menschen anstandslos dem Boden überantwortet werden und daß die moderne Hygiene die Leichenverbrennung nicht als eine ihrer Hauptforderungen verficht. Freilich hat dieselbe nicht den mindesten Grund, sich gegen eine solche zu erklären, aber sie unbedingt zu verlangen, liegt

Digitized by Google

keine Veranlassung vor, seitdem von Esmarch nachgewiesen hat, daß die meisten pathogenen Bakterien in der Leiche verhältnismäßig schnell zum Absterben kommen. Absolut ausgeschlossen ist freilich die Gefahr nicht, daß gelegentlich das höher stehende Grundwasser vereinzelte Keime vor erfolgtem Absterben in höhere Bodenschichten fortführt, in denen eine Bildung von Dauersporen ermöglicht wird. Zur Frage, ob Kanalisation oder Abfuhr, hat neuerdings Prausnitz für München Versuche angestellt, wonach die schon bekannte Eigenschaft der Selbstreinigung schnell strömender Flüsse von den in ihr Bett gelangenden infektiösen Keimen auch für die Isar gilt.

Wir haben in den obigen Ausführungen die Rolle dargestellt, welche die Bakterien als Krankheitserreger spielen, wir haben die Waffen gemustert, welche uns die Errungenschaften der Forschung zur Abwehr an die Hand gegeben haben; es hat sich hierbei herausgestellt, daß die Bekämpfung der Krankheit selbst auf direktem Wege sich bisher auf die Erfolge der antiseptischen und aseptischen Chirurgie und auf die Aussichten beschränkt, die uns Koch für die Heilung der Tuberkulose gemacht hat, während die Bekämpfung der meisten Bakterienkrankheiten auf indirektem Wege durch Hebung des körperlichen Widerstandes bisher mehr Erfolge gehabt hat. Die Bekämpfung der schnell wirkenden Infektionskrankheiten, die unter der Form einer Septikämie oder Vergiftung auftreten, auf direktem Wege hat sich nach dem heutigen Stande unsrer Kenntnisse sogar als vielleicht dauernd unmöglich herausgestellt; es mußte daher für diese Erkrankungen der Schwerpunkt auf die Prophylaxe, die Vorbeugung gelegt werden. Im engsten Anschluß an die Eigentümlichkeiten der einzelnen in Frage kommenden Bakterienarten wurden die für die Abwehr sich ergebenden Maßregeln besprochen, deren Schwerpunkt in der Vernichtung der vom Erkrankten selbst ihren Ausgang nehmenden bakterienhaltigen Abgänge liegt, der Funken, welche vom brennenden Herde aufsliegen, während in zweiter Linie die allgemein hygienischen Maßregeln der Wasserversorgung, Bodenreinigung, Ventilation, Ernährung ꝛc. kommen.

Mit allen diesen Maßregeln ist aber der Kampf gegen die Bakterien noch nicht erschöpft, es bleibt noch eine weitere, vielleicht die größte Aufgabe, diejenige, daß in jedem einzelnen der Gedanke klar wird, daß und wie er selbst verpflichtet ist mitzuwirken im Kampfe gegen diese Feinde der Menschheit in seinem Interesse und in dem der gesamten Menschheit. Auch hier giebt es, um im Bilde zu bleiben, eine allgemeine Wehrpflicht, ohne welche alle Vorschläge von Fachleuten, alle Maßregeln von Behörden halbe bleiben. Die erste Bedingung hierzu aber ist die Kenntnis der Gefahren, die uns von jener Seite drohen. Zwischen jener blinden Bacillenfurcht, welche mit jedem Atemzug, mit jedem Bissen den Tod in sich aufzunehmen fürchtet und deren sich als eines dankbaren Stoffes die Witzblätter mit Recht bemächtigt haben, und jener absoluten Gleichgiltigkeit, welche für die Gesamtheit Gefahren heraufbeschwört, liegt ein Mittelweg, die verständige Überlegung, welche mit Bewußtsein die uns drohenden Gefahren meidet, ohne damit sich jeden ruhigen Lebensgenusses zu berauben. Deren erste Bedingung aber ist eine genaue Kenntnis der Beschaffenheit und der Eigenschaften der Bacillen, in

Digitized by Google

erster Linie der Wege, auf denen sie den Körper befallen. Unser Ideal ist nach zwei Richtungen hin die aseptische Chirurgie. Auch hier ist ja gelungen, was wir für die andern Infektionskrankheiten erstreben, nämlich ein ganzes Heer der mörderischsten Krankheiten vollständig aus der Welt zu schaffen, und das einfach mit Hilfe der strengsten Durchführung des Gedankens, daß keine Bakterien in die offene Wunde gelangen dürfen. Hier trat aber jene zweite Erscheinung zu Tage, die wir ebenfalls für die Hygiene wünschen, daß nämlich, sobald einmal die Wirksamkeit der Methode erkannt war, das Denken im Geist der Asepsis so sehr Eigentum eines jeden Arztes ward, daß er demselben sich überhaupt niemals mehr zu entziehen vermag. Und dieser Umschwung war das Ergebnis nur weniger Jahre. Und wie der Arzt nur im Geiste der Asepsis denkt und handelt, so soll, das ist unsere Forderung, auch das Publikum so durchdrungen werden von den Ergebnissen der bakteriologischen Forschung und dem, worauf es dabei ankommt, daß es in allen seinen Handlungen nicht anders vorzugehen vermag, daß es unabweislich und fast mechanisch in diesem Sinne handelt. Und es ist gar nicht so schwer, seinen Haushalt antibakteriell zu gestalten, man muß darunter nur nicht verstehen, daß nunmehr auf alle Bakterien Jagd gemacht werden soll mit Karbolnebel und Sublimatscheuerung; im Gegenteil, wer durch eine beträchtliche Ausgabe für Karbol das Seinige gethan zu haben glaubt, wird nie zu den Unfrigen zu rechnen sein und der Sache gerade so schaden wie derjenige, der in Karbolwasserumschlägen die Quintessenz der antiseptischen Chirurgie sieht. Im Grunde ist auch hier wie in der Chirurgie nichts weiter erforderlich als die strenge Befolgung des Grundsatzes, daß jede Form der „Kontaktinfektion" zu vermeiden ist. Demgemäß deckt sich ein großer Teil unsrer Forderungen mit alten, gesundheitlichen Maßregeln, die von je geherrscht haben, und mit Gewohnheiten, die sich eingebürgert. Daß eine gesunde und trockne, gut ventilierte Wohnung, daß eine sorgfältige Reinigung des Körpers, sowie die Befreiung der Wohnung von Staub zu unsern Forderungen gehört, ist zu selbstverständlich, um es hervorzuheben. Aber man lasse zum Genuß, namentlich der Kinder, nur gekochte, d. h. sterilisierte Speisen zu, deren gegen Staub geschützte Aufbewahrung nach dem Abkochen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, und es ist sogar kein zu großes Opfer, wenn in der Großstadt wenigstens den Kindern der Genuß rohen Obstes, das durch so viele Hände gegangen und ein so vorzüglicher Nährboden ist, entzogen wird, sie können durch gedämpftes Obst reichlich schadlos gehalten werden. Man dulde z. B. niemals das Einbringen der Finger in den Mund und ahnde dieses sowie die Annahme von Speisen und Leckereien durch andere Personen strenger als jedes andere Vergehen der Kinder; küssen auf den Mund ist selbstverständlich ausgeschlossen. Ich bekenne, daß ich sogar die neuen Spielsachen meines Kindes, speziell diejenigen, die dasselbe zum Munde führt, wie Musikinstrumente, vor dem Gebrauch selbst reinige und desinfiziere. Wer nur gekochte Speisen und keimfreie Getränke genießt, wer instinktiv vor jeder Mahlzeit die Hände sorgfältig reinigt, wer der Pflege des Mundes Sorgfalt widmet, der ist auch in Cholerazeiten vor der Erkrankung fast sicher geschützt; das ist keine kühne Prophezeiung,

Digitized by Google

sondern eine Thatsache, dadurch begründet, daß in hygienischen Laboratorien seit Jahren mit den gefährlichsten Keimen gearbeitet wird, daß dieselben gelegentlich auch einmal verstreut werden, daß aber bis auf drei Fälle niemals eine Infektion stattgefunden hat. Und was der Einzelne in seinem Haushalt zu berücksichtigen hat, das ist auch Pflicht desjenigen, welcher viele Menschen in geschlossenen Räumen beherbergt und welchem die Leitung der Verkehrsanstalten zufällt. Und wie die Arbeitgeber gegenwärtig freiwillig oder dem Zuge der allgemeinen Strömung nachgebend die weitgehendsten Konzessionen in bezug auf Arbeiterschutz gemacht haben, so wird auch zu verlangen sein, daß die Forderungen der Hygiene in dem Begriff des Arbeiterschutzes Aufnahme finden. „Das Volk muß zur Reinlichkeit erzogen werden", fordert Cornet in seiner mehrfach zitierten Untersuchung; fügen wir erweiternd hinzu, daß hierunter nicht die gewöhnliche, sondern die Reinlichkeit des Chirurgen zu verstehen ist. Erreicht kann dieses Ziel, ohne welches ein Erfolg nicht möglich, nur werden, wenn die Gebildeten von der Notwendigkeit durchdrungen und durch eigne Überzeugung für die Sache gewonnen werden.

Den Lesern dieser Zeitschrift habe ich mich daher bemüht, die Notwendigkeit und Dringlichkeit dieser Bestrebungen darzustellen, indem ich die Thatsachen der bakteriologischen Forschung historisch und in ihrer allmählichen Entwickelung darstellte. Ich war bestrebt, die Forderungen der Hygiene nicht aufzuzählen, wie sie sich aus Resolutionen von Vereinigungen und aus polizeilichen Bestimmungen ergeben, sondern versuchte den ganzen Ideengang zu beleuchten und so das mitwirkende Urteil herauszufordern. Wenn mir meine Absicht gelungen, wenn es klar geworden, daß trotz der geringen Erfolge in der direkten Bekämpfung der bakteriellen Erkrankungen und trotz der vielfachen Härten und Schwierigkeiten der vorgeschlagenen Maßregeln unsre Aussichten im Kampfe auf dem vorgeschlagenen Wege der Prophylaxe doch nicht zu unterschätzen sind, so ist der Zweck erreicht, nämlich die Leser dieses Aufsatzes zu gewinnen als Mitstreiter im Kampfe gegen die Feinde der Menschheit.

Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

II.

Die Wirtschaftspolitik des Konvents.

Im September 1792 schreibt Robespierre seinen Wählern, bisweilen spreche man wohl mit Hochachtung von dem „notleidenden und arbeitenden Teile der Gesellschaft," besonders in „kritischen und revolutionären Zeiten"; aber wenn Ruhe herrsche und es sich um die praktische Bethätigung des Gesagten handle, dann zeige sich alsbald, daß die schönen Formeln und pomphaften Grundsätze

Digitized by Google

„mehr in unserem Gedächtnis oder in unserer Einbildungskraft leben als in unserem Herzen [1])". Diese Kritik trifft nicht nur auf die konstituierende und die gesetzgebende Versammlung zu, gegen welche sie sich richtet; sie ist auch für den Konvent giltig. So lange derselbe sich in Sicherheit fühlte, hat er eine ebenso egoistische Politik verfolgt wie die Bourgeoisie, welche vor ihm am Ruder war, die Politik des Gehenlassens. Zu einem Eingriff in das wirtschaftliche Leben verstand der Konvent sich immer erst, wenn der vierte Stand drohend die Faust ballte oder gar energisch dreinschlug.

Schon dadurch, daß alle Maßregeln zu gunsten der arbeitenden Klassen dem Konvent abgetrotzt wurden, war eine heilsame Wirkung derselben ausgeschlossen; eine spontane Fürsorge hätte einen versöhnenden Einfluß ausgeübt, eine erzwungene erzeugte notwendig weitere Ansprüche auf seiten des vierten Standes und erschwerte dadurch eine Verständigung zwischen ihm und der Bourgeoisie. Es kam hinzu, daß der Konvent, so oft er sich in das wirtschaftliche Leben einmischte, stets die verkehrte Richtung wählte. Wie sein moralisches so ist auch sein intellektuelles Niveau um nichts höher als das der konstituierenden und der gesetzgebenden Versammlung. Insbesondere hat er zur Zeit des Terrorismus mit Giften gefährlichster Art ebenso toll gehaust, als das Bourgeoisie-Regiment es vor ihm mit dem Grundsatz des laissez faire gethan hat.

Der Konvent beginnt seine Wirksamkeit mit verheißungsvollen Worten für die misera contribuens plebs. Die Republik, verkündigt er in einer seiner ersten Sitzungen, ist „die heilige Verbindung der Menschen, welche sich als gleichberechtigt und als Brüder anerkennen, welche gemeinsam an dem Wohle Aller arbeiten, um das Wohl eines jeden Einzelnen zu sichern [2])". Bei den Verhandlungen über die Verfassung wurde diesem Gedanken ein bestimmterer Ausdruck gegeben; es wurden verschiedene konkrete Zusagen bezüglich der praktischen Bethätigung der Bruderliebe in Vorschlag gebracht. In Condorcets „Entwurf der natürlichen, bürgerlichen und politischen Rechte der Menschen" ist die Bestimmung aufgenommen: „Die öffentlichen Unterstützungen sind eine heilige Schuld der Gesellschaft, und das Gesetz hat ihre Ausdehnung und Durchführung zu regeln" [3]) Robespierre befürwortete, dem Staate die Verpflichtung aufzuerlegen, für den Unterhalt aller seiner Mitglieder Vorsorge zu treffen, indem er Arbeitsgelegenheit beschaffte und den Arbeitsunfähigen die zu ihrer Existenz erforderlichen Mittel verabfolgte. Diejenigen Bürger, deren Einkommen nur gerade das zum Leben Notwendige betrug, sollten von jeder Abgabe frei sein, und die Wohlhabenden in steigender Progression zu den öffentlichen Lasten herangezogen werden [4]). Die

[1]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XIX, p. 175.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 250, 251. Wiederholt wird es für die dringendste Aufgabe des Konvents erklärt, die Bettelei zu beseitigen. S. z. B. l. c. Tom. XXII, p. 265.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV., p. 108.

[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV, p. p. 93 etc. In zahlreichen Broschüren werden ähnliche Forderungen aufgestellt. So plädirt z. B. H. Bancal in Du nouvel ordre social. Paris 1792, für Alters- u. Invaliden-Versorgung. S. auch les Elémens du contrat social,

Digitized by Google

„Grundzüge einer nationalen Erziehung," welche gleichfalls von dem Führer der Jakobiner herstammen, beginnen mit der Anklage gegen die Revolution, daß sie bisher alles für die oberen Klassen der Gesellschaft gethan habe, „aber sonst nichts für die vielleicht unentbehrlichste, für die Proletarier, deren einziger Besitz in ihrer Arbeitskraft bestehe." „Die Feudalität, heißt es dann weiter, ist zerstört; aber davon haben die Proletarier keinen Gewinn, denn sie besitzen nichts von dem frei gewordeneu Grund und Boden. Die Steuern sind gerechter verteilt, aber infolge ihrer Armut waren die Proletarier schon früher fast unerreichbar für die Steuerlast; für sie ist die Erleichterung kaum merkbar. Die bürgerliche Gleichheit ist gesichert; aber ihnen fehlen Erziehung und Bildung. Sie tragen die Bürde des Titels eines Bürgers, ohne auch wirklich Anteil an den Ehren zu haben, welche sie beanspruchen dürfen." Robespierre gelangt zu dem Schluß, daß eine Revolution auf dem Gebiete des Unterrichtswesens zu gunsten der Armen notwendig sei, „eine behutsame und friedliche Revolution, welche sich ohne Störung des Eigentums, ohne Verletzung der Gerechtigkeit vollziehen soll," und zwar in der Weise, daß die Kinder der Armen auf Kosten der Reichen erzogen werden[1]).

Von all' den anfänglichen Zusagen des Konvents ist nur ein verschwindend kleiner Teil eingelöst worden.

So lange die Girondisten den Ausschlag gaben, geschah seitens der Legislative auf wirtschaftlichem Gebiete nichts Weiteres, als daß in Fällen dringendster Not oder aus Rücksichten der Fraktionstaktik einzelnen Gemeinden Unterstützungen bewilligt wurden. Für ein organisatorisches Eingreifen zu gunsten des vierten Standes fehlte es der leitenden Fraktion schon an der ersten Vorbedingung; sie fühlte oder begriff nicht die Notwendigkeit dafür. Selbst Klagen, deren Berechtigung für jedermann klar zutage liegen mußte, wie beispielsweise diejenige, welche der Minister des Innern in einer der ersten Sitzungen des Konvents über den Mangel an Geldmitteln für die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten vorbrachte, blieben unbeachtet[2]). Zwischen den Girondisten und den Bourgeois, die vor ihnen die gesetzgebende Gewalt gehandhabt haben, besteht in dieser Beziehung kein Unterschied. Sie sind sich beide so ähnlich, daß auch die ersteren alle Beschwerden der unteren Klassen über ihre traurige wirtschaftliche Lage lediglich auf feindliche Machinationen zurückführen und dementsprechend behandeln. Im Oktober 1792 erscheint eine Deputation vor den Schranken des Konvents und rechnet ihm vor, daß die Pariser Arbeiter in anbetracht der hohen Preise der Nahrungsmittel und der erheblichen Ausgaben, welche sie für ihre Bekleidung,

---

ou le développement du droit naturel de l'homme sur la propriété, Paris 1792 Tit. I, art. 12 etc. und Tit. III, art. 1 etc., J. F. Barailon, Projet de constitution présenté à la convention nationale, Paris 1793. Part. I, Sect. I, art. 43, Part. II, Sect. 19 u. 20., Hérault, Projet de constitution du peuple français, Paris 1793, Voeu d'un citoyen sur la nouvelle constitution, Paris 1793, p. 7.

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV, p. 81.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. 44.

Digitized by Google

insbesondere für Schuhzeug, zu machen haben, außer stande seien, mit dem ortsüblichen Lohn von 40 Sous auszukommen. Der Konvent erklärt diese Berechnungen für „Manöver, durch welche das Volk irre geführt werden solle," und beschließt zur Aufklärung der verführten Arbeiter eine väterliche Ansprache an dieselben zu richten [1]).

Für das Verkehrsleben gab es nach Ansicht der Girondisten nur ein mögliches Prinzip, das der unbedingten Enthaltung der Staatsgewalt. Am 3. November 1792 kam aus Anlaß eines Berichtes der Kommission für Landwirtschaft und Handel über den vorhandenen Vorrat an Lebensmitteln die Frage der Anwendung gewisser Zwangsmaßregeln behufs Sicherstellung der Volksverpflegung zur Sprache. Das Eigentum, führte der Berichterstatter aus, ist ein heiliges Recht; aber die Gesellschaft darf die Ausübung desselben regeln. Jeder Bürger ist dem öffentlichen Interesse ein leichtes Opfer seines Besitzes schuldig, um das, was ihm verbleibt, in Ruhe genießen zu können. Daraus folgt, daß in Zeiten der Hungersnot der Besitzer von Getreide zum Verkauf desselben gezwungen werden darf. Dem gegenüber machte der girondistische Minister des Innern geltend, die Geschichte bewiese, daß jeder Eingriff in die Freiheit des Verkehrs für die Allgemeinheit schädlich wirkte. Zwang erzeugte die Notwendigkeit weiteren Zwanges und führte alsbald dahin, „daß man die eine Hälfte der Nation gegen die andere bewaffnen müßte." In der Gesetzgebung wie in der Mechanik würde durch die Vervielfältigung der Räder die Bewegung derselben verlangsamt oder in ihrer Wirkung geschwächt. Die politische Kunst bestände darin, wenig zu thun; die Regierung müßte, wie die Erziehung, hauptsächlich darauf ausgehen, dem Übel in negativer Weise vorzubeugen, damit den Fähigkeiten freie Entwickelung gewährt würde; denn in der Freiheit läge die Voraussetzung alles Gedeihens. Auf diese Argumentation hin wurden nicht nur die Anträge der Jakobiner, sondern auch der bescheidene Vorschlag der Einführung einer Importprämie zurückgewiesen. Der Konvent beschloß zwar, die Ausfuhr von Getreide, Mehl und getrocknetem Gemüse unter Androhung der schwersten Strafen zu verbieten; im übrigen aber proklamierte er unter Aufhebung des oben erwähnten Dekretes vom 16./17. September 1792 völlige Freiheit des Handels und verpflichtete die Behörden, eventuell mit Gewalt jeden Versuch einer Einschränkung zurückzuweisen.

Trotzdem die Ernte 1792 gut ausgefallen war, wurde die wirtschaftliche Lage schon Ende des Jahres immer bedenklicher. Der Preis der Lebensmittel ging nicht nur nicht zurück, er erfuhr eine erhebliche Steigerung. Im Februar 1793 galt das Pfund Brot bereits 6—9 Sous, das Pfund Fleisch 20 Sous, und selbst dafür konnte man nur schlechte Ware erhalten; das Brot war aus Gerstenmehl und Siebabgängen gebacken. Damit war der letzte Kredit der Girondisten geschwunden; die Notwendigkeit, mit dem Grundsatze des laissez faire zu brechen, schien unumstößlich erwiesen zu sein. Immer dringender trat die Forderung auf, daß die Regierung zur Linderung des Notstandes organisatorisch in das Verkehrsleben eingriffe.

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p 203.

Digitized by Google

Eine Agitation zu gunsten wirtschaftlicher Zwangsmaßregeln hatte sich schon bald nach dem Ausbruch der Revolution in der radikalen Presse und in den Klubs geltend gemacht. Man hatte die Forderungen aufgestellt, daß die Regierung die Bauern zur Beschickung der Märkte anhalten müßte, daß jedem Familienvater ein seinem Bedürfnis entsprechendes Quantum Getreide anzuweisen und der Ankauf von Mehl und Korn auf das zum Lebensunterhalte des Käufers Erforderliche einzuschränken wäre. Von anderer Seite war der Errichtung öffentlicher Getreidespeicher das Wort geredet worden, in welchen stets ein für vier Jahre ausreichender Vorrat zu halten wäre; derselbe sollte durch Kauf auf offenem Markte oder in der Weise beschafft werden, daß jeder Getreideproduzent verpflichtet würde, einen Teil seines Produkts zu bestimmten Preisen an den Staat abzugeben. Vielfach hatte man endlich die Festsetzung eines Höchstpreises für Getreide empfohlen. Im Verlaufe der Revolution hatte insbesondere dieser letzte Vorschlag eine zahlreiche Anhängerschaft zu werben gewußt. Selbst in den Zeiten des Notstandes waren die Wohllebenden vor jeder Entbehrung geschützt geblieben[1]; wer zahlen konnte, war stets in der Lage sogar Luxus zu treiben. Montjoie, dessen Schilderung der Verhältnisse in Paris während des Herbstes 1789 oben erwähnt worden ist, erzählt in seinem Berichte weiter, auf einem Ausfluge nach Versailles habe er sich von der Beschaffenheit des Brotes überzeugen wollen, welches am Hofe, an den Tischen der Minister und Abgeordneten serviert worden sei; überall habe er eine Abundanz „des ausgezeichnetsten Gebäckes von schönster und bester Qualität" gefunden. Derselbe Gegensatz geht durch die ganze Revolution hindurch. So heißt es beispielsweise in einer Pariser Polizeimeldung aus dem Jahre 1794, dem Minister Garat sei von einem seiner Agenten Champagner von den ersten Marken die Hülle und Fülle angeboten worden, außerdem Gesundheitsschokolade bester Qualität zu 4 Livres 10 Sous, Halbvanille zu 5 Livres 10 Sous und Vanille zu 6 Livres[1]). Der Fehlschuß lag nahe, daß die Notlage der unteren Stände nicht etwa durch Mangel an Lebensmitteln verursacht würde, daß vielmehr ein ausreichendes Quantum davon vorhanden wäre, und es nur darauf ankäme, Preise zu fixieren, welche selbst der gemeine Mann zu erschwingen vermöchte. In der That eignete sich der vierte Stand diese Argumentation an, und in verschiedenen Gemeinden gelang es ihm, die Ergreifung entsprechender Maßregeln durchzusetzen. Die Tarifierungen der Lebensmittel reichen bis in das Jahr 1790 zurück. An einigen Orten beschränkte man sich darauf, für Getreide einen Maximalpreis vorzuschreiben, welcher um ein Drittel oder um die Hälfte hinter dem Marktpreis zurückblieb; anderswo wurden auch Fleisch, Butter, Speck, Öl nach gleichen Grundsätzen abgeschätzt oder gar ein Tarif für die verschiedensten Waren aufgestellt, wie z. B. im Nivernois, wo das Maximum sich selbst auf Holzschuhe, Hüte, Ochsengeschirre und Pack-

[1]) Schmidt a. a. O., B. 2, S. 119 f., auch Buchez et Roux l. c. Tom. XXXII, p. 1. Edmond et Jules de Goncourt, Histoire de la société française pendant la révolution, p. p. 302 etc., 432 etc.

Digitized by Google

nägel erstreckte [1]). Ergänzungsweise dekretierten Gemeinden, daß die Bauern, Bäcker und Fleischer bei Vermeidung der Konfiskation ihre Vorräte auf den Märkten feil zu bieten hätten [2]). Je mehr das Elend sich steigerte, desto weiter griff die Agitation für das Maximum um sich, und desto energischer trat sie auf. Während sie anfänglich nur in kleineren Kommunen erfolgreich gewesen war, in denen der Obrigkeit die Mittel zum Widerstand fehlten, sahen sich nach und nach auch die Behörden der größeren Städte genötigt, den immer drohender werdenden Forderungen des Proletariats nachzugeben. Ende September 1792 berichtete Roland dem Konvent, der Gemeinderat von Lyon hätte, „um den Verhältnissen Rechnung zu tragen", für Brot, Fleisch, Butter und Eier eine Taxe unter dem Marktpreise normiert, und durch ein von den dortigen Bürgerinnen unterzeichnetes, über die ganze Stadt verbreitetes Plakat wäre auch ein Maximum für alle Brennstoffe in Höhe der Hälfte ihres Wertes festgesetzt worden [3]).

In der Hauptstadt hatte das Proletariat zu Beginn des Jahres 1792 den Versuch gemacht, das Maximum gewaltsam durchzuführen. Am 20. Januar war die Bevölkerung der Vorstadt St. Marceau über den Laden eines Zuckerhändlers hergefallen und hatte die vorgefundenen Vorräte zu 21 Sous das Pfund verkauft. Alle, welche Zucker empfingen, so lautet der betreffende amtliche Bericht, haben denselben getreulich bezahlt. In ähnlicher Weise war man in der Nachbarschaft der Lombardenstraße vorgegangen; bei vielen Kaufleuten hatten schon Drohungen genügt, um sie zum Verkauf ihrer Ware zu einem geringen Preise zu bewegen, gegen andere war Gewalt angewendet worden. Aus Anlaß dieser Vorgänge war dann in der gesetzgebenden Versammlung der Antrag gestellt worden, den Ausschuß für Handel mit der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes zu beauftragen, „durch welchen die Freiheit des Verkehrs in Einklang gebracht würde mit den zur Verhinderung des Warenwuchers geeigneten Maßregeln." In gleichem Sinne hatte sich eine Deputation der Vorstadt St. Antoine ausgesprochen und dabei die „Mörder des Volkes" angeklagt, „welche alle Lebensmittel in ihren gierigen Händen festhielten, welche das Recht des Eigentums so ausnutzten, daß es ein Verbrechen gegen die Nation würde." Allein bei diesen Anträgen ist es verblieben; die gesetzgebende Versammlung gab denselben keine Folge [4]).

Im Konvent schlugen die Agitatoren schon eine bedeutend kräftigere Tonart an. Bei den oben erwähnten Verhandlungen über die Sicherstellung der Volksverpflegung sprachen die Jakobiner sich nicht nur gegen das Prinzip des laissez faire aus; Robespierre eröffnete auch einen energischen Angriff gegen das Eigentum. Die vornehmste Aufgabe der Gesellschaft, ruft er den Girondisten zu, ist die Aufrechterhaltung der unverjährbaren Rechte der Menschen, und das erste dieser Rechte ist das, zu existieren. Die Gesellschaft ist daher verpflichtet, allen

[1]) Taine l. c. Tom. II, p. 301.
[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. III, p. 415.
[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 36, 129, 203, Taine l. c. Tom. II, p. 301.
[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIII, p. p. 92, 102, 108.

Digitized by Google

ihren Mitgliedern die zum Leben notwendigen Mittel zu verbürgen. Zu diesem Zweck hat sie das Institut des Eigentums erfunden. Aber alles, was zur Erhaltung der Existenz der Individuen unentbehrlich ist, gehört der ganzen Gesellschaft gemeinsam an. Ausschließlich der Überschuß darf in das Eigentum eines einzelnen übergehen und „der Betriebsamkeit der Handelsleute überlassen werden." Freiheit des Handels ist also nur bezüglich solcher Waren zuzugestehen, welche nicht zur Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens dienen. In allen Dingen, „die Luxus und Eitelkeit betreffen," möge jedermann nach Belieben spekulieren; er möge sie aufsammeln und bis zu dem Zeitpunkte zurückhalten, zu welchem er einen möglichst hohen Preis erzielen zu können hofft. „Aber, kein Mensch hat das Recht, Getreide aufzuspeichern, während andere neben ihm Hungers sterben. . . Jede merkantile Spekulation, welche ich auf das Risiko des Lebens einer meiner Mitmenschen unternehme, ist nicht ein Geschäft, sondern eine Räuberei, ein Brudermord." Von diesen Grundsätzen ausgehend beantragt Robespierre nicht nur den Export, sondern auch die Aufspeicherung von Getreide zu verbieten. Jeder Landwirt soll ferner verpflichtet werden, das von ihm geerntete Korn den Behörden zu deklarieren, und jeder Händler, seine Ware nur auf einem öffentlichen Markte zum Verkauf zu bringen. Endlich will er den Transport eingekauften Getreides zur Nachtzeit untersagt wissen [1]).

Es wurde bereits erwähnt, daß diese Anträge sämtlich abgelehnt worden sind; noch einmal gewann das Prinzip des laissez faire die Überhand. Indes der vierte Stand ließ sich durch diese Niederlage um so weniger entmutigen, als das Steigen der Preise der Lebensmittel den Beweis zu liefern schien, daß durch die Freigebung des Handels die Lage der Dinge nur noch verschlimmert wäre. Aus mehreren Provinzen gelangten Petitionen an den Konvent, in welchen die verschiedenartigsten Zwangsmaßregeln verlangt wurden. In den Motiven einer derselben heißt es: „Das Brot und das Wasser, die Luft und das Feuer sind die Elemente des Menschen, welche keine erschaffene Gewalt ihm vorenthalten darf" [2]). Unter der Behauptung, daß die Handelsfreiheit die Vorteile aufgehoben hätte, welche durch die Beseitigung der Zölle erreicht worden wären, forderten die Pariser Sektionen und der Gemeinderat von der gesetzgebenden Gewalt, daß die Behörden ermächtigt würden, alle notwendigen Lebensmittel einer Taxe zu unterwerfen; insbesondere sollte der Sack Weizen im Gewicht von 250 Pfund höchstens zu 25 Livres verkauft werden dürfen, bei Vermeidung sechsjähriger Zuchthausstrafe im ersten und der Todesstrafe im Rückfalle. Es genügt nicht, erklärte eine Pariser Deputation am 12. Februar 1793 dem Konvent, daß wir Republikaner geworden sind, das Volk muß auch glücklich sein, es muß Brot haben; denn wo es kein Brot giebt, da giebt es auch keine Gesetze, keine Freiheit, keine Republik. Am leidenschaftlichsten

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXII, p. p. 175 etc., s. auch die Ausführungen Beffroy's in der Konventssitzung vom 16. November und 8. Dezember 1792 und C. L. Michel Verbeuf, Projet d'impôt et moyens sûrs d'arrêter la cherté des Grains etc., présentés à la Convention nationale le 20. Août 1793.

[2]) Alziary, Pétition du département du Var à la convention nationale 1792.

Digitized by Google

gebärdeten sich die Weiber. Die Pariser Wäscherinnen, welche allerdings durch die Preissteigerung der Seife von 14 auf 32 Sous per Pfund innerhalb eines Monats in ihrem Geschäft schwer geschädigt worden waren, richteten im Februar 1793 eine Eingabe an den Konvent, welcher ausführt: „Es fehlt nicht an Ware, sie ist im Überfluß vorhanden; aber der Wucher und die Agiotage treiben dieselbe in die Höhe. Ihr habt das Haupt des Tyrannen unter dem Schwerte des Gesetzes fallen lassen; möge dieses Schwert auch das Haupt der Blutsauger treffen. Wir verlangen die Todesstrafe gegen die Wucherer und Spekulanten." In den Klubs und in der Presse fand die Bewegung für das Maximum selbstredend bereite Unterstützung. Eine im Dezember 1792 in den Straßen der Hauptstadt massenhaft verbreitete Flugschrift: „Gebt uns Brot oder würgt uns ab", klagte den Konvent, „den gräßlichen Feind der Menschheit", geradezu an, daß er das Volk „mit dem Schwerte der Hungersnot hinmordete[1])."

Nachdem Bitten und Drohungen sich als fruchtlos erwiesen hatten, versuchte es das Pariser Proletariat von neuem mit der Gewalt. Am 25. Februar 1793 wurden 1200 Läden und Vorratshäuser erstürmt und die vorgefundenen Waren zu niedrigen Preisen — der Zucker zu 20—25, Farinzucker zu 8—10, Seife und Lichte zu 12 Sous das Pfund — verkauft. Die Weiber, erzählt ein Augenzeuge, bildeten Queu und warteten mit größter Ruhe ab, daß die Reihe an sie käme. Wie bei den Septembermorden, so glaubte das Volk auch bei diesen Raubanfällen in seinem guten Recht zu sein; man trug kein Bedenken, unter den Augen der Behörden, in unmittelbarster Nähe des Stadthauses, sich eines Magazins zu bemächtigen und dasselbe auszuverkaufen[2]).

Die Radikalen beeilten sich diese Gewaltthätigkeiten zu rechtfertigen. Ihre Presse machte die „Übelgesinnten und die Feinde des Volkes" für die Insurrektionen verantwortlich, weil dieselben, wenn sie nur Brot hätten, sich um das Elend nicht bekümmerten[3]). In den Sektionsversammlungen verherrlichte Jaques Roux die Beraubungen der Ladenbesitzer und beschränkte, darüber zur Rede gestellt, seine Verteidigung auf die Bemerkung, er hätte sich immer zu den wahren Grundsätzen bekannt und würde von denselben niemals ablassen. Robespierre trat bei den Jakobinern für das „Volk" ein, „welches Not litte, welches noch nicht die Frucht seiner Arbeit gewonnen hätte," und bemühte sich die Reichen, die nach wie vor „hart und mitleidslos wären," als den schuldigen Teil hinzustellen. Marat endlich erklärte es für „nicht auffällig," daß, wenn der Konvent den Verbrecher aufmunterte, indem er ihn straflos ließe, das Volk in seiner Verzweiflung sich selbst Recht nähme. „Setzen wir doch die gesetzlichen Repressivmaßregeln bei Seite, ruft er in seinem Blatte aus; es ist nur zu klar, daß dieselben stets wirkungslos gewesen sind und es stets bleiben werden. In jedem Lande, in welchem die Rechte des Volkes nicht leere Titel sind, die prunkvoll in einer

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XX, p. p. 405, 408, 413, Tom. XXII, p. 168, Tom. XXIV p. p. 263 etc., 332, 334.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV, p. p. 335 etc.

[3]) S. z. B. Joseph Cusset, Projet de décret 1793.

Digitized by Google

Deklaration begraben werden, würde die Plünderung einiger Warenhäuser, an deren Thüren man die Wucherer aufhängen sollte, dem Verbrechen ein Ende machen [1])". Der Konvent, durch das energische Auftreten des Pöbels eingeschüchtert, wagte nicht nur nicht gegen denselben vorzugehen, im Gegenteil, auch er stellte sich auf die Seite der Verbrecher. Als die Kommune am 27. Februar die Meldung machte, daß die Ruhe in Paris wiederhergestellt wäre, richtete der Präsident an die Deputierten das Ersuchen, sie möchten die Güte haben, die Ehren der Sitzung anzunehmen, damit sie Zeugen des Eifers würden, mit welchem die Volksvertreter sich der Interessen ihrer Mandatare annähmen [2]). Bald darauf entschloß man sich auf die Forderungen des Volkes eine Abschlagszahlung zu leisten. Anfang Februar hatte die Kommune bereits dekretiert, daß der Preis für das Pfund Brot 3 Sous nicht übersteigen durfte, und daß den Bäckern eine Entschädigung im Verhältnis dieses Satzes zu dem thatsächlichen Mehlpreise zu gewähren wäre [3]). Unter dem 5. April verfügte der Konvent, der Brotpreis sollte in einem bestimmten Verhältnis zum Tagelohn stehen und der dazu erforderliche Kostenaufwand den Reichen zur Last fallen [4]). Indes, die Dinge waren bereits zu weit fortgeschritten, als daß sich mit derartigen Konzessionen etwas hätte erreichen lassen. Einerseits war, dank dem Verhalten der Radikalen in der Presse und im Konvent, das Volk in dem Gefühl der Berechtigung seiner Ansprüche bestärkt worden, anderseits hatten die Geschehnisse des 25. Februar außer Zweifel gestellt, daß es der Bourgeoisie an Kraft fehlte, um der Gewalt mit Erfolg entgegenzutreten. Wie weit die Aspirationen des vierten Standes sich bereits damals entwickelt hatten, dafür legt das Protokoll der Konventssitzung vom 18. April 1793 Zeugnis ab. An dem gedachten Tage läßt das Departement von Paris dem Konvent durch eine Deputation erklären: „Seit vier Jahren hat das Volk dem Vaterlande jedes Opfer gebracht; als Belohnung dafür beansprucht es von euch Brot. Die Maßregeln, welche wir euch vorschlagen, haben in der öffentlichen Meinung schon Gesetzeskraft. Es handelt sich um die notleidende Klasse, für welche der Gesetzgeber nichts gethan hat, wenn er nicht alles gethan hat. Man halte uns nicht das Recht des Eigentums entgegen; das Recht des Eigentums kann nicht das Recht sein, seine Mitmenschen auszuhungern. Die Früchte der Erde gehören, wie die Luft, jedermann. Wir haben die Ackerbauer befragt, und sie haben uns einstimmig versichert, daß Frankreich mehr Korn besitze, als der Konsum erfordere. Wir verlangen von euch: erstens die Fixierung eines Maximalpreises für Getreide in der ganzen Republik auf etwa 25 bis 30 Livres per Sester für das nächste Jahr; zweitens Verbot des Getreidehandels; drittens die Unterdrückung jedes Vermittelungsstadiums zwischen dem Getreideproduzenten und Konsumenten und viertens eine allgemeine Abschätzung des Getreidevorrats nach einer jeden Ernte [5]). Noch sehr viel weiter

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV, p. p. 340 etc. 346, 355.
[2]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXIV, p. 372.
[3]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXIV, p. 412. S. auch Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. 113.
[4]) Duvergier l. c. Tom. V, p. 239.
[5]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV, p. 210, Tom. XXVI, p. p. 51 etc., 219.

Digitized by Google

gingen die Forderungen, welche die am 22. April im Jakobinerklub diskutierte „Deklaration der Rechte der Sansculotten" aufstellte. In derselben heißt es: „Die Sansculotten der französischen Republik erkennen an, daß alle ihre Rechte von der Natur ausgehen, und daß alle Gesetze, welche mit dieser ihrer Quelle im Widerspruch stehen, nicht bindend sind. Die natürlichen Rechte der Sansculotten bestehen in der Fähigkeit sich fortzupflanzen, zu kleiden und zu ernähren. 1. Ihre natürlichen Rechte begreifen in sich den Genuß und Nießbrauch der Früchte der Erde, unserer gemeinsamen Mutter, 2. den Widerstand gegen Unterdrückung, 3. den unabänderlichen Entschluß, keine Abhängigkeit anzuerkennen außer der von der Natur und dem höchsten Wesen [1])."

Der Konvent raffte sich noch einmal auf und bot dem Volke die Stirn; am 30. April 1793 wurde der Antrag auf Einführung des Maximums abgelehnt. Aber die tumultuarischen Scenen auf den Tribünen während der Abstimmung erschütterten den Mut der Volksvertreter so tief, daß sie schon bei der nächsten Gelegenheit den Rückzug antraten. Am 1. Mai erschienen 8000 Bittsteller aus der Vorstadt St. Antoine vor den Schranken des Konvents und erklärten demselben: „Bringt Opfer wie das Volk; die Mehrheit vergesse, daß sie zur Klasse der Eigentümer gehört. Verfügt den Kornpreis und zerreißt alle unbilligen Pachtverträge. Laßt jeden, welcher mehr als 2000 Livres Rente besitzt, die Hälfte des Überschusses für die Kriegskosten und die Erleichterung der Armen abgeben. Verweigert ihr aber diese heilsamen und notwendigen Gesetze, so wißt, daß das Volk sich im Aufstande befindet." Drei Tage später dekretiert der Konvent, daß in jedem Departement für jede Getreideart ein Höchstpreis festgesetzt werde, und zwar nach dem mittleren Durchschnitt der Marktnotierungen in der Zeit vom 1. Januar bis 1. Mai 1793; soll das Maximum am nächstfolgenden 1. Juni um $^1/_{10}$, am 1. Juli um $^1/_{20}$, am 1. August um $^1/_{30}$, und am 1. September um $^1/_{40}$ reduziert werden. Außerdem verpflichtet das Dekret vom 4. Mai alle Kaufleute sowie Produzenten und Besitzer von Getreide und Mehl, den Gemeindebehörden ihres Domizils den Bestand ihrer Vorräte zu deklarieren; die Behörden haben, eventuell vermittelst Haussuchungen, diese Angaben zu kontrollieren und auf einem bestimmten Instanzenwege an den Minister des Innern einzureichen. Artikel 2 verbietet unter Androhung einer hohen Geldstrafe, Korn und Mehl anderswo als auf den staatlich genehmigten öffentlichen Märkten oder in Häfen zu kaufen, beziehungsweise zu verkaufen. Durch Artikel 9 wird den Verwaltungs- und Kommunalbehörden die Ermächtigung erteilt, die Kaufleute sowie die Korn-Produzenten und Besitzer anzuhalten, ihre Ware auf den Märkten feil zu halten [2]).

Kurz darauf sah der Konvent sich genötigt, den Forderungen des vierten Standes auch noch auf einem anderen Gebiete entgegenzukommen. Nächst den hohen Preisen der Lebensmittel bildete die Steuerlast das schwerste Gravamen der ar-

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. 107.

[2]) Duvergier l. c. Tom. V, p. 267, etc., so auch das Dekret vom 30. August 1793 ebenda Tom. VI, p. 137 und ferner Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. p. 335 etc., 343 etc.

Digitized by Google

beitenden Klassen. Allerdings waren die Abgaben für sie im Vergleich zu den Zeiten der ancien régime wesentlich leichter geworden; während früher die Kosten der Unterhaltung der Staatsmaschine fast ausschließlich von dem armen Mann hatten aufgebracht werden müssen, war durch die Verfassung von 1791 der Grundsatz festgesetzt worden, daß die Steuer gleichmäßig zu repartieren wäre. Indes auf die Dauer ließ sich der vierte Stand damit nicht abfinden. Nachdem der alte Rechtszustand einmal durchbrochen war, mußten die Ansprüche mit psychologischer Notwendigkeit immer weiter steigen. Gleiche Repartition der Steuern, hieß es in den Vorstädten, erdrückt den Arbeiter; denn derselbe hat kaum genug, um sich das anzuschaffen, was zu seines Leibes Nahrung und Notdurft erforderlich ist. Damit die Chancen des Kampfes ums Dasein zwischen den Besitzenden und Besitzlosen gerechter ausgeglichen werden, müssen die öffentlichen Lasten vorwiegend auf die Schultern derjenigen abgeladen werden, welche ohne Gefährdung der Bedingungen ihrer Existenz mehr als bisher zu leisten im stande sind. Nach Ausbruch des Krieges mit Österreich fand diese Argumentation in immer größeren Kreisen Eingang, und es wurden immer weitergehende Schlüsse aus ihr hergeleitet. Man beklagte sich, daß die Reichen sich der Wehrpflicht zu entziehen wüßten, daß es die Armen allein wären, welche Leib und Leben für das Vaterland zu opfern hätten; dazu träfe dieses Opfer die letzteren besonders schwer, da der Kriegsdienst außer ihrer eigenen auch die wirtschaftliche Existenz ihrer Familie ruinierte. Es wäre daher geboten, daß die Reichen nicht nur die für die Befriedigung der Staatsbedürfnisse erforderlichen Mittel aufbrächten, sondern auch die Verpflichtung übernähmen, für den Unterhalt der Weiber und Kinder der im Felde befindlichen Bürger Sorge zu tragen. Die Armen, so lautete eine Adresse, welche der Maire von Paris Anfang März 1793 im Konvent zur Verlesung brachte, haben alles, selbst ihr Blut für die Freiheit hingegeben; es ist Zeit, daß die reichen Egoisten zu den Lasten, welche bisher der Arme allein getragen hat, mit herangezogen werden. „Wir beanspruchen, daß dieser Klasse von Menschen eine Kriegstaxe auferlegt werde." Aus den Provinzen wurden der Volksvertretung detaillierte Vorschläge gemacht, wie durch Zwangsanleihen bei den „Kapitalisten" die erforderlichen Fonds zu beschaffen wären, um die Kosten des Krieges zu decken und „der armen Klasse zu Hilfe zu kommen." Unter anderem empfahl man, die Reichen aufzufordern, eine Quote ihres Vermögens dem Vaterlande abzutreten, „damit der Rest gesichert würde." Robespierre und seine Gefolgschaft beeilten sich auch diese Bewegung für ihre Zwecke auszunutzen, und in ihrem Werben um die Gunst des Pöbels trugen sie selbst keine Bedenken, dessen Forderungen noch zu überbieten. Im Jakobiner-Klub wurde nicht nur eine Kriegssteuer und Befreiung der arbeitenden Klassen von allen Abgaben beansprucht; man verlangte auch „eine Wiederherstellung des Kredits der Assignaten" in der Weise, daß sämtliche Privatvermögen als Pfand für dieselben erklärt und die Wohlhabenden verpflichtet würden, ihren ganzen Besitz an Gold und Silber an die Münzen auszuliefern. Von anderer Seite wurde der Grundsatz verteidigt, „das Volk müßte auf Kosten der Reichen ernährt werden," deren Portefeuilles

Digitized by Google

genug enthielten, um die Bedürfnisse aller zu befriedigen. Für den Fall, daß „die Egoisten" sich nicht gutwillig fügten, sollte Gewalt angewendet werden. Am 10. Mai 1793 ermahnte Bourdon de l'Oise im Klub alle Bürger, welche revolutionäre Maßregeln in Antrag bringen wollten, „eine wie diese zu adoptieren", und „dabei ließ er seinen Säbel vor den Augen der Zuschauer blitzen[1])."

Das hungernde Proletariat war der Aufforderung zur Selbsthilfe schon zuvorgekommen. Die Sektion Bon-Conseil hatte auf eigene Hand die erforderlichen Vorbereitungen zu einer Präcipual-Besteuerung der Reichen getroffen, indem sie eine Liste der Finanziers und Advokaten, welche zu einer Abgabe von 10 Prozent ihres Vermögens herangezogen werden könnten, aufgestellt und die übrigen Sektionen eingeladen hatte, dieselbe zu vervollständigen. Seitens der Pariser Kommune war ein allgemeiner Plan für die Aufbringung einer Anleihe von 12 Millionen behufs Ausrüstung der für die Vendée bestimmten Truppen und Unterhaltung ihrer Angehörigen entworfen worden. Für den Fall, daß die Reichen — „die wollüstigen Sybariten", wie man sie im Stadthause nannte — die Summe nicht in drei Tagen freiwillig gezeichnet hätten, wurde ein Zwangsverfahren angedroht; die Einkommen bis zu 1500 Livres für das Haupt und je 1000 Livres für jedes Mitglied einer Familie sollten frei bleiben, alle höheren Beträge aber einer Beitragspflicht unterworfen werden, welche mit 30 Livres begann und so rapide stieg, daß, wer einen „Überfluß" von 50000 Livres und mehr besaß, davon nur 30000 Livres behalten durfte. Daraufhin waren einzelne Sektionen mit der Ausschreibung der Steuer in feierlichster Weise vorgegangen. Im „Patriote français" vom 14. März beklagt sich ein armer Schauspieler, das Revolutions-Komitee der Sektion Bon-Conseil habe ihm aufgegeben, binnen 24 Stunden 1200 und in vier Wochen 2400 Livres zu zahlen, widrigenfalls seine Habseligkeiten verkauft und seine Person für verdächtig erklärt werden würde. Auch in den Provinzen hatte man es nicht für nötig erachtet, eine Entschließung des Konvents abzuwarten. Den Kommunen des Departements des Hérault war beispielsweise ohne weiteres die Verpflichtung auferlegt worden, die Familien der im Felde stehenden Gemeindegenossen zu unterhalten, zu welchem Zwecke man ihnen gleichzeitig die Ermächtigung erteilt hatte, von den Wohlhabenden eine Taxe zu erheben." [2])

Im Konvent fanden diese Ideen bereite Unterstützung. Schon im September 1792, als die sozialistischen Unruhen in Orleans zur Sprache gebracht worden waren, hatte Manuel den Antrag gestellt, die Stadt zu einer Abgabe heranzuziehen, welche vorzugsweise die Reichen treffen sollte, „damit dieselben gewahr würden, daß, wenn eine Feuersbrunst ausbräche, man sich beeilen müßte, die ersten Funken zu ersticken." Am 24. Dezember war von Jean Debry auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, die Armen von ihren Vorurteilen gegen die Reichen zu befreien, und zu diesem Zwecke empfohlen, es möchte die Zusicherung erteilt werden, daß

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV, p. 156, Tom. XXVI, p. p. 407, 452, etc., 456, 463.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. p. 399, 463, 472 etc., Tom XXVII, p. 16, 17.

Digitized by Google

dem neu zu entwerfenden Steuersystem nicht eine gleichmäßige, sondern eine progressive Repartition zu Grunde gelegt werden würde. Der Konvent hatte sich damals nicht geneigt gezeigt; der Antrag war nicht einmal applaudiert worden[1]). Aber schon Anfang Februar 1793 erging ein Dekret, durch welches behufs Deckung der durch die Verpflegung von Paris erwachsenden Kosten die Einkommen von über 900 Livres einer bis zu 5 Prozent aufsteigenden Abgabe unterworfen wurden[2]). Bald darauf erklärte der Konvent sich auf Barrier's Anregung im Prinzip „für die progressive Besteuerung alles Grund-, industriellen und kommerziellen Eigentums", sowie dafür, daß die Schlösser der Emigrierten abgerissen und die Baumaterialien den „Unglücklichen" überlassen würden. Ein weiterer Antrag wegen Teilung der Gemeindegüter und des Eigentums der Emigrierten wurde vertagt. Nachdem sodann Anfang Mai die Aufbringung einer Kriegssteuer durch die Reichen in Vorschlag gebracht worden war, dekretierte der Konvent, daß die, wie erwähnt, von dem Departement des Hérault getroffenen Verfügungen bezüglich der Unterstützung der Soldatenfamilien in allen Bezirken in Geltung treten sollten. Ende Mai endlich wurde eine Zwangsanleihe von einer Milliarde beantragt, welche von „den Egoisten und Gleichgültigen" zu beschaffen wäre. Der Staat hat ein Recht, führte ein Redner aus, den Reichen zu sagen: „Du bist reich und hast eine Auffassung, welche uns Kosten verursacht; ich will dein Eigentum achten, aber ich will dich, auch gegen deinen Willen, an die Revolution ketten, ich will, daß du dein Vermögen der Republik zum Darlehn giebst, und, wenn die Freiheit wieder hergestellt sein wird, sollst du deine Kapitalien von der Republik zurückerhalten.[3])"

Die Hoffnungen, welche der vierte Stand an die im vorstehenden skizzierte Wendung der französischen Wirtschaftspolitik geknüpft hatte, gingen nicht nur nicht in Erfüllung, im Gegenteil, anstatt sich zu verbessern wurde die Lage eine immer bedenklichere. Das Angebot von Lebensmitteln nahm ab, die Märkte wurden immer leerer, und die Preise stiegen immer höher. Ein effektiver Mangel an Getreide war nicht vorhanden, es gab im Lande genug, um jeden Franzosen mit dem täglichen Brot zu versorgen; aber der Bauer und der Kaufmann brachten ihre Ware nicht zu Markte. Auf dem Wege dahin liefen sie Gefahr, von Landstreichern ausgeplündert zu werden, und kamen sie glücklich ans Ziel, so wurden sie dort gezwungen, mit beträchtlichem Schaden zu verkaufen. Hauptsächlich aus Furcht vor dem Maximum zogen die Produzenten und Kaufleute sich von den öffentlichen Märkten zurück und schlugen Absatzwege ein, welche sich der Kontrolle durch die Behörden entzogen. Zur Beruhigung der Verkäufer machte man den Versuch, das Gesetz über den Höchstpreis thatsächlich außer Anwendung zu lassen; aber die Teuerung schritt trotzdem weiter. Der Sack Mehl, welcher im Februar 1793 etwa 65 Livres gekostet hatte, mußte drei Monate später mit 100 Livres bezahlt werden. Noch rapider war die Preiszunahme bei anderen Lebensmitteln.

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. 130, Tom. XXII, p. p. 275, 287.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV p. p. 242, etc.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV, p. p. 118, 460, 472, Tom. XXVII, p. p. 139 etc. 150.

Digitized by Google

So stieg beispielsweise das Brot von 3 auf 6, in den Provinzen bis auf 18 Sous, Kalbfleisch von 5 auf 22, Zucker von 20 auf 90 Sous. Das Maß Branntwein, welches 6 Monate zuvor für 34 bis 36 Sous im Faß käuflich gewesen war, galt nunmehr 94 Sous. In ähnlichem Verhältnis wurden Reis, Kaffee und Öl in die Höhe getrieben.[1])

(Fortsetzung folgt.)

Semmola's Gutachten über die Koch'sche Behandlung der Lungenschwindsucht.

Eine Entgegnung

von

A. Gottstein.

In dem Januarheft dieser Zeitschrift veröffentlichte Professor Semmola ein kritisches Gutachten über die Koch'sche Behandlung der Lungenschwindsucht, in welchem er, ein erklärter Gegner der bakteriologischen Vorherrschaft in der Medizin, sich aus allgemein wissenschaftlichen wie besonderen praktischen Gründen gegen die neue Behandlungsmethode und den Sturm der für sie entfachten Begeisterung ausspricht und Einspruch dagegen erhebt, „daß eine Treibhauspflanze des Laboratoriums mit leichtem Herzen in die Kliniken verpflanzt wird." Da ich in demselben Hefte den geradezu entgegengesetzten Ausspruch gethan habe, wie es ein besonderer Vorzug der bakteriologischen Laboratoriumsarbeit sei, daß noch jede wesentliche neue Entdeckung dieses Gebietes ihre sofortige Übertragung in die Praxis zum Wohle der leidenden Menschheit erfahren, so komme ich gern der Aufforderung des Herausgebers der Deutschen Revue nach, um die Gründe für diese abweichende Anschauung auch in dem vorliegenden besonderen Falle darzulegen. Aber es ist thatsächlich in dieser Frage nicht angängig den Ausführungen Semmola's eine genau folgende Entgegnung mit dem Versuche einer Widerlegung in kurzen Worten gegenüberzustellen, weil es sich in der Semmola'schen Kritik weniger um Thatsachen und deren Deutung, als um Behauptungen und Auffassungen handelt, denen wieder nur solche entgegenzuhalten wären; diese Art zu diskutieren wäre aber weder der rein thatsächlichen Unterlage der Fragen angemessen, noch dem Charakter dieser Zeitschrift, welche das allzu spezielle Eingehen auf rein fachmännische Streitfragen nicht verträgt.

Die Kritik Semmola's bringt zuerst schwere theoretische Grundbedenken gegen die ganze Auffassung des Problems der Heilung und Immunität, welche sich allerdings zunächst mehr gegen die Schutzimpfungsuntersuchungen von Pasteur als gegen Koch, schließlich aber doch gegen die ganze Richtung erklären. Hier wirft

[1]) Taine l. c. Tom. IV, p. p. 434 etc., 439, 441, 442. Schmidt a. a. O., Bd. 2, S. S. 117, 118.

Digitized by Google

Semmola in derselben grundsätzlichen Gegnerschaft, welche er schon einmal in einer auch in seinem letzten Aufsatz angezogenen Brochüre bethätigt hat, der ganzen Forschungsmethode Fehler der Logik und Methodik, Verstöße gegen die naturphilosophischen Gesetze vor und begründet seine Vorwürfe durch einen Vergleich mit der Jenner'schen grundlegenden Entdeckung. Ich befände mich nun in der Lage, dieser Behauptung die andere entgegensetzen zu müssen, daß die angeblichen Fehler gegen die Logik und namentlich die Methodik nicht vorhanden sind, daß der Vorwurf durch die historische Entwickelung der Forschung abgewiesen werden kann; ich müßte aber den Beweis für diese neue Behauptung schuldig bleiben, weil dieselbe ein sehr genaues Eingehen auf die schwierigsten Fragen beanspruchte. Doch bin ich in der glücklichen Lage, den Leser selbst entscheiden zu lassen, daß auch nicht einer der gemachten theoretischen Einwürfe auf die Koch'sche Behandlung im besonderen paßt, indem ich in wenigen Worten die Geschichte derselben bis zum heutigen Tage zusammenfasse.

Koch machte bei Gelegenheit seiner experimentellen Studien über Tuberkulose die Beobachtung, daß abgetötete Reinkulturen von Tuberkelbacillen für gesunde Meerschweine unschädlich sind, auf *tuberkulöse* Tiere dagegen ganz anders wirken. Große Dosen solcher aufgeschwemmten Bacillen töten tuberkulöse Meerschweinchen ziemlich schnell, kleinere Dosen bewirken Absterben der Haut, und noch mehr verringerte Mengen der Bacillenaufschwemmung erzeugen umgekehrt eine Besserung des Zustandes bis zur schließlichen Ausheilung. Gleich wie die wässrige Aufschwemmung der abgetöteten Tuberkelbacillen wirkt auch *ein Glycerinextrakt aus den Reinkulturen*. Dieses Mittel wirkt in größeren Dosen auch auf die Zellen gesunder zerstörend; in kleineren Dosen aber kommt es nur da zur Wirkung, wo Tuberkelbacillen vegetieren, um eine daselbst mehr oder weniger ausgedehnte Zerstörung von Zellen nebst den damit verbundenen Folgeerscheinungen für den Gesamtorganismus zu veranlassen. Nachdem Koch bei Tieren auf diesem Wege thatsächlich Heilung erzielt hatte, versuchte er das Mittel zunächst an sich selbst, dann an einem größeren Krankenmateriale, nach dessen Beobachtung er schon in seiner ersten Mitteilung zu der Einschränkung gelangte, sein Mittel nur für Fälle *beginnender* Tuberkulose der Lungen für Lupus und chirurgische Tuberkulose zu empfehlen. Dann übergab er das Mittel auch anderen zahlreichen Ärzten zur Prüfung. Er ist also genau ebenso vorgegangen wie andere Forscher bei der Untersuchung anderer Heilmittel auch, und es ist nicht recht erfindlich, wie er es hätte anders machen sollen, um seine Entdeckung weiter zu verfolgen; von irgend welcher vorgefaßten Meinung, die für die Entdeckung der Methode maßgebend gewesen, ist auch nicht im entferntesten die Rede; es giebt überhaupt wohl kaum einen lebenden Forscher, der weniger beeinflußt durch aprioristische Theorien und sicherer arbeitet wie Koch, dessen Methode ja von Ferdinand Cohn scharf genug dahin gekennzeichnet worden ist, daß nachfolgenden Forschern nie etwas andres übrig blieb, als zu bestätigen. Wie auf dieses Vorgehen auch nur ein einziges der schweren, von Semmola hervorgehobenen theoretischen Bedenken passen soll, ist schwer erfindlich.

Digitized by Google

Die zweite Reihe der Einwürfe Semmola's beschäftigt sich mit den praktischen Ergebnissen. Selbst wenn die experimentelle Grundlage zu Recht besteht, daß nämlich die Koch'sche Flüssigkeit ein gutes Mittel zur Zerstörung tuberkulöser Gewebe sei, so werde hiermit noch nicht die Heilung der Krankheit gewährleistet. Denn erstens sei die Beseitigung des Krankheitsproduktes noch nicht gleichzustellen mit der Genesung des Organismus selbst, da Lungenschwindsucht nur dann heilen kann, wenn man vorher den ganzen Körper behandelt und heilt[1]); zweitens sei das Mittel gefährlich und verstoße gegen den ersten Grundsatz ärztlichen Handelns „non nocere". Ehe man von Heilungen rede, sei es wünschenswert, solche abzuwarten; die Bedeutung des Stoffes als Hilfsmittel zur Erkennung der Krankheit, zur Diagnose, beruhe schließlich nicht auf richtigen klinischen Grundsätzen. Dieser Abschnitt enthält eine Reihe Bedenken, denen man sich ohne weiteres anschließen kann. Die Erfahrung, wann und wie das Mittel schädlich wirkt, muß in der That durch vorsichtige klinische Studien gesammelt werden, die Behandlung darf sich nicht auf die Einspritzung der Flüssigkeit beschränken, sondern muß alle bewährten inneren hygienischen und chirurgischen Methoden mit heranziehen. Aber lange vor Semmola hat gerade auf diese Punkte mit gewohnter Schärfe Koch selbst hingewiesen, und andere sind ihm seitdem nachgefolgt. Und was die Wirkungsweise und den Nutzen des Mittels betrifft, so haben gerade hier die von Semmola mit Recht so warm betonten Forschungen der klinischen Methode ein reiches Arbeitsfeld, auf das aus rein theoretischen und vorgefaßten Meinungen zu verzichten kein Kliniker wohl das Recht hat. Ehe aber die klinische Beobachtung, die hier allein zuständig ist, endgiltig ihr Urteil abgegeben hat, sind absprechende Behauptungen noch nicht am Platze, eine verfrühte Verurteilung ebenso wenig gerechtfertigt, wie die von Semmola nicht grundlos getadelte verfrühte Begeisterung. Und schon jetzt hat diese klinische Beobachtung, so kurz und unzureichend der Zeitraum ist, gar manche schönen Erfolge zu verzeichnen, so lange sie die Grenzen der Methode innehält. Denn es konnte zwar in der Berliner medizinischen Gesellschaft Virchow an einer ganzen Reihe von Präparaten die schweren Gefahren zeigen, welche unter Umständen durch die neue Methode hervorgerufen werden. Aber diesen wichtigen Erfahrungen stehen schon jetzt eine ganze Reihe von Erfolgen gegenüber, welche durch irgend eine andere Methode niemals erreicht wurden, und es hat sich hierbei herausgestellt, daß auch nicht einer der Sätze anzufechten ist, welche Koch selbst für die Grenzen seiner Methode in der Veröffentlichung vom 13. November 1890 aufgestellt hat.

Wenn also Semmola die Möglichkeit der Heilung auf dem Wege der Abtötung des tuberkulös erkrankten Gewebes bezweifelt, so mag die Entscheidung dieses Punktes immerhin noch der Zukunft verbleiben. Doch ist es mit dem Prophezeien auf dem Gebiete der Thatsachen immer ein mißlich Ding. Im Jahre 1880 bewies ein verdienter, jetzt verstorbener Kliniker in langer Ausführung mit gewichtigen Gründen, daß die Tuberkulose nimmermehr eine Bakterienkrankheit sein könne;

[1]) Auch diese Behauptung in der vorliegenden Fassung kann mit gewichtigen Gründen bekämpft werden, doch würde das zu weit führen.

Digitized by Google

knapp ein Jahr später demonstrierte Koch seinen Tuberkelbacillus; und so weist die Geschichte der Koch'schen Arbeiten und ihrer Bekämpfung manches ähnliche Beispiel auf, in welchem Angriffe und Prophezeiungen durch die Thatsachen zunichte wurden.

Semmola beleuchtet schließlich noch eine Erscheinung, die bei Gelegenheit der Koch'schen Mitteilung besonders hervortrat, den Enthusiasmus, der z. T. vielleicht durch nationales Selbstgefühl verstärkt, alle, Arzt wie Laienwelt, ergriff und fortriß. Soweit in der Betonung dieser Thatsache ein Vorwurf liegen soll, der den Forscher betrifft, welcher zum ruhigen Prüfen berufen ist, so wird man die Berechtigung desselben unbedingt anerkennen müssen. Und man wird dann, selbst als Gegner, einem Manne wie Semmola seine Anerkennung nicht versagen dürfen, der sich von diesem allgemeinen Jubel nicht mittragen läßt, sondern kühl wägt und seine entgegengesetzte Ansicht zu einer Zeit schon auszusprechen unternimmt, zu der ein größerer Mut dazu gehört als heute, wo die Aufgabe nüchternen Prüfens allgemein anerkannt wird. Aber die Betrachtung dieses allgemeinen Überschwangs hätte wohl Semmola nicht dazu verleiten sollen, zur Erklärung desselben die Sucht mäßiger Ärzte unterzuschieben, sich für Fortschritte begeistert zu stellen, um das Publikum gewinnsüchtig besser ausnützen zu können.

Sollte die Thatsache der Koch'schen Entdeckung, selbst wenn sich ihr praktischer Nutzen als ein eng begrenzter herausstellen sollte, wissenschaftlich wie praktisch von Semmola ernstlich so gering angeschlagen werden, daß er auf solche unbegründete Erklärungsversuche verfallen durfte? Wir halten uns lieber zur Erklärung der Begeisterung an jene Worte von Bergmann, mit welchen er die Versammlung vom 16. November eröffnete: „Ist es doch in der That eine Freude, einer Zeit anzugehören, in welcher mit solchen Riesenschritten die altehrwürdige Wissenschaft der Heilkunst vorwärts gebracht worden ist. Denn seit den Zeiten des Hippokrates und Galen war es keinem gegeben, gleichzeitig die Erscheinungen der Krankheit und ihre Ursachen zu erkennen und ihre Heilung zu sichern."

St. Petersburger Brief.

Nach einer oft zitierten Widmungs-Phrase Karamsins, des Reichshistoriographen Kaiser Alexanders I. von Rußland, ist „des Volks Geschichte des Herrschers Eigentum." So weit man im westlichen Europa diesem merkwürdigen Ausspruch überhaupt Aufmerksamkeit zuwendete, hat man denselben dahin ausgelegt, daß mindestens die auswärtige Politik des russischen Reichs ausschließlich von dem Willen seines Kaisers abhänge. Anscheinend mit einer gewissen Berechtigung. Ist doch unter Paul I. ein plötzlicher Übergang von unerbittlicher Feindschaft gegen den ersten Napoleon zu freundschaftlicher Annäherung an dessen Gewaltherrschaft; unter Alexander I. ein ähnlicher Wechsel in demselben Sinne (Tilsit 1807) und wenig

Digitized by Google

später ein abermaliger Umschlag erlebt worden, ohne daß demselben seitens der russischen Nation auch nur die Spur eines Widerstandes geleistet worden wäre. Unter dem Kaiser Nikolaus ist der allen nationalen Traditionen zuwiderlaufende Ungarn-Krieg (1849), unter dem zweiten Alexander gar erlebt worden, daß der Monarch zur Zeit einer weltgeschichtlichen Krisis (1870) an der Seite Preußens blieb, während die Mehrzahl seiner Unterthanen aus ihren Sympathien für Frankreich kein Hehl machte.

Solchen Erfahrungen gegenüber hat nicht ausbleiben können, daß die russische Allianz für die übrigen Kabinette wertvoller erschien als irgend eine andere. Mußte es den mit der ungeheuern Macht Rußlands rechnenden europäischen Staatsmännern doch stets als außerordentlicher Vorteil erscheinen, daß dieselbe zur ausschließlichen Verfügung *eines* Mannes stand, daß man sich allein mit diesem zu verständigen hatte und daß dann die sonst unvermeidlichen Rücksichten auf Presse, Parlament und schwankende öffentliche Stimmungen in Wegfall kamen. Was die Mehrheit der Unterthanen des Zaren wollte oder nicht wollte, schien höchstens der Türkei gegenüber in Betracht zu kommen, wo die religiösen und nationalen Überlieferungen des für den Kampf gegen den Bussurmanen begeisterten „rechtgläubigen" Slawenvolkes eine gewisse Schonung erheischten. In allen übrigen Fragen schien — wie das erwähnte klassische Beispiel des Ungarn-Krieges von 1849 bewies — der Wille des Selbstherrschers der einzige Faktor zu sein, der die Entscheidungen diktierte.

Von Geschlecht zu Geschlecht weiter übernommen, hatte diese Anschauung in weiterer Konsequenz dazu geführt, daß die *inneren* Entwickelungen der russischen Monarchie nicht sowohl nach ihrer Bedeutung für die auswärtige Politik dieses Staates als nach kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten beurteilt wurden. Den großen Veränderungen, welche sich im Osten des Weltteils während der letzten dreißig Jahre vollzogen haben, hat man in Deutschland, Österreich, Frankreich, England u. s. w. möglichste Aufmerksamkeit zugewendet, das Wirtschafts- und Finanzsystem des Petersburger Kabinets näher verfolgt, insbesondere dem Anwachsen der russischen Militärmacht die gehörige Beachtung geschenkt. Diejenigen Dinge, auf welche die Russen selbst das meiste Gewicht legten, wurden in unsere politischen Rechnungen dagegen *nicht* aufgenommen oder auf das gleiche Brett mit anscheinend verwandten und in den zweiten Rang gehörigen Erscheinungen anderer Länder gelegt. Gewohnt, Rußland als kompakte Masse anzusehen, deren innere Gestaltungen gegenüber der unbeschränkten Macht der Regierung ein nur beiläufiges Interesse haben sollten, glaubten wir die von den Russen als Angelegenheiten *ersten* Ranges behandelten Assimilations- und Russifizierungsbestrebungen in den westlichen Grenzländern als bloße Analogien dessen ansehen zu dürfen, was sich gleichzeitig im Elsaß, an der jütischen Grenze und am unteren Lauf der Weichsel vollzog. Ob Polen und Litthauen aus polnisch-katholischen zu russisch-orthodoxen Ländern, ob die Deutschen in den Ostseeprovinzen und die Schweden in Finnland aus ihrer geschichtlichen Stellung verdrängt und unter national-russische Bildungs- und Verwaltungsnorm ge-

Digitized by Google

beugt wurden, sollte für den Gang der großen Politik gar nicht oder doch nur beiläufig Gewicht haben. Menschlich mochten diese Vorgänge Teilnahme und Mitgefühl erregen, — weil sie mit dem Staatsvorteil der außerrussischen Europa nichts zu schaffen hatten, sollten sie politisch nicht mitzählen.

Wie ist zu erklären, daß Rußland selbst über diesen Punkt anders denkt und daß es die vollständige Assimilation der finnischen, baltischen und polnisch-russischen Länder für eine Bedingung zur Erreichung seiner politischen Ziele ansieht? Kein Zweifel, daß solcher Auffassung ein gut Teil blinden Nationalfanatismus und chauvinistischer Selbstüberhebung zu Grunde liegt: zu einer Erklärung der Thatsache, daß dieser Punkt nahezu der einzige ist, in welchem alle russischen Parteien und Richtungen zusammentreffen, reicht die Berufung auf Rassendünkel und Nachahmungssucht indessen nicht aus. Schon der eine Umstand, daß die Spitze dieser Bestrebungen gegen das loyalste und sonst best-beleumdete der fremden Elemente des Reichswesens, das baltisch-deutsche, gerichtet ist, läßt auf tiefer liegende Ursachen der Erscheinung schließen.

Erst wenn man die russische Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte im Zusammenhange überblickt, erkennt man, um was es sich eigentlich handelt. Man ersieht nämlich die zarische Gewalt abwechselnd auf die nationalen und die westeuropäisch gearteten Elemente des Staatslebens gestützt, und daß sie ihre Uneingeschränktheit wesentlich den dadurch bedingten Verschiebungen zu danken gehabt hat. Und nicht das allein. Charakteristischer Weise sind die Bestrebungen zur Begrenzung der zarischen Machtfülle ausnahmslos von nationaler Seite ausgegangen, während von nichtrussischer Seite eine entgegengesetzte, der Autokratie günstige Stellung eingenommen und die Sache so behandelt wurde, als ob das Interesse der nichtrussischen Unterthanen des Selbstherrschers mit der Selbstherrschaft stehe und falle.

Je nach Zeit und Umständen hat das Aufbäumen des National- und Altrussentums gegen das uneingeschränkte Zarentum verschiedene Formen und Farben angenommen. Unter Peter dem Großen und dessen nächsten Nachfolgern wollte das moskowitische Bojarentum die europäische Kultur als solche von der russischen Erde verdrängen und dem zum Imperator gewordenen Zaren die Möglichkeit benehmen, das Land seiner Väter mit Hilfe fremder Eindringlinge weiter zu europäisieren. Um völlig reines Haus zu machen und alle Einflüsse deutscher Kultur abzuschütteln, war s. Z. (1728) sogar von einer Wiederabtretung Liv-, Est- und Ingermanlands an die Krone Schweden die Rede gewesen. In dem 1730 der Kaiserin Anna aufgezwungenen „Geheimen hohen Konseil" gewann der Gegensatz zwischen der Autokratie und dem Bojarentum zum ersten Male greifbare Gestalt und das so deutliche, daß der Sturz der moskowitischen Oligarchenpartei gleichbedeutend wurde mit einer zehn Jahre lang fortgesetzten Vorherrschaft des deutschen Elementes in Rußland (Münnich, Ostermann, Biron). Unter den folgenden Regierungen spielte die Besorgnis vor Erneuerung der oligarchischen Absichten, mit denen die Dolgorucki, Trubezkoi u. s. w. sich getragen hatten, eine so große Rolle, daß sie die hauptsächlichste Erklärung für die Personen-Veränderungen

Digitized by Google

unter der Kaiserin Elisabeth und für die auswärtigen Unternehmungen der zweiten Katharina abgab. Noch eigentümlicher gestalteten die Verhältnisse sich unter den beiden Enkeln der „Semiramis des Nordens", den Kaisern Alexander I. und Nikolaus. Alexander's reformatorischen Plänen und den konstitutionellen Velleitäten, denen dieser Monarch in dem wiederhergestellten Königreich Polen nachging, stand eine nationale Opposition gegenüber, die zuerst den Sturz des Reformators Speranski durchsetzte, die projektierte Zuziehung Litthauens zum Königreich hintertrieb und wesentlich dadurch in Schranken gehalten wurde, daß der Kaiser sich zugleich auf die westeuropäischen Elemente seines Reiches und auf eine liberale russische Partei stützen konnte. Als er hinter den von dieser letzteren gehegten Erwartungen zurückblieb, verbanden russische Liberale und Nationale sich zu den Geheimbünden, die unmittelbar nach dem Tode Alexander's den thörichten Aufstand vom Dezember 1825 unternahmen. Diese ausschließlich von Gliedern des hohen russischen Adels getragene Bewegung galt dem Kaiser Nikolaus für so eminent national, daß derselbe sich während der ersten Hälfte seiner Regierung vornehmlich auf westeuropäische, zumal deutsche Elemente stützte und bei diesen ein Maß von loyaler und monarchischer Gesinnung voraussetzte, das den höheren Klassen der russischen Gesellschaft fehlen sollte. Es bedurfte der Erschütterungen des Jahres 1848, damit der starre Autokrat sich auf die „konservative" Bedeutung des russischen Adels besann und diesen wieder bevorzugte.

In das Moderne übersetzt, haben die nämlichen Erscheinungen sich unter der Regierung Alexanders II. wiederholt. Die durch die Aufhebung der Leibeigenschaft bewirkten Verstimmungen des russischen Adels standen zu den Begünstigungen, die „der Zar-Befreier" während der fünfziger und ersten sechziger Jahre seinen polnischen, baltischen und finnländischen Provinzen und deren katholischen bezw. protestantischen Bewohnern zuteil werden ließ, in enger Beziehung. Als vollends die durch das Emanzipationsgesetz von 1861 in Fluß gesetzte liberale Bewegung in revolutionäre Bahnen zu geraten drohte, als adlige Frondeure, radikale Studenten und Anarchisten vom Schlage der St. Petersburger Mordbrenner des Maimonats 1862 in der Meinung einig zu sein schienen, daß die Tage des Absolutismus gezählt seien, war es öffentliches Geheimnis, daß es außer den ländlichen Massen nur noch ein Element gebe, auf welches die Dynastie unbedingt rechnen dürfe, das deutsche. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher von diesem Zeitpunkt ab gegen die baltischen Provinzialen und die übrigen Deutschen des russischen Reichs gehetzt wurde, ließ sich wesentlich auf die Befürchtung zurückführen, es möchte von dieser Seite den konstitutionellen Plänen der damals verbündeten Liberalen und Nationalen des „Kernvolks" Widerstand geleistet werden. Der vornehmste Rufer im Streit gegen die „westlichen Grenzmarken", Juri Samarin, hat dieses Geheimnis verraten und in seiner bekannten Schrift „über das baltisch-russische Küstenland" ausdrücklich gesagt, die in diesen Ländern vorbereitete Opposition gegen den Gedanken einer „Reichsvertretung" müsse gebrochen und mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, damit keine Schwierigkeiten entstünden, wenn die Regierung selbst für geboten halten sollte, das russische Volk

Digitized by Google

zu Rate zu ziehen und ihm in der einen oder andern Form eine Stimme in Angelegenheiten der Staatsverwaltung zu geben (a. a. O. S. 158 ff. der deutschen Ausgabe, Leipzig 1869). Die bei der gleichen Gelegenheit ausgesprochene Warnung vor einem „baltischen Finnland" (a. a. O. S. 159) ließ deutlich durchsehen, daß man in der Sonderstellung dieses Großfürstentums bereits damals eine Gefahr für die Zusammenfassung des „russischen Volkswillens" argwöhnte und daß man aus diesem Gesichtspunkte jede Art von Dezentralisation der Regierungsgewalt bekämpfte. Auf russischer Erde sollte es nichts geben, was die Dynastie als Gegengewicht gegen den „Volkswillen" benutzen konnte!

Die Ursachen, aus denen die bis in die siebziger Jahre hinein mächtig gebliebene liberale Strömung der Gesellschaft in Sand verlief, sind bekannt. Dieser Liberalismus wurde von der durch den polnischen Aufstand entfesselten Flut der nationalen Leidenschaft allmählich überholt, durch die Verbrechen der nihilistischen Partei unheilbar kompromittiert, endlich in Folge der Ereignisse von 1866, 1870 und 1878 in einen Gegensatz gegen die europäische Kultur gebracht, aus welcher er hervorgegangen war. Alexander III., der als Großfürst für einen Gönner konstitutioneller Pläne gegolten, brach unter dem Eindruck des seinem Vater bereiteten gräßlichen Todes mit den liberalen Velleitäten seiner Jugend und nahm von denselben allein den starren Nationalismus, welchem ein Teil dieser Pseudo-Liberalen gehuldigt hatte, in seine Mannesjahre und sein Regierungs-Programm hinüber. Die einen wurden durch die entschieden anti-deutsche Richtung des neuen Regimes mit demselben versöhnt, die andern ließen sich durch die unerbittliche Strenge der Tolstoi und Genossen imponieren und warfen die Flinte ins Korn. Was übrig blieb, bestand aus einer Zahl gebildeter, zur Zeit jedes Einflusses auf die öffentlichen Angelegenheiten beraubter Männer, deren Stimmen im Geräusch nationalen Waffenlärms spurlos verhallten. (Das Organ dieser Dissidenten ist die Monatsschrift Westnik Jewropy).

Die neue Theorie, nach welcher die dynastischen d. h. absolutistischen Interessen mit den nationalen identisch sind, steht seit einer Reihe von Jahren in unbestrittener Geltung. In der Presse und der öffentlichen Diskussion kommt sie allein zu Wort, von der Regierung wird allein sie geduldet. Regierungsseitig glaubt man die liberalen Elemente unschädlich gemacht zu haben, indem man ihnen im Kampfe gegen Deutsche, Finnländer, Polen u. s. w. freie Hand ließ und sie mit Agitationen gegen die „Separatisten" beschäftigte. Das Gros der nationalistischen Massen giebt sich damit zufrieden und glaubt in der That, der Zukunft der Dynastie den denkbar größten Dienst zu erweisen, wenn es die westeuropäische Zivilisation der westlichen Grenzprovinzen von Grund aus zerstört und dadurch dem Neide gegen die Überlegenheit derselben ebenso genug thut wie dem tief eingewurzelten Rassenhaß gegen alles occidentale Wesen. Die — freilich nicht all zu zahlreichen — besseren Köpfe sehen dagegen weiter. Sie glauben mit Sicherheit voraus berechnen zu können, daß das reaktionäre System der Zurücknahme der Reformen Alexanders II. und der Vernichtung jeder Spur freier Bewegung in den vorgeschritteneren Teilen des Reichs

Digitized by Google

über kurz oder lang abgewirtschaftet haben werde und daß man schließlich da ankommen müsse, wo Nikolaus I. zu Ende seiner Regierung angekommen war: bei gewaltsamem Zusammenbruch aller überkommenen Verhältnisse und Lebensformen. Der unaufhaltsame Ruin des Adels, der Rückgang der Landwirtschaft und des Wirtschaftslebens überhaupt, der moralische Bankerott der zu einer Polizei-Anstalt herabgewürdigten Kirche, die unheilbare Korruption des Beamtentums und die allgemeine Verstimmung über die Rechtlosigkeit der Einzelnen dem administrativen Belieben gegenüber (so heißt es in diesen Kreisen) lassen keinen andern Ausweg als denjenigen eines politisch-wirtschaftlichen Bankerotts absehen, für den man den Absolutismus verantwortlich machen werde. Erfahrungsmäßig stehe fest, daß dergleichen Krisen sich in Rußland rascher und radikaler vollzögen als irgend wo im übrigen Europa und daß, wenn die Wendung einmal eingetreten sei, die neue Strömung die Kraft besitzen werde, die bestimmbaren Massen unaufhaltsam fortzureißen. „Wer den Stock zu führen weiß, ist bei uns Korporal", das werde sich im Falle eines Umschlags ebenso bewähren wie gegenwärtig, wo die blasse Furcht vor dem Stock jeden Widerspruch verstummen gemacht und der Reaktion alle Macht und allen Einfluß ausgeliefert habe.

Was es mit der Vernichtung der westeuropäischen Zivilisation in den Grenzländern und mit der Vernichtung des Einflusses derselben auf sich habe, werde sich erst dann dem vollen Umfange nach zeigen. Mit gutem Grunde habe der geistreichste und kühnste der russischen Radikalen, Herr Alexander Herzen, die Deutschen les Mamelouks de l'Empire genannt. Diese Mameluken (so heißt es) würden versagen, nachdem sie um die Grundlagen ihrer Existenz gebracht und mit denjenigen in die nämliche Reihe gerückt worden, die bei einem Wechsel der Verhältnisse nichts zu verlieren, sondern lediglich zu gewinnen hätten. Wenn Polen, Deutsche, Finnländer u. s. w. den gegen die Alleinherrschaft der Dynastie gerichteten nationalen Bestrebungen bisher fern geblieben seien, so erkläre sich das einfach daraus, daß diese Elemente ihre Sonder-Institutionen und Sonderinteressen bei dem absoluten Selbstherrscher besser aufgehoben geglaubt hätten als bei einer russischen Reichsvertretung. Dazu seien natürliche, halb unbewußte Sympathien mit den Glaubens- und Stammesgenossen jenseits der Reichsgrenze gekommen, gegen welche ein mit der Loyalität seiner fremdländischen Unterthanen bekannter Monarch allenfalls habe Nachsicht üben können, die in den Augen der Nation und ihrer Vertreter dagegen als Verbrechen erschienen. — Das alles werde in Wegfall kommen, wenn das gegenwärtige Regime seine Arbeit gethan und so weit aufgeräumt habe, daß die russische Nation die Früchte dieser Arbeit werde pflücken können. Der Nation werde fortan die Dynastie allein gegenüberstehen, und mit dem fremdländischen Element die „arrière garde" verschwunden sein, welche 1730, 1825 und während der Krise der sechziger Jahre die Hauptstütze des Absolutismus gebildet habe.

Daß dieses „sic vos, non vobis" nirgend öffentlich ausgesprochen, höchstens in vertrauten Kreisen geflüstert wird, versteht sich unter den gegebenen Verhältnissen von selbst. Jeder Zweifel an der Unfehlbarkeit des „Regime" gilt für

Digitized by Google

ein Verbrechen, jeder Gedanke an die Möglichkeit einer Änderung für Tollheit. Über das noch zu den Zeiten des Kaisers Nikolaus festgehaltene Vorurteil, daß die politische Denunziation eine Schande sei, ist man überdies hinaus, seit das Leiborgan der Hofkreise, der vom Fürsten Meschtscherski herausgegebene Graschdanin, das Delatorenwesen zum Rang einer ars liberalis, eines zugleich patriotischen und vornehmen Gewerbes erhoben hat. Wer daran zweifelt, daß die Regierung nur eine geheiligte Pflicht erfülle, wenn sie (um mit einem berühmten Historiker zu reden) „die Selbstherrschaft zu ihrem eigenen Zweck und die Erhaltung ihrer selbst zu ihrer eigentlichen Aufgabe mache," ist verkappter Nihilist und wird als solcher behandelt. Das hindert indessen nicht, daß Leute, welche für die loyalsten der loyalen gelten und jede politische Mode gewissenhaft mitmachen, ihre eigenen Gedanken über das in den Ostseeländern verfolgte System haben und daß sie die offizielle Versicherung, daß alles zum Besten gehe und der Regierung ungeahnten Machtzuwachs verspreche, mit stillem, aber vielsagendem Lächeln begleiten.

Zur Zeit beginnt die sogenannte baltische Frage hinter der finnländischen zurückzutreten. Man macht sich darauf gefaßt, in dem Großfürstentum stärkeren Widerstand zu finden als in den ehemals deutschen Provinzen, deren Einrichtungen man zuerst zum Erstarren zu bringen und dann zu unterminieren gewußt. Den Finnländern, die sich auf eine von einem russischen Monarchen ausdrücklich verliehene, erst um acht Jahrzehnte zurückdatierende Verfassung berufen, kann man durch die in den baltischen Ländern vorhanden gewesene Hinterthür der Majestäts-Klausel nicht an den Leib gehen. Man weiß außerdem, daß die in dem Helsingforser Landtage vertretenen finnischen Bauern russischen Einflüsterungen nicht ganz so zugänglich sind wie ihre Vettern, die Esthen oder die liv-kurländischen Letten. Endlich steht fest, daß die Teilnahme der Schweden für die ihrer ehemaligen Provinz bereiteten Gefahren sehr viel lebhafter und unaufhaltsamer ist als das Mitgefühl der deutschen Nation für die ehemaligen Ordenslande und daß die skandinavische Entrüstung der Stockholmer Regierung unter Umständen über den Kopf wachsen könnte. Nichtsdestoweniger ist man fest entschlossen, auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu gehen, den Landtag im Falle direkter Auflehnung gegen die ihm gestellten Zumutungen aufzulösen und administrative Maßregeln zu Hilfe zu nehmen, wenn die legislative Maschine versagen sollte. In der Presse wird nahezu so eifrig gearbeitet wie vor zwanzig Jahren, als es die Belagerung der baltischen Länder einzuleiten und die Massen gegen die „Njemzi" (Deutschen) anzustiften galt. Da auf einen zu Ansehen und Einfluß gelangten Finnländer zur Zeit mindestens zehn baltische Deutsche von gleichem Gewicht kommen und da Herr von Giers eigentlich der einzige zu einer Stellung ersten Ranges gediehene Sohn des Großfürstentums ist, hört man hie und da auch wohl äußern, daß die finnländische Kampagne trotz aller formellen Hindernisse leichter von statten gehen könne als die baltische. Das Land ist arm, die Bevölkerung wenig zahlreich und national gespalten, der schwedische Name minder gefürchtet als der deutsche. Einmal in Bewegung gesetzt, werden die nationalen Leiden-

Digitized by Google

schaften unschwer den gehörigen Siedegrad erlangen und gegen die bisher wenig beachteten Finnländer ebenso heftig aufschäumen wie gegen die von altersher gehaßten, von Alt- und Jungrussen, Magnaten, Beamten und Demagogen gleich grimmig verfolgten Deutschen. Ist man mit Finnland fertig geworden (genauer: hat man die Fassade des finnländischen öffentlichen Lebens ebenso russisch überstrichen, wie das in den baltischen und polnischen Provinzen geschehen ist), so wird es nichts mehr zu russifizieren geben, was mit den vorhandenen Mitteln überhaupt noch russifiziert werden könnte, und es wird alsdann ein „Stoffmangel" eintreten, dessen Rückwirkung auf die inneren Zustände unter Umständen unbequem werden könnte.

Über Richtung und Unrichtigkeit der Rechnungen, welche unsere Nationalen auf die Vernichtung der Existenzform der „Grenzmarken" gründen, kann begreiflicherweise heute noch nicht abgesprochen werden. Eine Weile werden die Wirkungen des früheren Zustandes ihre Ursachen wohl noch überleben, — rücksichtlich des Hauptpunktes aber dürfte sich schon in Bälde geltend machen, daß die Dynastie mehr verloren als gewonnen hat. Abgesehen davon, daß jeder gewaltsame Umsturz altgegründeter Ordnungen auf die politische Moral der Beteiligten ungünstig einwirkt, daß er die konservativen Elemente schädigt, die Massen desorientiert, kommt für das vorliegende Verhältnis noch in Betracht, daß die Zahl der dem höheren Beamtentum angehörigen Deutschen, Finnländer u. s. w. bereits seit geraumer Zeit in der Verminderung begriffen ist und daß Mittelglieder zwischen der Dynastie und den „Grenzmarken" kaum noch vorhanden sind. An der Erhaltung der bestehenden Ordnung und ihrer Träger sind demgemäß die Abkommen der Liven, Stackelberg, Schanz, Igelström, Meyendorf, Armfeld, Manteuffel u. s. w. ebenso wenig interessiert wie ihre in der Heimat gebliebenen und der bisherigen Rechte und Vorzüge entkleideten Landsleute. Die einzelnen vornehmen Nichtrussen, welche der herrschenden Strömung unbedingt folgen, entbehren einerseits jedes Einflusses in den Landschaften ihrer Zukunft, anderseits des Ansehens, dessen sie sich in früheren Zeiten als Vertreter historisch-politischer Individualitäten an der Zentralstelle erfreuten. Den nationalen Instinkten und Leidenschaften, welche die von Fremdenhaß bewegten Massen leiten, steht demnach nur noch ein Stück Beamtenroutine entgegen, das an alten Traditionen festhält und die Verhältnisse genau genug kennt, um vor Friedensstörungen gerechte Scheu zu hegen. Den Hofminister Grafen Woronzow-Daschkow ausgenommen sind sämtliche Minister emporgekommene Tschinowniks, Beamte, die von der Gnade des Kaisers und der Gunst der öffentlichen Meinung leben und auf diese sehr viel ängstlichere Rücksicht nehmen, als sie wahrhaben wollen. So lange die Dinge im alten Geleise bleiben, hat es damit keine Not, tritt dagegen eine Krisis ein, „schlägt" (um mit Turgenjew zu reden) „der Rauch einmal wieder um und bewegt sich alles in einer der bisherigen entgegengesetzten Richtung," so gerät die Dynastie in eine Lage, wie sie noch nicht dagewesen ist. Die Stütze, welche sie an den „fremdländischen" Elementen besessen, ist nicht mehr vorhanden und niemand daran interessiert, die Gelüste nach „Zuratеziehung des russischen Volkes in Angelegenheiten der Staats-

Digitized by Google

verwaltung" (vide Samarin) in Schranken gehalten zu sehen. Die „Mameluken", welche für die Kaiserin Anna, den Kaiser Nikolaus, den ersten und den zweiten Alexander in die Bresche sprangen, sind von dem Sohn des „Zar-Befreiers" beseitigt und mit der gärenden Masse verschmolzen worden, welche vor vierzig Jahren konservativ und national, zehn Jahre später liberal und nach abermals zehn Jahren radikal und revolutionär that. Jenseit dieser gebildeten und halbgebildeten Schicht treibt ein Bauerntum sein Wesen, das von politischen Gedanken allerdings nicht berührt wird, dafür aber durch eine Schule materieller Not und wirtschaftlichen Rückganges geht, aus welcher es keinen Ausgang giebt, seitdem die große Karte der „Emanzipation" einmal ausgespielt und verspielt worden ist. Wenn Sie das letzte Heft des Westnik Jewropy zur Hand nehmen, so können Sie aus demselben ersehen, daß die denkenden Russen das mit der gehörigen Genauigkeit wissen und daß die Liberalen unter ihnen keineswegs so demoralisiert und entmutigt sind, wie die Weisen des Graschdanin, des Swiet, und der übrigen Lobredner des „konservativen und nationalen" Systems uns glauben machen wollen.

Dieser tiefgreifenden Umgestaltung der inneren Lage Rußlands werden allmählich auch die westeuropäischen Politiker und Staatsmänner einige Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Nichts könnte verkehrter sein als die Meinung, auch in Zukunft werde lediglich der eine Faktor zu berücksichtigen sein, den der Wille des Monarchen darstellt. Mit derjenigen uneingeschränkten Gewalt, welche die gleichzeitig über die verschiedensten nationalen und konfessionellen Elemente waltende kaiserliche Krone üben konnte, wird der über unterschiedslose Massen waltende moderne Absolutismus nächstens nur noch den Namen gemein haben. Je schrankenloser die Gewalt des von dem Souverän geleiteten bureaukratischen Apparats sich erweitert, desto rascher treibt sie derselbe dem Punkte zu, an welchem ihm Halt geboten und dem Bedürfnis nach Teilnahme aller an der für alle maßgebenden Veranstaltung zu seinem Rechte verholfen wird. Seit man die natürlichen Schutzwehren gegen die zermalmende Kraft der bureaukratischen Maschine vernichtet hat, ist nichts übrig geblieben, als künstliche Dämme, genauer einen Zentraldamm zu ziehen. Gewaltsam, plötzlich und maßlos, wie sich alle Wandlungen in Rußland vollziehen, wird auch die Eindämmung des Absolutismus Platz greifen: daß derselbe zugleich einen Damm gegen die nach Westen gerichtete Zerstörungslust der slawischen Flut herstellen werde, erscheint dabei mehr als unwahrscheinlich. Im Gegenteil spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Mißvergnügen über die gegenwärtigen Zustände, wenn es einmal zum Durchbruch gekommen ist, die Regierung in einen Konflikt mit den verhaßten Nachbarn jenseit der Weichsel und den Karpathen treiben werde. Ist der innere Krieg gegen die westeuropäischen Einrichtungen der russischen Grenzländer doch nur ein Vorspiel des großen Krieges gegen das Abendland gewesen, der das letzte Wort der panslawistischen Theorie bildet.

Digitized by Google

II.

Umfang und Tragweite der Veränderungen, welche sich zu Folge der systematischen Verdrängung und Niederhaltung des westeuropäischen Elements in unserm Staatswesen vollzogen haben, sind durch die gegen früher unkenntlich gewandelte Stellung des „heiligst dirigierenden Synod" (der griechisch-orthodoxen Ober-Kirchenbehörde) mit besonderer Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht worden. Von diesem durch Peter den Großen an die Stelle des ehemaligen Patriarchats gesetzten Kollegium ist bekannt, daß es nichts weiter als ein Spezial-Organ zur Ausführung kaiserlicher Entschließungen in Angelegenheiten der griechisch-russischen Staatskirche bedeutet, daß die demselben angehörigen Erzbischöfe und Metropoliten für andere als rein interne Fragen kaum in Betracht kommen und daß der Spiritus rector der vom Kaiser ernannte (weltliche) Ober-Prokureur ist. Bekannt ist ferner, daß dieser Prokureur Rang und Stellung eines Ministers, d. h. direkten Vortrag beim Kaiser hat und daß der gegenwärtige Titular des Postens, Herr Pobedonoszew, zu den vertrautesten und einflußreichsten Beratern des Monarchen gehört.

Der Synod hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Rollen gespielt, aber zu keiner Zeit ein Ansehen besessen, das mit seiner gegenwärtigen Stellung verglichen werden könnte. Die Synodal-Ober-Prokureure des 18. Jahrhunderts waren fast ausnahmslos Beamte zweiter oder dritter Ordnung, nach deren Namen man sich in der Mehrzahl russischer historischer Schriften vergeblich umsieht — unter der Regierung Alexander I. (im Jahre 1810) aber wurde der Synod dem neugebildeten „Ministerium des Kultus" unterstellt und dadurch mit den Oberkirchenbehörden der übrigen gesetzlich anerkannten christlichen Glaubensgemeinschaften auf die nämliche Stufe gestellt. Innerhalb des neu errichteten Ministeriums (das 1817 mit demjenigen des Unterrichts vereinigt wurde) bestand ein Departement für „geistliche Angelegenheiten", von dem der Synod, das katholische Kollegium, das evangelische General-Konsistorium und die Aufsichtsbehörde für Juden und Mohammedaner in gleicher Weise ressortierten und an dessen Spitze einer der gebildetsten, aufgeklärtesten und humansten Russen seiner Zeit, Alexander Turgénjew, gestellt wurde. Diese zweckmäßige, den Interessen der Bildung und Toleranz förderliche Einrichtung vermochte der Abneigung des fanatischen, höheren Klerus der griechischen Kirche indessen nur siebzehn Jahre lang stand zu halten. In den Tagen zunehmender Abhängigkeit des Kaisers von pietistischen und mystischen Einflüssen wußte ein roher und gemeiner Zelot, der Abt Photi, den Sturz des Ministers Fürsten Galyzin und die Wiederherstellung der früheren Unabhängigkeit des Synod von den Ministerien durchzusetzen. Es war dabei vornehmlich auf zwei Zwecke abzusehen: auf Unterdrückung der bisher als gleichberechtigt behandelten beiden abendländischen Konfessionen und auf Wiederherstellung der unbeschränkten Herrschaft des höheren (mönchischen) Klerus über die arme, in Unwissenheit und Knechtschaft gehaltene Weltgeistlichkeit.

Die Erreichung dieser Absichten ließ sich indessen nur langsam und schrittweise erreichen. So lange die toleranten Traditionen der ersten Regierungsjahre

Digitized by Google

Alexander I. vorhielten, sahen die einsichtigeren und gebildeteren unter den Ministern des Unterrichts und des Innern dem Synod scharf auf die Finger. Dem Ministerium des Innern waren die Angelegenheiten der von der Staatskirche mit fanatischem Eifer verfolgten altgläubigen Sektierer und (zufolge einer unter dem Kaiser Nikolaus vorgenommenen bureaukratischen Verschiebung) auch diejenigen der Katholiken, Protestanten und Juden unterstellt, — der Unterrichts-Minister aber hatte die Einmischung der Ober-Kirchenbehörde in die Verwaltung der Universitäten und Gymnasien abzuwehren. Die zwischen diesen Ressorts und dem Synod geführten stillen Fehden nahmen niemals ein Ende, — auch nicht als die Regierung des Kaisers Nikolaus sich mehr und mehr proselytischen und intoleranten Tendenzen zuwendete, die Rechte der Protestanten und Katholiken beschränkte und die Altgläubigen harten Bedrückungen preis gab. So vollständig wie der Synod es verlangte, konnte die Proskription der „Andersgläubigen" indessen nicht betrieben werden, weil das Staatsinteresse mit diesen nach Millionen zählenden Dissidenten zu rechnen und außerdem gewisse Rücksichten auf das Ausland und die Ausländer zu nehmen hatte. Selbst als der beim Kaiser Nikolaus hoch angesehene Graf Protossow an Stelle des Fürsten Meschtscherski Oberprokureur wurde, wußten die Beamten des Ministeriums des Innern, insbesondere die Gouverneure der baltischen und litauischen Provinzen und gewisser, stark mit Altgläubigen durchsetzter zentraler Gubernien den Anmaßungen des Synod und des Pfaffentums Schranken zu setzen und den schlimmsten Ausschreitungen rechtgläubigen Zelotismus die Spitze abzubrechen.

Unter dem Szepter Alexander II. ging es mit dem Einfluß des Synod anfänglich noch weiter zurück. Insbesondere griff eine mildere und menschlichere Behandlung der altgläubigen Sektierer statt, denen in zahlreichen Fällen die (bis dahin verhinderte) Abschließung rechtsgiltiger Ehen und die Begründung von ihren Glaubensgenossen geleiteter Schulen ermöglicht wurde. Ein von dem liberalen Unterrichtsminister Golowwin entsendeter Beamter Ljesskow bereiste im Jahre 1864 die westlichen Provinzen, um die Zustände der in denselben lebenden Altgläubigen aus eigener Anschauung kennen zu lernen und in einem flammenden — in der Folge als Manuskript gedruckten — Bericht die schmählichen Mißhandlungen zu schildern, welche diese Unglücklichen seitens des rechtgläubigen Pfaffentums zu erdulden gehabt. Besondern Eindruck machte ein Passus dieses Berichts, in welchem Herr Ljesskow erklärte, „verglichen mit den Fanatikern, welche die Kinder der Altgläubigen von jeder menschlichen Bildung ausschließen, erscheine Herodes, der Urheber des bethlehemitischen Kindermordes, als edler und aufgeklärter Menschenfreund." — Golowwin's Bestrebungen für Dämpfung der rechtgläubigen Intoleranz wurden durch den human denkenden Minister des Innern Walujew in wirksamster Weise unterstützt. Den Katholiken Polens und Litauens wurde freiere Bewegung verstattet, den Protestanten der Ostsee-Provinzen im Jahre 1864 die Konfession in gemischten Ehen geborener Kinder freigegeben und die Propaganda der griechischen Staatskirche auf Juden und Heiden beschränkt. Nach dem unseligen polnischen Aufstande, insbesondere aber nach dem im

Digitized by Google

Jahre 1866 erfolgten ersten Attentat gegen das Leben des Kaisers trat indessen ein Umschwung ein, welcher der Intoleranz der Staatskirche und des Synod von Jahr zu Jahr freieren Spielraum eröffnete. Der Kaiser kam auf den unglücklichen Gedanken, dem wegen seines Fanatismus bekannten damaligen Ober-Prokureur des Synod, Grafen Tolstoi (dem späteren Minister des Innern und Verfasser des Pamphlets „le catholicisme en Russie) die Verwaltung des Unterrichts-Ministeriums zu übertragen (1866). Das bedeutete eine vollständige Umkehrung des unter Alexander I. maßgebend gewesenen Verhältnisses: die Unterrichts-Verwaltung kam unter die Herrschaft des Synod, der von 1817 bis 1824 eine Dependenz dieses Ministeriums gewesen war. Tolstoi fühlte sich zuerst als Ober-Prokureur und nur nebenbei als Unterrichtsminister und räumte kirchlichen Rücksichten alsbald einen Einfluß auf die Bildungsanstalten ein, von dem früher niemals die Rede gewesen war. Dabei blieb es, auch als der Graf die Leitung des Synod aus den Händen gab. Zu seinem Nachfolger machte er den Lehrer des jetzigen Monarchen, Herrn Pobedonoszew, mit welchem er in allen wichtigen Fragen Hand in Hand ging.

Einen Augenblick gewann es den Anschein, als ob dieses verderbliche Verhältnis einer abermaligen Umgestaltung im Sinne der Aufklärung Platz machen werde. Zehn Monate vor dem Tode Alexanders II. wurde der allgemein verhaßte Reaktionär und Bildungsfeind Tolstoi gestürzt (April 1880), ein Liberaler (Saburow) zu seinem Nachfolger ernannt und Herr Pobedonoszew genötigt, seinem Eifer gewisse Dämpfer aufzusetzen. Der plötzliche Tod des trotz aller Schwankungen im Kern seines Wesens liberal gebliebenen Monarchen veränderte die Szene indessen vollständig. Nach dem verfehlten Experiment, den Grafen Ignatjew zum Leiter der innern Angelegenheiten dee Reiches zu machen, wurde Tolstoi wieder hervorgeholt und zum Minister des Innern ernannt. Jetzt hatten Reaktion und kirchlicher Fanatismus gewonnenes Spiel. Tolstoi machte seinen ehemaligen Gehilfen, den gefügigen und grundsatzlosen Armenier Deljanow (eigentlich Delajanz) zum Unterrichtsminister, indem er gleichzeitig das Bündnis mit seinem Freunde Pobedonoszew erneuerte und diesem in Sachen der Altgläubigen-Verfolgung, wie der Unterdrückung der katholischen und der protestantischen Kirche völlig freie Hand gab.

Dabei ist es auch nach dem vor Jahr und Tag erfolgten Ableben Tolstoi's geblieben. Deljanow ist die Null geblieben, die er alle Zeit gewesen, Tolstoi's Nachfolger und Schüler, der Minister des Innern Durnowo, aber wandelt in den Bahnen seines Meisters. Beide Männer sind Ressortbeamte, die näherer Beziehungen zur Person des Kaisers entbehren, während Pobedonoszew zwar nicht mehr der Freund, wohl aber der mit hoher Autorität umgebene Vertrauensmann Sr. Majestät ist. Von dieser Stellung hat der fähige Büreaukrat und eingefleischte Vorkämpfer der „Rechtgläubigkeit" den weitgehendsten Gebrauch gemacht — und zwar auf den verschiedensten Gebieten.

Zunächst in den Angelegenheiten, welche dem Ministerium des Innern ressortieren, und das Verhältnis der Altgläubigen und der Andersgläubigen (Katholiken, Protestanten und Juden) zum Staat und der Staatskirche betreffen.

Digitized by Google

Die Propaganda der letzteren wird in den katholischen und protestantischen Provinzen mit einer Öffentlichkeit und einem sans gêne getrieben, das selbst in den schlimmsten Tagen des Kaisers Nikolaus unerhört gewesen war. In den alljährlich veröffentlichten Berichten des Synod wird die Zahl „moralischer Eroberungen" der Staatskirche rühmend aufgeführt, jeder Verteidigungsversuch der schwer angefochtenen Katholiken und Protestanten als Auflehnung gegen das Gesetz und den geheiligten Willen Sr. Majestät denunziert und den Geistlichen Anweisung erteilt, wie sie die Proselytenmacherei zu betreiben haben. Den evangelischen Konsistorien ist die Rechtsprechung über Amtsvergehen der ihnen unterstellten Prediger entzogen und dadurch Massenverurteilungen glaubenseifriger Pastoren durch die russischen Gerichte Thür und Thor geöffnet worden. Evangelische und katholische Kirchen dürfen nur noch nach vorgängig eingeholter Zustimmung des örtlichen russischen Bischofs und des Synod neugebaut werden, — die Verfolgung der altgläubigen Sektierer und evangelisierender Orthodoxen (wie des landesverwiesenen Oberst Paschkow, des Grafen Leo Tolstoi und anderer) steht in üppigster Blüte, und die von Alexander II. erlassene Ordre über Religionsfreiheit in gemischten Ehen erzeugter Kinder der baltischen Provinzen ist in aller Form zurückgenommen worden, nachdem sie länger als zwei Jahrzehnte bestanden hatte. Und das alles unter willfähriger Zustimmung des Ministers des Innern, des gesetzlichen Anwalts und Beschützers der „andersgläubigen" Konfessionen! Schlimmer noch ist das Los der unglücklichen Juden gewesen, die im Interesse des „christlichen", d. h. griechisch-orthodoxen Charakters der höheren Lehranstalten nur ausnahmsweise zu Universitäten und Gymnasien zugelassen, vor der Advokatur und vom Staatsdienst ausgeschlossen und unbarmherzig aus denjenigen Provinzen und Städten des Reiches vertrieben werden, in denen sie Subsistenz finden können. Die von Alexander II. aufgehobenen judenfeindlichen Satzungen des Nikolaitischen Zeitalters sind nicht nur wiederhergestellt, sondern so erheblich verschärft worden, daß die Toleranzgesetze, welche Tausenden von Juden die Niederlassung außerhalb der ehemals polnischen Gebietsteile gestattete, für die Betroffenen zum Fluch geworden sind. Mit unvergleichlichem Geschick hat der Ober-Prokureur des Synod aus der Teilnahme einzelner jüdischer Studenten an nihilistischen Umtrieben den Schluß gezogen, daß die fromme russische Jugend durch die Nachkommen Jakob's vergiftet werde, und daß auf die Wiederherstellung der früheren loyalen und gläubigen Gesinnung erst zu rechnen sein werde, wenn das israelitische Unkraut aus dem russischen Weizen ausgerauft worden. Daß die geistlichen Seminarien und Akademien der Staatskirche dem Nihilismus die zahlreichsten und gefährlichsten Rekruten zuführten und daß die Verschärfung der Disziplin dieser geistlichen Dressuranstalten den in denselben herrschenden Geist von Jahr zu Jahr verschlimmerten, das wird in den von dem Synod erstatteten Jahresberichten begreiflicher Weise mit Stillschweigen übergangen.

Von der nämlichen Deutlichkeit sind die Spuren von Pobedonoszew's Einfluß auf die Unterrichts-Verwaltung des — vor einiger Zeit in den Grafenstand erhobenen — Herrn Deljanow. Einführung russischer Schulgottesdienste in die

Digitized by Google

Gymnasien und höheren Schulen der protestantischen und katholischen Teile des Reichs, Vermehrung der Zahl der Religionsstunden, Ersetzung der deutschen Unterrichtssprache durch die russische in den Lehranstalten der Ostseeprovinzen, Ankündigung einer Russifizierung der seit einem Jahrhundert in Petersburg bestehenden deutsch-evangelischen Kirchenschulen (St. Annen und St. Peter), Schließung der städtischen Gymnasien in den Ostseeländern, Russifizierung der Dorpater Juristenfakultät, alle diese Eingriffe in uralte, durch reiche Erfolge bewährte Einrichtungen und Ordnungen wären dem ehemaligen Gehilfen durchaus anders denkender Unterrichts-Minister niemals in den Sinn gekommen, wenn der allgewaltige Ober-Prokureur des Synod nicht hinter demselben gestanden hätte! Sich an Stelle des alternden Deljanow zum Unterrichtsminister machen zu lassen und die in dem Grafen Tolstoi personifiziert gewesene Personal-Union zwischen russischem Staatskirchentum und russischer Bildung auch der Form nach wiederherzustellen, hätte demnach für Herrn Pobedonoszew keinen Sinn. Den Rang eines Ministers besitzt er bereits, an Titulaturen und Äußerlichkeiten ist dem bei allem Ehrgeiz über kleine Eitelkeiten erhabenen Manne niemals gelegen gewesen, und Gunstbezeugungen seines Monarchen zu erwarten hat er bereits seit geraumer Zeit keine Veranlassung mehr. Herr Pobedonoszew fährt ungleich besser, wenn er die Last und Verantwortlichkeit der Unterrichts-Verwaltung auf den Schultern eines Ministers läßt, der sich in Prinzipienfragen seinem Einfluß unterordnet und die Ausführung des Beschlossenen pünktlich besorgt. Ob dieser Minister Deljanow heißt oder ob er einen andern Namen führt, erscheint gleichgiltig, so lange der Kurs unsrer „Aufklärungs"-Politik (das Unterrichts-Ministerium wird bekanntlich offiziell als „Ministerium der Volksaufklärung" bezeichnet), der nämliche bleibt. Dafür aber ist auf alle Fälle gesorgt. Jedermann weiß, daß der Russifikator des baltischen Unterrichtswesens und gegenwärtige Kurator des St. Petersburger Lehrbezirks, Kapustin, zum Nachfolger Deljanow's ausersehen und von Herrn Pobedonoszew zu großen Dingen bestimmt worden ist. Das Gelingen dieser Dinge aber hängt wesentlich davon ab, daß der Inspirator hinter den Kouliſſen bleibt und daß er über gefügige, zuverlässige und diskrete Werkzeuge zu verfügen hat.

Es handelt sich um nichts Geringeres als um vorbereitende Schritte zur Unterminierung der Verfassung Finnlands und zur Einbeziehung dieses bisher selbständig gewesenen Großfürstentums in die russische Staatsmasse. Ein anscheinend bloß beiläufiger Umstand soll dazu die Handhabe bieten. Der südlichste Teil Finnlands, das Gubernium Wyborg, war bereits unter Peter dem Großen von Rußland erobert, mit russisch-finnischen Einwanderern besiedelt und erst im Jahre 1809 dem kurz zuvor den Schweden entrissenen Stammlande wieder einverleibt worden. Die nahe Nachbarschaft zwischen St. Petersburg und Wyborg hat es mit sich gebracht, daß in diesem Grenzbezirk neben Finnen griechisch-orthodoxer Konfession auch einige tausend Russen leben und daß manche derselben sich in andere finnländische Gubernien gezogen haben. Daran hat man Veranlassung genommen, wo immer möglich, russische Kirchen zu erbauen, Priester

Digitized by Google

derselben in Finnland einheimisch zu machen und die Oberaufsicht über diese vorgeschobenen Posten der Rechtgläubigkeit für den heiligst dirigierenden Synod in Anspruch zu nehmen. Auf solche Weise ist der erste Schritt zur Ausdehnung der Zuständigkeit russischer Behörden für auf finnländischer Erde bestehende Einrichtungen gethan und in die administrative Unabhängigkeit des Landes eine Bresche gelegt worden, durch welche man weiter in das Innere der Festung eindringen zu können hofft. Und das mit einigem Grunde. Hat erst die bevorstehende Verpflanzung russischer Postanstalten und russischer Truppenabteilungen in das Großfürstentum dafür Sorge getragen, daß die Zahl griechisch-orthodoxer Bewohner sich vermehrt und daß es in Finnland „rechtgläubige Interessen" zu schützen giebt, so versteht das Fernere sich von selbst. Dieses Fernere wird darin bestehen, daß man für die nach altschwedischem Rechte als bloß toleriert angesehene Rechtgläubigkeit die Stellung der Staatskirche und das damit verbundene Recht zur Etablierung einer Propaganda in Anspruch nimmt. An Titeln und Vorwänden dazu wird es umsoweniger fehlen, als in Finnland kirchliche Satzungen gelten, welche unsere Nationalen seit lange für „Beleidigungen" Rußlands und seiner „Orthodoxie" erklären.

Die Besorgung der Hauptarbeit hat Herr Pobedonoszew sich selbst vorbehalten, während Herrn Kapustin eine ergänzende Thätigkeit zugedacht ist. Zu gunsten der im Wyborg'schen lebenden Russen sollen russische Schulen eingerichtet und außerdem Vorkehrungen getroffen werden, welche den Finnländern die Erlernung der „Reichssprache" zu erleichtern d. h. zu oktroyieren geeignet sind. Man rechnet dabei einesteils auf die fennomane, der schwedischen Aristokratie feindliche Bauern- und Kleinbürgerpartei, vornehmlich aber auf die ärmeren Elemente der Bevölkerung und deren Neigung zu Erwerbsfähigkeiten außerhalb der Heimat. Endlich wird schon demnächst einem Teil der finnländischen Beamten die Kenntnis des Russischen obligatorisch gemacht und dabei nach den nämlichen Grundsätzen verfahren werden, die sich in den baltischen und polnischen Provinzen bewährt haben. Herr Kapustin, der die russische Unterrichtssprache in die Schulen des Dorpater Lehrbezirks eingeführt hat, gilt für den vorzüglichsten Kenner des dabei zu beobachtenden Verfahrens und soll mit der Ausführung betraut werden.

Die Probe auf die Richtigkeit dieses Exempels wird erst gemacht werden können, wenn bei Gelegenheit der Oktroyierung des neuen Postgesetzes und des Strafgesetzbuchs das Maß der Widerstandsfähigkeit der finnländischen Stände festgestellt worden. Zur Verdeutlichung der dabei in Betracht kommenden eigentümlichen Verhältnisse bedarf es eines Blicks auf die staatsrechtliche Stellung des Großfürstentums und auf die Veränderungen, welche sich im Schoße derselben neuerdings vollzogen haben.

Digitized by Google

Naturwissenschaftliche Revue.

Klimaschwankungen seit 1700. – Gletscher und Inlandeis. — Luftmeer — Thalsperren — Benutzung der Wasserkraft des Niagara. — Licht ohne Wärme. — Lage der Schwingungsebene im polarisierten Licht. – Erzeugung von Magnetismus durch Licht. — Handwörterbuch der Chemie. — Wesen der Elektrizität und des Magnetismus. — Naturwissenschaftliche Weltanschauung. — Briefwechsel zwischen Fechner, Vierordt und Preyer. — Natur der Bewegungen. — Der Dryopithecus. — Die Larven der Unioniden. — Reblaus und Blutlaus. — Bäume und Sträucher des Waldes. — Darstellung des die Kohlensäurezerlegung bewirkenden Lichtes auf einem Blatt. — Erhöhte Wasserverdunstung durch Blätter. — Schutz der Blätter gegen erhöhte Wasserverdunstung. — Pflanzen mit roten Blättern. — Die Kannenpflanze kein Fleischfresser. — Auflösung zweier Kometen. — Ringgebirge des Mondes. — Nationalzeit, örtliche und Weltzeit.

Recht ungemütlich hat sich der gegenwärtige Winter gestaltet. Nicht nur, daß er Deutschland mit einer Kälte bedacht hat, die glücklicherweise zu den Seltenheiten gehört, er machte diese Kälte auch um so empfindlicher, als sie mit einem starken Nordostwind sich verband, der es den Insassen ihm ausgesetzter Wohnungen fast unmöglich machte, ihr zu entgehen. Schien dies nun dem Laien ganz außergewöhnlich und unverständlich, so belehrten ihn die Witterungsberichte, daß alles dies lediglich die Folge der Wechselwirkung eines barometrischen Minimums, das über Südwesteuropa verharrte, und eines Maximums im Osten war. Wehe dem, der sich nicht mit dem genügenden Brennmaterial versehen hatte, woran die außergewöhnlich hohen Kohlenpreise vielfach schuld gewesen sein mochten, ihm war die Weihnachtszeit ihres sonstigen Behagens völlig bar. Wenn man das nur hätte voraussehen können, jammerte er, und es wäre in der That recht wertvoll, wenn man über untrügliche Anzeichen eines frühen oder kalten Winters verfügen könnte. Eifrig hat man stets nach solchen gesucht. Man beobachtete den Zug der Schneegänse, achtete darauf, ob das Wild früh sein Winterkleid anlegte, ob die Spinnen bedacht waren, sich der warmen Plätze oberhalb des Ofens früh zu versichern, und was dergleichen mehr. Aber man fand, daß alle aus solchen Beobachtungen gezogenen Schlüsse keineswegs untrüglich sind, und so blickt man hoffnungsvoll auf die Meteorologie, ob diese dazu berufene Wissenschaft immer noch nicht dahin gekommen sei, sicherere Anzeigen zu geben. Da muß uns denn eine Abhandlung Brückners[1]) über die Klimaschwankungen seit 1700 interessieren. Aber so wichtig in wissenschaftlicher Hinsicht dieselbe auch ist, so sind ihre Ergebnisse doch noch weit davon entfernt, uns Fingerzeige für den Kohlenbedarf des kommenden Winters zu geben. Zwar hat man gefunden, daß warme und kalte Zeiten sich in Zwischenräumen wiederholen, deren Länge mit Hilfe der Beobachtungen von kalten Wintern bis zum Jahre 1020 im Mittel auf 34 Jahre und 10 Monate und zwar auf 8 Monate genau bestimmt werden konnte. Aber 8 Monate sind mehr wie ein halbes Jahr, und so bleibt im besten Falle doch immer die Wahl zwischen zwei aufeinanderfolgenden Wintern.

Mit diesen abwechselnd wärmeren und kälteren Zeiträumen wechselt die Menge der Niederschläge. Sie sind in den letzteren reichlicher, und daraus ergiebt sich das in ihnen stattfindende Vorrücken der Gletscher. Diese Bewegung nimmt im Augenblick eine immer größere Zahl wieder auf. Nach den Beobachtungen Forel's[2]) sind jetzt die Gletscher des Mont-Blanc, die der Walliser und Berner Alpen, die der Massifs des Pelvoux in der Dauphiné und die des Ortler in Tirol wieder vorrückend. Die übrigen Gletscher Österreichs und Graubündtens stehen still oder gehen noch zurück, und es scheint somit, daß wir einer kälteren Epoche entgegengehen.

Über die Ursachen dieses Wechsels ist zur Zeit noch nichts bekannt. Ebensowenig wissen wir bis jetzt die Ursachen der gewaltigen Vereisung zu erklären, welche, von den Gebirgen Norwegens und Schwedens ausgehend, in zwei von einander durch eine eisfreie Periode geschiedenen

[1]) Geographische Abhandlungen IV. Heft 2. Nach Naturwissenschaftlicher Rundschau V. S. 541 und 611.

[2]) Naturw. Rundsch. V. 568.

Digitized by Google

Zeiträumen Europa bedeckte und ihm damals das Aussehen des eisstarrenden Grönland verlieh. Nach Rabot[1]) unterschieden sich aber die polaren Gletscher von denen der Alpen dadurch, daß sie sich nicht in Thälern herabbewegen, vielmehr, obwohl die Geschwindigkeit ihrer Fortbewegung eine viel größere ist, über Hochebenen hinschreiten. Daß sie sich trotzdem auf die großen Entfernungen, in welchen wir vom Eis verschleppte Felsblöcke finden, ausbreiten konnten, ohne daß man den Transport auf schwimmenden Eisbergen annehmen müßte, hat von Drygalski[2]) gezeigt. Nach Sjögren[3]) ergossen sich während der ersteren Eiszeit ihre Schmelzwasser in die gewaltige Senkung, welche jetzt den Aral- und den Kaspisee enthält. Da diese Gewässer nur langsam verdunsteten, so befand sich damals an ihrer Stelle ein gewaltiges Meer. Da aber die Schmelzwasser des zum zweiten Male vorrückenden Eises sich einen andern Abfluß gebahnt hatten, so hatten die früher angesammelten Wassermassen Zeit sich auf ihren jetzigen beschränkten Raum zurückzuziehen. Doch ist bei diesen Vorgängen auf die Änderungen der Höhenunterschiede der betreffenden Teile der Erdrinde Rücksicht zu nehmen, und so ist es zur Zeit noch nicht möglich, ein abschließendes Urteil darüber sich zu bilden.

Werke, welche die Meteorologie und die Lehre von den Klimaten behandeln, unsern Lesern zu empfehlen, sind wir zum öfteren in der Lage gewesen. Das uns heute in seinen ersten neun Lieferungen vorliegende Buch von Umlauft[4]), welches unter dem Titel „das Luftmeer" die Grundzüge der Meteorologie und Klimatologie enthält, können wir denen ganz besonders ans Herz legen, welche sich über diese Verhältnisse eingehend unterrichten wollen. Der geschichtlichen Einleitung schließen sich sieben Abschnitte an, welche die Lufthülle, die Wärme der Luft, des Meeres und der Erde, die Wasserdämpfe in der Luft, den Luftdruck, die Bewegung der Luft und des Meeres, die Stürme und die Niederschläge, darunter auch die Gletscher ausführlich behandeln. Nicht nur die Thatsachen selbst, auch die Meßinstrumente, die uns die nötige Aufklärung geben, kann er daraus kennen lernen. Den besten Mustern entnommene, wunderschön ausgeführte Holzschnitte führen ihm nicht nur diese, sondern auch Länder und Meere unter den ruhenden Naturkräften, im Kampfe mit ihnen und nach demselben vor, zeigen uns auch den Menschen mit ihnen ringend. Als besondere Zierde und vortreffliches Mittel zum Verständnis sind dem Buche Karten im Farbendruck nach Hann, Supan, Berghaus und Spitaler beigefügt, die jede Aufklärung in klimatologischer Hinsicht geben.

Das je nach der Beschaffenheit der Jahre in größerer oder geringerer Menge niederfallende Regenwasser strebt in den Flüssen zum Meere zurück und kann vermöge seines Gewichtes dazu benutzt werden, Arbeit zu verrichten. Die Überlegung, daß die Steinkohle, deren Verbrennung denselben Zweck in den Dampfmaschinen erfüllt, nur in beschränkter Menge vorhanden ist, hat längst zu dem Wunsche geführt, sie möglichst zu schonen. Diesem Wunsche entspringen zum Teil die in Deutschland, trotz der vorhandenen Eisenbahnen geplanten Kanalanlagen, entspringen die Bauten zur Aufspeicherung der in den Gebirgsthälern herabfließenden Gewässer, die Thalsperren, Dämme, die einem Thale vorgelegt werden und das in ihm während der Zeit des schmelzenden Schnees oder einer ergiebigen Regenzeit herabfließende Wasser aufhalten, um es bei regenarmer Zeit zum Betriebe von Wasserrädern oder Turbinen zu verwenden. In derselben Weise hergestellt und demselben Zwecke dienstbar sind die vielen Teiche des Oberharzes, die von den ihn Durchwandernden um ihrer landschaftlichen Schönheitwillen so gern aufgesucht werden.

Daß man dann darauf bedacht ist, auch mächtigere Wasserkräfte, die die großen Ströme zu liefern im stande sind, nutzbar zu machen, kann nicht überraschen. Schon 1886 ist in Nordamerika eine Gesellschaft gegründet, mit dem Ziele, die Gewässer des Niagarafalles[5]) zu solchem Zweck zu verwenden. Sie hat an seinen Ufern Land in 2 englischen Meilen Umkreis

[1]) Revue scientifique Bd. 46, S. 66, nach Naturw. Rundsch. V. 511.
[2]) Neues Jahrbuch für Mineralogie und Geologie 1890. II, S. 163.
[3]) Jahrbuch der K. K. geologischen Reichsanstalt in Wien 1890, S. 51.
[4]) Wien, Pest und Leipzig. A. Hartleben.
[5]) The Electrician XXVI. 144.

Digitized by Google

gekauft, dessen Oberfläche für Anlage von Fabrikanlagen, Arbeiter- und Beamtenwohnungen ꝛc. bestimmt ist und unter dessen Oberfläche ein Kanal von 45·6 Quadratmeter Querschnitt gelegt werden soll, um in einer Tiefe von 50 m unter der Erdoberfläche das Wasser des Flusses auf 120 m Entfernung fortzuleiten und so den aufzustellenden Maschinen eine Kraft zuzuführen, die die Arbeit von 120 000 Pferden verrichten kann.

Ein Vorschlag auf anderem Gebiete, dem der Beleuchtung, Kohle zu sparen, geht ebenfalls von amerikanischer Seite, von Langley und Very[1]) aus. Bei unsern Lichtquellen wird zugleich eine Menge Wärme mit erzeugt, die bis zu 99% der verwendeten Kraft in Anspruch nehmen kann und dazu noch als lästige, ja gefährliche Beigabe auftritt. An Licht gebenden Insekten zeigen nun die beiden Forscher, daß es auch möglich ist, fast ohne gleichzeitige Wärmeentwickelung Licht zu erhalten, aber so einfach die Aufgabe ist und auf so einfachem Wege sie die Natur verwirklicht hat, so ist es der Technik doch bisher noch nicht gelungen den Weg zu finden, sie zu lösen. Aber sie wird dieselbe in Angriff nehmen müssen, und die Aussicht, zum gewünschten Ziele zu gelangen, ist durchaus nicht gering.

Daß Aufgaben, die Jahrzehnte lang die Physiker beschäftigten und trotzdem nicht zur Lösung gebracht werden können, endlich in überraschend einfacher Weise bewältigt werden, beweist ebenfalls ein der Lehre vom Licht angehöriges Beispiel. Licht besteht der jetzt allgemein angenommenen Ansicht nach aus Schwingungen eines über alle Begriffe feinen und elastischen Stoffes, des Äthers, so zwar, daß die Schwingungen in einem gewöhnlichen Lichtstrahl in raschem Wechsel nach allen möglichen Richtungen erfolgen. Trifft aber ein Lichtstrahl unter einem bestimmten, einem jeden Stoff eigentümlichen Winkel auf die Oberfläche eines durchsichtigen Körpers auf, so wird er in zwei Strahlen zerlegt, die mit dem einfallenden Strahle in einer Ebene liegen. Der eine wird zurückgeworfen, der andere dringt in etwas geänderter Richtung in den zweiten Stoff ein. Wird nun eine schwingende Bewegung reflektiert, so werden die Schwingungen an der festen Wand stehend, es bilden sich dort Punkte, wo gar keine Schwingungen stattfinden, und zwischen ihnen solche, wo die Teilchen in anhaltender starker Schwingung verharren, wie man es an Wasserwellen sehen kann, welche gegen eine Ufermauer stoßen. Diese Punkte werden sich in immer größer werdenden Abständen von der Wand wiederholen, und wenn man eine zweite durchsichtige Platte unter einem kleinen Winkel gegen die erste geneigt nahe vor sie stellt, so wird sie abwechselnd Ebenen durchschneiden, in denen Ruhe, und solche, in denen stärkste Bewegung stattfindet. Besteht nun die zweite Platte aus einer dünnen, Chlorsilber enthaltenden Colloidumhaut, so muß diese geschwärzt werden an den Stellen stärkster Bewegung, durchsichtig bleiben, wo keine Bewegung vorhanden ist. Diesen Versuch stellte Wiener[2]) an, und der gewünschte Erfolg trat ein. Wendete er aber Licht an, dessen Schwingungen nur in einer Ebene erfolgten, sogenanntes polarisiertes Licht, so konnten solche stehenden Schwingungen nur auftreten, wenn die Ebene, in der die Schwingungen vor sich gingen, vor und nach der Reflexion zusammenfielen. Daraus war die Lage der Schwingungsebene zu ermitteln, und Wiener fand sie, wie bereits Fresnel angenommen, senkrecht zu der Ebene, in der das polarisierte Licht zurückgeworfen wurde. Läßt man einen Magneten auf solches Licht wirken, so dreht dieser die Polarisationsebene; umgekehrt ist es neuerdings Sheldon[3]) gelungen, durch rasch auf einander folgende Drehungen der Polarisationsebene Magnetismus zu erzeugen.

Will man sich diese Dinge genau vorstellen, so darf man freilich einen Ausflug der Gedanken in das Reich kleinster Größen nicht scheuen. An solche sind wir ja aber durch die chemischen Lehren längst gewöhnt, die in zwei neuen Heften der Encyklopädie[4]) wiederum weitergeführt werden. Dieselben reichen von Nitroverbindungen bis Phenanthren, einem den Steinkohlen entstammenden Stoffe, und verbreiten sich außerdem über Ölsäuren und der im

[3]) American Journal of Science. 1890. XI. 97, nach Naturw. Rundsch. V. 533.

[1]) Wiedemanns Annalen. Neue Folge 40. S. 203.

[2]) American Journal of Science. S. 3, Bd. 40, S. 196, nach Naturw. Rundsch. V. S. 652.

[4]) Breslau, E. Trewendt.

Digitized by Google

Pflanzenreiche weit verbreiteten Oralsäure, über die Pflanzenstoffe im allgemeinen, die ätherischen Öle, von denen 150 aus 59 Pflanzenfamilien stammende zusammengestellt und beschrieben werden, sowie die beiden 1803 als Begleiter des Platins gefundenen Metalle Osmium und Palladium. Zeichnet sich jenes durch sein großes spezifisches Gewicht vor allen andern Körpern aus, so teilt es mit diesem die Eigenschaft, Legierungen von ungemeiner Härte zu geben. Das Osmium-Iridium und das Palladium-Kupfer hat man deshalb, da diese Legierungen zugleich unmagnetisch sind, als Zapfen und Spitzen für Kompaßnadeln, für Stahlfedern und Uhrenteile empfohlen, den Palladiumstahl für Schneiden bei Wagen. Die Unempfindlichkeit des Palladiums gegen Sauerstoff und Schwefelwasserstoff macht es außerdem zur Herstellung von Überzügen über Silber, das letzterer Stoff so leicht schwarz macht, geeignet. Seine merkwürdigste Eigenschaft ist aber die, mit dem Hydrogenium eine Legierung zu bilden, aus welcher Eigenschaft geschlossen werden mußte, daß der Dampf dieses Hydrogeniums, der Wasserstoff, der Dampf eines Metalles sei.

Während nun die Chemie und mit ihr die Naturforschung überhaupt über das Wesen des Atomes oder die Entstehung des Stoffes nicht weiter grübelt, sucht die Naturphilosophie immer wieder von neuem in ein Reich vorzudringen, in das die Naturwissenschaft allein doch nur die Führerrolle übernehmen kann, weil ihre auf Empirie gegründete Methode allein objektive Erkenntnis sichert. Diesen neuesten Versuch macht J. G. Vogt[1]) in einer das Wesen der Elektrizität und des Magnetismus betitelten Schrift, in deren bis jetzt vorliegendem ersten Teile von beiden Agentien allerdings noch nicht die Rede ist. Da der Verfasser als untersten Grundsatz seines Systems den aufstellt, daß jede Erkenntnis vorstellbar sein müsse, sodann aber das Wesen der Welt in seiner Weise bis in Einzelheiten genau schildert, so verliert er den objektiven Boden ganz unter den Füßen, und seine Lehre schwebt in der Luft. Wie wenig er sich um das Studium der Naturwissenschaften übrigens bemüht hat, beweist seine mehrfach wiederholte Zurückweisung der Weltbildungshypothese, die er die Kant-Laplace'sche zu nennen beliebt, an der aber beide großen Männer unschuldig sind. Denn während sie die Planeten und die Sonne aus einem sich zusammenballenden Urnebel entstehen lassen, so zwar, daß der sich in der Mitte zur Sonne verdichtende Nebel bei diesem Vorgange die Planeten als Ergebnisse ebensolcher Verdichtungen zurückläßt, die Trabanten aber auf analoge Weise entstehen, beweist Vogt, daß die Sonne die Planeten, diese die Trabanten nicht abgeschleudert haben können. Das Vogt'sche System hat indessen Retzer[2]), wie uns derselbe in einer kleinen Schrift mitteilt, vor völliger Resignation bewahrt, ihn vielmehr dazu begeistert, die Ethik zu demselben zu liefern, vor der freilich die Religion nicht stand halten kann und die durch die Forderung der Gleichstellung aller die soziale Frage löst.

Es würde nun ein großes Unrecht sein, wenn man nicht anerkennen wollte, daß auch die Naturwissenschaft eifrig daran arbeitet, das Wesen der Erkenntnis zu ergründen. Sie beginnt dazu mit der Untersuchung, wie sinnliche Auffassungen Gegenstände der Erkenntnis werden können. Den Grund dazu suchte schon vor Jahren Fechner in seiner Psychophysik zu legen. Einen zum großen Teil über diese, sich aber auch über andere Fragen verbreitenden Briefwechsel zwischen Fechner, Vierordt und Preyer[3]) veröffentlicht der letztgenannte, am Schlusse eine kurze Darstellung der Aufgabe der Psychophysik zufügend, welche im Dezember 1888 Fechner in der allgemeinen Zeitung erscheinen ließ. Wir schlagen dem Leser, der nicht die Psychophysik selbst studiert hat, vor, die Lektüre des sehr empfehlenswerten Buches mit seinem Schlusse zu beginnen, was seinem Verständnis der Briefe selbst sehr förderlich sein wird. Er wird dann, wenn er sie noch nicht haben sollte, eine Vorstellung bekommen, welche enorme Schwierigkeiten Untersuchungen entgegenstehen, welche die Vorgänge in Nerven oder gar im Gehirn erklären

[1]) Das Wesen der Elektrizität und des Magnetismus auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffs. Leipzig, Wiest.

[2]) Die naturwissenschaftliche Weltanschauung und ihre Ideale. Leipzig, Wiest.

[3]) Wissenschaftliche Briefe von G. Th. Fechner und W. Preyer. Hamburg und Leipzig. L. Voß.

Digitized by Google

wollen. Von dem rasch aufgebauten und ebenso rasch überwundenen System des Philosophen wird er freilich nichts finden in Briefen, die die Notwendigkeit des Experimentes in höchstem Grade betonen. Die Psychophysik geht nicht über das sinnliche Gebiet hinaus, sie behandelt aber den Übergang desselben in das Geistige. Daß auf diese Weise unsere Erkenntnis jener dunklen Vorgänge wirklich vordringen wird, dürfen wir hoffen, und mit Interesse betrachten wir das dem Briefwechsel beigegebene Bild des Mannes, dem langjährige leibliche Blindheit das geistige Auge für das Eindringen in jene schwierigen Gebiete geschärft hatte.

Von dem Zusammenhange zwischen Leib und Seele handelt auch eine kleine interessante Schrift von Rubinstein,[1]) die indessen nur empirisches Material zusammenträgt. Die Willensbewegungen, die Instinktbewegungen und die Reflexbewegungen werden besprochen und die Arten ihres Auftretens untersucht, und man wird die Arbeit befriedigt aus der Hand legen, wenn man sich auch mit einzelnen, wie z. B. der Ansicht, daß die persönliche Freiheit in der von vornherein gegebenen intelligiblen Anlage beruhe, daß die Zehen durch die Beschuhung stetig entarten, daß die Raumvorstellungen lediglich aus der Beschaffenheit der Netzhaut resultieren, nicht einverstanden erklären kann.

Sehen wir so die Forschung emsig beschäftigt, das Wesen des Menschen, wie es jetzt ist, verstehen zu lernen, so ist sie ebenso eifrig in dem Bestreben, zu erkennen, wie es so geworden ist. Daß der Mensch sich aus niedriger organisierten Wesen entwickelt hat, dürfte feststehen, die Ansicht aber, daß er von einem menschenähnlichen Affen abstamme, ist wohl nur von den Gegnern der Entwicklungstheorie betont worden. Allerdings waren sie dazu durch Lartet herausgefordert, der aus dem Unterkiefer eines jugendlichen Exemplars des Dryopithecus, eines großen, zur Tertiärzeit in Europa einheimischen Affen, geschlossen hatte, daß die Menschenähnlichkeit seines einstigen Besitzers größer gewesen sein müsse wie die der höchststehenden seines jetzigen Klassenverwandten. Feuersteinsplitter, die man in Schichten von gleichem Alter mit der, die jenen Rest geborgen hatte, fand, glaubte man als von ihm geschlagen erklären zu müssen. Die Untersuchungen eines weiteren solchen Kiefers, welcher einem ältern Tiere angehört hat, haben aber Gaudry[2]) gelehrt, daß der Dryopithecus vielmehr niedriger organisiert war wie die jetzt lebenden menschenähnlichen Affen.

Die Entwicklung der Arten schreitet meist vom Unvollkommneren zum Vollkommneren fort, aber nicht immer. Namentlich bei Tieren, die in der Jugend sich frei bewegen, im Alter aber sich festsetzen, wie es viele Muscheln thun, tritt eine Rückbildung ein. Die Beweglichkeit in der Jugend wird aber vielfach dadurch erhöht, daß sich die Larven an andere Tiere festsetzen und von ihnen umhertragen lassen. Das ist der Fall bei den Muscheln, zu denen die Flußperlenmuschel gehört, den Uniobarten. Wie Schierholz[3]) genauer untersucht hat, sind ihre Larven mit besonderen Organen versehen, welche es ihnen ermöglichen, sich an Fische festzusetzen und erst, wenn ihre Entwicklung weit genug vorgeschritten ist, sich wieder fallen zu lassen.

Die Fortbewegungsfähigkeit anderer Tiere, der berüchtigten Reblaus und Blutlaus hat für uns freilich ungleich größere Bedeutung, da von ihr die größere oder geringere Schädlichkeit dieser Tiere abhängt. Die lange strittige Frage ist neuerdings wieder von Keßler[4]) behandelt worden, und man wird den Beweis als erbracht ansehen dürfen, daß die schädlichen Geschöpfe nur dann von einer Pflanze auf die andere übergehen können, wenn Wurzeln oder Äste sich berühren, also nicht fliegend durch die Luft, obgleich geflügelte Tiere vorkommen. Es würde deshalb der Zerstörung von Weinbergen und Obstpflanzungen behufs ihrer Ausrottung nicht bedürfen, und ihre Verbreitung wäre keine so große geworden, wenn man die gefährlichen kleinen Feinde unserer Kulturgewächse früher beachtet hätte.

---

[1]) Natur der Bewegungen. Leipzig. Edelmann

[2]) Mémoires de la Société géologique de la France. Paléontol IV. R 1. Bd.

[3]) Denkschriften der Akad. der Wissensch. in Wien. Naturw. Kl. Bd. 55, S. 210.

[4]) Richtigstellungen und Entgegnungen betreffend Beobachtungen und Untersuchungen über die Reblaus und Blutlaus. Kassel. Ferd. Keßler.

Digitized by Google

Daß nicht nur diese, sondern auch die wild wachsenden Bäume unsrer Wälder solchen Verderbern ausgesetzt sind, zeigt das vierte Heft der Bäume und Sträucher des Waldes von Hempel und Wilhelm[1]), welches die Schilderung der gewöhnlichen, der serbischen Ormorika, der nordamerikanischen Sitka-Fichte, der europäischen Edeltanne und der kaukasischen Nordmannstanne enthält. Die drei beigebenen Farbentafeln stellen die drei bei uns heimischen Wachholderarten, die Eibe und die Schwarzerle dar, die ausgezeichnet schönen Holzschnitte Teile und den Habitus der geschilderten Bäume. Nicht nur dem Forstmann, auch dem Gärtner und Gartenliebhaber ist dieses Werk eine willkommene Gabe, denn gerade die Nadelhölzer werden ja von den letzteren seit langer Zeit bevorzugt. Auch hier lernen wir ein Heer von Feinden kennen, welches namentlich das Gedeihen der Edeltanne, dieses Riesen des Waldes, bedenklich bedroht, aber wir lesen auch mit Befriedigung, daß gerade sie ein Reproduktionsvermögen besitzen, welches sie in den Stand setzt, erlittene Beschädigungen rascher zu überwinden wie andere Nadelhölzer. Nicht genug kann ein Werk empfohlen werden, von dem bei so vortrefflicher Ausstattung eine Lieferung nur 2 Mk. 70 Pfg. kostet.

Im Lebensvorgange der Pflanzen spielen die Blattgrünkörnchen eine wichtige Rolle. Sie zerlegen im Sonnenlichte die Kohlensäure und lagern in ihrem Innern Stärke ab. Hierbei sind aber nicht alle Strahlen des Sonnenlichtes wirksam, sondern nur diejenigen, welche das Blattgrün absorbiert und welche man findet, wenn man Sonnenlicht, das durch eine Blattgrünlösung gegangen ist, durch ein Prisma betrachtet. Das Sonnenspektrum zeigt sich dann von einigen dunkeln Banden durchzogen. Daß sich dies in der That so verhält, hat Timeriazeff[2]) in eigenartiger Weise durch eine Art photographischen Vorgangs gezeigt. Auf ein Blatt einer Pflanze, welche einige Tage im Dunkeln gestanden hatte, wobei die Stärke aus den Blattgrünkörperchen verschwindet, ließ er längere Zeit ein Spektrum fallen, legte es dann behufs Auflösung des grünen Farbstoffes in heißen Alkohol und darauf das farblos gewordene in Jodlösung. Diese färbt die Stärke enthaltenden Blattteile dunkel, und es erschien nun, wie darauf getuscht, das Spektrum des Blattgrüns.

Das Blattgrün besorgt nun aber nicht nur die Kohlensäurezerlegung, es bewirkt auch, wenigstens zum größten Teil, die Wasserverdunstung. Mittel, die die eine verkleinern, vergrößern die andere. So fand Jumelle[3]), daß Ätherdampf die Kohlensäurezersetzung aufhebt, die Verdunstung aber entsprechend vergrößert. Ebenso wirkt Salzgehalt des von der Pflanze aufgenommenen Wassers und trockene Luft. Soll also in solcher oder an der Meeresküste die Kohlenzersetzung in den Blättern genügend vor sich gehen, so müssen die Pflanzen mit Schutzmitteln dagegen ausgerüstet sein. Im Trocknen wachsende Pflanzen besitzen als solche lederartige Blätter, die ihr eigentümliches Aussehen einem Harzüberzuge verdanken, in salzhaltigem Wasser wurzelnde dicke Oberhaut, entwickeltes Wassergewebe, reichliche Behaarung und möglichst kleine verdampfende Oberfläche, Merkmale, die sie verlieren, wenn sie in gewöhnlichem Boden wachsen. Diese von Schimper[4]) zunächst für die Flora Javas festgestellten Thatsachen dürften ganz allgemein gelten. Aber es kann auch vorkommen, daß dem Zellsafte beigemengte Stoffe die Kohlensäurezerlegung erschweren. So verhält sich nach Jumelle[5]) der rote Farbstoff, der den rotblättrigen Varietäten von Bäumen und Sträuchern ihre Farbe erteilt. Infolge davon wachsen dieselben langsamer und tragen auch seltener Früchte.

Daß unsere gegenwärtige Revue nach Robert Koch's großer Entdeckung des Mittels gegen den Bacillus der Tuberkulose die Mikroben nicht noch einmal erwähnt hat, hat vielleicht in manchem Leser Enttäuschung hervorgerufen. Da jedoch die deutsche Revue hierüber besondere Artikel bringt, durften wir davon absehen. Erwähnen wollen wir hier aus diesem Gebiet

[1]) Wien und Olmütz. Ed. Hölzel.
[2]) Comptes rendus 110, S. 1346.
[3]) Compt. rend. 111, S. 461.
[4]) Berliner Sitzungsberichte 1890, S. 1045.
[5]) Compt. rend. 111, S. 380.

Digitized by Google

nur die Ansicht, die Dubois[1]) von der Wirksamkeit der in den Gefäßen der Kannenpflanze (Nepenthes) enthaltenen Flüssigkeit, von der man annahm, daß sie eiweißhaltige Körper verdauen könne, sich gebildet hat. Eine Auflösung solcher im Safte noch geschlossener Kannen hat Dubois nicht beobachten können, glaubt vielmehr, daß in diesen Saft nach Öffnen der Kanne eingedrungene mikroskopische Pilze die Fäulnis jener Körper bewirken und daß demnach die Kannenpflanze keine fleischfressende Pflanze sei.

Was wir uns unter einer solchen Auflösung zu denken haben, ist uns durch häufige Beobachtung geläufig. Wie aber sollen wir uns die Auflösung zweier Kometen vorstellen, die Barnard[2]) auf dem Lick-Observatorium beobachtet hat. Die beiden Begleiter des fünften Kometen von 1889 sind in der Zeit vom 2. August 1889 bis 20. März 1890 unsichtbar geworden und es ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß sie zu existieren aufgehört haben. Über die Entstehung der Ringgebirge des Mondes hat Ebert[3]) eine neue Ansicht ausgesprochen und ihre Möglichkeit durch Versuche bestätigt, wonach sie durch Flutbewegungen des noch flüssigen Mondinnern aufgebaut sein sollen, welches zu einer Zeit, wo der Mond noch um seine Axe rotierte, abwechselnd durch Spalten bereits festgewordener Schlacken auf dieselben herauf- und zurücktrat, dabei einen sich immer vergrößernden Ringwall zurücklassend. Viel dürfte die neue Theorie vor der früheren nicht voraus haben. Endlich sei noch ein Vortrag von Böttcher[4]) über Nationalzeit, örtliche und Weltzeit erwähnt, der als Sonderabdruck aus dem 20. Hefte der Grenzboten von 1889 erschienen ist. Neues bringt derselbe nicht; über die Sache selbst sind die Leser dieser Revue unterrichtet.

[1]) Compt. rend. 111, S. 315.
[2]) Astronomische Nachrichten 1890. Nr. 2988 u. 2989.
[3]) Wiedemann's Annalen. N. F. 41, H. 351.
[4]) Leipzig. Grunow.

Litterarische Berichte.

Nervosität und Mädchenerziehung in Haus und Schule. Von Chr. Ufer. Wiesbaden 1890. Verlag von J. F. Bergmann.

Die Nervosität ist, wie immer mehr hervortreten scheint, die moderne Krankheit, und nur das ist unsicher, wie viele unter den Nervösen unabsichtlich sich selbst oder absichtlich, um interessant zu erscheinen, andere täuschen oder aber geist- und energielos anderen nachsprechen. Daß dieser Krankheit mit allen Mitteln entgegengearbeitet werden muß, ist unzweifelhaft, weniger sicher ist die bösartige Quelle dieses so weit verbreiteten Leidens. Der häufig erhobenen Anklage, daß wiederum die Schule die hauptsächlichste, wenn nicht die alleinige Schuld trage, tritt der Verfasser mit Recht entgegen, wunderbarer Weise aber hat er trotzdem an der Methode des Unterrichts (speziell der Mädchenschule, da er von der Nervosität der Mädchen spricht) so vieles auszusetzen und so viel Neues vorzuschlagen, daß es scheint, als sei die Schule doch nicht so schuldlos. Wenn er die allzu schweren Rechenaufgaben und die oft geradezu unsinnigen Aufsatzthemata als Fehler der Lehrer, das so frühzeitige Herausnehmen des vierzehnjährigen Mädchens aus der Schule, ihre trotz mangelhafter oder gar nicht vorhandener Begabung übermäßige Beschäftigung mit Klavierspielen, Malen und Singen als Fehler der Eltern tadelt, für die Weglassung des Englischen und die Betreibung nur einer Sprache, nämlich der französischen, eintritt, so stimmen wir entschieden bei, weniger aber und teilweise gar nicht in seinen sonstigen Ansichten und Vorschlägen. Der Schulanfang mit dem sechsten Jahre ist durchaus nicht zu früh; denn früher, als er mit dem fünften Jahre begann, war die Nervosität nicht so verbreitet. Mit 30 Stunden, wie der Verfasser behauptet, ist kein Kind von vornherein belastet, das Schreiben und Lesen braucht nicht langsamer betrieben, die häusliche Arbeitszeit darf nicht zu sehr verkürzt werden; nach des Verfassers Ratschlägen weiß man kaum, wann überhaupt zu Hause gear

Digitized by Google

beitet werden soll. Die Pausen sollen verlängert, die Erholung nach jeder Seite hin vervollständigt werden u. s. w. Wer allen diesen und den noch übrigen Anweisungen genau nachkommen wollte, würde vor lauter Fürsorge und Besorgnis selbst nervös werden, und es würde vielleicht dieselbe Erscheinung wie die angeblich im Jahre 1866 beobachtete eintreten, wo fast ebenso viele Menschen durch die Präservative gegen die Cholera wie durch diese selbst umkamen. Die Befürchtung, daß auch die häufigen Versäumnisse (besonders in Privatschulen), die Ausdehnung der Ferien oder gar die Teilnahme am Konfirmandenunterricht zur Nervosität beitragen könne, widerspricht wohl der Erfahrung; ob der Wetteifer und die Erregung des Ehrgefühls auch nervös mache und ob für den Mädchenunterricht männliche Schulleitung (wir dehnen diese Frage weiter aus: ob überhaupt männliche oder weibliche Lehrkräfte) besser seien, hierüber läßt sich streiten, unbestritten aber ist es, daß an der modernen Nervosität der Zeitgeist und die, statt ihm entgegenzuarbeiten, demselben meist dienende häusliche Erziehung die Hauptschuld trägt. „Um mit der Zeit fortzuschreiten", werden die Kinder zu allen möglichen Schaustellungen und Festen, auf weite Reisen, in alle Lokale, leider zum Teil mit der Mutter, mitgenommen, sie müssen alles sehen, lesen und mitmachen, und der Hausarzt (man verzeihe diesen Vorwurf!) wirkt unseres Erachtens viel zu wenig auf Beschränkung dieses Unfugs und auf Erregung der Energie gegen ein oft nur vorgegebenes oder fast mit Vorliebe empfundenes Leiden. Andere Häuslichkeit, nicht andere Schule, das scheint uns die Hauptforderung zu sein. Zu diesen und anderen wichtigen Betrachtungen regt das vorliegende Buch an, und wie weit man auch ihm beistimmen oder widersprechen mag, jedenfalls gewährt es das größte Interesse und ist als ein für unsere Zeit höchst lehrreiches Eltern und Lehrern aufs wärmste zu empfehlen. C. S.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Von L. Quidde. Dritter Band, Jahrgang 1890. Erstes Heft. Freiburg i. B. 1890. Akad. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Je mehr diese nunmehr über die ersten Jugendschwierigkeiten hinausgelangte Zeitschrift sich entwickelt, desto mehr zeigt sich, mit welchem taktvollen Geschick der Herausgeber ihre Selbständigkeit und Eigenartigkeit gegenüber älteren Unternehmungen zu wahren versteht. Allmählich treten uns alle wissenschaftlich renommierten Fachmänner mit ernsten Spezialarbeiten entgegen, die freilich naturgemäß zunächst nur die gelehrte Welt im Auge haben, aber eine Abhandlung wie Fester's „Arthur Schopenhauer und die Geschichtswissenschaft", oder Lindner's „Vemeprozesse gegen Herzog Heinrich den Reichen" oder Hartwig's „Florentiner Geschichte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts" u. a. m. dürften doch auch weitere Kreise lebhaft interessieren. Wie den wissenschaftlich ernsten Charakter, so bewahrt die Zeitschrift auch mit Takt den universellen, und verfällt nirgends in die Konkurrenz mit den zahlreichen Vereinszeitschriften, deren Deutschland vielleicht gar zu viele besitzt. Neben den Hauptaufsätzen aber, die für kleine Monographien gelten können, fallen die Berichte und Besprechungen wertvoll ins Gewicht, denn sie sind keineswegs bloß der Schleppsack für Notizen, Reklamen und Rezensionen, sondern wohl überlegte Uebersichten über den Stand der wissenschaftlichen Leistungen auf historischem Gebiete innerhalb einer gewissen Zeitepoche, sorgfältig untersuchte und festgezimmerte Werkstücke einer zukünftigen allgemeinen Darstellung der Geschichtslitteratur. Liebermann's zusammenhängende Berichte über die neuere Litteratur zur Geschichte Englands im Mittelalter, Monod's Schilderung der geschichtlichen Studien in Frankreich, Bancuras Nachrichten „über die neuere böhmische Geschichtsforschung" werden auch in der Zukunft noch als instruktive Nachweise von jedem herangezogen werden müssen, der sich mit den betreffenden Gegenständen eingehender beschäftigen will. Die mit großer Sorgfalt unter sachlichen Rubriken ausgearbeitete Bibliographie gewährt nun vollends die Möglichkeit, alle durch den Druck veröffentlichten Leistungen, auch wenn sie in Journalen und Akademieschriften sich verbergen, umfänglich zu überschauen. Eine derartig der Universalgeschichte zweckmäßig dienende Zeitschrift haben wir bisher noch nicht gehabt. C.

Aus meiner Studienmappe. Beiträge zur litterarischen Aesthetik und Kritik von Friedrich Spielhagen. Berlin 1891. Verlag des Allgemeinen Vereins für Litteratur.

Die vorliegenden Studien Spielhagen's sind, wie der berühmte Verfasser selbst sagt, nicht bloß teure Erinnerungen an Stunden, die vielleicht die glücklichsten seines Lebens waren, sondern vielmehr, sie sind sein künstlerisches Gedächtnis, sein teurer Ratgeber, sein mitleidslos aufrichtiger Kritiker. Mehrere Aufsätze sind in diesem Buche zum ersten Male veröffentlicht. Die Abhandlung „Produktion, Kritik und Publikum" greift tief in unser geistiges Leben ein und stellt große und gerechte Anforderungen an die Kritik, die leider nicht immer in tüchtigen und würdigen Händen sich befindet, sowie an die Produktion und an das Publikum. Das moderne Publikum müßte nach unserer Ansicht die Litteratur nicht im großen und ganzen nur als Unterhaltungsstoff betrachten, sondern der modernen Produktion und der Kritik gegenüber kritischer und selbständiger werden. Es wäre dies gewiß für unsere gesamte Litteratur von Nutzen. Sehr interessant ist auch das Kapitel über „die Premiere", wel-

Digitized by Google

ches in Dialogform die Premieren-Erlebnisse im allgemeinen charakterisiert und u. a. hervorhebt, daß das Publikum nicht selten in dem guten Glauben nachhause geht, es habe ein gutes Stück gesehen, und am nächsten Morgen erfährt, es habe sich gräßlich geirrt, das Stück sei ein miserables Machwerk. Es läßt sich hier nur kurz andeuten, was Spielhagen in seinem geistvollen Buche schildert. Es wird diese Sammlung von Studien aber, in welchen auch eine vortreffliche Charakteristik von Berthold Auerbach, Oskar Feuillet u. a. gegeben ist, gewiß jedem Leser genußreiche Stunden bereiten. R.

Die ewigen Rätsel. Populär-philosophische Vorträge gehalten im Litterarischen Verein zu Baden-Baden von Rudolf von Wichert, Oberstleutnant z. D. Zweite Serie. Halle a. d. Saale 1890. C. E. R. Pfeffer (R. Stricker).

Der rastlos fortschreitende Menschengeist bäumt sich trotzig gegen die immer von neuem sich ihm aufdrängende Mahnung auf, daß es bestimmte Grenzen für die Fähigkeit des Erkennens und Begreifens, daß es ewige Rätsel giebt. Anstatt diese unlengbare Thatsache mit einer gewissen Entsagung anzuerkennen, die den Menschen deshalb durchaus nicht von weiterem Ringen und Forschen abzuschrecken braucht, verirrt sich der jede Beschränkung als unberechtigt und des Menschen unwürdig zurückweisende Geist sehr oft auf Scheingründe und Hypothesen, durch welche er die vermeintlich sicher gefundene Lösung jener Rätsel zu stützen sucht, eine Methode, die mehr verwirrt als klärt und die notwendig in ihrer Unhaltbarkeit nachgewiesen werden muß. Diesen Zweck verfolgt der erste der in dem vorliegenden Buche gesammelten Vorträge von R. von Wichert, welcher in klarer, ebenso wissenschaftlich wie leicht verständlich gehaltener Darstellung zu beweisen sucht, daß Raum und Zeit, diese uralten Objekte menschlichen Grübelns, keine Realität besitzen, sondern nur subjektive Anschauungen unseres Bewußtseins sind. Vortrefflich ist die dann folgende Abhandlung über das Schöne, welche lehrt, daß das Schöne nicht eine den Dingen an sich anhängende Eigenschaft ist, sondern daß die schöne Form von uns erst in die Dinge hineingesehen und hineingehört, der schöne Inhalt in sie hineingefühlt wird, daß ferner das Schöne der Mitbestimmung durch das Gute bedarf. Es würde hier zu weit führen, die Vorzüge der einzelnen weiteren Vorträge eingehend zu besprechen; besonders sind nur noch die Erörterungen über den Zweck im Weltall und über den Utilitarismus hervorzuheben, in denen der Verfasser mit Recht und, wie wir meinen, mit überzeugenden Gründen gegen die materialistischen und sozialistischen Strömungen und gegen die von vielen Seiten versuchte Begründung derselben streitet. Es vereinigt sich in allen diesen Abhandlungen eine auf vielseitigem und gründlichem Studium beruhende Wissenschaftlichkeit mit einer nicht gerade populär, aber doch sehr klar und verständlich gehaltenen Darstellung, Vorzüge, welche dieser Sammlung zu besonderer Empfehlung gereichen. Das Buch, welchem hoffentlich bald eine neue Sammlung folgen wird, dürfte vielen wissenschaftlich gebildeten und gegen diese tiefsten Fragen der Menschheit nicht gleichgiltigen Lesern ohne Zweifel Befriedigung und Interesse gewähren. C. S.

In Algerien, Marokko, Palästina und am Roten Meere. Reiseskizzen von Alfred Stähelin. Mit 5 Karten. Basel 1891. Verlag von Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung.

Drei selbständige Vergnügungsreisen des Verfassers werden in diesem Buche beschrieben. Die erste, in Algier, sucht an zwei Stellen die Wüste zu erreichen, die zweite führt von dem Hafenort Mogador nach Marrâkesch (Marokko), der Hauptstadt des gleichnamigen Königreiches, und die dritte von Jaffe über Jerusalem durch das Rote Meer nach Suakin und Massaua. Der Verfasser besucht im wesentlichen nur bekannte Gegenden und erzählt mehr von seinen Erlebnissen als von seinen Beobachtungen. Immerhin bieten diese ziemlich trocken gehaltenen Berichte manches Neue über die durchfahrenen Länder. Stil und Darstellung sind unbeholfen, und die Ausdrucksweise dadurch verunstaltet, daß der Verfasser bei jeder Gelegenheit englische und französische Wörter, die er irgendwo aufgegriffen hat, einfach wiederholt, obwohl er sie hätte ins Deutsche übersetzen können. K. F.

Preußische Feldherrn und Helden. Kurzgefaßte Lebensbilder sämtlicher Heerführer, deren Namen preußische Regimenter tragen. Von Wilhelm Bußler, Divisionspfarrer 2c. Gotha 1890. Verlag von Gustav Schloeßmann.

Wählt sich jemand die Musik zur Muse seiner berufsfreien Zeit, so wird ihm das ein jeder ohne Bekrittelung gönnen, so lange er mit der Ausübung in seinen vier Pfählen bleibt. Giebt er aber ein Konzert, so muß er der Kritik standhalten. Billiger wird man mit Produktionen auf geschichtlichem Gebiete nicht verfahren dürfen. Herr Divionspfarrer Bußler hat „in letzter Zeit“ seine „Mußestunden“ dem Studium des Lebenslaufs der preußischen Heerführer gewidmet, deren Namen unsere Regimenter führen: das Resultat dieser „Nebenbeschäftigung“ ist der vorliegende Band von mehr als vierthalbhundert Seiten, dem „will's Gott“ zwei weitere „bald“ nachfolgen sollen. Bedenkt man nun, daß die preußische Armeegeschichte, welche diese Arbeit vollständig beherrschen müßte, etwa 2½ Jahrhundert umfaßt, so wird man solche Leistungsfähigkeit bewundern. Leider nicht lange. Denn die Be-

Digitized by Google

trachtung der einzelnen Abschnitte zeigt, daß der kritiklosen Darstellung jedes Verdienst abgesprochen werden muß. — Zunächst ein paar Aeußerlichkeiten. Statt der chronologischen Reihenfolge hat der Verfasser nach „anfänglichem Schwanken“ die Nummerfolge der Regimenter gewählt. So wird der Leser beständig zwischen den Epochen heruntergeworfen, und der Verfasser selbst ist zu sehr lästigen Wiederholungen verführt. — Wohl nur ein Versehen hat Roon des Grafentitels in der Ueberschrift (S. 307) beraubt; daß aber der Verfasser „die von Borkes“ schreibt, statt „Borke“ ist zum mindesten geschmacklos. Der Ausdruck „Batterie Artillerie“ (S. 278) ist eine ungeschickte Häufung; der Pluralis „3 Chasseure“ (S. 250) erscheint etwas kühn. Aber wir wollen uns nicht bei Kleinigkeiten aufhalten. Schlimmer ist, daß es unklar bleibt, für welchen Leserkreis das Buch bestimmt ist. Für den Kundigen? Das schließt der Mangel jeder eigenen Forschung aus. Also für einen größeren Laienkreis? Aber dem werden ziemlich viel Kenntnisse zugemutet, wenn z. B. auf S. 42 („Gneisenau“) erzählt wird, nach Ligny habe Gneisenau den Rückzug auf Wavre befohlen, ohne daß der Verfasser ein Wort darüber sagt, daß dieser geniale, kühnste Entschluß es war, der den Feldzug entschied. Ebenso muß die auf S. 15 erwähnte anfängliche Weigerung Kleist's, den ihm nach der Schlacht von Kulm vom Könige verliehenen Schwarzen Adlerorden anzunehmen, unverständlich bleiben, wenn nicht vorher darauf hingewiesen wird, daß Kleist seinen entscheidenden Angriff von Nollendorf her in dem Glauben that, sich durchschlagen zu müssen, sodaß ihm dann der große Erfolg unverdient in den Schoß gefallen zu sein schien. Aber diese Erwähnung hat der Verfasser vielleicht darum vermieden, weil er nur allzusehr geneigt ist, weiß in weiß zu malen und jeden Schatten hinwegzuschweigen, wie er denn auch immer dem von ihm grade behandelten Helden das eigentliche Verdienst für den gleichen Sieg zuweist (so erst Kleist und dann Grolman für Kulm). — Was des Verfassers „Quellen“ betrifft, so hat er z. B. den Artikel „Prinz Louis Ferdinand“ zum größten Teile wörtlich aus P. Baillens verdienstvoller Arbeit abgeschrieben; war doch dieselbe in der „Deutschen Rundschau“ 1885 veröffentlicht und also bequem genug zugänglich! Aber hätte er nur immer aus so reinen Quellen geschöpft! Daß nach den Leistungen der Friederizianischen Forschung ein solch' schöngefärbter, anekdotenhafter Artikel wie Bußler's „Prinz Heinrich“ noch möglich war, ist doch überraschend. Wenn der Verfasser im Vorworte „Militärs vom Fach“ um nachsichtiges Urteil für seine „strategischen Angaben“ bittet, so wird ihm solches für seine Kennzeichnung der Kriegsführung des Prinzen Heinrich (S. 331) kaum zugebilligt werden können. Nach alledem ist selbstverständlich, daß der Verfasser sich bei Nebendingen der Mühe überhebt, selbst nachzufragen. Nicht immer wäre das so einfach gewesen, wie die Feststellung des Vorhandenseins der Medaille auf den Prinzen Louis Ferdinand (S. 250), wo der Verfasser sich begnügt zu sagen, dieselbe „soll“ im Hohenzollern-Museum sich befinden; schon seine Vorlage (Bailleu) giebt das Faktum positiv an, von dessen Richtigkeit sich Herr Bußler auch von Erfurt aus durch eine briefliche Anfrage hätte überzeugen können. — Wir haben uns mit dem Buche ausführlicher beschäftigt, als es wert ist, da es nicht unangebracht erscheint, gerade in der „Deutschen Revue“, die das gesamte nationale Leben der Gegenwart umfaßt, für die historische Wissenschaft gegen die in letzter Zeit bedenklich überwuchernde laienhafte Vielschreiberei eine Lanze zu brechen. Gr.

Tugendhafter Jungfrauen und Jungengesellen Zeit-Vertreiber. Ein weltliches Liederbüchlein des XVII. Jahrhunderts. Nachweisungen der Quellen von K. H. Gr. Freiherr von Meusebach — — herausgegeben von Hugo Hayn. Köln 1890, Verlag von Franz Teubner.

Der unvergeßliche Kenner und Sammler der deutschen Litteratur des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts, Freiherr K. H. Gr. von Meusebach, hatte seinem Exemplar des seltnen Liederbüchleins einen handschriftlichen Quellennachweis beigegeben, der in vorliegendem Heft durch den bekannten Bibliographen H. Hayn zum Druck besorgt ist. Den Liebhabern der deutschen singbaren Lyrik des 17. Jahrhunderts wird der gut ausgestattete Druck willkommen sein. Q.

Tertullian dargestellt von Dr Ernst Noeldechen. Gotha 1890. Friedrich Andreas Perthes.

Neben den Männern, welche als Märtyrer den moralischen Wert des Christentums in den ersten Jahrhunderten bezeugt haben, sind für die Begründung und Befestigung der christlichen Wahrheit besonders die zahlreichen Kirchenschriftsteller von Bedeutung, welche, wie jene den Angriffen der Bestien im Zirkus, so denen der heidnischen und jüdischen Litteratur widerstanden und somit die Berechtigung der christlichen Lehre verteidigt und ihre Verbreitung gefördert haben. Zu den einfachsten und zugleich seltsamsten dieser letzten gehört unstreitig der karthagische Streiter Tertullian, dessen Persönlichkeit, Geistesart, Seltsamkeit und Bedeutung in der vorliegenden Schrift auf das eingehendste behandelt wird. Er ist uns ja längst bekannt, dieser Schöpfer des punischen Stils in der Kirchensprache, der Mann mit dem Motto: credo, quia absurdum, der Fanatiker, welcher alles, was weltliches Wesen in Kunst, Wissenschaft und feinerer Sitte betraf, als larvae diaboli verdammte; und dennoch erfahren wir aus diesem Buche noch viel Neues und lernen manches, was wir schon

Digitized by Google

wissen, vom Standpunkte jener Zeit aus erst recht zu verstehen. Wir stoßen uns nicht mehr an dem „frischen Realismus“ seines Stils, der zwar oft barbarisch, aber meist eigenartig und interessant ist und dadurch wirksam bleibt; wir lernen sein credo würdigen, weil es nicht das Wider-, sondern das Uebernatürliche zum Objekt hat; wir stimmen schließlich seiner Verwerfung der Liebhaberei für Kunst und weltliches Wesen bei, wenn wir sehen, welcher Abgrund von sittlicher Verkommenheit sich damals unter der schillernden Hülle der römischen Kunst und des äußeren Lebensschmucks verbarg. Der Verfasser ist aber weit entfernt davon, seinen Helden nur zu verherrlichen; er weist vielmehr unumwunden seine vielfachen Schwächen nach; seine oft unwissenschaftliche und eigenmächtige Text- und Sachkritik, besonders wo es sich um die Auslegung biblischer Stellen handelt, seine in den zahlreichen Schriften verschiedener Perioden hier und da hervortretenden Widersprüche, welche sich meist aus seiner wechselnden kirchlichen Stellung erklären, seine mitunter geradezu drolligen Auffassungen und Vergewaltigungen der Logik, so z. B. wenn Tertullian die Leichenverbrennung deshalb verketzert, weil Christus den Seinigen das höllische Feuer erlassen habe, oder wenn er den Frauen das Kränzetragen verbietet, weil der Kranz „eine buhlerische Empfehlung der Reize und ein Mittel schlimmer Verführungskunst“ sei. Wer den geistigen Entwickelungsgang, das Wirken und die Bedeutung des oft verspotteten Kirchenvaters besonders aus dessen eigenen Schriften kennen lernen will, für den wird Noeldechen's Schrift höchst willkommen und lehrreich sein; denn gerade der Inhalt seiner sämtlichen Schriften ist hier mit besonderer, oft vielleicht zu großer Ausführlichkeit angegeben. Für die Kenntnis des Tertullian selbst sowie für die jener ganzen frühchristlichen Periode ist daher das auf langjährigen Studien beruhende Buch bestens zu empfehlen. C. S.

Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwickelung des Menschen in den ersten Lebensjahren von W. Preyer. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig 1890. Verlag von Th. Grieben.

Im ersten Teil handelt der Verfasser von der Entwickelung der Sinne, im zweiten von der des Willens, im dritten von der des Verstandes und der Sprache. Am Schluß giebt er eine chronologische Zusammenstellung der die geistige Entwickelung in den ersten drei Jahren betreffenden Beobachtungen nebst drei Zeittafeln und einem Register. Es braucht einerseits kaum noch gesagt zu werden, daß der Erfolg des Buches die Absicht und die Methode des Verfassers gerechtfertigt hat. Anderseits ist es für jeden Kenner der Verhältnisse einleuchtend, daß z. B. die Fragen über den Ursprung der Sprache (also auch beim Kinde) zu schwierig und verwickelt sind, als daß sich annehmen ließe, wir hätten hier eine unzweifelhafte Lösung der Schwierigkeiten erhalten. Wenn ferner der Verfasser damit recht hätte, daß die Psychogenesis die notwendige Grundlage der Pädagogik bildet, so wäre (was nicht zu glauben Referent sich gestattet) die bisherige Pädagogik in der traurigen Lage gewesen, ohne Grundlage zu sein. Zum Glück ist die Welt dabei ganz leidlich vorwärts gekommen, und die Pädagogen dürften gut daran thun, auch ferner nicht auf die seit zwei Jahrzehnten vom Verfasser erstrebte „physiologische Pädagogik“ zu warten, sondern ihre Künste weiter zu versuchen auf Grund der bisher aus ihrer Beschäftigung mit der Sache erworbenen praktischen Kenntnis. B.

Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwickelungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Rud. Eucken, Prof. in Jena. Verlag von Veit und Comp., Leipzig 1890.

Giebt uns das persönliche Leben manche praktische Rätsel auf, so das Gesamtleben der Menschheit noch mehr theoretische. Die Denker, nicht zu begreifen ohne ihre Zeit, aber doch für diese oft eigentümlich neu und für die Folgezeit anregend, suchen jene Rätsel durch Philosophie oder Studium der Thatsachen zu lösen. Bezieht der Mensch unwillkürlich zunächst alles Geschehene auf sich als den Mittelpunkt der Welt, so wird er überlegen, worin sein Glück besteht, ob in sinnlichem oder geistigem Genuß, im Weltleben oder Askese, im Besitz oder Streben. Er wird fragen, was gut und böse ist, ob gut gleich nützlich ist und woher das Böse kommt. Erst spät erkennt er, daß auch das Leiden seinen Wert hat. Eine Ansicht über die Bedeutung und den Wert des Lebens gewinnen wir aber erst aus der Aufklärung über viele andere Dinge. Dahin gehört die nicht immer gleich beantwortete Frage vom Werte der Kultur und ihrer einzelnen Güter z. B. der Künste und Wissenschaften. Wie ist ferner die Gesamt-Entwickelung der Welt zu begreifen? Hat sie ein Ziel und welches ist dies? Kann unser Denken das Sein erkennen, hat nur das Wissen Wert oder auch der Glaube? Und wie ist dessen Ziel, Gott, vorzustellen und zu begreifen? Welchen Wert hat Mystik und Religion, und wie ist über Unsterblichkeit zu denken? Und bei alledem — haben wir Freiheit des Willens oder sind wir einer starren Notwendigkeit unterworfen? Die Schicksale dieser und vieler anderer, eng damit verknüpfter Probleme stellt der Verf. dar als eine „Entwickelungsgeschichte des Lebensproblems“ innerhalb des europäischen Kulturlebens, hoffend, daß die Gegenwart durch Belebung der Geschichte bereichert werde. Der erste Teil schildert die Lebensanschauungen des nationalen Griechentums, besonders des Plato und Aristoteles; der zweite das ethisch-religiöse Lebens-

Digitized by Google

ideal der Menschheit (Ausgang des Altertums, christliche Welt, Ausgleichung des Christentums mit dem Griechentum von den Kirchenvätern bis auf Thomas von Kempen); der dritte Teil das Kulturideal der Menschheit (Gesamtart der Neuzeit, Renaissance, Giordano Bruno, Reformation, Montaigne, Baco, Descartes, Spinoza, Leibnitz, Locke, Adam Smith, Rousseau, Hume und Kant, Fichte, Schelling, Hegel, den Rationalismus, Schopenhauer, Bentham, Marx, Lassalle, Darwin, Comte). B.

Freiland. Ein soziales Zukunftsbild von Theodor Hertzka. Dritte durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig. Verlag von E. Pirsons.

An einer befriedigenden Lösung der sozialen Frage beteiligen sich neben den neueren Bestrebungen einzelner Regierungen und den sozialistischen Vereinigungen in neuerer Zeit auch weitere Kreise wissenschaftlich und volkswirtschaftlich gebildeter Männer und dies mit Recht; denn auf welchem Standpunkte man auch stehen mag, so viel ist wohl sicher, daß ein bloßes Zusehen und Gehenlassen nicht mehr erlaubt, sondern eine entschiedene Stellungnahme zu dieser brennendsten aller Fragen geboten ist. So hat denn ähnlich dem schnell bekannt gewordenen „Rückblick aus dem Jahre 2000" auch der Verfasser von „Freiland" sich in Gedanken einen idealen Zustand konstruiert, der in dem „herrenlosen" (nach der Erzählung aber dem besitzenden Volke der Massai abgenommenen) Zentralafrika in der Umgebung des Kenia begründet und in kurzer Zeit ein Musterbild volkswirtschaftlichen Lebens geworden ist. Die Erzählung als solche ist eine durchaus gelungene; denn die Darstellung der ersten Ausrüstungen, der Reisen und Züge nach jenem Eldorado, die eingeflochtenen kleinen Jagd-, Kampf-, ja sogar Liebesszenen, die Schilderung der Anfänge und des Fortschritts von Freiland, dies alles ist unleugbar spannend und interessant, wenn auch alles, selbst das Schwierigste, etwas gar zu glatt und zu leicht sich abzuwickeln scheint. Einmal begründet, erfährt nun der neue Staat einen Aufschwung der uns allerdings fabelhaft vorkommt; die sich unbedingt aufdrängenden Zweifel und Einwürfe werden jedoch noch unterdrückt, weil wir eine Besprechung oder Widerlegung desselben in den langen (allerdings gar zu langen) Reden des in Freiland stattfindenden Kongresses der Vertreter aller Nationen noch zu finden hoffen. Jedoch trotz der vielen geistreichen und sprachgewandten Erörterungen, welche, wie wir dem Verfasser in seinem Schlußworte gern glauben, auf eingehenden, wohlgemeinten wissenschaftlichen Studien und nicht bloß auf Phantastereien beruhen, vermissen wir hier doch eine klare und entschiedene Besprechung und Widerlegung der Bedenken, welche gegen die Verwirklichung eines solchen Zukunftsideals in uns auftauchen. Wenn wir auch die Möglichkeit einer solchen Einigkeit der verschiedensten, zu einem gemeinsamen Plane zusammentretenden Elemente noch zugeben, wo giebt es denn, um allen „Enterbten" ein Freiland zu schaffen, noch mehr solchen herrenlosen Landes, das einfach besetzt werden kann? Soll alles Land für gemeinsamen Besitz erklärt und wie soll dies ins Werk gesetzt werden? Mit oder ohne Gewalt, mit Beibehaltung einer Regierung oder anarchisch? Werden Haß und Bosheit, Leichtsinn nnd Laster, wenn Hunger und Not geschwunden, auch beseitigt oder vielmehr bei materiellem Wohlstande nicht auch vorhanden und die Quelle neuen Elends sein? Es ist bei allem Mitgefühle mit den Notleidenden und Armen doch auch unrecht, immer nur von „Enterbten", Ausgebeuteten u. s. w. zu reden, als ob diese nie und nirgends selbst eine Schuld trügen. Und weiter: giebt es in dem geträumten Freiland keinen faulen, nur Musterschüler, keinen Tagedieb oder Verschwender, nur ideale Arbeiter, keine pflichtlosen Kinder und Eltern, ist wirklich mit dem befriedigten Hunger auch alles Böse beseitigt? Welche Stellung räumt der Verfasser der Religion ein, deren weder im Unterricht noch in dem Gemeindeleben gedacht ist? Soll sie ganz aufhören, wie ja viele im zukünftigen sozialen Staate wünschen, so mußte diese Neuerung doch auf ihre Berechtigung hin untersucht werden. Solche und viele ähnliche Fragen drängen sich dem aufmerksamen Leser auf, ohne, wie wir meinen, eine gebührende Antwort zu empfangen. Aber wenn dieser Fehler auch als der hauptsächlichste zu tadeln ist, so liegt doch gerade in dem Umstande, daß sich so viele Fragen aufdrängen, schon ein gewisser Wert des Buches; es ist eben ein höchst anregendes, und deshalb sowie wegen des am Anfange schon ausgesprochenen und anerkannten guten Zweckes, eine brennende Tagesfrage dem Interesse vieler nahe zu bringen, verdient dieses Buch eine allseitige und aufmerksame Beachtung. Es ist eben keins der gewöhnlichen Litteraturerzeugnisse, die nur unterhalten wollen; wer für das wichtige Thema sich interessiert, der wird es gern lesen; wer sich noch nicht dafür interessiert hat, den soll und wird es anregen. Wir empfehlen es daher dringend der allgemeinen Lektüre nur denken wir dabei an Schiller's Worte: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

C. S.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Baron, Richard, Geschichte eines jungen Malers. 3. Aufl. 8. — **Geschwister-Leid und -Freud'.** 2. Aufl. 8. — **Das Sonntagskind.** 2. Aufl. 8. — **Das Testament.** 3. Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Bewer, Max, Rembrandt und Bismarck. 8. (Druckerei Glöß, Dresden.)

Bötcker, Wilhelm, Neuester Rätselschatz. 8. (Verlagsanstalt, Hamburg.)

Brennecke, Adolf, Oberlehrer Mark 8. (Sam. Lukas, Elberfeld.)

Daul, A., Kakteenkunde. 8. (Eugen Ulmer, Stuttgart.)

Dittmar, Franz, Schulstaub und Sonnenschein. (Otto Spamer, Leipzig.)

Drachmann, Holger, Meerbilder. (Heinrich Minden, Dresden.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Zweite Abteilung, 61. und 62. Lieferung, enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 41 und 42. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Fink, Karl, Geschichte der Elementar-Mathematik. 8. (H. Laupp'sche Buchh., Tübingen.)

Franke, Otto, Das Rote Buch von Weimar. 8. (Fr. Andr. Perthes, Gotha.)

Fränkel, Heinrich, Gegen Bellamy! 8. (A. Stuber's Verlag, Würzburg.)

Frohschammer, J., Ueber das Mysterium Magnum des Daseins. 8. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Froitzheim, Joh., Lenz und Goethe. 8. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Gaedke, Wilhelm, Conradin von Staufen. Ein deutsches Schauspiel. 8. (Nitschke & Loechner, Berlin.)

Goethe's Naturwissenschaftliche Schriften. I. Band. Farbenlehre. 8. (Hermann Böhlau, Weimar.)

Häring, Oskar, Geschichte der Preußischen Garde. 8. (Kurt Brachvogel, Berlin.)

Harz, Heinrich, Aus dem Tagebuche eines Dreijährig-Freiwilligen. 8. (Gebr. Harz, Altona.)

Hase, Karl von, Erinnerungen an Italien. 8. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

Heppe, G., Hauswirtschaftliche Chemie. 8 (Leopold Voß, Hamburg.)

Hertslet, W. L., Schopenhauer-Register. 8. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Hoffmann, Franz, Die Tulpenzwiebel. — Liebe deinen Nächsten. — Die Stiefmutter. Drei Erzählungen. Dritte Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Koch, R., Natur und Menschengeist. 8. (Paul Hüttig, Berlin.)

Lachmann, Hermann, Die Reptilien und Amphibien Deutschlands. 8. (Paul Hüttig, Berlin.)

Lang, Carl, Ein Traum im Atelier. 8. (Th. Ackermann, München.)

Mantegazza, Paul, Die Hygiene des Blutes. 8. (Heinrich Max, Königsberg.)

Möser, Albert, Meine Beziehungen zu Robert Hamerling. 8. (Hans Lüstenöder, Berlin.)

Müller, Johannes, Immergrün. Gedichte. 8. (Verlagsanstalt, Hamburg.)

Prager, Dr. med., Die Vor- und Nachtheile der Naturheilmethode. 8. (Rauert & Rocco, Leipzig.)

Pudor, Heinrich, Das Heroentum in der deutschen Musik. 8. (Oskar Damm, Dresden.)

Raydt, H., Das Jugendspiel. 8. (Carl Meyer, Hannover.)

Sacher-Masoch, L. von, Die Schlange im Paradies. Drei Bände. 8. (J. Bensheimer, Mannheim.)

Schaefer, Karl, Titurel. 8. (G. Franz, München.)

Scheichl, Franz, Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Oesterreich. 8. (Fr. Andr. Perthes, Gotha.)

Scheidlein-Wenrich, Caroline von, Aus dem Irrenhause. 8. (A. Bauer, Wien.)

Schwarz, P., Reste des Wodankultus. 8. (A. Neumann's Verlag, Leipzig.)

Tolstoj, Leo N., Gesammelte Werke. Autorisierte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. 1/4. Lieferung. 8. (Richard Wilhelmi, Berlin.)

Was lernen unsere Söhne! Was sollen sie lernen! 8. (Heinrich Minden, Dresden.)

Wollny, F., Apologie des Materialismus. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Jaenicke, Hermann: Kurze Weltgeschichte.

Groß-8. 646 Seiten. Halbfranz gebunden 10 Mark.

Für Jedermann geeignet, der sich rasch und genau über irgend ein Vorkommnis der Weltgeschichte bis auf die neueste Zeit unterrichten will. Ein vorzügliches Festgeschenk für die heranwachsende Jugend.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Zopf, Professor Dr. Wilhelm, die Spaltpilze. Nach dem neuesten Standpunkte bearbeitet. Mit 41 vom Verfasser selbst auf Holz gezeichneten Schnitten. gr. 8°. 3. Aufl. 1885. **Mk. 3.**

— **die Pilztiere oder Schleimpilze.** Nach dem neuesten Standpunkte bearbeitet. Mit 52 meistens vom Verfasser selbst auf Holz gezeichneten Schnitten. gr. 8°. 1885. **Mk. 5.**

— **die Pilze** in morphologischer, physiologischer, biologischer und systematischer Beziehung. Mit 163 Abbildungen. gr. 8°. 1890. **Mk. 18.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Mark Aurels

Meditationen.

Aus dem Griechischen

von

F. C. Schneider.

Vierte durchgesehene Auflage.

16. Geheftet 2 Mk.

Elegant gebunden 3 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Sprachsünden.

Eine Blütenlese

aus der modernen deutschen

Erzählungs-Litteratur

von

Theodor von Sosnosky.

Geheftet. Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Deutsche Revue

über das gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Die bisher erschienenen

Kunstbeigaben

enthalten:

1. „November", von Paul Jenoudet.
2. „Junge Römerin", von Franz Lenbach.
3. „Passeggio", von Ludwig Passini.
4. „Der Ruin einer Familie", von Adolf Echtler.
5. „Predigt im Hofe der Kathedrale zu Sevilla", von Jimenez y Aranda.
6. „Porträt des Fürsten Bismarck", von Franz Lenbach.
7. „Nymphen und Bacchanten", von Hans Makart.
8. „Mädchenkopf", von Ludwig Löffz.
9. „In Verlegenheit", von E. Grützner.
10. „Neugierige", von Ludwig Passini.
11. „St. Gotthard", von Philipp Fleischer.
12. „Großmutters Liebling", von Georg Jacobides.
13. „Tiroler Mädchen", von Franz Defregger.
14. „Maientag", von Eduard von Steinle.
15. „Die Jünger von Emmaus", von Fritz von Uhde.
16. „Vor dem Thore", von R. Beyschlag.
17. „Zigeunerin", von Paul Thumann.
18. „Altdeutscher Studienkopf", von Fritz Fleischer.
19. „Holländische Dorfstraße", von Max Liebermann.
20. „Friede", von K. Raupp.
21. „Grand mit Vieren", v. Fritz Fleischer.
22. „Die beiden Freunde", von O. Cereelmann.
23. „In der Loge", von Konrad Kiesel.

Einzelpreis für jedes Kunstblatt 4 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Karl von Hase,

Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche.

5. Aufl. XXXVI. 728 S. gr. 8°.

geh. 12 Mk., geb. (Halbfranz) 13 Mk. 50 Pf.

Die berühmte Schrift Karl von Hase's, welche längere Zeit gefehlt hat, erscheint jetzt in fünfter, durchgesehener Auflage. Sie ist unter den heutigen Zeitverhältnissen besonders wertvoll und für jeden Gebildeten verständlich.

Mappe für die Kunsthefte

der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, für mehr als 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von **12 Mark** durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Breslau. **Eduard Trewendt,** Verlagsbuchhandlung.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgegeben von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhdlg. 3 Textheste bilden stets einen Band.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Digitized by Google

Due [illegible]40

Digitized by Google

2044 098 624 497

Digitized by Google